









Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Fortsetzung erster Theil.

Mainz 1824,
in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Sechszehnter Theil.

Mainz 1824,

in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Gedruckt bei Ludwig Riedel in Wiesbaden.

Des

Zweiten Zeitlaufs

Vierzehnter Zeitraum.

Von der allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus 431. bis auf den Tod Theodosius II. 450.

I.

Einleitung.

1. Die Leuchte des großen Augustinus flammte nicht mehr in dem Hause des Herrn; erloschen war das Licht, das während sechs und dreißig Jahren einen so hellschimmernden Glanz über alle Kirchen des Abendlandes, vorzüglich über jene von Afrika, verbreitete; und immer furchtbarer nahete sich jetzt die schreckliche Stunde, wo von den, in allen Lastern versunkenen, den Gerichten Gottes reifen Gemeinden von Afrika auch die übrigen Lampen Jakobs beinahe auf immer sollten hinweggenommen werden.

Salv. de vero jud. l. 7.

2. Schon am 28. August des verflossenen Jahres war Augustinus, der erleuchtete Kirchenlehrer, der rastlose Kämpfer für Wahrheit, der treue Hirt, der große, liebenswürdige Heilige in die Freude seines Herrn eingegangen. Der Tod eines Mannes, der die seltenste Überlegenheit des Geistes, veredelt durch eine eben so seltene Reinheit und Heiligkeit des Gemü-

thes, in einem erhabenen und heiligen Beruf entfaltet hat, läßt stets eine fühlbare Lücke in der sittlichen Welt zurück; selbst auch dann noch, wenn seine ruhmvolle Laufbahn nicht plötzlich abgebrochen, sondern wirklich zu einem der entferntesten Ziele der dem Menschen gegönnten Jahre fortgeführt ward. Je umfassender der Wirkungskreis eines Solchen war, je erhabener und edler der Zweck seines Strebens, je eingreifender in den Geist und die wichtigsten Verhältnisse seiner Zeitgenossen; desto weniger erscheint alsdann auch ein solches Leben in allen seinen Theilen vollendet, desto fühlbarer wird die Lücke in der sittlichen Welt und desto schmerzhafter und länger blutet die Wunde, die sein Tod dem Körper schlug, dem er angehörte, für den er arbeitete und den er nun als den einzigen Erben aller seiner Tugenden, alles Reichthums seines Geistes und Herzens, so wie alles Segens seiner rastlosen, so viele Jahre hindurch fortgesetzten Bemühungen hinterläßt.

3. Würde also zu jeder Zeit der Tod des heiligen Augustinus alle über den Erdkreis verbreitete Kirchen schon in die tiefste Trauer versenkt haben; so mußten sie nun doppelt schmerzhaft diesen Verlust empfinden, da gerade jetzt einer der kühnsten und gefährlichsten Neurer, gewandt in allen Künsten der Verführung und ausgerüstet mit allen Eigenschaften eines schamlosen Heresiarchen, die Grundfesten der Religion Jesu auf das neue zu erschüttern und das ganze Gebäude unsers Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe zu untergraben suchte. Weder schläft noch schlummert zwar der Wächter Sions; aber menschlichen Ansichten nach schien es jetzt eines zweiten heiligen Athanasius zu bedürfen; denn zu eben der Zeit, in welcher arianische Ketzerwuth, begünstiget von der Raubsucht zügelloser Barbaren und geschützt von einem alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen tretenden Vandalen-Fürsten, mit unerhörter Grausamkeit in Afrika die

Rechtgläubigen verfolgte, ihre Hirten verjagte, ihre Kirchen zerstörte, der Greul der Verwüstung schon an heiliger Stätte stand und die entblößten Küsten Italiens und aller Inseln des Mittelmeeres mit gleicher Verwüstung bedrohete, während ferner auf einer andern Seite arianische Gothen schon im Besitz des größten Theils von Gallien waren und die alles verpestende arianische Seuche bald alle Kirchen des Abendlandes zu veröden drohete; in eben dieser die Kirche Gottes so sehr ängstigenden Zeit schändete unter dem Namen Nestorius ein anderer Arius den Patriarchenstuhl von Constantinopel.

4. Aufgeblasen und voll hochfahrenden Dünkels, geschwätzig, zänkisch und wortreich wie alle Irrlehrer, dabei, gleich diesen, schwankend und unstät in der Lehre, verschmitzt und listig, wechselsweise bald schmeichelnd bald dräuend, niederträchtig kriechend vor dem Mächtigen, höhnend und frech gegen den Unterdrückten, die Worte: Friede und Liebe stets auf den Lippen, aber so bald die weltliche Macht zu Gebote stand, nur zu Schergen, Banden, Kerker und Verbannung seine Zuflucht nehmend, mit einem Worte, in vollkommenster Übereinstimmung mit dem nie und zu keiner Zeit sich verleugnenden Charakter jedes von der Kirche abtrünnigen Sektirers handelnd, war es dem Nestorius schon gelungen, den Samen seiner Unheil bringenden, das ganze Gebäude des Christen zerstörenden Irrlehre ziemlich weit umher zu verbreiten; und in dem Schwindel thörichter Zuversicht glaubte er jetzt schon die blühenden Äste seines von ihm gepflanzten, bald alle Kirchen des Morgenlandes überschattenden Baumes zu erblicken.

Stolb. Gesch. d. R. J. B. 16. S. 199.

5. Von dem Augenblicke an, wo bei bebender Erde und erschüttertem Hause der Geist Gottes über die in der heiligen Stadt versammelten Apostel sich ausgoß, bis zum Tode des heiligen Augustinus, hatten schon

acht und achtzig Ketzereien in beinahe ununterbrochener Zeitfolge, bald mehr bald weniger die Kirche Jesu verwirret, geängstiget und die Wahrheiten ihrer heiligen Lehre zu trüben gesucht. Jeder, der die ekelhaften und widerlichen Jahrbücher des Wahns und der Verirrungen des menschlichen Verstandes auch nur flüchtig durchgeht, muß von der auffallenden Ähnlichkeit, welche alle Ketzereien und Irrlehren, sowohl in ihren Haupt- als Nebenzügen, in ihrer innern Natur wie in der Geschichte ihrer Entstehung und Verbreitung, durchgängig mit einander haben, lebhaft ergriffen werden. Es ist stets der alte Wahn, der nur mit andern Albernheiten versetzt, oft mit noch größern Gottlosigkeiten aufgewärmt, auf das neue wieder erscheint; und zeigt sich auch anfänglich eine Sekte in einer gefälligern Gestalt und dem todten Buchstaben nach ganz unähnlich allen frühern; so liegen in ihr doch stets schon der Geist und die Prinzipien, deren völligen Entwickelung es nur bedarf, um sie gerade wieder auf die nämliche Linie ihrer alten und veralteten Schwestern zurückzuführen. In dem Aberwitz der Gnostiker lag schon der fruchtbare Samen aller nachherigen Ketzereien; aus ihm entstanden der Montanismus und die unsinnige Lehre des Manes; aus ihm schöpfte Arius, als er sich vermaß, der geheiligten Menschheit Jesu die Gottheit abzusprechen; und die verkehrte, Gott lästernde Lehre des Nestorius war nun abermals nichts, als die nur unter andern Wortformeln und Wortspielen wieder hervorgehobene Ketzerei des Arius. *)

*) Vermessenes Grübeln über das unerforschliche Geheimniß der beiden Naturen in Jesu Christo brachte Nestorius zum Fall. Die Veranlassung dazu gab die, im Jahre 370. vorzüglich zu Antiochien und in Syrien, verbreitete apollinarische Irrlehre. Apollinaris hatte die beiden Naturen in Jesu geleugnet; er lehrte, daß Jesus Christus keine menschliche Seele gehabt, sondern

6. Die in ihrer erhabenen Einfalt so durchaus göttliche, den Verstand wie das Herz gleich entzückende Religion Jesu hat und hatte nie einen gefährlichern

---

daß das ewige Wort sich umgewandelt hätte, um mit dem Leibe nur eine Natur in Jesu Christo zu bilden, und daß demnach das ewige Wort des ewigen Vaters auch in seiner göttlichen Natur gelitten habe und am Kreuz gestorben sey. Um diese Irrlehre zu bekämpfen, suchte man durch recht klare, genau bezeichnende Ausdrücke die beiden Naturen in dem Gottmenschen zu unterscheiden. Aber viele von denen, welche sich in diesen Streit eingelassen hatten, und unter welchen vor andern Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsuesta genannt werden müssen, gingen nun, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, offenbar zu weit; so daß sie, statt die beiden Naturen von einander zu unterscheiden, solche, den Ausdrücken nach, der sie sich bedienten, völlig von einander trennten. — In diesen Fehler, wie es scheint, fiel auch anfänglich Nestorius; als aber der neue Streit darüber begonnen hatte, rissen Heftigkeit des Temperaments und halsstarrige Rechthaberei ihn immer weiter und weiter und endlich von Wahn zu Wahn bis zur offenbaren Gotteslästerung hin. Das Wesentliche der nestorianischen Irrlehre bestand also darin, daß Nestorius lehrte, das ewige Wort müsse von Jesu Christo ganz getrennt werden. Christus sey ein bloßer Mensch gewesen, in welchem das ewige Wort, wie die Gottheit in einem Tempel gewohnt habe. Was vom Fleische geboren, sagt er, sey Fleisch. Man habe daher Unrecht, Mariam eine Gottesgebärerin zu nennen. Sie habe einen bloßen Menschen geboren, der mit ihr gleicher Natur gewesen. Wolle man Jesum Christum Gott nennen; so müsse dieses nur in dem uneigentlichen Sinne geschehen, gerade so wie die Schrift auch Moises den Gott Pharaos nenne. — Die genaue Verzweigung des nestorianischen, gottlosen Wahns mit dem Pelagianismus, dessen Anhänger Nestorius schützte und sogar wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen trachtete, ist von selbst so einleuchtend, daß es gar keiner nähern Entwickelung bedarf.

Till. mem p. à l'hist. ecc T. 14. art. 1
Baron. Ann. eccl. T. 7. annum 428
Stolb. Gesch. d. R. J. B. 1 K. 45.

Feind, als den unmäßigen, aus Stolz entspringenden Hang, auch dasjenige wissen zu wollen, was jenseits der Grenzen des menschlichen Erkenntnisses liegt; begreifen zu wollen, was nur durch den Glauben erschaut, von dem grübelnden Verstand niemals gelößt, aber von einem reinen, von Liebe zu Gott entflammten Gemüthe freudig geglaubt wird. Dieses unselige Streben, alles in den engen Kreis eines nicht weniger beengten Verstandes hineinzuziehen, ist und war von jeher die Quelle des ärgsten, gottlosesten Frevels; denn gibt es etwas Schnöderes, Frecheres, Unheiligeres und daher Gottloseres, als die erhabensten und heiligsten Wahrheiten der Religion zu Geist tödtenden Grübeleien herabzuwürdigen, und zu einem Gegenstand eitlen, leeren und zänkischen Geschwätzes zu machen, was nur in dem innersten Heiligthum eines reinen, von Gott erleuchteten Gemüthes gefühlt werden kann? Wie sehr warnt nicht der große Apostel gegen solch' eitles, unheiliges Gewäsch? gegen ein Gewäsch, das das gute, lebendige und lebendig machende Wort Gottes erstickt, den Dünkel nährt, der Eitelkeit schmeichelt, aber das Herz erkaltet und von der Liebe zu Gott und dem Nächsten hinwegwendet. Von Spitzfindigkeiten glimmt man dann zu noch größern Spitzfindigkeiten hinauf, und wenn, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, nun noch Eitelkeit und gereizte Empfindlichkeit in das Spiel kommen; so nimmt man, um den Wahn, es koste auch, was es wolle, zu behaupten, zu jeder Art des philosophischen oder unphilosophischen Aberwitzes seine Zuflucht. Steht endlich die grinsende, an den Brüsten starrsinniger Thorheit gesäugte und großgezogene Mißgeburt einmal da, dann will der Stolz ihr auch geben, was ihr doch nie werden kann, noch nie geworden ist, nämlich Dauer, Kraft und Bestand. Jedes Mittel, das zum Zweck führt, wird jetzt ergriffen; Lug, Trug und Verläum-

dung werden in Sold genommen und, wo es immer geschehen kann, tritt die Unholdin dann auch noch mit der mißleiteten, oft durch zeitliche Vortheile bestochenen, stets mißbrauchten, weltlichen Macht in Bund, um die Wahrheit desto sicherer überall zu unterdrücken, ihre Bekenner zu schmähen und zu verfolgen und den Irrthum auf einen, auf den Leichtsinn oder die Unwissenheit der Menge sich stützenden Thron zu erheben.

7. In solche, dem Geist wahrer Religiosität so sehr entgegenwirkende Untersuchungen läßt sich der ächte Katholik durchaus nicht ein. Ihm ist die Religion Jesu ein schönes, herzerhebendes, in allen seinen Theilen völlig vollendetes Ganzes. Hier gibt es nichts mehr zu entwickeln, zu ergrübeln und zu verfeinern, und der Scharfsinn des geübtesten Philosophen blickt hier nicht weiter und oft nicht einmal so weit, als der gewöhnliche Verstand des ganz einfachen, aber frommen und daher in seinem Innern von Gott erleuchteten Christen. Der Geist wehet, wo und wann er will; und kräftiger und salbungsvoller wehet er oft bei den Niedrigen und Demüthigen, als bei den Hohen, Weisen und Verständigen.

8. Ohne zu untersuchen also glaubt der Katholik in der Einfalt eines frommen, demüthigen Herzens; und dennoch ist sein Glaube nichts weniger, als ein Köhlerglaube *); denn er beruhet auf Gründen,

*) Nicht vom Köhlerglauben, wohl aber vom Köhlerunglauben wäre man berechtiget zu sprechen; und wie viel hätte man davon nicht zu reden? Die mehrsten unserer Ungläubigen sind bloß deßwegen ungläubig, weil ihr Nachbar es auch ist, oder weil sie glauben, daß es nun einmal so Mode sey. Andere wieder, weil sie aus Trägheit durchaus unfähig sind, sich einem ernsten Gedanken, einer ernsten Untersuchung hinzugeben oder, weil in

die nicht nur die Vernunft befriedigen, sondern ihr auch noch eine höhere Würde ertheilen, und die demnach keine Philosophie zu erschüttern, kein Wortschwall hinwegzuraisonniren vermag. Wenn der Katholik unbedingt und ohne zu untersuchen glaubt, wenn er bei Glaubenslehren und Verordnungen der Kirche seiner Vernunft strenges Schweigen, stumme Unterwerfung gebeut; so sind es nicht bindende Normen, von Menschen entworfen, nicht menschliche Gesetze, welche sein Gewissen fesseln oder seine Vernunft gefangen halten;

Sinnlichkeit versunken, kein übersinnlicher, jenseits des Kreises ihres thierischen Lebens liegender Gedanke auch nicht den mindesten Reiz mehr für sie hat; oder endlich auch, weil ihr inneres Bewußtseyn ihnen sagt, daß sie keinen Himmel verdienen, folglich es für bequemer und beruhigender finden, auch keinen zu glauben. Überhaupt wie viele gibt es, die im Stande sind, auch nur einen einzigen eigenen Gedanken, ich will nicht sagen, eigene Meinung zu haben? Das, was sie ihr System, ihre Ansichten nennen, ist gewöhnlich nichts, als eine gewisse Anzahl halbverdauter, aus leichtfertigen Schriftstellern und oberflächlichen, ephemerischen Broschüren erbettelter Gemeinsprüche. Sinnig und unbefangen ein Buch zu lesen; dieß gehört gar nicht zu ihrer Tagesordnung; und wollten sie dieß wirklich: würden sie es auch vermögen? Fühlen wird die Wahrheit dieser Bemerkungen ein jeder, der mehr als einmal die Geduld haben mußte, das so äußerst dürftige Raisonnement dieser leider, so zahllosen Klasse über religiöse Gegenstände anzuhören. O, des unseligen Köhlerunglaubens! Eine moralische oder geistige Krankheit kann man es nicht nennen; denn man hat es hier nicht mit dem, durch gewagte Abstraktionen oder durch kühnes und unmäßiges Klügeln und Grübeln, auf Abwege gerathenen Verstand zu thun, sondern mit dem ganz nackten, skeletartigen, durchaus hülfsbedürftigen und, weil in den Kreis niederer Triebe und Leidenschaften gebannt, seine große Hülfsbedürftigkeit gar nicht fühlenden noch erkennenden Unverstand; und wie diesem beizukommen sey, dies ist wahrlich nicht so leicht auszumitteln.

sondern er glaubt, weil er weiß, daß, als Jesus Christus — vor dem Jahrtausende wie ein Tag sind — vor seinem Hinscheiden aus dieser Welt, seine Lehre als ein allen damaligen und künftigen Geschlechtern zugehöriges, heiliges Vermächtniß in die Hände der Apostel niederlegte, Er ihnen zugleich verhieß, daß Er bei ihnen seyn werde alle Tage, bis an das Ende der Welt; weil er weiß, daß Jesus Christus, der treue, unwandelbare Hirt, als Er den Aposteln befahl, diese seine Lehre allen damaligen und kommenden Völkern des Erdkreises zu predigen, sie darin zu unterrichten, ihnen alles zu lehren, was Er sie selbst gelehrt hätte, ihnen zugleich auch verhieß, daß der Geist Gottes bei ihnen bleiben soll ewiglich. In dieser doppelten Verheißung liegen die Gründe seines Glaubens; Gründe, die den Stempel göttlicher Weisheit tragen und, weit entfernt die Vernunft herabzuwürdigen, sie vielmehr zu ihrer ersten, primitiven, höchsten Würde erheben. Wer wird, wer darf oder kann zweifeln an der Erfüllung der Verheißungen des Gottmenschen? und gingen und gehen diese in Erfüllung: wer wird, wer darf oder kann zweifeln, untersuchen oder grübeln, wo der Geist Gottes selbst zu den Gemeinden spricht, wo der heilige Geist selbst entschieden hat; und Er hat entschieden und entscheidet noch täglich durch den Mund der durch ununterbrochene Handauflegung zu Nachfolgern der Apostel geordneten und um den Felsen Petri vereinten und versammelten Bischöfe und Prälaten; auf diesen ruhen jene göttlichen Verheißungen; in ihrer Mitte ist Jesus unsichtbar bis an das Ende der Tage und über ihnen wallt der verheißene Geist Gottes ewiglich.

9. Kann es ein schöneres, festeres, in sich unerschütterlicher gegründetes Lehrgebäude geben, als dieses? Frei und völlig entfesselt von allen menschlichen

Beziehungen, vollkommen unabhängig von der, alles Irdische ohne Unterschied, beherrschenden Wandelbarkeit der Zeit, ertheilt es seinen aufrichtigen Bekennern die nämliche Freiheit, die nämliche Unabhängigkeit; und bei Gott! gibt es irgendwo wirklich ein wahrhaft freies, wahrhaft unabhängiges Wesen; so ist dieses der ächte Katholik. In dem Schoße seiner Kirche, an ihrem mütterlichen keuschen Busen findet er den Frieden, die Kraft und die Weisheit, welche die Welt zu geben nicht vermag; hier findet er sich in dem Hause, das weder die brausenden Winde erschüttern, noch die schäumenden Wogen hinwegschwemmen können; und unbekümmert um die Weisheit oder Thorheit der Menschen, unbekümmert um die Plane der Welt und ihres Fürsten, trotzt er mit heiligem Muthe allen Stürmen kommender Ereignisse; denn er weiß, was er zu glauben und was er zu hoffen hat, und was noch mehr ist, er weiß auch, warum er es glaubt, und warum er es hofft. Dieser Glaube und diese Hoffnung sind ihm die kostbare Perle, um deren Besitz er alles verkauft, um deren Erhaltung er jedes Opfer zu bringen freudig bereit ist, und wegen welcher er jeden Verlust, den er leiden, jede Schmach, die er dulden, und jede Verfolgung, die er ertragen muß, als hohen, überschwänglichen, ja als den höchsten, schönsten Gewinn erachtet. O, möchten doch bald alle über dem Antlitz der Erde verbreiteten und zerstreuten Völker sich unter den mütterlich schützenden Flügeln dieser Kirche wieder vereinigen! Nur in ihr ist wahre Freiheit und Unabhängigkeit; nur in ihr zeitliches und ewiges Heil. *)

*) Will man hierunter den bekannten Grundsatz verstehen: extra ecclesiam non est salus; so haben wir nichts dagegen. Nur geschehe es in dem Sinne, welchen der heilige Augustinus und alle erleuchtete Katholiken ihm beilegen.

10. Nach den, so viele Jahre hindurch, rastlos fortgesetzten, mit so großem Segen begleiteten Bemühungen des heiligen Augustinus, nach so herrlichen, über den Irrthum erkämpften Siegen, wodurch so viele Ketzereien erstickt, so viele Verirrte, ja ganze Sekten wieder in den Schoß der Kirche zurückgeführt wurden; und endlich nach so vielen von dem mit den seltensten Geistesgaben geschmückten, von oben erleuchteten Kirchenvater verfaßten salbungsvollen Schriften, und in welchen durch den anmuthigen, kraftvollen, der innern Überzeugung entströmenden, lebendigen Vortrag, die Wahrheit neue Kraft, neuen Reiz erhält, die Ergießungen einer ungewöhnlichen Denkkraft, durch den in jeder Zeile athmenden Geist der reinsten Liebe zu Gott und den Menschen, der Vernunft neues Licht, dem Herzen neue Wärme geben, und in welchen endlich alle Lehren unserer Religion sich in jener ihnen eigenthümlichen, himmlischen Liebenswürdigkeit entfalten, vor welcher alle Sophistik und aller Wortkram ihrer Gegner gleich leerem Dunst dahinschwinden *);

*) Als die Vandalen Afrika eroberten, bereiteten sie allen Städten, die sie nach und nach erstürmten, ein gleiches Los. Durch Morden, Rauben und Brennen nämlich feierten sie jedesmal ihren Sieg. Überall ward mit vandalisch-arianischem Ketzereifer vorzüglich gegen die Katholiken gewüthet. Ihre Kirchen und kirchlichen Gebäude wurden geplündert, zerstört, der Erde gleich gemacht; was zum Gottesdienste gehörte, alle Schriften und heilige Bücher zerrissen, zerstreut und verbrannt; und dieser alles zerstörenden arianischen Wuth ungeachtet wurden dennoch die Schriften des heiligen Augustinus, obschon die Arianer ihn mehr, als jeden andern katholischen Bischof haßten und dessen Andenken so gerne vertilgt hätten, da er erst einige Jahre zuvor ihren Bischof Maximinus und den Grafen Pascentius, der eine Hauptstütze dieser Sekte war, in einer öffentlichen Unterredung, vor einer großen Menge von Zeugen beschämt und zum Schweigen gebracht hatte, auf eine völlig un-

mit einem Worte, nach einem so langen, ganz dem Dienste der Wahrheit und göttlichen Lehre geweihten und mit so segenvollem Erfolge gekrönten Leben, wäre man gewiß zu hoffen berechtiget gewesen, daß nach so reicher Erndte die Kirche doch wenigstens einige Zeit der Ruhe genießen und nicht sobald wieder den giftigen Anfällen ihrer Widersacher ausgesetzt seyn würde. Leider, eine eitle Hoffnung! doppelt eitel, weil nur die Trägheit sie hegen, in ihren matten Strahlen nur die Lauigkeit sich zu erwärmen verlangen konnte.

11. Als die Herrlichkeit Gottes den Gipfel von Tabor umstrahlte und einen überirdischen, himmlischen Glanz über dessen geheiligte Höhen verbreitete, sagte Petrus zu seinem Herrn und Meister: Herr, hier ist gut seyn; willst Du, so wollen wir hier Hütten bauen; eine für Dich, eine für Moses und eine für Elias. — Nicht umsonst, wie Massillon erinnert, bemerkt hier die heilige Schrift, daß die Augen des Apostelfürsten voll Schlafes gewesen seyen. Er wußte also nicht, was er redete; er wollte Hütten bauen auf

---

ron. Annal. cl. T. 7. ad nnum 430.

erklärbare Weise unversehrt erhalten. — Man ist gezwungen, hier abermal den sichtbar eingreifenden Arm der Allmacht zu erblicken. Einem Wunder verdankt also die christliche Welt die Schriften dieses erleuchteten Kirchenlehrers. Der Verlust derselben wäre unersetzlich gewesen; denn verschiedene davon hatte Augustinus erst kurz vor seinem Tode beendiget. Von diesen konnten nur äußerst wenige, vielleicht noch gar keine Abschriften gemacht seyn; und die übrigen waren bei dem so mühsamen, langsamen und großen Zeit- und Kostenaufwand erfordernden Abschreiben, und welches noch überdem der Verfälschung so sehr ausgesetzt war, bei weitem noch nicht so allgemein verbreitet, als sie es nachher wurden und in jeder Hinsicht es zu werden verdienten. Danken wir Gott für dieses herrliche Geschenk und vernachlässigen wir ja nicht eine Gabe, die wir gleichsam aus den Händen Gottes selbst erhalten haben.

einer Stätte, über welche die Jünger und Nachfolger Jesu nur pilgernd dahin eilen sollten; er wollte ruhen, bevor er noch gearbeitet hatte; er wollte des Preises genießen und in dem Abglanz der Herrlichkeit Gottes sich sonnen, bevor er noch gekämpft, bevor er noch den Preis und die Krone des Sieges errungen hatte. — So wie das Leben Jesu, des Oberhaupts seiner Kirche, ein ununterbrochener Kampf mit den Tücken der Bosheit und dem in den Kindern des Unglaubens sein Spiel treibenden Fürsten dieser Welt war; eben so soll und muß auch ein ununterbrochenes Kämpfen, Dulden, Leiden und Streiten das Los seiner, mit seinem kostbaren Blute gegründeten, befestigten und von dem Fürsten der Welt stets angefeindeten Kirche seyn. Hier auf Erden gibt es keine triumphirende, sondern blos eine leidende und streitende Kirche; aber um zu neuem Kampf neue Kräfte zu erhalten, hört sie bisweilen den Nachklang jenes himmlischen Alleluja und jener frohen Siegeslieder, womit die in dem Sitz der geoffenbarten Herrlichkeit Gottes triumphirende Kirche das von Ewigkeit erwürgte Lamm preisend und dankend verherrlichet.

12. Kaum waren also die Häupter des Pelagianismus entlarvet, der Irrthum beinahe in seiner Geburt erstickt, die zarten Gewissen beruhiget, der Lehrbegriff in seiner Reinheit befestiget und der Friede in den Gemeinden der Kirche Gottes wieder hergestellt; als schon neue Spaltungen die Kirchen des Orients wieder bedroheten und der Sauerteig der nestorianischen Ketzerei immer mehr und mehr zu gähren und sich zu verbreiten begann. Durch den falschen Schimmer einiger Scheintugenden war es Nestorius gelungen, das Herz des frommen Theodosius II. zu beschleichen. Die Gunst des Kaisers verschaffte ihm einen bedeutenden Anhang am Hoflager; und unter den Bischöfen wie unter der niedern Geistlichkeit hatte er theils durch

lockende Versprechungen, theils zurückschreckende Drohungen eine nicht minder bedeutende Anzahl von Anhängern zu gewinnen gewußt. Mit jedem Tage wuchs die Kühnheit und Ruchlosigkeit des Heresiarchen; öffentlich in den Kirchen von Constantinopel ward seine Ketzerei schon gepredigt, durch sogenannte Hirtenbriefe und eine Menge anderer Schriften in den Provinzen verbreitet; und da Nestorius, in stolzer Zuversicht auf die vermeintliche Gunst des Hofes und die Zahl seiner Anhänger, allen Bitten des h. Cyrillus und der ägyptischen Bischöfe, so wie den Ermahnungen und Befehlen des heil. Pabstes Cölestinus trotzte; so beruheten nun die Hoffnungen aller Rechtgläubigen zur Erhaltung des Friedens und der Glaubenseinheit in den morgenländischen Kirchen ganz allein noch auf der vom Kaiser am Ende des verflossenen Jahres (19. Nov. 430.) ausgeschriebenen, in der Stadt Ephesus zu haltenden allgemeinen Kirchenversammlung.

Stolb. Gesch. R. J. B. 15. S. 46. 48. 49.

cr. VII, 34.

II.

1. Das in seinem ganzen Umfange, wie unter dem großen Theodosius, noch unversehrt erhaltene morgenländische Reich genoß jetzt einer, weder von innern noch äussern Feinden gefährdeten Ruhe. Die verständige Verwaltung des edeln Anthemius, noch mehr die weise und erleuchtete Regierung der fünfzehnjährigen Augusta Pulcheria hatten dem Reiche innern Wohlstand und von Aussen zunehmendes Ansehen verschafft, glänzende Siege den Stolz der Perser gezügelt, Schrecken Gottes ein Hunnenheer unter den Mauern Constantinopels ergriffen und zernichtet und so das Reich nun auch auf dieser Seite gegen neue Anfälle dieser Barbaren auf einige Zeit gesichert. Nichts hinderte also die Bischöfe des Orients, selbst jene der

entferntesten Provinzen, sich zu der bestimmten Zeit in Ephesus einzufinden.

2. Dem, nach damaligem Brauch, im Namen der beiden Kaiser, Theodosius II. und Valentinians III., erlassenen Zusammenberufungsschreiben zu Folge, sollte das Concilium am ersten Pfingstfeiertage, welcher in diesem Jahre auf den siebenten Junius fiel, eröffnet werden.

3. Gerne hätte der, um die Erhaltung des Glaubens und der Einheit in der Kirche wahrhaft besorgte Theodosius eine allgemeine Versammlung aller Bischöfe der ganzen katholischen Christenheit gesehen; wie ehemals in Nicäa, wünschte er, daß auch jetzt in Ephesus der Aufgang den Niedergang wieder begrüßen möchte. Aber die Lage des römischen Reiches in dem Abendlande war bei weitem nicht so günstig wie jene im Orient. Gothen, Franken, Burgunder, Alanen, Sueven und Vandalen hatten sich in den größten Theil der abendländisch-römischen Provinzen getheilt und, in ununterbrochenen Kriegen, theils unter sich selbst, theils mit den Römern verwickelt, alle diese Länder zu einem weiten, öden Schauplatz der Verwüstung gemacht. Das Unglück der Zeit erlaubte den abendländischen Bischöfen weder eine so weite Reise noch eine so lange Entfernung von ihren Kirchen.

4. Auch an die afrikanischen Kirchen waren kaiserliche Einladungsschreiben ergangen. Der Regel nach waren diese überall bloß an die Metropolitan-Bischöfe gerichtet; aber der Ruf des heiligen Augustinus hatte sich über den ganzen christlichen Erdkreis verbreitet. Seine tiefen Kenntnisse in der Wissenschaft des Heils, die Erleuchtung, die ihm von oben ward, die Heiligkeit seines Wandels und seine vielen, ein ganz eigenes Gepräge an der Stirne tragenden und von der seltensten Geistesüberlegenheit zeugenden Schriften waren natürlicher Weise einer Augusta Pulcheria nicht unbe-

kannt geblieben. Ihn, den grossen Kirchenlehrer, wünschte man vorzüglich in der Mitte der zu Ephesus versammelten Väter zu sehen; von seiner, von einem höhern Licht erleuchteten Weisheit versprach man sich vieles, noch mehres vielleicht von seiner bekannten; stets von dem Geiste ächter Liebe geleiteten Sanftmuth. Ein Hofbeamte, Namens Ebagnius, war daher mit einem besondern kaiserlichen Schreiben nach Hippo abgefertigt. Aber leider war Augustinus nicht mehr. Ebagnius erfuhr dessen Tod in Carthago, übergab daher das kaiserliche Schreiben dem Bischofe Capreolus, welcher der Kirche von Carthago vorstand und kehrte hierauf sogleich wieder nach Constantinopel zurück.

Liberat. Brev. Fleury hist. eccl. l. 25.

5. Noch weniger als den abendländischen Bischöfen war es jenen von Afrika möglich, sich nach Ephesus zu begeben. Dieses noch vor kurzem in aller Fülle des Reichthums prangende Land war jetzt ein Schauplatz des tiefsten Jammers, ein wilder Tummelplatz, auf welchem Römer, Vandalen, Alanen und Gothen seit vier Jahren mit alles zerstörender Wuth sich wechselsweise herumtrieben, drängten, bekämpften, vertilgten. Von so vielen blühenden Städten, reich durch Handel und jede Art bürgerlicher Thätigkeit, ehemals die Sitze der Künste und Wissenschaften und schwelgend in allen Genüssen der Üppigkeit, erblickte man jetzt nichts mehr als die schauerlichen Brandstätten. Zertreten lag der Segen der Provinzen. Weinberge, Gärten und alle edlere Pflanzungen nebst ihren anmuthigen Villas und Maierhöfen waren von Grund aus zerstört, alle Fruchtbäume umgehauen, alle Dörfer verbrannt, lachende Fluren in Wüsteneien, Paradiese in Einöden verwandelt. Überall flüchteten die Einwohner; mit ihnen auch die Bischöfe, ihre Hirten; und nur in den drei festen Städten, Carthago, Cirta und Hippo, welche ihre Erhaltung bis jetzt der völli-

gen Unkunde der Barbaren in der Belagerungskunst zu danken hatten, ward noch regelmäßiger Gottesdienst gehalten, das gute, lebendige Wort Gottes dem Volke verkündet und die heiligen Mysterien mit geziemender Pracht gefeiert.

6. Indessen schickte dennoch Capreolus, Bischof von Carthago, im Namen der übrigen Bischöfe, den Bassula, einen Priester seiner Kirche, nach Ephesus. Diesem übergab er an das Concilium ein Schreiben, welches, als es nachher in öffentlicher Sitzung abgelesen ward, dem Capreolus zur ungemeinen Ehre gereichte. Der würdige Bischof beginnt damit, daß er sich entschuldiget, daß weder er noch einige andere der afrikanischen Bischöfe an den Berathungen des Conciliums zum Wohl der allgemeinen Kirche theilnehmen konnten. Er schildert in wenigen aber treffenden Zügen den traurigen Zustand des Landes, die Menge der gleich wilden Fluthen sich über alle Provinzen hinwälzenden Barbarenhorden, ihre Zerstörungswuth und Grausamkeit und die, besonders für katholische Bischöfe, daher rührende Unmöglichkeit, diese mit jeder Art des Jammers erfüllten Gegenden gegenwärtig zu durchreisen. Er sagt hierauf, daß er in der Person des Bassula, nicht sowohl einen förmlichen Legaten, als vielmehr bloßen Boten habe absenden wollen, um der nunmehr durch ihre Bischöfe und Priester versammelten allgemeinen Kirche seine und seiner Amtsgenossen schuldige Ehrfurcht und unwandelbare Anhänglichkeit zu verkünden. Er bittet die versammelten Väter, ja keine der von der Kirche schon entschiedenen Fragen auf das neue wieder einer Untersuchung zu unterwerfen. Wer dieses begehre, sey in seinem Glauben schon verdächtig. Von jeher wäre dieses der Wunsch und das Streben aller Irrlehrer gewesen; aller, welche die Kirche zu verwirren suchten; denn wenn man das oft schon hundertmal Entschiedene stets wieder als

Baron. Annal. eccl. ad an. num 431. § 24.

einen Gegenstand einer nochmaligen Entscheidung aufzustellen erlauben wollte; so würde bald dadurch den Ausflüchten, Einwendungen und Exceptionen, an welchen die Neurer unerschöpflich sind, ein grenzenloser, sich nie schließender Spielraum eröffnet werden. Er geht sodann zu den unverkennbaren Merkmalen der Reinheit unverfälschter Lehre über; und indem er auf die Quellen heiliger Überlieferungen hindeutet, beweißt er, daß das, was in allen Kirchen, in allen Zeiten und von Allen geglaubt ward, auch die wahre Richtschnur der Rechtgläubigkeit seyn müsse; denn es entspringe aus den Zeiten der Apostel, deren Lehre doch gewiß keine andere gewesen wäre, als die ihres und unsers Gottes, ihres und unsers Herrn und Meisters. Wer von dieser Richtschnur abweiche, gerathe auf Abwege und sey ein Irrlehrer, ein Ketzer in dem strengsten Sinne des Worts.

7. Sobald die Feier der österlichen Festtage beendiget war, machten alle nach Ephesus berufenen Bischöfe sich sogleich auf den Weg. Zu Folge des kaiserlichen Zusammenberufungsschreibens sollten nur so viele zurückbleiben, als zur Fortsetzung des Kirchenregiments und Verrichtung bischöflicher Handlungen in den Provinzen durchaus erforderlich wären. Alle glüheten von heiligem Eifer für die Erhaltung des alten und wahren Glaubens; alle waren mit Abscheu erfüllt gegen die in die Kirche sich einzuschleichen suchende gotteslästerliche Neuerung. Die Anzahl jener, welche anders dachten, war im Verhältniß zu den übrigen ziemlich unbedeutend und bestand aus den meistens schon bekannten Freunden und Anhängern des Nestorius.

8. An der Spitze der Kämpfer für die Ehre des Gottmenschen stand, wie die Leser sich erinnern werden, Cyrillus aus Alexandrien. Glücklich war derselbe mit 50 Bischöfen, ungefähr der Hälfte aller ägyptischen Bischöfe, in Rhodus angekommen. Von hier

aus erließ er einen Hirtenbrief an seine treuen Alexandriner, worin er sie zur Eintracht und Einheit im Glauben ermahnt und aus welchem es sich ergibt, daß die verkehrte Lehre des Nestorius nicht nur die Köpfe verschiedener, von ihm abhängiger Bischöfe und Priester und einiger Laien in Constantinopel verwirret, sondern auch überall unter dem gemeinen Volk und selbst in den entlegenern Provinzen schon Zwiespalt und Unruhe veranlaßt hatte.

9. Cyrillus säumte nicht lange in Rhodus; mit beflügelter Eile ging er dem Orte seiner hohen Bestimmung entgegen. Auf ihn waren jetzt die Blicke aller Rechtgläubigen gerichtet. Zwar gebührte ihm schon wegen des Vorranges seines Stuhls der Vorsitz bei dem Concilium; aber der besondere Auftrag Roms, kraft dessen er die Person des Oberhauptes der Kirche vertreten sollte, gaben ihm jetzt noch höheres Ansehen und in den Verhandlungen des Conciliums einen noch größern leitenden Einfluß. Seine zweite Seereise war indessen nicht so glücklich, als die erstere. Widrige Winde hielten das Schiff auf; es erhob sich ein heftiger Sturm; vielleicht ein vorbedeutendes Zeichen der noch viel heftigern Stürme, denen er nun bald mit dem freudigen Muthe eines wahren Bekenners in Ephesus entgegen gehen sollte. Dem ungeachtet lief das Schiff doch noch 5 Täge vor der, von dem Kaiser zu Eröffnung der Sitzungen, festgesetzten Zeit glücklich in dem Hafen von Ephesus ein.

Cyrill. apolog. ad Theodos.

10. Mehre Bischöfe aus den weniger entlegenen Provinzen waren früher schon angekommen. Bald nach der Ankuuft des Cyrillus und seiner ägyptischen Bischöfe erfolgte auch jene der Bischöfe aus Palästina unter Juvenalis von Jerusalem, und mit diesen, beinahe zu gleicher Zeit, trafen auch Flavianus von Thessalonich mit den Bischöfen Macedoniens und Thraciens

in Ephesus ein. Niemand fehlte mehr, als Johannes von Antiochien mit den syrischen Bischöfen.

11. Daß es unter den nun zu Ephesus versammelten Bischöfen viele der Reinheit ihres Wandels wegen verehrte, oder durch Talente ausgezeichnete Männer habe geben müssen, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber nach dem heiligen Cyrillus von Alexandrien verdienen vorzüglich bemerkt zu werden Acacius von Melitene, Petrus, Bischof der in Arabiens Wüste mit ihren Heerden herumziehenden Nomadenstämme, und Theodoret, Bischof von Cyrhus. Die beiden ersten wegen hervorleuchtender Heiligkeit; Theodoret wegen großer Gelehrsamkeit und seiner trefflich geschriebenen, von vorzüglichen Geistesgaben zeugenden Schriften.

12. Acacius von Melitene war der ehemalige, frühere Lehrer des damals in seiner vollen Kraft noch blühenden und einen Wohlgeruch der Gottseligkeit weit um sich her verbreitenden heiligen Euthymius. Von diesem großen, durch mehre Wunder schon während seines Lebens, von Gott verherrlichten Heiligen wird, so Gott will, noch öfters in dieser Geschichte die Rede seyn, und zwar mit um so viel größerer Zuversicht, als Cyrillus von Skythopolis, welcher als Mönch in einem der von dem heiligen Euthymius in Palästina gestifteten Klöster lebte, uns eine mit ungemeiner Unbefangenheit und Wahrheitsliebe geschriebene und von allen Kennern des christlichen Alterthums stets sehr geschätzte Lebensgeschichte dieses Heiligen hinterlassen hat.

13. Petrus, den die Griechen Bischof Parambolos nannten, ward bekanntlich nebst seinem ganzen Gefolge von dem heiligen Euthymius zum Christenthum bekehrt und in der Lehre des Heils unterrichtet. Vor seiner Taufe hieß er Aspebetus und war Oberhaupt oder Fürst eines arabischen Stammes. Von der durch das Sakrament der Taufe in ihn sich ergießen-

den Gnade mächtig ergriffen, führte er nicht nur den jedem Christen geziemenden Wandel, sondern übte auch alle höheren Tugenden des Evangeliums. Ein so gottseliges Leben konnte den Bischöfen von Palästina nicht entgehen und Juvenalis von Jerusalem weihete ihn, den Sarazenen-Fürsten, zum Bischof der in der Wüste wohnenden und den Namen Jesu bekennenden Araber. Bevor Petrus sich nach Ephesus verfügte, machte er dem heiligen Euthymius einen Besuch und dieser gab ihm den Rath, bei allen Verhandlungen auf dem Concilium sich stets fest an Cyrillus von Alexandrien und Acacius von Melitene anzuschließen.

Vita S. Euth. p. 51. to. 1. Analect.

14. Theodoret von Cyrhus war der Schüler oder vielmehr der geistige Sohn des heiligen Petrus von Galazien. Obschon dieses frommen Einsiedlers hundertjähriges, in der Einsamkeit und völligen Abgeschiedenheit von der Welt hingebrachtes Leben, und welches nichts als eine ununterbrochene, strenge Buße war, mit den Ereignissen der Kirche Jesu in jener Zeit in gar keiner Berührung steht, so verdient es doch in mancher Hinsicht in der Kirchengeschichte eine ehrenvolle Stelle, und wir werden es uns daher ebenfalls erlauben, hier, wo von dem Discipel des Heiligen Erwähnung geschehen muß, auch des Heiligen selbst in möglichster Kürze zu erwähnen. Die Nachrichten, welche wir über denselben haben, fließen aus sicherer, ungetrübter Quelle. Es ist Theodoret selbst, welcher sie uns mittheilet; und das scharfe, richtige Urtheil, welches in Theodorets mit gründlicher Erudition und nicht weniger Geschmack und Eleganz geschriebenen Werken überall hervorleuchtet, und denen selbst eine weniger wohlwollende Kritik ihr hohes Verdienst nicht in Abrede stellen konnte, erlaubt es uns nicht wohl, dessen Zeugnisse bloß deßwegen zu verwerfen, weil er von heiligen Männern, frommen, gottgefälligen Einsiedlern und Mönchen auf eine Art spricht, die mit einer

leider jetzt beinahe allgemein beliebten Ansicht und Denkart im Widerspruch steht. Daß Gott zu allen Zeiten, in jedem Jahrhundert und sogar in jedem Abschnitte jedes Jahrhunderts, durch auffallende, aus dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht zu erklärende Kraftäusserungen sich in seinen Heiligen und Auserwählten verherrlichte: dies ist Glaube der katholischen Kirche, wenn man anders noch Glaube nennen darf, was auf den unleugbärsten, jede Prüfung der strengsten Kritik aushaltenden, historischen Zeugnissen beruhet, auf Zeugnissen, die man nicht verwerfen, nicht leugnen kann, ohne zugleich auch allem historischen Glauben zu entsagen und die ganze Geschichte in das Gebiet der Phantasie und der Träume zu verweisen. Bloß Wunder zu leugnen, weil es Wunder sind, ist also an sich schon vernunftwidrig; erlaubt sich dieses aber gar der Katholik, so frevelt und sündiget er gegen den heiligen Geist.

15. Der heilige Petrus ward in Galazien, einer Provinz Kleinasiens, ungefähr gegen das Jahr 340, geboren. Schon in seiner frühesten Kindheit bemerkte man in seinem ganzen Wesen, in allen seinen Handlungen einen ganz ungewöhnlichen, seine frommen Eltern oft in frohes Erstaunen setzenden Geist der Frömmigkeit, der Liebe zu Gott und den Menschen. Den kindischen Spielen seines Alters war er abhold; man konnte ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm etwas aus dem Leben Jesu oder der Heiligen erzählte; und nie fühlte er sich glücklicher, als wenn seine Eltern an Sonn- und Festtagen ihn mit sich in die Kirche nahmen. Den schuldlosen, engelreinen Blick unverwandt auf den Altar gerichtet, die kleinen Hände mit Inbrunst gefalten und von Andacht glühend, glich er hier einem kleinen betenden Seraph. Noch in dem väterlichen Hause und schon von dem siebenten Jahre an lebte er nach den Vorschriften der Anachoreten; eine Lebensweise, welcher er, nur mit

immer zunehmender Strenge, bis an seinen Tod, mithin 93 Jahre hindurch getreu blieb.

16. Als der Knabe zum Jüngling gereifet war, trieb eine brennende Begierde, das Land zu sehen, welches einst der Schauplatz so vieler geoffenbarten Erbarmungen Gottes war, ihn nach Palästina, nach Jerusalem und in die Wüste von Judäa. Welche Wonne für eine von Liebe zu Gott erglühte Seele, jene Orter zu besuchen, welchen der Sohn Gottes selbst, als er in Knechtsgestalt unter den Menschen wandelte, durch seine Gegenwart, seine Reden, seine Wunder, seine Leiden und seinen Versöhnungstod am Kreuze, ein unvergängliches, durch keine Greuel faulender Jahrhunderte zu vertilgendes Gepräg der Heiligkeit aufgedrückt hat!

17. Nachdem Peter seinen Durst an heiligen Quellen, zwar nicht gelöscht, nur einiger Maßen befriediget hatte, wollte er wieder in sein Vaterland zurückkehren. Als er aber nach Antiochien kam und die feste Beharrlichkeit der damals von den Arianern auf das heftigste verfolgten antiochener Rechtgläubigen sah, ward er hiedurch bewogen, in der Nähe der Stadt zu bleiben und hier sein Leben gänzlich Gott und dem Heil seiner damals so sehr geängstigten, so sehr gefährdeten Glaubensgenossen zu weihen. Zu seiner Wohnung wählte er die mit einem Geländer umgebene, aber von oben den glühenden Sonnenstrahlen, wie dem Wind und Regen offen stehende Decke eines an einem ganz einsamen Ort stehenden Grabmals. Hier führte er viele Jahre lang ein beschauendes, sich ganz in Gott versenkendes Leben. Das Lesen heiliger Schriften und die Betrachtung göttlicher Dinge wechselten mit Psalmgesang und ganze Nächte hindurch dauerndem Gebet. Nur jeden zweiten Tag nahm er Nahrung und diese bestand bloß in etwas Brod und wenigem Wasser. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich

bald in Antiochien und der umliegenden Gegend. Wer sich in Nöthen fühlte, nahm zu dem Gebet des Heiligen seine Zuflucht, und es gefiel nun Gott, seinen treuen Knecht durch viele Wunder, die er durch ihn wirkte und bei deren umständlichen Erzählung Theodoret mit sichtbarer Liebe verweilt, in den Augen der Welt zu verherrlichen.

18. Gegen das Jahr 385. kam eine sehr vornehme, den edelsten Geschlechtern des Landes angehörende Dame zu Peter, um von einer äußerst schmerzhaften, allen Künsten der Ärzte bisher trotzenden Augenkrankheit befreiet zu werden. In Gegenwart ihres ziemlich zahlreichen Gefolges legte der Mann Gottes ihr die Hände auf, betete über ihr und schickte sie vollkommen geheilt wieder in ihr Haus. Diesem Wunder folgte bald ein zweites und in gewisser Hinsicht noch ungleich größeres Wunder. Die von ihrem Augenübel befreite Dame war vornehm, war reich, jung, schön, mithin eitel, prachtliebend und den rauschenden Freuden der Welt ergeben. Um für die erhaltene Gesundheit dem frommen Einsiedler zu danken, hatte sie nach einigen Tagen ihn wieder besucht. Peter blickte ihr in das Herz, redete zu ihr Worte des Lebens, Worte einer unsichtbaren Welt. Als eine aufmerksame Schülerin hörte sie ihm zu; ihre Besuche bei dem Einsiedler wurden häufiger; die Gnade Gottes befruchtete die Lehren des frommen Anachoreten, und nach wenigen Tagen entsagte sie auf immer der lange gewohnten Pracht, den ihr zu vermeintlichen Bedürfnissen gewordenen Vergnügungen und allen, wie sie vorher wähnte, mit ihrem Stande nothwendig verbundenen, Geist und Zeit tödtenden Zerstreuungen. Gänzlich entzog sie sich nun dem verwirrenden oft betäubenden Geräusch der großen Welt, schloß ihren Pallast dem vornehmen, privilegirten Müßiggang, ging in einfachem, bescheidenem Gewande einher, übte Werke thätiger Nächsten-

liebe und ward, was sie bisher nur dem Namen nach war, eine — Christin.

19. Obgleich schon 5 bis 6 Jahre verheirathet, war sie noch nicht Mutter. Sehnlichst wünschte ihr Gemahl einen Erben seines Namens, seines Ansehens und seiner Reichthümer. Beide wendeten sich an den heiligen Einsiedler; dieser flehete zu Gott, und nach 9 Monaten kam **Theodoretus, nachmaliger Bischof von Cyrhus** zur Welt. Theodoretus heißt der von Gott Geschenkte, und dieser Name war dem Kinde gegeben worden, weil man es als ein unmittelbar aus den Händen Gottes erhaltenes Geschenk betrachtete.

20. Aber nicht nur einen Sohn, ihr eigenes Leben sollte Theodorets Mutter dem durch seinen Glauben Berge versetzenden Einsiedler zu danken haben. Gleich nach der Geburt des Kindes ward die Mutter höchst gefährlich krank; mit jedem Tage stieg die Gefahr; bald verzweifelten die Ärzte an ihrer Kunst und schon hielten ihr Gemahl und die Freunde des Hauses und die ganze Dienerschaft die Kranke für verlohren, als Peter von seinem Grabmal herabstieg und, ohne gerufen zu seyn, plötzlich in dem mit Trauer erfüllten Hause erschien. Auf sein Gebot mußten alle Anwesenden sich niederknieen; laut betete er selbst zu Gott und legte sodann der Sterbenden die Hände auf. Sogleich erwachte diese aus ihrem Todesschlummer, fühlte neue Lebenskraft in allen ihren Gliedern und verließ, sobald der heilige Mann ihr Gemach verlassen hatte, ebenfalls ihr bisheriges Krankenlager.

21. Von dem innigsten Dankgefühl ergriffen für die großen, von ihrem sich ihrer so sichtbar erbarmenden Gott erhaltener Wohlthaten, beschloß sie nun, das kostbarste Geschenk, das sie aus seinen Vaterhänden erhalten hatte, Ihm gleichfalls wieder zum Geschenke zu machen. Um diesen Entschluß auszuführen, bera-

thete sie sich nicht lange mit Fleisch und Blut, sondern weihete wirklich wenige Tage, nachdem die Gnade von oben ihr diesen Gedanken eingegeben hatte, den kleinen Theodoret in einem Kloster bei Apamea auf immer dem Dienste des Herrn. So oft sie jetzt den Einsiedler besuchte, ward jedesmal der kleine Theodoret mit dahin gebracht. Peter nahm das Kind auf die Kniee, herzte es, segnete es, und erinnerte an den großen, göttlichen Kinderfreund, Dem, obschon Er so freundlich dazu einladet, doch leider beinahe niemand mehr jetzt die Kleinen entgegen zu führen *) sich beeilet.

22. Einst als Peter den kleinen Theodoret — er mochte damals ungefähr sieben Jahr alt seyn — wie gewöhnlich wieder auf seinen Knieen hatte, lößte er plötzlich seinen Gürtel, schnitt solchen entzwei und schlang die eine Hälfte davon um die Lenden des Knaben. Die Eltern nahmen das Geschenk, in welchem sie nichts als ein Geschenk, wahrscheinlich als Wirkung der an diesem Tage mehr als gewöhnlichen Heiterkeit des Einsiedlers betrachteten, mit freudigem Danke an; gleich

*) Die heilige Schrift sagt: »aus dem Munde der Unmündigen hat der Herr sich ein Lob bereitet.« Unsere neuern und neuesten Aufklärer wissen indessen dieß viel besser. Diese Herren behaupten, daß jede positive Religion aus dem ersten Unterrichtsplan der Jugend durchaus verbannt und nur erst den reifern Jahren vorbehalten bleiben müsse. Wäre es den Herren Aufklärern damit vollkommen ernst; so könnte man ihnen beweisen, daß mit dem Wissenswürdigsten, dem allein Nothwendigen und Unwandelbaren nicht frühe genug angefangen werden könnte, und daß die beseligenden und entzückenden Wahrheiten der geoffenbarten Religion, wenn sie dem erwachsenen Christen sein ganzes Leben hindurch überschwänglichen Stoff zu den erhabensten Meditationen darbieten, sich doch nicht minder segenvoll und beglückend auch zu der Einfalt des Kindes herablassen. Aber um alles dieses ist es jenen Herren gar nicht zu thun. Ihre wahre Ansicht davon ist, daß sie

einer Reliquie ward es in der Familie aufbewahrt und Theodoret versichert, daß verschiedene wunderbare Heilungen durch diesen Gürtel wären bewirkt worden. Als aber mehre Jahre nachher der 15 oder 16jährige Theodoret einen, in seinem Alter ganz unerklärbaren, Ekel gegen die Welt und ihre Lockungen fühlte, sich Tag und Nacht nach Einsamkeit sehnte und endlich seine Eltern mit dem Wunsche bekannt machte, in klösterlicher Stille und Abgeschiedenheit sich Gott für sein ganzes Leben zu weihen; da erinnerten sie sich wieder der Geschichte mit dem Gürtel, und erkannten darin den prophetischen Blick des Einsiedlers. Dem frommen Verlangen des Sohnes glaubten die frommen Eltern sich nicht widersetzen zu dürfen; denn über Theodorets wahrem Beruf konnte kein Zweifel mehr schweben, und begleitet von den Segnungen des Heiligen begab er sich nun wirklich in das so eben erwähnte Kloster bei Apamea.

23. Bis in sein sechs und dreißigstes Jahr lebte er hier in völliger Verborgenheit; aber seine tiefe Ge-

---

die Religion und was sich daranf bezicht, als ein veraltetes, unbrauchbares Hausgeräth betrachten, das man jedoch einstweilen noch in irgend einen verborgenen Winkel des Hauses stellen könne, um zu seiner Zeit (in reifern Jahren), wenn allenfalls zeitliches Interesse es nothwendig machen sollte, einigen Gebrauch davon zu machen. — Ist der Mensch zwar für die Erde organisirt; so ist er dennoch, wie wir wissen, für den Himmel geschaffen; denn der Zweck eines unsterblichen Geistes kann nichts Vergängliches seyn. Warum soll also der Unterricht, welcher bloß das Zeitliche, Vergängliche umfaßt, früher beginnen und jenem vorgehen müssen, welcher das Unvergängliche in sich begreift, und den unsterblichen Geist seiner einzigen und wahren Bestimmung entgegenführt. — Was der Landpfleger Felix zu Paulus sagte, möchte man auch auf jene Herren anwenden: Ihr raset vor Gelehrsamkeit und eure Weisheit macht euch toll.

lehrsamkeit, seine hinreissende Beredsamkeit, verbunden mit so vielen andern Tugenden, erwarben ihm endlich einen Ruf, dessen er vielleicht gerne entbehrt hätte. Man glaubte ein solches Licht auf einen höhern Leuchter setzen zu müssen, und ungeachtet alles seines Sträubens — man mußte ihn gleichsam mit Gewalt seinem Kloster entreissen — ward er zum Bischof von Cyrhus geweihet, einer an sich nicht sehr bedeutenden Stadt, die aber der Mittelpunkt von achthundert dem Bischofe untergeordneten Pfarreien war. Ein für jene Zeiten, wo es der bischöflichen Stühle so viele gab, ganz ungeheurer Kirchsprengel.

24. Hatte Theodoret bisher die stillen, oft mit nicht weniger beschwerlichen Kämpfen verknüpften Tugenden des Klosters geübt; so entfaltete er nun in seinem neuen Berufe, auf eine nicht minder belehrende Weise, auch alle einem Bischofe und eben so liebevollen als wachsamen Oberhirten zustehende Eigenschaften. Nachdem seine Eltern gestorben waren, verkaufte er seine ungeheuren Besitzungen, alle seine Häuser, seine kostbaren Geräthschaften, seine Gärten, Ländereien und Meierhöfe; die ganze reiche Verlassenschaft ward das Erbtheil der Armen, und er wollte kein anderes Eigenthum besitzen, als das von ganz grobem und gemeinem Tuch verfertigte Kleid, das er trug. Seine ihm anvertraute Heerde betrachtete er als eine große Individualität; was ihm daher das Gemeinnützigste schien, hielt er auch für das Nothwendigste. Die Werke seiner Wohlthätigkeit trugen von nun an ein ganz eigenes Gepräg der Größe. Ungebaute Ländereien ließ er urbar machen, trocknete Sümpfe und Moräste aus, verschaffte der Stadt eine reine und gesundere Luft, versah sie mit frischem Wasser, verschönerte sie mit bedeckten Säulengängen, ließ öffentliche Bäder errichten, Landstraßen anlegen, Brücken erbauen ꝛc. ꝛc. — Die neue Würde und sein nun so ausgedehnter Geschäfts-

[Margin note: ...reast. hist. ...egl. T. 5. 15. p. 162.]

kreis gaben ihm keinen Grund, die Strenge seiner Lebensweise zu mildern und in dem bischöflichen Pallast zu Cyrhus oder Antiochien lebte er gerade so, wie er in seinem Kloster bei Apamea gelebt hatte. Mit wachsamer und unermüdeter Thätigkeit stand er seinem Amte vor, predigte und lehrte öffentlich sowohl in Cyrhus als auch in Antiochien, wohin er sich, obschon gegen die damalige Sitte der Kirche, öfters zu begeben pflegte. Überschwenglicher Segen ruhete auf seinen apostolischen Arbeiten; zahllose Verirrte von allen Sekten führte er wieder in den Schoß der Kirche zurück, und von den Marcionitten, wovon bei seinem Antritt der Kirchsprengel ganz angefüllt war, bekehrte er gegen zehen Tausend zu dem wahren Glauben. Schade, daß auf so viele Tugenden, auf ein, von der frühesten Kindheit an, ganz der Religion und dem Heile der Menschen geweihtes Leben, Theodorets Benehmen auf dem Concilium von Ephesus einen so widerlichen, selbst jene Tugenden, wenn es möglich wäre, völlig verdunkelnden Schatten werfen mußte! Welche Betrachtung ist mehr, als diese, geeignet, jeden, auch schon auf höhern Stufen der Vollkommenheit stehenden Christen in der tiefsten Demuth, in einem steten, Gott gewiß wohlgefälligen, weil demüthigen Mißtrauen gegen sich selbst zu erhalten?

25. Der heilige Peter lebte bis gegen das Jahr 440. Von mehrern der vielen Wunder, welche Gott auf das Gebet seines Dieners geschehen ließ, war Theodoret, wie er uns zu verstehen gibt, selbst Augenzeuge. Peter heilte Kranke, trieb unreine Geister aus *), und

*) Theodoret erzählt, daß der heilige Peter von Galazien, bevor er die unreinen Geister aus den Besessenen trieb, gewöhnlich einige Fragen an sie richtete. Einst wurde aus einem vornehmen Hause von Antiochien der Koch zu ihm gebracht. Derselbe ward von einem unreinen Geiste sehr gequält. Von Peter befragt, erklärte die-

selbst das Gebet des Abwesenden rettete eine christliche Sclavin aus den Klauen ihres brutalen, von böser Lust gegen sie entbrannten Herrn. Nach seinem Tode ward er den Heiligen zugezählt und sein Andenken in allen Kirchen des Orients am 1. Februar gefeiert.

III.

1. Viel früher, weil viel näher, als Cyrillus von Alexandrien, war Nestorius mit einem glänzenden und trotzenden Gefolge in Ephesus angelangt. Mit ihm und ihn begleitend waren angekommen die beiden Grafen Irenäus und Candidianus, zehen Nestorius anhangende Bischöfe und worunter sich auch einige des Pelagianismus überführte und ihres Amtes längst schon entsetzte Bischöfe befanden; ferner eine große Anzahl Soldaten, welche Candidianus mit sich führte, der auf Nestorius Vorschlag vom Kaiser zum Patron oder Schirmvoigt des Conciliums war ernannt worden; und endlich ein ziemlich zahlreicher Schwarm erkauften, losen Gesindels.

Evagr. l. 3.

2. Was Nestorius durch seine frühe Ankunft bezweckte, war leicht zu errathen. Durch seine Eile wollte er theils eine gewisse Unbefangenheit und Zuversicht — oft starke Beweise der Schuldlosigkeit — an den Tag legen, theils auch die Bischöfe, besonders jene aus den entferntern Provinzen, so wie sie nach und nach an-

---

ser, daß der Mensch, welcher vor ihm stehe, um seine Kameraden und übrigen Hausbedienten zu belustigen, sich in ein Anachoretengewand gehüllt, und gewisse heilige Gebräuche nachäffend, den Exorcisten gespielt, worauf er sich desselben bemächtiget habe. Auf das Gebot des heiligen Einsiedlers fuhr derselbe nun aus dem Unglücklichen aus und dieser kehrte, an Geist und Körper vollkommen gesund, wieder zu seiner vorigen Herrschaft zurück.

...hedrt. Vita ...at. c. 9. p. 823. 824.

kommen würden, einzel beschleichen, wo möglich gewinnen und zu seiner Partei herüber ziehen; endlich hoffte er vielleicht auch, sich einen, in jedem Fall ihm zu Dienste stehenden Anhang unter dem Volk zu verschaffen.

3. Obschon mit Gelde reichlich versehen, von seinem Freunde Irenäus thätig unterstützt, von Candidianus, dem die öffentliche Macht zu Gebot stand, kräftig geschützt und auf alle Art begünstiget, konnte Nestorius dennoch nicht, selbst nicht einmal unter dem Pöbel von Ephesus, sich viele Freunde oder Anhänger verschaffen. Dafür aber gelang es ihm, und was jetzt weit wichtiger war, eine sehr bedeutende Anzahl von Bischöfen, zwar nicht zu seiner Irrlehre herüber zu führen, aber doch durch List und Trug so sehr gegen Cyrillus und die egyptischen Bischöfe einzunehmen und zu erbittern, daß dadurch nothwendig schon gleich im Anfange eine Spaltung herbeigeführt und bald nachher, bei der daraus entstandenen Verwirrung der Begriffe und Ansichten, der wahre Standpunkt des Conciliums, so wie dessen eigentlicher Zweck in den Augen sowohl mancher Bischöfe, als auch eines Theils des Volkes, ja sogar des kaiserlichen Hauses selbst gänzlich verrückt ward.

4. Unter den schon angekommenen Bischöfen hatte Nestorius einige aufrichtige Freunde, die es wirklich sehr redlich mit ihm meinten, aber dennoch nicht gesonnen waren, Pflicht und Gewissen dieser Freundschaft zum Opfer zu bringen. Gleich nach ihrer Ankunft hatten diese den Patriarchen von Constantinopel besucht, auch mehrere Tage nach einander sich in lange Unterredungen mit ihm eingelassen. Sie hofften ihn entweder von seinem Irrthum zu überzeugen, oder wenn er, wie damals einige seiner Freunde sich noch immer täuschten, im Herzen der wahren Lehre treu, nur durch übel oder unpassend gewählte Ausdrücke sich den Verdacht

der Ketzerei zugezogen hätte, ihn zu bereden, durch eine jedes Mißverständniß hebende Erklärung die Gemüther wieder zu beruhigen und dem Ärgerniß ein Ende zu machen.

5. Im Anfang schien Nestorius zu wanken und dem Acacius von Melitene hatte er sogar schon erklärt, daß er entschlossen sey, seine bisher geäusserten Meinungen aufzugeben. Als Acacius aber einige Tage nachher zu ihm kam, und den Faden der Unterredung da, wo er das letztemal ihn hatte fallen lassen, auf das neue wieder anknüpfen wollte, stieß Nestorius solche gotteslästerliche Reden aus, daß die anwesenden Bischöfe sich die Ohren verstopften, davon gingen und jede Hoffnung, ihn zur Besinnung zu bringen, gänzlich aufgaben. „Er könne", hatte er unter andern sich geäußert, „keinen 2 oder 3 Monate alten Gott sich denken." — Lästernder Unsinn! Auch die Kirche spricht von keinem 2 oder 3 Monate alten Gott; aber ohne mit der Vernunft in Widerspruch zu gerathen, kann man sich einen Gott denken, der, nachdem er von Ewigkeit her beschlossen hatte, in der Zeit Fleisch anzunehmen und von der Jungfrau geboren zu werden, endlich, nachdem die Zeit gekommen war, eben diesen unerforschlichen Rathschluß göttlicher Liebe und Erbarmung nun wirklich durch seine Menschwerdung seit 2 oder 3 Monaten in Erfüllung gehen ließ. Unvermischt aber innigst vereint sind beide Naturen in Jesu Christo; wahrer Gott und wahrer Mensch, ist der Gottmensch Gott von Ewigkeit und Mensch nach der Zeit; aber es ist nur eine und dieselbe Person, ein und derselbe Jesus Christus, gleiches Wesens mit Gott dem Vater und dem heiligen Geist; aber dem Fleische nach von Maria geboren. Das göttliche Kind also, welches, schon für unsere Sünden büßend, in der Krippe zu Bethlehem Ephrata weinte, war Gott, war der Sohn Gottes und der Sohn Mariens, und diese

Act. Ephes. edit. Pelt. to. 2. c. 6.

wird mithin mit Recht und in dem strengsten Sinne des Wortes, Gottesgebährerin genannt. Wie diese innigste Vereinigung beider Naturen in Jesu Christo, jedoch ohne alle Vermischung, geschehen sey; dieß ist ein Geheimniß, in welches auch die Engel zu schauen gelüstet und es dennoch zu erfassen nicht im Stande sind. Es also ergrübeln, oder weil man es nicht ergrübeln kann, verwerfen wollen: dieß ist vernunftwidrig, und vernunftmäßig ist nur, es in Demuth und Einfalt des Herzens fest zu glauben, weil der Geist Gottes selbst es uns so gelehret hat.

6. Da die Sitzungen noch nicht eröffnet werden konnten, lehrten die Bischöfe täglich das Volk. Cyrillus predigte oft zweimal an einem Tage. Der Gegenstand dieser Predigten war stets die Gottheit und Einheit der Person Jesu. Alle Kanzeln der zahlreichen Kirchen von Ephesus ertönten nun von dem Lobe Mariens, von dem Lobe der Hochbegnadigten, von Gott über alle seine Werke, über alle Chöre der Engel erhabenen Jungfrau. Nie ward Ihrer jetzt erwähnt, ohne Ihr zugleich auch die Benennung: Gottesgebährerin beizulegen. Zwar hatten schon in den frühesten Zeiten des Christenthums heilige Kirchenväter sich dieses Wortes bedient; aber durch das Beispiel der Kirche ward es nun allgemein; es schwebte jetzt auf allen Lippen, es ertönte von allen Kanzeln und wiederhallte in jedem Herzen. Jesus Christus, eine und dieselbe Person, Gott von Gott, wahrer Gott, ist zugleich auch der Sohn Mariens; und wer könnte, wer dürfte sich nun noch schmeicheln, Worte und Ausdrücke zu finden, um Diejenige würdig zu preisen, welche berufen war, den ewigen Sohn des ewigen Vaters in ihrem engelreinen, jungfräulichen Schooße zu tragen und im Fleische zu gebähren. Nicht umsonst lehrt unsere fromme Mutter, die Kirche uns beten: Dignare me laudare Te Virgo Sacrata!

Orig. Athanas. Bas. u. a. m.

7. Gestärkt durch die Worte der Bischöfe hörten ihnen die Ephesier mit freudiger Andacht zu. Lauter Beifall des Volkes unterbrach oft ihren Vortrag; und gleichsam auf das neue huldigten jetzt Mund und Herz wieder der alten Lehre, huldigten auf das neue auch Dem, der der Gegenstand derselben war, Jesu Christo, wahrer Gott und wahrer Sohn Mariens; und gekräftiget durch dieses freudige Bekenntniß strömte nun alles Volk, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Kinder und Greise in die der Mutter Gottes geweihten Kirche, um ihre frommen, heiligen Gefühle gegen die Mutter ihres Herrn in Gott dankenden und Maria verherrlichenden Lobesgesängen zu ergießen.

8. Bei dieser Stimmung war auf Volksgunst für Nestorius und seine Anhänger wenig Hoffnung da; um jedoch auch von ihrer Seite nicht unthätig zu seyn und gleichfalls das Volk, leider nach ihrer Weise, zu lehren, begehrten sie von Memnon, Bischofe von Ephesus, daß er ihnen zu ihren Versammlungen eine der Kirchen in der Stadt einräumen möchte; aber Memnon, der gar nicht der Mann war, zu der Entweihung einer seiner Kirchen seine Einwilligung zu geben, schlug dieses Begehren geradezu ab; auch mußte er um so mehr diese unsinnige Zumuthung zurückweisen, da Cyrillus ihm die von dem heiligen Pabst Cölestinus, in einem in eben diesem Jahre zu Rom versammelten Concilium, gegen Nestorius geschleuderte Sentenz höchst wahrscheinlich vorher schon bekannt gemacht hatte.

9. Indessen waren Johann von Antiochien und seine syrischen Bischöfe noch immer nicht angekommen. Sie behaupteten zwar und suchten auch nachher, durch ein aufgestelltes Verhältniß ihrer Entfernung mit der zum Eintreffen gegebenen Zeit, zu beweisen, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, an dem in dem kaiserlichen Zusammenberufungsschreiben festgesetzten Tag in

Ephesus einzutreffen; bei allem dem war es jedoch Thatsache, daß mehrere Bischöfe, welche aus noch entferntern Provinzen herkamen, längst schon in Ephesus angekommen waren. Endlich kamen einige aus dem Gefolge des Johannes mit der Kunde in Ephesus an, daß der Patriarch von Antiochien nur noch sechs Tagreisen von der Stadt entfernt wäre; sie überbrachten zugleich dem Cyrillus ein Schreiben des Johannes, abgefaßt in den freundschaftlichsten, liebevollsten Ausdrücken. Der Patriarch entschuldiget darin seine verspätete Ankunft, dankt dem vereinten Gebet des Cyrillus und der andern Bischöfe, daß er eine so weite, mühselige Reise gefahrlos bestanden habe; äußert ungeheuchelte Freude, sich bald an der Seite des Cyrillus, in der Mitte der übrigen Bischöfe zu sehen.

Act. Synod. Ephes. to. 1. c. 21.

10. Wenige Tage darauf kamen auch Alexander von Apamea und Alexander von Hierapolis, zwei Metropolitanbischöfe, aus dem Gefolge des Johannes, welcher sie voraus geschickt hatte, in Ephesus an. Als Cyrillus im Gespräch mit ihnen, einige klagende Worte über die noch immer fortdauernde Zögerung des Bischofes von Antiochien fallen ließ, sagten sie ihm, daß der Patriarch ihn ersuchen ließ, im Falle unvorgesehene Ereignisse seine Ankunft noch länger verzögerten, nicht ferner mehr zu warten, sondern mit den gegenwärtigen Bischöfen das Concilium zu eröffnen.

Cyrill. apolog. ad Theodos.

11. Mehr als zweihundert Bischöfe waren schon in Ephesus versammelt. Seit fünfzehn Tagen erwartete man vergebens den Patriarchen von Antiochien mit seinen Bischöfen. Der von den beiden Kaisern zur Eröffnung der Verhandlungen festgesetzte Termin war längst verstrichen. Unter den zu rechter Zeit Angekommenen gab es auch dürftige Bischöfe, Bischöfe die unbekümmert um das Zeitliche, nur für das, was des Herrn ist, besorgt waren und sich reich fühlend bei ihrer Dürftigkeit, gewöhnlich nur äußerst sparsam gefüllte

Kassen hatten. Es war zu befürchten, daß diese bei einem zu weit hinausgezogenen Aufenthalt in einer Stadt, wo wegen des ungeheuren Zusammenflusses von Fremden, in dem gegenwärtigen Augenblicke, alle Bedürfnisse des Lebens auf einem sehr hohen Preise stunden, am Ende nicht mehr die Kosten ihres Unterhalts würden bestreiten können. Wieder Andere, schon tief in Jahren vorgerückt und von den ausgestandenen Beschwernissen einer so weiten Reise entkräftet, waren erkrankt; einige davon schon gestorben. Alle diese Gründe in Verbindung mit der von dem Patriarchen in Antiochien an Cyrillus erlassenen Einladung, nicht länger mehr auf ihn zu warten, sondern mit den Verhandlungen zu beginnen, bestimmten nun Cyrillus von Alexandrien und die übrigen Bischöfe das Concilium unverzüglich zu eröffnen. Die erste Sitzung ward demnach auf den 22. Junius festgesetzt und hiezu die geräumige, der glorreichen, jungfräulichen Mutter unsers Herrn geweihte und nach Ihr genannte Kirche gewählt.

12. Sehr schön bemerkt der selige Stolberg, daß es damals — (warum nicht auch jetzt?) als eine besondere Fügung der Vorsehung betrachtet ward, daß die Kirchenversammlung, welche die Frage entscheiden sollte, ob der von der so hochbegnadigten, durch den Mund der Propheten so viele Jahrhunderte vorher schon angekündeten und von Gabriel, dem Boten Gottes, mit Preis und Ehre gekrönten Jungfrau geborne Mensch Jesus wahrer Gott sey, gerade in Ephesus mußte gehalten werden, wo die irdische Hülle eben jenes großen Evangelisten aufbewahrt ward, der einst ruhend an dem Busen Jesu schon hienieden mehr als den Himmel fand und in seinem, in die tiefsten Tiefen der Ewigkeit sich versenkenden Evangelium so deutlich der Welt verkündet hatte, daß das Wort, das von Anfang war, das bei Gott war und das selbst Gott

war, Fleisch geworden sey; und gewiß war es nicht minder Wirkung der leitenden Hand Gottes, daß nun von den Verhandlungen dieser Versammlung gerade wieder die nach der Mutter Gottes benannte Kirche der ehrwürdige und heilige Schauplatz seyn mußte.

IV.

1. Da die Sitzungen am 22. ihren Anfang nehmen sollten; so wurden des Tages vorher, nämlich am 21., 4 Bischöfe, an deren Spitze der von dem heiligen Isidor von Pelusium so sehr gelobte Hermogenes von Rhinocolura stand, an den Nestorius gesandt, um ihn den bestehenden gerichtlichen Formen gemäß vorzuladen, auf dem Concilium zu erscheinen und sich wegen seiner bisherigen Lehre zu rechtfertigen. Ähnliche Botschaft erging noch an 6 bis 8 andere, in dem Gefolge des Nestorius befindliche Bischöfe und Prälaten.

2. Daß Nestorius sich dieser Ladung nicht fügen werde, war vorauszusehen; auch war seine Antwort trotzig und kurz. Er werde, sagte er den zu ihm gesandten Bischöfen, die Sache überlegen und kommen, wenn er es für nothwendig finden würde.

3. Aber auch 68 andere Bischöfe schickten noch an demselben Tage eine von ihnen unterzeichnete Protestation an Cyrillus und Juvenalis von Jerusalem. Unter den Protestirenden befand sich leider auch Theodoret von Cyrhus und auf diese Art in der Gemeinschaft mit dem berüchtigten Dorotheus von Marcionopolis *), einem Manne, unwürdig unter Bischöfen

*) Dieser Dorotheus von Marcionopolis in Niedermösien war einer der frühesten und wärmsten Anhänger des Nestorius. Als dieser seine verkehrte Lehre nach und nach auszukramen begann, erfrechte sich jener in einer

zu erscheinen und neben welchem die Geschichte nie einen Theodoret hätte nennen müssen. Dieselben forderten, daß man die Ankunft des Johannes von Antiochien und der syrischen wie der abendländischen Bischöfe abwarten, und keinen von einem Bischofe seines Amtes entsetzten Geistlichen, oder mit dem Kirchenbanne belegten Layen, in die Kirchengemeinschaft aufnehmen sollte. Jedem, der dagegen handeln würde, droheten sie Strafe nach der ganzen Strenge der Canons. *) Weder auf Cyrillus noch die übrigen Bischöfe machte diese Protestation den mindesten Eindruck.

Predigt zu Constantinopel vor dem zahlreich versammelten Volke auszurufen: «Wer die Maria Mutter Gottes nennt, der sey Anathema.» Unkundig und ungelehrt wie er war, wußte er nicht, daß schon Origenes und vor und nach diesem viele große und heilige Männer, z. B. Athanasius, Basilius, Ambrosius 2c 2c. die heilige Jungfrau Mutter Gottes genannt hatten. Das Volk erhub lautes Geschrei, lief davon und ließ den Irrlehrer mit seinem Genossen allein in der Kirche zurück.

Gesch. d. R. J. B. 15. K. 46.

*) Um dieß zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Nestorius, als viele Priester, Diacone und Laien sich von seiner Kirchengemeinschaft, seiner Irrlehre wegen, getrennt hatten, nicht nur diese excommunicirte und ihre Verbannung bei dem Kaiser bewirkte, sondern auch ein kleines aus etlichen geschmeidigen Bischöfen bestehendes Concilium zusammen brachte und darin sogar Bischöfe ihrer Würde entsetzte. Von diesen durch Nestorius abgesetzten Bischöfen und excommunicirten Priestern ist nun hier in der Protestation der Nestorianer die Rede. Nach den Canons durfte keiner seines bischöflichen Amtes entsetzter Bischof, wenn man auch wußte, daß ihm Unrecht geschehen war, wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden, wenn nicht vorher eine förmliche Untersuchung Statt gehabt hatte. Aber diese war hier durchaus unstatthaft, weil Nestorius selbst so unsinnig gewesen war, in mehrern seiner Briefe zu erklären, daß er bloß deßwegen gegen jene so verfahren sey, weil sie sich seiner neuen Lehre widersetzt hätten; und da eben diese neue Lehre von dem heiligen

Gesch. d. R. J. B. 15. K. 46.

4. Frühe des Morgens am andern Tage versammelten sich daher die Bischöfe in der zu ihren Sitzungen bestimmten Kirche der heiligen Jungfrau. Den Vorsitz hatte Cyrillus von Alexandrien als Bevollmächtigter des Pabstes. Rechts und links ihm zur Seite folgten die Bischöfe nach dem Rang ihrer bischöflichen Stühle; zuerst die Metropolitan-, dann die übrigen Bischöfe. Die Vornehmsten waren Juvenalis von Jerusalem, Memnon von Ephesus, Flavianus von Philippi als Stellvertreter des Metropolitans von Macedonien; ferner Theodotus von Ancyra, Firmus von Cäsarea in Capadocien, Acacius von Melitene, Iconius von Gortyna auf der Insel Creta und Perigenes von Corynth. Die Zahl sämmtlicher versammelten Bischöfe belief sich nahe an zweihundert.

5. Mehrere Stufen erhaben, stand in der Mitte der Kirche ein prachtvoll geschmückter Thron und auf demselben lag aufgeschlagen das heilige Evangelium. Die unmittelbare Gegenwart Jesu Christi sollte hiedurch versinnlichet werden, es sollte die Bischöfe an die große Verheißung des Erlösers erinnern, daß, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt seyn würden, Er in ihrer Mitte seyn werde; es sollte endlich die versammelten Väter auffodern, zwischen den Worten der ewigen Wahrheit des Evangeliums und den Irrlehren eines Nestorius zu entscheiden, als gerechte und erleuchtete Richter zu sprechen und eingedenk zu seyn, daß, wenn sie ihrem heiligen Berufe hier nicht entsprächen, einst auch über sie nach eben

---

Pabste Cölestinus in einem in Rom versammelten, sehr zahlreichen Concilium verdammt und als eine Ketzerei erkannt worden war; so leuchtete es ja von selbst ein, daß der zum Behuf und zu Gunsten eben dieser Ketzerei von Nestorius geschleuderte Bannstrahl, ganz matt und kraftlos an sich selbst, auch nicht die mindesten Folgen hatte haben können.

diesem heiligen Gesetzbuch ein strenges und scharfes Urtheil ergehen würde. Ein großer, imponirender Anblick, und welcher so tiefen Eindruck machte, daß dieser einen hohen und heiligen Sinn in sich fassende Gebrauch, welcher auf keinem der vorhergegangenen Concilien eingeführt war, von nun an auf allen folgenden Kirchenversammlungen beibehalten ward.

Evagr. hist. eccl. l. 15.

6. Kaum hatte Candidianus erfahren, daß die Bischöfe sich wirklich versammelt hätten, als er sogleich an den Ort ihrer Versammlung eilte, fest entschlossen, sich der Eröffnung des Conciliums, vor der Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der abendländischen Bischöfe, aus allen Kräften zu widersetzen. Er stellte also den anwesenden Bischöfen vor, daß jede partielle Versammlung gegen den Willen des Kaisers wäre, welcher durchaus verlange, daß keine Trennung in Partheien, keine Separatversammlungen statt finden, sondern alle Verhandlungen gemeinschaftlich geschehen sollten. Candidianus verbreitete sich sehr weitläufig über die in seiner Instruktion deutlich ausgedrückte Willensmeinung des Kaisers, die er natürlicher Weise nun ganz so, wie es ihm beliebte, erklärte und commentirte.

7. Cyrillus und die Bischöfe ließen sich indessen durch das Gerede des Candidianus nicht irre machen; sie begehrten vor Allem, daß man ihnen die kaiserlichen Befehle vorzeigen sollte. Candidianus weigerte sich dieser Foderung. Standhaft und mit Würde beharrten die Bischöfe auf ihrem Begehren. Der Comes Domesticorum sah sich gezwungen nachzugeben und überreichte nun das an das Concilium gerichtete kaiserliche Schreiben. Dasselbe belehrte die versammelten Bischöfe über die Natur des dem Candidianus ertheilten Auftrages. Er dürfe, sagt der Kaiser, an ihren Berathungen über dogmatische Gegenstände gar keinen Antheil nehmen, indem dieses einem Laien

durchaus nicht gezieme. Er wäre bloß beauftragt, für die Ruhe der Stadt zu sorgen, die versammelten Väter zu schützen und alles zu entfernen, was sie in ihren Verhandlungen stören oder dieselben unterbrechen könnte. Jedoch habe Er ihm auch befohlen, darüber zu wachen, daß die Erörterung strittiger Fragen keine Erbitterung nach sich ziehe, keine Spaltungen veranlasse. Derselbe dürfe nicht zugeben, daß vor völlig beendigtem Concilium einer der Bischöfe die Stadt Ephesus verlasse, weder um zu seiner Kirche zurückzukehren, noch auch um sich an das Hoflager zu begeben. Sollte während der Dauer des Conciliums gegen irgend einen Bischof eine Civilklage eingereicht werden; so müsse dieselbe weder bei dem Concilium noch bei einem kaiserlichen Gericht in Ephesus anhängig gemacht, sondern unmittelbar an den Kaiser nach Constantinopel geschickt werden. Endlich ward auch noch bemerkt, daß der Graf Irenäus bloß aus eigenem freundschaftlichen Antrieb den Nestorius nach Ephesus begleitet, aber von dem Kaiser keinen das Concilium weder mittelbar noch unmittelbar betreffenden Auftrag erhalten habe. Übrigens war dieses Schreiben des Theodosius in geziemenden, ja wohl ehrerbietigen Ausdrücken gegen die Bischöfe abgefaßt.

8. Nicht ohne gute Gründe hatte Candidianus sich geweigert, den Inhalt des kaiserlichen Rescripts den anwesenden Bischöfen bekannt zu machen; denn noch fester als vorher bestanden diese nun darauf, daß die Verhandlungen ohne allen fernern Verzug beginnen müßten. Aller Widerstand von Seiten des Comes Domesticorum blieb ohne Wirkung; endlich bat er, daß man doch nur noch 4 Tage warten möchte. Als aber auch diese mehrmal von ihm wiederholte Bitte zurückgewiesen ward, fühlte sein Stolz sich im höchsten Grade beleidiget. Aufgebracht und dräuend verließ nun Candidianus die Versammlung, setzte

noch an demselben Tage eine förmliche Protestation auf, ließ sie in ganz Ephesus bekannt machen und schickte durch einen Eilboten eine Abschrift davon an den Kaiser nach Constantinopel.

9. Sobald Candidianus die Kirche verlassen hatte, nahmen die Verhandlungen ihren Anfang. Petrus, Priester und Vorstand der Notarien der Kirche von Alexandrien, las eine Art Anklageakt gegen Nestorius ab, er setzte die Versammlung in Kenntniß von allen, sowohl von Cyrillus als dem Pabste Cölestinus in dieser Sache gethanen Schritten; welche Mühe sie sich gegeben, den Verirrten zurückzuführen; und wie wenig derselbe bis jetzt sich den vereinten Bitten, Ermahnungen und Warnungen sowohl des Pabstes als auch des Patriarchen von Alexandrien und noch einiger andern Bischöfe gefügt habe. Zum Schluß bemerkte der Redner, daß er, mit allen Belegen und andern darauf sich beziehenden Aktenstücken versehen, nur den Befehl des Conciliums erwarte, um solche den versammelten Vätern vorzulegen.

10. Zum Verlesen dieser so ziemlich voluminösen Aktensammlung konnte jedoch jetzt noch nicht gleich geschritten werden. Die Ordnung erheischte, daß mit dem an die Metropoliten gerichteten kaiserlichen Zusammenberufungsschreiben der Anfang gemacht würde. Es mußte den Akten des Conciliums beigefügt werden und sollte gleichsam als Einleitung zu den fernern Verhandlungen desselben dienen. Auf den Antrag des Juvenalis von Jerusalem ward dasselbe also von dem erwähnten Priester der Kirche von Alexandrien abgelesen.

11. Da die gegenwärtige Versammlung wahrscheinlich bloß durch Cyrillus und einen engern Ausschuß von Bischöfen war veranlaßt worden; so schien es jetzt nothwendig, derselben durch die Zustimmung sämmtlicher Bischöfe eine vollkommene, gesetzliche

Sanktion zu ertheilen. Firmus von Cäsarea foderte daher in öffentlicher Versammlung Memnon, Bischof von Ephesus auf, laut zu erklären, wie viele Tage seit ihrer Ankunft in dieser Stadt nunmehr schon verflossen wären. „Seit dem Tage“, antwortete Memnon, „welcher in dem kaiserlichen Zusammenberufungsschreiben zur Eröffnung der heiligen Synode festgesetzt ist, sind nunmehr schon 15 Tage verflossen.“ Jetzt nahm Cyrillus von Alexandrien das Wort: „So lange, als es nur immer möglich war,“ sprach er, „hat das heilige Concilium die Ankunft der noch fehlenden Bischöfe erwartet. Da aber inzwischen mehrere der schon Angekommenen erkrankt, einige davon sogar schon gestorben sind, und überdieß der ausdrückliche Wille des Kaisers und die Wichtigkeit der zu verhandelnden Gegenstände, welche eine Hauptlehre und die Grundlage unsers heiligen Glaubens betreffen, keine fernere Zögerung mehr gestatten; so bin ich der Meinung, daß man unverzüglich zur Prüfung und Untersuchung der hier vorhandenen, auf jene Gegenstände sich beziehenden Aktenstücke schreite.“ Alle anwesenden Bischöfe theilten die Ansicht des Cyrillus, stimmten ihm vollkommen bei und erklärten jede fernere Zögerung für unzulässig.

12. Die heilige Synode war nun förmlich constituirt und schon wollte der Notarius der alexandrinischen Kirche mit Ablesung der nothwendigsten Aktenstücke beginnen, als Theodorus von Ancyta die Bemerkung machte, daß zuvörderst das heilige Concilium sich versichern müsse, ob der Patriarch von Constantinopel, dessen Gegenwart durchaus erforderlich sey, auch in den gewöhnlichen Rechtsformen, bei dem Concilium zu erscheinen, sey vorgeladen worden. Sogleich erhob sich Hermogenes von Rhinocolura, welcher an der Spitze der am vorhergehenden Tag an Nestorius abgeordneten Bischöfe gestanden, und be-

richtete der Versammlung den Erfolg dieser Sendung. Der Bericht des Hermogenes ward von den drei andern Bischöfen, welche mit ihm bei Nestorius waren, bekräftiget.

12. Auf den Antrag des Flavians von Philippi ward nun auf der Stelle beschlossen, eine zweite und zwar schriftliche Einladung und in welcher man sich auf die am vorhergehenden Tage ergangene beziehen wollte, an Nestorius zu erlassen. Die Bischöfe, welche damit beauftragt wurden, waren Theodulus von Elusa in Palästina, Anderius von Chersoneß auf Creta und Theopemptus von Cabasa in Ägypten; ihnen wurde zugesellt Epaphrodites, Priester und Lector der Kirche von Rhodus.

Act. Eph. t. 2. c. 2. edit. Pelt.

13. Als die Abgeordneten bei der Wohnung des Nestorius ankamen, fanden sie dieselbe mit Soldaten, welche mit Stöcken bewaffnet waren, stark besetzt; diese verweigerten ihnen den Eingang, unter dem Vorwand, daß Nestorius jetzt allein seyn und ein wenig ruhen wolle, daher ihnen befohlen habe, niemand, wer es auch seyn möge, zu ihm zu lassen. Die abgesandten Bischöfe ließen sich jedoch hiedurch noch nicht abschrecken, sondern beschlossen zu warten. Bald darauf erblickten sie einige von den Geistlichen des Nestorius; sie wandten sich sogleich auch an diese, erhielten aber von ihnen gleiche Antwort wie von den Soldaten. Jetzt erklärten die drei Bischöfe, daß sie dem Patriarchen von Constantinopel eine von der heiligen Synode an ihn erlassene, schriftliche Ladung zuzustellen hätten und daher durchaus nicht ohne Antwort zurückgehen würden. Nun kam der Legionstribun Florentius, wie von ungefähr, zum Vorschein; er erkundigte sich, was es hier gäbe, und nachdem die Bischöfe ihn in wenigen Worten von der Ursache ihrer Gegenwart unterrichtet hatten, bat er sie mit anscheinender Dienstbeflissenheit nur ein wenig zu war-

ten, indem er suchen wolle, ihnen Zutritt zu Nestorius zu verschaffen. Als sie lange genug gewartet hatten, kam Florentius wieder zurück und sagte ihnen mit erzwungenem Bedauern, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, den Nestorius selbst zu sprechen, dieser aber ihm den Auftrag habe geben lassen, ihnen zu sagen, daß, sobald alle Bischöfe beisammen wären, er ebenfalls auf dem Concilium erscheinen würde.

14. Nicht ohne tiefe Betrübniß vernahmen die versammelten Bischöfe den Bericht ihrer Abgeordneten über die fortdauernde Widerspenstigkeit des Nestorius. Da jedoch nach Vorschrift der Canons jeder Beklagte, bevor man in seiner Abwesenheit gegen ihn verfahren darf, dreimal muß vorgeladen werden; so wurden auch jetzt, als zum drittenmal, wieder vier andere Bischöfe nebst dem Anysius, Lector und Notarius der Kirche von Rhodus, an den Nestorius mit einer neuen schriftlichen Ladung abgeordnet. Diese letztere war folgendermaßen abgefaßt: „Um den Canons und Satzungen der Kirche zu gehorchen und „jedes Mittel der Gelindigkeit und Nachsicht zu erschöpfen, läßt die heilige Synode Euch zum dritttenmal vorladen, auf derselben zu erscheinen und „Euch wegen der falschen Lehren zu rechtfertigen, die „Ihr in der Kirche von der Kanzel herab dem Volke „vorgetragen habt. Gerne hat man Euch bis jetzt „jede Frist gegönnt; aber wisset, daß, wenn Ihr „auch auf diese dritte und letzte Ladung nicht erscheinet, die heilige Synode nach den Vorschriften der „Canons gegen Euch verfahren werde."

15. Es war vorauszusehen, daß auch dieser Versuch keinen bessern Erfolg haben würde, als die vorigen. Das Haus des Nestorius war noch immer von Soldaten umringt und der Eingang scharf bewacht. Die jetzt abgeordneten Bischöfe wurden um vieles weniger ehrerbietig behandelt, als die erstern.

Man verweigerte ihnen nicht nur den Eintritt in das Haus, sondern keiner der Soldaten wollte auch nur die kleine Mühe übernehmen, sie bei Nestorius zu melden; sie schützten vor, der Patriarch habe ihnen den ausdrücklichen Befehl gegeben, jeden, der von dem Concilium an ihn abgeschickt würde, zurückzuweisen. Da es sehr heiß war, wollten die Bischöfe, um sich gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen, unter den Thorbogen treten; aber der rohe Soldatenhaufe ließ dieß nicht zu, stieß mit Grobheit sie zurück, erlaubte sich Schmähungen jeder Art. Dem höchst unanständigen Betragen und den gehäuften Beleidigungen einer rohen Soldateska setzten die Bischöfe Geduld und evangelische Sanftmuth entgegen. So wenig sie auch Hoffnung haben konnten, den Zweck ihrer Sendung zu erreichen, so entschlossen sie sich doch einige Zeit zu warten, und erst nachdem sie lange genug sich der brennenden Sonnenhitze und den Höhnungen der Soldaten ausgesetzt, auch diese ihnen oft genug gesagt hatten, daß wenn sie selbst bis in die sinkende Nacht warten wollten, sie doch den Nestorius nicht zu sehen bekommen würden, gingen sie endlich ebenfalls unverrichteter Dinge wieder zurück.

Act. Eph. t. 2. p. 2.

16. Dem Hersiarchen, wie auch Juvenalis von Jerusalem bemerkte, noch eine fernere Frist zu gönnen, ihm noch eine vierte Ladung zu senden, wäre offenbar unnöthiger Zeitverlust, wäre gegen die Würde des Conciliums gewesen. Den Vorschriften der Canons war Genüge geleistet und das Verfahren gegen Nestorius nahm nun seinen Anfang. Zuerst ward das nicänische Glaubensbekenntniß abgelesen. Zur Prüfung jeder neuen Lehre muß dieses als Grundlage dienen; was mit demselben übereinstimmt, ist gut, was von demselben abweichet oder demselben gar widerspricht, ist schädliche Neuerung oder offenbare Irrlehre. Nach dem nicänischen Glaubensbekenntniß

ward der zweite von Cyrillus an Nestorius geschriebene Brief gelesen. In diesem Schreiben hatte Cyrillus den Nestorius brüderlich und in den schonendsten und liebevollsten Ausdrücken ermahnet, das in Absicht seiner neuen Lehre gegebene Ärgerniß zu heben, sich zu halten fest an den Glauben der Väter, deren Lehre von der Menschwerdung Jesu er ihm hierauf deutlich auseinander setzt, ihm zeigt, wie der Sohn Gottes, von Ewigkeit her vom Vater erzeugt, in der Zeit habe wollen geboren werden von der von dem Geiste Gottes, durch den Mund der Propheten verkündeten Jungfrau; daß das ewige Wort mit dem von der Jungfrau gebornen Menschen wesentlich vereiniget sey und die Väter daher sammt der ganzen Christenheit mit Recht der glorreichen Jungfrau Maria den Beinamen Gottesgebärerin gegeben hätten. Als dieser Brief abgelesen war, erhob sich Cyrillus und sagte: „Ihr Alle, wie Ihr hier versammelt seyd, habt nun den Inhalt meines Briefes gehört; ich glaube nicht, daß Ihr denselben abweichend werdet gefunden haben von dem Glauben der katholischen Kirche oder dem nicänischen Glaubensbekenntniß; indessen bitte ich Euch, Eure Meinung jetzt laut und frei darüber zu erkennen zu geben."

17. Juvenalis von Jerusalem und nach ihm noch gegen hundert Bischöfe sagten einzel ihre Meinungen und alle, nur jeder unter andern Worten, erklärten den Brief des Cyrillus für vollkommen übereinstimmend mit der Lehre der Kirche. Firmus von Cäsarea dankte dem Cyrillus, daß er dasjenige, was das nicänische Glaubensbekenntniß über dieses Geheimniß lehre, in seinem Schreiben noch mehr erläutert, deutlicher erklärt und in ein noch helleres Licht gesetzt habe. Die übrigen Bischöfe, welche nicht einzel gestimmt hatten, traten gemeinschaftlich, und ohne irgend eine Gegenbemerkung, der Erklärung ihrer

Cyrill. epi ad Dalma p. 492.

Amtsbrüder bei; so, daß dieses Schreiben des Cyrillus die einstimmige Sanktion aller in einem heiligen Concilium versammelten Väter erhielt.

18. Jetzt kam die Reihe an die von Nestorius auf diesen Brief ertheilte und, mit der größten Bitterkeit gegen Cyrillus, abgefaßte Antwort. In diesem Schreiben bestand Nestorius auf seinem Irrthum, stellte ihn recht umständlich und gleichsam fühlbar dar, und indem er dem cyrillischen Schreiben einen falschen Sinn unterzuschieben sich bemühete, rieth er dem Patriarchen von Alexandrien, die Schriften der Väter künftig mit mehr Aufmerksamkeit zu lesen, als er wohl bisher möchte gethan haben.

19. Nachdem dieses Schreiben des Nestorius abgelesen war, fragte Cyrillus die versammelten Bischöfe um ihre Meinung. Juvenalis von Jerusalem stimmte zuerst, er erklärte es für nicht übereinstimmend mit dem nicänischen Glaubensbekenntniß und sprach allen, welche solcher Lehre anhingen, das Anathema. Auf die nämliche Weise redeten nach Juvenalis auch Flavianus von Philippi, Firmus von Cappadocien und Acacius von Melitene. Noch weitläufiger als die andern verbreitete sich letzterer über den Inhalt des nestorianischen Schreibens. „Jetzt," sagte er, „ist es kein Wunder mehr, daß Nestorius nicht vor dem Concilium erscheinen wollte und seine Wohnung mit Soldaten umstellt hat. Er ist sich bewußt, Stellen aus der heiligen Schrift und den Vätern verfälscht zu haben. Die Worte und Ausdrücke, deren die Väter des Conciliums von Nicäa, wenn sie von dem Sohne Gottes redeten, sich bedienten, hat er vorsätzlich hinweggelassen und andere dafür gewählt, bloß um sagen zu können, daß der, welcher geboren ward, bloßer Mensch war, und daß Geburt und Tod bloß auf den Tempel, in welchem Gott wohnte, sich beziehen könnten. Nestorius leugnet

also offenbar, daß das ewige Wort Fleisch geworden sey. Auch hat er den Cyrillus verläumdet und dessen Worten eine ganz falsche Erklärung gegeben, als wenn Cyrillus gesagt hätte, daß auch die Gottheit dem Leiden unterworfen wäre, welches doch Cyrillus durchaus nicht in seinem Briefe sagte und was auch noch nie und zu keiner Zeit von der Kirche gelehrt ward. Nestorius eigene Worte," schließt endlich der Bischof von Melitene, „zeugen gegen ihn; denn er sagt ja selbst, daß er der erste sey, der den Schleier von diesem Geheimniß hinweggenommen und dasselbe enthüllt habe. Er weicht also von der alten Lehre, von den Überlieferungen aller Kirchen ab. Sein ganzer Brief ist voll Gottlosigkeit und Unwahrheit und ich trenne mich von der Gemeinschaft derjenigen, die so lehren und eine solche Sprache führen."

20. Alle Bischöfe, welche nach und nach auftraten, verdammten den Brief des Nestorius, und als vier und dreißig Bischöfe abgestimmt hatten, erhob sich plötzlich die ganze heilige Versammlung und rief wie mit einer Stimme: „Anathema einem jeden, der dem Nestorius nicht das Anathema spricht! Ihn anathematisirt der wahre Glaube; das heilige Concilium anathematisirt ihn und Anathema sey jeder, der mit Nestorius in Gemeinschaft bleibt. Wir Alle anathematisiren den Brief und die Lehrsätze des Nestorius. Wir Alle anathematisiren den Ketzer Nestorius. Wir Alle anathematisiren jene, welche mit ihm in Gemeinschaft bleiben. Wir anathematisiren den gotteslästerlichen Glauben des Nestorius. Der ganze Erdkreis anathematisirt seine gottlose Lehre, und Anathema sey ein jeder, der mit uns nicht gleiches Anathema gegen Nestorius ausspricht."

Baron. Annal. eccl. ad annum 431 LVII.

21. Auf Antrag des Juvenalis von Jerusalem ward nun auch das von dem heiligen Pabst Cölestinus an Nestorius erlassene Schreiben dem Concilium vor-

gelesen. Dieses Schreiben war in lateinischer Sprache abgefaßt, mußte daher jetzt in einer, von dem schon oft erwähnten Petrus, Priester der alexandrinischen Kirche, gefertigten griechischen Übersetzung den versammelten Bischöfen vorgelesen werden.

22. Nestorius hatte schon einigemal für gut befunden. an den Pabst zu schreiben; dem Scheine nach zwar wegen irgend eines andern, sich ihm leicht darbietenden Anlasses; aber in der That um dem heiligen Cölestinus seine eigene Lehre vorzutragen. Was er dabei bezweckte war blos, den Pabst zu überraschen; denn da er, nach Weise der Ketzer, sich meistens verfänglicher, doppelsinniger und auf Schrauben gestellter Worte und Ausdrücke bediente; so konnte er hoffen, daß Cölestinus in einen Vortrag, der eine vielfache Erklärung zuließ, vielleicht nicht gerade den ketzerischen Sinn des Nestorius, sondern den ächt katholischen Sinn hineinlegen und diesem gemäß ihm auf seine Briefe eine günstige Antwort ertheilen werde. Hätte er durch seine Arglist eine solche erschlichen; so würde er sie ganz gewiß zum Schild für seine falsche Lehre gemacht, und durch ein, dem Anscheine nach, so günstiges und mächtiges Zeugniß gedeckt, die größten Verwüstungen in der Kirche angefangen haben.

23. Aber Cölestinus hatte, nach der dem römischen Stuhle in solchen Fällen beiwohnenden Erleuchtung, mit der Antwort gar nicht geeilet; er wollte vorher über die Natur und Beschaffenheit der Lehre des Nestorius noch nähere Kunde einziehen. Den vollständigsten Aufschluß hierüber gab ihm der Patriarch von Alexandrien. In einem sehr umständlichen, in einer Versammlung ägyptischer Bischöfe abgefaßten Synodalschreiben setzte Cyrillus das ganze Lehrgebäude des Nestorius dem Pabste deutlich auseinander, und fügte diesem Bericht, als unzweideutige Belege, seinen, zwischen ihm und Nestorius geführten Brief-

wechsel, so wie mehrere von den Predigten des Letztern bei. Aus diesem Schreiben und den demselben beigeschlossenen Aktenstücken, welche gleichsam von selbst sprachen und gar keiner nähern Erläuterung bedurften, erkannte nun Cölestinus in klarem und unumwundenem Vortrag alle die ketzerischen, der Lehre der Kirche widersprechenden Grundsätze und Behauptungen des Nestorius. Der Pabst versammelte jetzt ein ziemlich zahlreiches Concilium in Rom. Auf diesem wurde die Lehre des Nestorius geprüft, für gottlose Neuerung erkannt, mithin als ketzerisch verdammt; worauf alsdann Cölestinus mehrere Sendschreiben erließ, nämlich an Nestorius, Cyrillus, an die ganze, rechtgläubig gebliebene Geistlichkeit in Constantinopel und endlich auch noch an vier andere morgenländische Bischöfe. Dem Nestorius ward in dem päbstlichen Schreiben gedrohet, daß wenn er binnen zehen Tagen nach Empfang desselben nicht den Glauben annähme, welcher von der römischen Kirche, wie von allen Kirchen der katholischen Christenheit gelehrt würde, und seine bisher gelehrten Irrthümer öffentlich verdammte, er von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen und des bischöflichen Amtes entsetzt werden sollte. Dem Cyrillus trug der Pabst auf, dem Nestorius wie den andern Bischöfen den päbstlichen Beschluß bekannt zu machen und auch in Vollziehung setzen zu lassen, woferne jener den darin aufgestellten Foderungen nicht Genüge leisten würde.

24. Dieses war nun das päbstliche Schreiben, welches jetzt auf Begehren des Bischofes von Jerusalem in dem Concilium abgelesen wurde. Da aber Cyrillus zu Folge des so eben erwähnten Auftrages noch einmal an Nestorius geschrieben hatte, so wurde nun dieses dritte, wegen der demselben beigefügten, zwölf Anathematismen, vorzüglich merkwürdige cyrillische Schreiben ebenfalls den versammelten Vätern vorgelesen.

25. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß das heilige Concilium sich in nähere Erörterung und genauere Prüfung dieses Briefes des Cyrillus und besonders der demselben beigeschlossenen Anathematismen eingelassen hätte. Schon vor Eröffnung des Conciliums hatten die letztern groſses Aufsehen erregt; und da man ihren wahren Sinn nicht auffaßte, vielleicht hie und da nicht auffassen wollte, sondern immer etwas von dem apollinarischen Irrthum darin zu finden glaubte; so blieben dieselben auch nachher noch eine Zeitlang für Viele ein Stein des Anstoßes, der zu Verzögerung des so sehr erwünschten, allgemeinen Friedens in der orientalischen Kirche nicht wenig beitrug.

26. Das Concilium fand indessen nicht für nothwendig, sich über diese Anathematismen näher zu erklären, es begnügte sich, dieselben im Allgemeinen anzunehmen; denn da keiner der versammelten Bischöfe auch nur die geringste Bemerkung dagegen machte; so galt dieß für eine stillschweigende, ungetheilte Annahme derselben. Auch sagen die Akten des Conciliums ausdrücklich, daß man alle Briefe des Cyrillus an Nestorius gelesen und ihren ganzen Inhalt — mithin auch die zwölf Anathematismen — für rechtgläubig erklärt habe.

27. Von den Bischöfen, welche dem Nestorius das päbstliche und cyrillische Schreiben überbracht hatten, befanden sich zwei in der Versammlung, nämlich Theopemptus von Cabasa und Daniel von Darne. Aufgefodert, erklärten diese, daß sie die beiden Schreiben dem Nestorius in seiner Kirche in Constantinopel, in Gegenwart seiner ganzen Geistlichkeit, überreicht hätten; eine Privatunterredung habe Nestorius ihnen zwar auf den folgenden Tag versprochen, aber sein Versprechen nicht gehalten; denn als sie zur bestimmten Zeit sich bei ihm eingefunden hätten, wären ihnen alle Thore verschlossen gewesen. Eben so wenig habe er den päbstlichen Foderungen Genüge geleistet, vielmehr

gerade im Gegentheil schon am andern Tage seine falsche Lehre, und wo möglich noch frevelnder als je, dem Volke in der Kirche wieder vorgetragen; wie er dann auch bis auf die gegenwärtige Stunde noch immer hartnäckig auf seinen Irrthümern beharre. Dieses Letztere zu bezeugen, rief Fidus von Joppe die beiden Bischöfe, Acacius und Theodulus auf, sie beschwörend bei dem heiligen Evangelienbuch, ihrer ehemaligen Freundschaft gegen Nestorius jetzt keinen Raum zu geben, sondern vor dem versammelten Concilium öffentlich zu sagen, was sie in den, seit ihrer Anwesenheit in Ephesus, mit Nestorius gehabten Unterredungen, in Beziehung auf das Geheimniß der Menschwerdung Jesu, von demselben gehört hätten. *)

28. Innigst gerührt über den tiefen Fall ihres ehemaligen Freundes, aber das Ewige höher erachtend als alle irdische Rücksichten, sagten die beiden Bischöfe nun frei und unumwunden alles heraus, was sie bisher von Nestorius gehört hatten. Mit Abscheu erfüllte ihre Erzählung die versammelten Väter. Eine ungeheuchelte Thräne ächter Bruderliebe glänzte in dem Auge des frommen Acacius.

29. Über der Ketzerei des Nestorius, über dessen Verstocktheit und beinahe unheilbaren Verblendung konnte kein fernerer Zweifel mehr schweben; aber dennoch befahl das Concilium, die schon gefertigten Auszüge aus den noch übrigen Schriften des Nestorius ebenfalls zu lesen. Der auffallendsten Artikel und die am lautesten gegen ihn zeugten, waren es über zwanzig; einer immer lästernder als der andere.

*) Unter vielen andern, bei jenen mündlichen Unterredungen, ausgestoßenen Gotteslästerungen hatte einer der dem Nestorius anhängenden Priester, in Gegenwart oben erwähnter Bischöfe, die Juden zu vertheidigen gesucht, bemerkend, daß sie einen bloßen Menschen getödtet hätten.

30. Lange genug waren die Ohren der versammelten Bischöfe durch Anhörung der nestorianischen Gottlosigkeiten beleidiget worden. Jetzt ging man zu den Kirchenvätern über. Aus einem Buch des heiligen Petrus, Märtyrers und Bischofes von Alexandrien, über die Gottheit, aus einer Schrift des heiligen Athanasius gegen die Arianer, aus zwei Sendschreiben der heiligen Päbste Julius und Felix, aus Hirtenbriefen des Theophilus von Alexandrien, aus Abhandlungen des heiligen Cyprians und des heiligen Ambrosius, aus vielen Briefen des heiligen Gregorius von Nazianz, des heiligen Basilius, des heiligen Gregorius von Nissa, des Patriarchen Atticus von Constantinopel und des heiligen Amphilochus wurden alle Stellen vorgelesen, welche die Lehre von der Menschwerdung, so wie sie zu jeder Zeit von den Kirchen gelehrt ward, in den bestimmtesten, jede willkührliche Deutelei beseitigenden Ausdrücken darlegten. Je mehr man las, je mehr reifte bei den versammelten Bischöfen die Überzeugung von der höchsten Nothwendigkeit des letzten gegen Nestorius noch zu thuenden Schrittes.

31. Diesen Augenblick benutzte Petrus, Priester der alexandrinischen Kirche, um das weiter oben schon erwähnte, von Capreolus von Carthago durch seinen Diakon Bessula, an das Concilium gesandte Schreiben zu überreichen. Es wurde sogleich verlesen, und als am Ende desselben der Bischof von Carthago das Concilium flehentlich ermahnt, ja doch die alte Lehre der Kirche aufrecht zu erhalten; erhoben sich Cyrillus und alle versammelten Väter und riefen laut aus: „Auch Wir führen die nämliche Sprache; Wir alle, wie wir hier versammelt sind, hegen den nämlichen Wunsch, das nämliche Verlangen.“

32. Gestützt also auf das Zeugniß so vieler durch Heiligkeit und höhere Erleuchtung ausgezeichneten Männer und Kirchenlehrer; gestützt auf die Entscheidungen

eines erst unlängst in Rom gehaltenen Conciliums abendländischer Bischöfe; gestützt endlich auf die in Gemäßheit jener Entscheidungen, von dem heiligen Pabst Cölestinus gefaßten Beschlüsse, schritten nun die zu einer heiligen Synode versammelten Bischöfe zum Urtheil gegen Nestorius. Derselbe ward seiner bischöflichen Würde entsetzt, und von der Gemeinschaft der Bischöfe und Priester ausgeschlossen. Dieser Spruch war in folgenden Worten abgefaßt: „Da Nestorius „weder vor dem Concilium erscheinen, noch auch die „an ihn abgesandten Bischöfe vor sich lassen wollte; so „durften Wir nicht länger mit der Untersuchung und „Prüfung seiner falschen Lehre zögern. Da Wir nun „ferner theils durch seine eigenen Briefe und Schrif„ten, theils auch durch die von ihm, während seines „Aufenthalts in der Stadt Ephesus, ausgestoßenen „und von unverwerflichen Zeugen uns hinterbrachten „Reden, vollkommen überzeugt sind, daß er wirklich „diese Irrthümer lehrt und auf denselben beharret; so „sahen Wir, zu Folge der Canons und Satzungen „unserer heiligen Kirche und der von unserm heiligen „Vater, dem römischen Bischof Cölestinus erhaltenen „Briefe, uns gezwungen, obgleich mit thränenden „Augen und beglommenem Herzen, nachstehendes Ur„theil zu fällen: Jesus Christus, unser Herr, an wel„chem Nestorius durch seine gotteslästerlichen Reden „so schrecklich gefrevelt hat, erklärt durch den Mund „dieser heiligen Synode, daß eben dieser Nestorius „seiner bischöflichen Würde entsetzt und von der Ge„meinschaft der Kirche ausgeschlossen sey."

Act. Conc. Eph. t. 2. c. 10. Edit. Palt.

33. Dieses Urtheil wurde von hundert sechs und neunzig Bischöfen unterzeichnet. An den folgenden Tagen unterzeichneten noch mehre andere Bischöfe, welche dieser Sitzung nicht beigewohnt hatten. Sogar sieben von jenen, welche noch am Vorabend der Sitzung, gegen die Eröffnung des Conciliums protestirt hatten,

verließen einige Tage nachher schon ihre Parthei, traten zu den katholischen Bischöfen über und unterzeichneten das Urtheil; so daß die Anzahl der den Nestorius verdammenden Bischöfe sich über 200 belief.

34. Von frühe Morgens bis spät am Abend hatte die Sitzung gedauert; als sie beendiget war, begann es schon Nacht zu werden; und doch war es die Zeit der größten Tageslänge in jenen Gegenden.

35. Schon mit Anbruch des Tages hatten die Ephesier sich haufenweise vor den Thüren der Kirche versammelt. Mit seltener Geduld, aber vielleicht auch in mancher bangen Erwartung, hatten sie den ganzen Tag über des entscheidenden Ausspruches der heiligen Synode geharrt. Als es endlich kund ward, daß das graunvolle Werk der Finsterniß zerstört und Nestorius abgesetzt sey, brach das ganze Volk in lautem Jubel aus. Gleich Engeln, vom Himmel gesandt, wurden die aus der Kirche austretenden Bischöfe von der frohlockenden Menge begrüßt. Mit flammenden Wachsfackeln, in unabsehbaren Reihen geordnet, wurden sie nach ihren Wohnungen begleitet. Die angesehensten und vornehmsten Einwohner der Stadt führten den Zug; Frauen und Jungfrauen, ausgezeichnet durch Rang und Geburt trugen ihnen goldene und silberne Gefäße vor, in welchen die theuersten Rauchwerke, die köstlichsten Aromate des Morgenlandes brannten. Die ganze Stadt ward beleuchtet; alle Straßen ertönten von dem Lobe Gottes, erschallten von dem Preis Mariens und den Lobeserhebungen und Segnungen auf die Bischöfe. Es war ein herzerhebender, der Geschichte gewiß nicht unwürdiger Anblick. Und sicher werden, in dem allgemeinen, frohen Taumel, der nun ganz Ephesus ergriffen hatte, manche frommen Familien ihre Häuser, in einer so merkwürdigen Nacht, in Tempel verwandelt und bei dieser schönen Trunkenheit aller Herzen, das Gedächtniß ihres göttlichen

Tillem. M. to. 14. art. 16.

Erlösers, so wie das Andenken an Dessen holde und erhabene Mutter in frommen Vorsätzen und heiligen Entschließungen gefeiert haben.

36. Am folgenden Tage, den 23., vielleicht schon am Abend der Sitzung selbst, ward dem Nestorius, in einem sehr kurz gefaßten Schreiben und worin das Concilium ihn den neuen Judas nennt, sein Urtheil bekannt gemacht, dasselbe auch an allen Ecken der Straßen von Ephesus angeschlagen und über dieß noch durch öffentliche Ausrufer dem Volke kund gethan.

37. Zu gleicher Zeit erließ das Concilium noch verschiedene Sendschreiben mit der Nachricht von der Entsetzung des Nestorius. Dieselben waren gerichtet an die Geistlichkeit und Ökonomen der Kirche von Constantinopel. Letztern ward geboten, in der Verwaltung der Kirchengüter keiner Weisung des Nestorius mehr zu folgen, sondern jene nach bestem Wissen zu verwalten und dem neuen Bischofe, wenn er gewählt seyn würde, gewissenhafte Rechnung darüber abzulegen; ferner an den Advokaten oder Defensor der constantinopolitanischen Kirche, welches gewöhnlich ein Mann von consularischer Würde und damals ein gewisser Eucarius war, welchem das Concilium in seinem Schreiben den Titel: Clarissimus gibt. Endlich an den berühmten Archimandriten Dalmatius, an einige ägyptische Bischöfe, welche sich Kirchengeschäfte halber an dem Hoflager aufhielten, und an das ganze rechtgläubige Volk von Constantinopel.

38. Auch seinen geliebten Alexandrinern zu schreiben, konnte Cyrillus nicht unterlassen. Er meldet ihnen, was geschehen war; verheißt baldige und glückliche Heimkehr; ahndet nicht, daß Drangsale jeder Art, ja Gefangenschaft und Kerker seiner in Ephesus noch harren.

39. Von allen, an welche das Concilium schrieb, verdiente unstreitig niemand so sehr diese Auszeichnung, als der heilige Dalmatius, Archimandrit oder Vor-

Menolog. 3. Aug. Fleury. hist. eccl. l. 25.

steher sämmtlicher Klöster von Constantinopel. In frühern Jahren hatte er in dem Heere Theodosius I. gedient, an dem Hofe dieses großen Kaisers gelebt. Mit einer Seiner würdigen Gattin verbunden, war er Vater mehrerer in den schönsten Hoffnungen aufblühender Kinder geworden. Aber in dem Tumult des Lagers, wie in dem Geräusch des Hoflebens und da, wie in dem stillern, häuslichen Kreise seiner Familie, hatte Dalmatius stets durch vorzügliche Frömmigkeit sich ausgezeichnet. So wie es auf der Bahn zum Verderben selten oder nie einen Stillstand gibt; eben so wenig oder noch weit weniger gibt es Ruhepunkte auf dem Wege des Heils. Wer hier ruhen und rückwärts schauen will, geräth in Gefahr, das Ziel nicht zu erreichen. Bis jetzt war Dalmatius blos fromm gewesen; aber eben diese immer mehr zunehmende Frömmigkeit erzeugte nun in ihm den Wunsch nach noch vollkommenerer Heiligkeit. In beglückender Ehe lebend, von einem Kreise liebenswürdiger Kinder umgeben, mit zeitlichen Gütern über die Maßen gesegnet und überhaupt in dem Besitz alles dessen, was nicht nur die Welt, sondern auch die Edelsten unter den Menschen für beneidenswerth halten, faßt er plötzlich den Entschluß, von allen diesen glücklichen Verhältnissen sich loszureissen. Mit Bewilligung seiner Gattin, deren Thränen seinen Entschluß nicht wankend machen können, verläßt Dalmatius sein Haus, sein liebendes Weib, seine Kinder, seine Freunde und, was wohl das Schwerste mochte gewesen seyn, er verläßt sich selbst, um unter der Leitung des heiligen Abts Isaak, in klösterlicher Abgeschiedenheit, Gott ungetheilt zu besitzen und in diesem Besitz Weib, Kinder und Freunde hundert und tausendfältig wieder zu finden.

40. Es war dieses der nämliche Isaak welcher, schon als Einsiedler mit prophetischer Gnadengabe geschmückt, dem gegen die Gothen ziehenden Kaiser Va-

lens entweder leichten Sieg oder gewissen Untergang verkündet hatte, je nachdem er entweder von Verfolgung der Katholiken abstehen, oder solche zu verfolgen fortfahren würde. Diese wohlmeinende und heilsame Warnung erwiederte der arianische Kaiser nicht, wie er sollte. Zürnend fuhr er den Einsiedler an; drohete mit qualvoller Strafe nach siegreicher, glücklicher Heimkehr, befahl einstweilen im Kerker ihn strenge zu bewachen. Aber die Vorhersagung ging in Erfüllung, und Isaak wußte in seinem Kerker den Tod des Kaisers in eben demselben Augenblick, in welchem Valens in der so mörderischen, beinahe das ganze Römer-Heer vertilgenden Schlacht bei Hadrianopel gefallen war.

41. Zu diesem heiligen Mann begab sich Dalmatius. Von seinen Kindern nahm er blos seinen Sohn Faustus mit, weil eine innere Erleuchtung ihm entdeckte, was auch aus diesem einst in der Kirche Gottes werden würde. Wie der gute Hirte, seine Schafe über liebliche Auen waidend, sie mit sanfter Stimme, ihm nachzufolgen lockt; eben so kommt Gott mit seiner Gnade dem Menschen stets zuvor; sie nur anzunehmen, nur dankbar sie anzunehmen, ist das einzige und kleine Verdienst des Letztern. Unter Isaaks Leitung erreichte daher Dalmatius bald eine solche hohe Stufe der Vollkommenheit, daß jener, als er sich dem Tode nahe fühlte, ihn zum Vorsteher des unter dem Patriarchen Atticus errichteten Klosters in Constantinopel ordnete. Was Isaak ihm selbst lange gewesen, ward er nun andern, und die Heiligkeit seines Beispiels zog nun auch andere zu gleichem heiligen Wandel hin. Auch auf ihm ruhete der Geist der Weissagung; denn als Nestorius, und weil man ihn nicht kannte, unter dem allgemeinen Jubel des Volkes und der Geistlichkeit von Constantinopel und mit der größten Zufriedenheit des Kaisers und des heiligen Pabstes Cölestinus zum Patriarchen geweihet ward, sagte Dalmatius mit warnender Stim-

ne zu seinen Mönchen, daß eben dieser Nestorius in kurzem die Kirche Gottes verwirren und manchem Unbesonnenen zum Falle dienen werde. Der Welt war Dalmatius ganz entfremdet; und von dem Augenblicke an, wo er das Kloster betreten, konnte nichts, kein Vorfall, kein Ereigniß, selbst nicht das schreckliche, ganz Constantinopel den Untergang drohende Erdbeben, nicht die Bitten des Kaisers, nicht das vereinte Flehen des Senats und des Volkes ihn bewegen, die heiligen Mauern seines Klosters auch nur auf einen Augenblick zu verlassen. Indessen beruhigte er die geängstigten Gemüther, indem er bestimmt vorher sagte, an welchem Tage das Erdbeben ein Ende nehmen und Gott sich der Stadt wieder erbarmen würde. In stetem Verkehr mit Gott wurden der himmlischen Mittheilungen ihm viele zu Theil. Einst war er 40 Tage lang in ununterbrochener Verzückung; man sahe ihn im Kloster herumwandeln, vor den Altären auf den Knieen liegen, in einsamer Zelle seine Hände betend zum Himmel emporheben; aber der äußern Sinnenwelt entrückt, nahm er an allen Erscheinungen, die ihn umgaben, keinen Antheil, sprach mit niemand, nahm auch diese ganze Zeit über weder Speise noch Trank. Der Ruf seiner Frömmigkeit hatte die entferntesten Provinzen erreicht; fremde Bischöfe empfahlen sich und ihre Kirchen seinem Gebet; der Kaiser besuchte ihn bisweilen in seinem Kloster und begehrte seinen Segen; der Senat und die Geistlichkeit gaben bei jeder Gelegenheit ihm sprechende Beweise ihrer Ehrfurcht, und das Volk und alle Klassen des Volkes huldigten der Tugend eines Mannes, den Gott selbst schon so vieler und so herrlicher Zeugnisse seines Wohlgefallens gewürdiget hatte.

42. Diesem, durch die Reinheit seines durchaus evangelischen Wandels, die Kirche so sehr verherrlichenden Abte schrieb Cyrillus so umständlich, als die

Kürze der Zeit und die dringenden Geschäfte es erlaubten, alles was das Concilium gegen Nestorius unternommen hatte. Er macht ihn aufmerksam darauf, daß, da die Entwerfung eines weitläufigen Berichts an den Kaiser und das Abschreiben der Akten, wovon jenem nothwendiger Weise Abschriften müßten beigeschlossen werden, einige Tage erfodere, es wohl geschehen könnte, daß Nestorius und seine Gönner und Anhänger dem Concilium zuvorkommen und, durch lügenhafte Darstellungen, widrige Eindrücke bei der kaiserlichen Familie zu erregen suchen möchten. In diesem Fall bittet er ihn, darüber zu wachen, daß man, bevor die vollständige Relation des Conciliums nebst den dazu gehörigen Belegen in Constantinopel angekommen wären, weder in der Stadt noch am Hofe sich einem einseitigen Urtheil überlassen, oder gar einen übereilten Schritt sich erlauben möge. Im Vorgefühl Dessen, was wirklich bald darauf geschah, bemerkt endlich noch Cyrillus dem frommen Abt, daß, wenn das Schreiben des Conciliums an den Kaiser sammt den Akten nicht in etlichen Tagen in Constantinopel angekommen seyn würden, er dieses für einen sichern Beweis ansehen möchte, daß entweder Candidianus die Depeschen aufgefangen oder auf irgend eine andere Weise die Väter verhindert hätte, dieselben an das kaiserliche Hoflager gelangen zu lassen.

43. An dem nämlichen Tage, an welchem alle diese Schreiben im Namen des Conciliums erlassen wurden, predigte Cyrillus, unter ungemeinem Zulaufe des Volkes, vor den versammelten Bischöfen. Das Geheimniß der Menschwerdung war wieder das Thema seiner Rede, und wie gewöhnlich brachte er am Ende derselben der Hochgebenedeihten seine Huldigungen dar. Durch die Fürbitte der Mutter Gottes, sagte er, sey das heilige Concilium zu Stande gekommen; von Ihrer mütterlichen Hand geleitet,

seyen die Bischöfe in Ephesus angelangt; unter Ihrem Schutze hätten sie das Wichtigste ihres Auftrages vollbracht, und unter Ihren auch noch fernerhin schützenden Flügeln hofften sie das Wenige, was noch zu thun übrig wäre, schnell zu ordnen und dann in Friede und wechselseitiger Liebe wieder zu ihren Kirchen zurückzukehren.

V.

Conc. Ephes. to. 3. p. 637.

1. Vollkommen entschieden schien nun der Triumph der Wahrheit. Mehr als 200 morgenländische Bischöfe hatten den Nestorius und seine Lehre verdammt; verdammt hatten ihn auch der heilige Pabst Cölestinus und die in dem Concilium in Rom zahlreich versammelten Bischöfe des Abendlandes. Nichts, hätte man also glauben sollen, würde wenigstens für jetzt den Frieden und die Ruhe der Kirchen gefährden können. „Aber der alte Drache, als er sich zu Boden gestürzt sah, ergrimmte gegen das Weib und ging fort um zu kämpfen gegen die übrigen ihres Samens, die da halten die Gebote Gottes und bleiben bei dem Zeugnisse Jesu.“

Offenb. XII.

2. Geschäfte halber hatte Candidianus an dem Tage, an welchem Nestorius abgesetzt ward, Ephesus verlassen. Als er nach seiner Rückkehr in die Stadt die Nachricht von der Entsetzung seines Freundes erhielt, befahl er sogleich, das an den Straßenecken angeschlagene Urtheil wieder herabzureissen, ließ hierauf ein Edikt bekannt machen, in welchem er sich über das Vorgefallene als den kaiserlichen Befehlen zuwiderlaufend bitter beschwert, die Verhandlungen und Beschlüsse der Bischöfe für null und nichtig erklärt und diesen auf das neue gebietet, die Ankunft des Johannes von Antiochien und derjenigen, welche aus dem Abendlande

kommen würden, abzuwarten und bis dahin sich aller fernern Berathungen zu enthalten.

3. Zugleich mit Nestorius sandte Candidianus nun auch an den Kaiser einen Bericht, und zwar den schamlosesten, den ein gegen alles Gefühl der Wahrheit abgehärteter, mit dem guten Willen eines milden, aber beschränkten Fürsten frevelhaft spielender Schalk noch je an seinen Herrn gesandt hatte. Er berichtete nämlich dem Kaiser, daß nur ein Theil der in Ephesus anwesenden Bischöfe sich versammelt und Cyrillus, blos um desto sicherer das Concilium beherrschen zu können, mit seiner Partei, von welcher er den Memnon und noch einige andere nennt, diese Separatversammlung veranlaßt habe. Mehrere Bischöfe hätten blos aus Furcht vor Cyrillus herrschendem Einfluß sich dessen Willen gefüget und in einer Versammlung sich eingefunden, aus welcher durch den gebieterischen und hochfahrenden Charakter des Patriarchen von Alexandrien alle Freiheit wäre verbannt gewesen. Alles sey in der größten Verwirrung und auf tumultuarische Weise geschehen und die in der Sitzung gefaßten Beschlüsse wären blos von Parteigeist und den gehässigsten Leidenschaften und welche zu verschleiern man sich nicht einmal die Mühe genommen hätte, erzeugt worden.

4. In gleichem Sinne war auch der Bericht des Nestorius abgefaßt. Der Hauptgegenstand seiner Beschwerde war, daß die ägyptischen und asiatischen Bischöfe nicht, wie es doch der ausdrückliche Wille des Kaisers gewesen wäre, die Ankunft des Johannes von Antiochien und seiner syrischen Bischöfe erwartet hätten. Er klagt über die Gewaltthaten des Memnon von Ephesus, welcher die Stadt mit Lärmen und Aufruhr erfülle, sogar seinem Leben nachstelle, und ihm und seinen Bischöfen nicht einmal eine Kirche geöffnet habe, in welcher sie Schutz und Sicherheit gegen ihre Verfolger hätten finden können. Er bittet also den

Kaiser, dafür zu sorgen, daß ihre persönliche Sicherheit nicht weiter gefährdet würde, und demnach zu befehlen, daß das Concilium entweder verlegt oder doch auf eine den Canons angemessene Weise möchte gehalten werden; weßwegen er zuletzt vorschlägt, daß man von jeder Provinz nur den Metropoliten nebst zwei von den ihm untergeordneten Bischöfen zu dem Concilium ziehen, und um Verwirrung zu vermeiden, alle jene davon ausschließen möchte, welche ohnehin von den zu behandelnden Fragpunkten noch nicht vollständig genug unterrichtet wären.

5. Auch dieser letzte Vorschlag zeugt wieder von der schleichenden Arglist des Nestorius und seiner Anhänger; denn da es unter den ägyptischen Bischöfen sehr wenige Metropoliten gab; desto mehre aber sich unter den Anhängern des Nestorius befanden; so konnte der Heresiarch, durch die sich hieraus ergebende Verminderung der rechtgläubigen Bischöfe, um so mehr Hoffnung haben, mit seiner Partei ein Übergewicht zu erhalten, als auch noch die beigefügte Clausel, „alle von der Lage der Dinge nicht gehörig unterrichtete Bischöfe von dem Concilium zu entfernen," dem Candidianus und übrigen Gönnern des Nestorius ein weites Feld eröffnet haben würde, um alle, die dem Irrlehrer kräftig entgegen wirken konnten, gänzlich von dem Concilium auszuschließen.

6. Inzwischen säumte auch das Concilium nicht, seinen Bericht nebst einer Abschrift sämmtlicher Akten an den Kaiser zu schicken. Aber Candidianus, welchem die ganze weltliche Macht zu Gebot stand, hatte dießfalls schon die nöthigen Maßregeln ergriffen. Alle Straßen, so wohl zu Wasser als zu Lande, welche nach Constantinopel führten, waren mit Soldaten oder Anhängern des Nestorius besetzt. Der Bericht des Conciliums ward aufgefangen, und selbst von den

einige Tage früher nach Constantinopel, theils an die Geistlichkeit, theils an andere Personen geschriebenen Briefen gelangte keiner an seine Bestimmung.

7. Hierbei ließ es jedoch der Comes Domesticorum noch nicht bewenden. In der Überzeugung, daß das, was Anfangs schnell und trefflich gedeihet, nachher, wenn Hindernisse sich aufhäufen und beschwerliche Opfer gefodert werden, meistens nur mit Gleichgültigkeit und ohne Liebe gepflegt wird, suchte Candidianus die Bischöfe auf alle nur mögliche Weise zu quälen und ihre Geduld wie ihren Eifer zu ermüden. Den Mißhandlungen seiner Soldaten gab er sie völlig preis, und diese, aufgemuntert durch die Nachsicht ihres Feldherrn, übten nun an den Bischöfen jeden nur gedenkbaren Muthwillen. Noch frevelnder betrug sich das im Solde des Nestorius stehende Gesindel, und am allerärgsten machten es die auf den der Kirche von Constantinopel zugehörigen Ländereien ansäßigen Bauern. Von diesen und von den Bewohnern jener Vorstadt von Constantinopel, in welcher beinahe alle öffentlichen Bäder sich befanden und die meistens von Leuten bewohnt war, welche um den verhältnißmäßigen Preis sich zu jedem Bubenstück gebrauchen ließen, hatte Nestorius eine große Menge nach Ephesus kommen lassen; wo diese den Bischöfen begegneten, riefen sie ihnen die größten Schmähungen zu, erhoben tobendes Geschrei, warfen mit Steinen nach ihnen und zwangen sie nicht selten, entweder nach ihren Wohnungen zurückzukehren, oder in eine nahe stehende Kirche sich zu flüchten. Wenig hatte gefehlt; so wären einige der Bischöfe durch die Steinwürfe dieser Unholde getödtet worden. Sogar die nothwendigsten Lebensbedürfnisse suchte Candidianus den Vätern des Conciliums zu entziehen und gab oft, schamlos wie er war, sogar bestimmte Befehle, daß ihnen auch nicht das Mindeste durfte zugeführt werden. Drei ganze Monate hin-

durch dauerte dieses schnöde Spiel der frechen Willkühr eines unwürdigen Günstlings mit den ehrwürdigsten Bischöfen, den angesehensten und heiligsten Männern beinahe aller morgenländischen Kirchen. Erhoben diese auch bisweilen eine klagende Stimme, so mußte sie doch stets fruchtlos verhallen; denn Candidianus ließ immer alle Straßen nach Constantinopel strenge bewachen, und den Bischöfen war es zuletzt sogar nicht einmal mehr möglich, auch nur ihren eigenen Kirchen von der traurigen Lage, in welcher sie sich befanden, einige Nachricht zu geben.

8. Aber Nestorius und seine Anhänger lebten indessen in vollkommener Ruhe; jede Bequemlichkeit ward ihnen verschafft, und schwelgend im Überfluß durften sie nur einen Wunsch äussern, um solchen sogleich auch erfüllt zu sehen. Was nur immer Candidianus und der Comes Irenäus ihnen Angenehmes erweisen konnten, das geschah und die Soldaten des erstern bildeten dem Nestorius sogar eine Art von Leibwache. Wäre es nur immer möglich gewesen, das gesunkene Ansehen des entlarvten Heresiarchen wieder herzustellen; so hätte es durch seine mächtigen Freunde und glänzenden Umgebungen geschehen müssen; aber er und sein ganzer Anhang, sammt allem, was sich nachher noch zu ihm schlug, blieb allen rechtlichen Einwohnern von Ephesus stets ein Gegenstand des Abscheues, und ihre Erbitterung gegen den Irrlehrer ward nun gerade durch die unverdiente Schmach der rechtgläubigen Bischöfe immer noch mehr und mehr im Stillen genährt, bis endlich, wie wir bald sehen werden, der lange zurückgehaltene Unwille, bei einer wichtigen Gelegenheit, in einem allgemeinen Volksaufstand ausbrach, der, obschon gesetzwidrig an sich selbst, doch einem weit größern Unglück glücklicher Weise noch vorbeugte.

VI.

1. Am fünften Tage nach der Entsetzung des Nestorius kam endlich auch Johann von Antiochien mit seinen orientalischen Bischöfen in Ephesus an. Theophanes setzt ihre Zahl auf 27, wovon jedoch mehre auch wohl einige Tage früher schon mochten angekommen seyn. Sobald die schon längst anwesenden Bischöfe erfahren hatten, daß Johann von Antiochien mit den Orientalen nicht mehr sehr ferne von der Stadt wären, versammelten sie sich sogleich in einer Kirche und wählten aus ihrer Mitte 4 Bischöfe, welche dem Patriarchen von Antiochien, um ihm geziemende Ehre zu erzeigen, entgegen gehen sollten. Im Namen des Conciliums sollten sie ihn begrüßen, ihm von dem, was vorgefallen war, Kunde geben und ihn einladen, sich mit den ihn begleitenden Bischöfen zu dem Concilium zu verfügen, um in gemeinschaftlicher Berathung den Frieden und die Ruhe in der Kirche zu befestigen.

2. Es ist zu vermuthen, daß der Anhang des Nestorius viel früher, als das Concilium, von der nahen Ankunft des Johannes sichere Nachricht hatte; denn der Comes Irenäus war demselben auf eine sehr weite Strecke entgegen gefahren. Seine Absicht war, den Patriarchen von Antiochien für die Partei des Nestorius zu gewinnen, ihm die widerlichsten Eindrücke gegen Cyrillus und die übrigen Bischöfe beizubringen und ihr Verfahren gegen Nestorius in dem gehässigsten Licht darzustellen.

3. Das Schlechte wird zu allen Zeiten am leichtesten und schnellesten erreicht; denn da nur schlechte Menschen schlechte Zwecke haben und jene, eben weil sie schlecht sind, auch schlechte Mittel wählen; so handeln sie hierin stets in strengster Consequenz und verfehlen mithin selten oder nie das ausgesteckte Ziel. Über

seine Erwartung erreichte daher auch der Comes Irenäus seine Absicht; und als die abgesandten Bischöfe bei dem Patriarchen von Antiochien ankamen, war derselbe schon so leidenschaftlich verblendet, daß er sie gar nicht sprechen wollte. Er that als bemerkte er sie nicht und ließ ruhig geschehen, daß die ihn begleitenden Soldaten — wahrscheinlich hatte Candidianus ihm eine Ehrenwache entgegen geschickt — sie auf römische Soldaten-Manier, das heißt, grob und ungestüm zurückstießen. Dem ungeachtet schloßen sie sich an das Gefolg des Johannes an und begleiteten ihn bis in den Gasthof, in welchem er abtrat und wo auch schon Candidianus und die dem Nestorius anhangenden Bischöfe ihn erwarteten.

Baron. 431. LXXIII.

4. Kaum war Johannes abgestiegen, als sogleich auch eine Scene begann, die an Schändlichkeit, Unregelmäßigkeit und frecher, allen Canons und Gesetzen der Kirche, höhnender Willkühr vielleicht kaum von jener übertroffen ward, welche die berüchtigte Versammlung bei der Eiche darbot, und in welcher eine Faktion weltlich-gesinnter, dem Geist wie allen Tugenden des Evangeliums entfremdeter und mit den niedrigsten Ränken vertrauter Bischöfe sich vermaß, gegen den durch Geistesüberlegenheit, Wissenschaft, Beredsamkeit und Heiligkeit des Lebens allen Kirchen des Abend- und Morgenlandes vorleuchtenden heiligen Chrisostomus gerichtlich zu verfahren.

5. Ohne die Kleider zu wechseln, und noch mit Staub von der Reise bedeckt, constituirten Johann von Antiochien und die ihn jetzt umgebenden Bischöfe sich sogleich zu einem Concilium, und zwar nicht in einer Kirche, oder irgend einem andern anständigen, öffentlichen Gebäude, sondern in dem nämlichen gemeinen Wirthshause, in welchem er seine Wohnung genommen hatte. Der versammelten Bischöfe waren es ungefähr drei und vierzig. Viele von diesen waren

theils pelagianischer oder nestorianischer Irrlehre verdächtig, theils auch sich einer schlechten Verwaltung ihres Amtes und anderer Vergehen bewußt. Die einen wie die andern befürchteten daher Anklage und eine Untersuchung ihres unbischöflichen Wandels. Ohne zu säumen ergriffen nun alle diese unheiligen Bischöfe die ihnen so willkommene Gelegenheit einer weit aussehenden Spaltung, und welche ihnen um so erwünschter seyn mußte, als sie bei der daraus nothwendig entstehenden Verwirrung mit allem Grunde hoffen durften, unter dem Gezänke erhitzter Parteien ganz vergessen zu werden und auf diese Weise der Anklage, wie der Untersuchung wenigstens für jetzt noch zu entgehen. — So war zum Theil das Personale dieses in einem Wirthshause versammelten Afterconciliums beschaffen.

6. So wie alles, was dieser schismatische Club — denn eine besser bezeichnende Benennung möchte sich nicht leicht darbieten — vom Anfang bis zum Ende vornahm, nichts als eine Kette von Albernheiten, Unregelmäßigkeiten und Verletzungen aller Kirchensatzungen war; eben so mußte auch gleich die Eröffnung ihrer ersten Sitzung eine an sich schon in die Augen fallende Ungereimtheit recht anschaulich machen. Es war nämlich der Comes Domesticorum, eben der Candidianus, der noch vor wenigen Tagen 200 Bischöfen sich zu einem Concilium zu versammeln verbieten wollte, und nachdem sie dennoch zusammen getreten waren, ihre Beschlüsse, als eigenmächtige Verhandlungen einer den kaiserlichen Befehlen zuwiderlaufenden Separatversammlung für null und nichtig erklärte; eben dieser Comes hatte nun die Stirne, ein Afterconcilium von kaum 43 Bischöfen, und von welchem weder der Pabst noch der Kaiser ein Wort wußten, gut zu heißen und dessen scandalöse Sitzung

in eigener Person mit Ablesung des kaiserlichen Rescripts zu eröffnen.

7. Es war dieß das nämliche Schreiben des Theodosius, welches Candidianus den Vätern des wahren Conciliums anfänglich verweigert, aber nothgedrungen nachher dennoch überreicht hatte. Als er zu lesen anfing, erhoben sämmtliche Bischöfe sich von ihren Stühlen. Sie verletzten dadurch einen damals in der Kirche herrschenden Gebrauch, welchem zu Folge die in einem Concilium versammelten Bischöfe nur das Lesen der heiligen Schriften stehend anhörten. Ein an sich zwar unbedeutender Umstand, der aber doch schon einigermaßen den Geist dieser unwürdigen Versammlung verräth, die in dem Bewußtseyn ihrer Schuld und ihres geistigen Unvermögens, schon zum voraus durch niederträchtige Schmeichelei den Schutz der weltlichen Macht zu erbetteln suchte.

8. Nachdem das kaiserliche Schreiben abgelesen war, klagte Candidianus gegen die ägyptischen und asiatischen Bischöfe, daß sie nämlich im Widerspruch mit den Befehlen des Kaisers und ohne Rücksicht auf die, von ihm ihnen wiederholt ertheilten Erinnerungen, sich eigenmächtig versammelt und Nestorius, Patriarchen von Constantinopel, seiner Würde entsetzt hätten. Johannes von Antiochien, der den Vorsitz bei diesem Club hatte, ersuchte nun den Comes, zu erklären, ob jene Bischöfe in ihrem Verfahren gegen Nestorius sich nach den Canons der Kirche und den kaiserlichen Befehlen gerichtet hätten. Candidianus versicherte, daß sie ganz unregelmäßig, ohne Prüfung und Untersuchung zu Werke gegangen und den Nestorius abwesend und ungehört verurtheilt hätten. Nach dieser saubern Erklärung und wobei er sich auf das Zeugniß mehrer hier anwesenden Bischöfe berief, verließ der Comes die Versammlung.

9. Sobald derselbe abgetreten war, erhob sich lautes, verworrenes Geschrei. Einige klagten den Cyrillus, andere den Memnon und wieder andere alle übrigen Bischöfe an; den ersten wegen der in seinen Anathematismen enthaltenen Ketzereien, den Memnon wegen willkührlicher, verfassungswidriger Verwaltung seiner Kirche, alle übrigen Bischöfe wegen Billigung der ketzerischen Anathematismen des Cyrillus. Alle schrien, man müsse die alte Lehre, den alten Glauben der Kirche standhaft vertheidigen, nichts fürchten und die Urheber der Ketzereien und aller übrigen Unruhen ohne Nachsicht und mit Strenge bestrafen.

10. Nachdem der Tumult sich gelegt hatte und einige Stille wieder eingetreten war, nahm Johannes von Antiochien das Wort und ohne, wie es doch die Canons ausdrücklich verordnen, die Beklagten vorzuladen, ihnen die gegen sie vorgebrachten Anklagen bekannt zu machen, sie darüber zu vernehmen, ihre Vertheidigungsgründe anzuhören, kurz ohne auch nur eine der durch Gesetz, Vernunft und Billigkeit vorgeschriebenen Formen zu beobachten, erklärte dieser an sich nicht unfromme, aber äusserst beschränkte und von den Nestorianern überlistete und getäuschte Prälat auf jene unbestimmten, nichts sagenden, durch keine Beweise erhärteten Anklagen, daß seiner Meinung und seinem Antrage nach Cyrillus und Memnon ihrer bischöflichen Würden entsetzt, alle übrigen Bischöfe aber so lange aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden müßten, bis sie ihren Fehler erkannt und bereuet, den Anathematismen des Cyrillus das Anathema gesprochen und hierauf sich mit ihnen vereint hätten, um in brüderlicher Eintracht das Übrige, was den Glauben und den Frieden der Kirche betreffe, gemeinschaftlich zu ordnen.

Act. Ephes. to. 3. c. 2

11. Einstimmig traten die gegenwärtigen Bischöfe diesem eben so gewissen-, als vernunftlosen Antrag bei.

Das Urtheil ward sogleich ausgefertiget, abgelesen und ohne irgend eine Bedenklichkeit von den versammelten 43 Bischöfen unterzeichnet. Die vornehmsten darunter waren, nebst dem Johann von Antiochien, die beiden Alexander von Apamea und Hierapolis, Fritilas von Heraclea, Himerius von Nicomedien, der durch öffentliche Gotteslästerung berüchtigte Dorotheus von Marcianopel, Helladius von Tharsus, Eutherius von Thiane und endlich leider auch der durch Gelehrsamkeit, unbescholtenen Wandel und frommen Eifer in Verwaltung seiner Kirche bisher mit Recht so sehr geschätzte Theodoret von Cyrhus. Als eine nothwendige Folge dieses saubern Urtheils erklärten sie alle von dem unter Cyrillus versammelten Concilium genommenen Beschlüsse für nichtig und aufgehoben, wodurch also auch die Entsetzung des Nestorius zurückgenommen und der Heresiarch in seinen vorigen Verhältnissen stillschweigend wieder hergestellt ward.

12. Sündhafte Zeit- und Wortverschwendung würde es seyn, wenn ich mich hier in einen nur einigermaßen weitläuftigen Beweis der Erbärmlichkeit des Afterconciliums, so wie der Nichtigkeit seines gefällten Urtheils einlassen wollte. Drei und vierzig in einem öffentlichen Wirthshause, das heißt, an dem gewöhnlichen Vereinigungsort der Zecher, Schwelger, Spieler, Histrionen und anderer ähnlichen Menschenklassen, versammelte Bischöfe und wovon einige entweder schon von dem Bannstrahl der Kirche getroffen waren oder davon getroffen zu werden befürchteten, vermessen sich ein ganzes aus zweihundert Bischöfen — und worunter mehrere durch allgemein anerkannte, hervorleuchtende Heiligkeit sich auszeichneten — bestehendes Concilium vor ihren Richterstuhl zu fodern; sich zu Richtern aufzuwerfen über ein Concilium, welches das Oberhaupt der ganzen Kirche, in der Person seines hiezu eigen ernannten und mit besondern Instruktionen

versehenen Repräsentanten, zum Vorsitzer hatte; über ein Concilium also, mit welchem nicht nur die Kirchen Afrikas, durch ihren an das Concilium abgeordneten, und demselben als Bevollmächtigter der afrikanischen Kirche beiwohnenden Priester, sondern auch alle in einem kurz vorher in Rom gehaltenen Concilium versammelten abendländischen Kirchen sich vollkommen vereiniget hatten, und welches mithin nach allen Grundsätzen und in dem strengsten Sinne als ein ächt ö c u m e n i s c h e s C o n c i l i u m zu betrachten war und gar nicht anders betrachtet werden konnte. Es ist kaum zu begreifen, wie selbst einem an Verstand beschränkten Johann von Antiochien diese so klaren sich von selbst aufdringenden Ansichten entgehen konnten. Aber leider, wenn das Herz, dieses geistige Auge des Menschen, unlauter, mithin trübe ist, muß auch der Verstand und der ganze Leib desselben in Finsterniß sinken.

13. Jetzt erst und nachdem die Sitzung beendiget war, erinnerte sich Johann von Antiochien der von dem Concilium an ihn abgesandten Bischöfe. Er ließ sie vor sich kommen; als sie aber sich ihres Auftrages entledigen wollten, ergoß er sich sogleich in einen Strom von Schmähungen, worauf seine ihn umgebenden Cleriker wüthend über die Bischöfe herfielen und mit Stockschlägen so mißhandelten, daß selbst ihr Leben in Gefahr kam. Ruhig und mit der Miene des Triumphs sahen Johann von Antiochien, Graf Irenäus und noch einige andere Bischöfe des Afterconciliums diesem über allen Ausdruck schändlichen Auftritte zu.

Tillm. to. art. 61.

14. Als die in augenscheinlicher Lebensgefahr schwebenden Bischöfe sich endlich den mörderischen Händen der Satelliten des Antiocheners entwunden hatten, eilten sie zu den noch versammelten Vätern des Conciliums, erzählten, wie unwürdig und unerhört sie wä-

ren behandelt worden, zeigten die noch blutenden Merkmale der erlittenen Mißhandlung und beschworen ihre Aussage auf den Büchern des heiligen Evangeliums. Äusserst entrüstet über diese beispiellose Gewaltthätigkeit des Bischofes von Antiochien, befahl das Concilium auf der Stelle, über diesen Vorfall einen den übrigen Verhandlungen beizufügenden Akt aufzunehmen. Dieß geschah. Der Akt und in welchem auch des von den Mißhandelten zu Bekräftigung ihrer Aussage geleisteten Eides erwähnt ward, wurde sogleich entworfen, öffentlich vorgelesen und von den erwähnten vier Bischöfen unterzeichnet; worauf alsdann das Concilium den Johann von Antiochien von der Gemeinschaft der Bischöfe ausschloß.

15. Johannes und dessen Afterconcilium fanden jedoch noch nicht für gut, das gegen Cyrillus und Memnon gefällte Urtheil den Betheiligten zuzusenden; auch ließen sie solches weder an den Straßenecken anschlagen, noch durch öffentliche Ausrufer bekannt machen. Man möchte vielleicht glauben, daß ein gewisses nie völlig ersterbendes Gefühl der Scham, oder ein Strahl wiederkehrender Besinnung sie hierin geleitet hätten; aber dieß war nicht der Fall; bloße Arglist lag ihrem Verfahren zum Grunde. Sie wollten Cyrillus und Memnon nebst den übrigen Bischöfen blos in Unthätigkeit erhalten, um sie desto sicherer, desto ungestörter in der öffentlichen Meinung verderben zu können. Alles begünstigte den Plan der Schismatiker. Die orthodoxen Bischöfe waren in Ephesus gleichsam die Gefangenen des Candidianus; alle ihre Briefe, die abgehenden wie die ankommenden, wurden aufgefangen und unterschlagen; niemand konnten sie Nachricht von sich geben, von Niemand einige Nachricht erhalten; gleichsam von der Welt abgeschnitten und völlig isolirt, waren ihnen alle Mittel der Vertheidigung, das heißt, alle Mittel,

die Wahrheit am Hoflager und in den Provinzen kundbar zu machen, gänzlich entzogen.

16. Den schismatischen Bischöfen und den Anhängern des Nestorius standen im Gegentheil alle Wege offen; Candidianus und der Comes Irenäus reichten ihnen hülfreiche Hände; und was diese nicht alles vermochten; ward durch die vielen, am Hoflager mächtigen Gönner des Nestorius ergänzt. Johannes von Antiochien und seine Bischöfe säumten daher nicht, von ihrer Sitzung und den darin gegen Cyrillus, Memnon und alle übrigen Väter des Conciliums genommenen Beschlüssen, so vollständig als möglich an den Kaiser zu berichten. Ihr Bericht war voll von Verläumdungen und Klagen gegen die erwähnten Bischöfe. Den Cyrillus beschuldigten sie, die Stadt Ephesus mit ägyptischen Matrosen und asiatischen Bauern angefüllt zu haben. Den Memnon bezeichneten sie als den Urheber aller Unruhen, aller gegen sie gerichteten Gewaltthätigkeiten; ihr Leben und ihre Sicherheit, sagten sie, seyen gefährdet, mehrere Wohnungen und Häuser schon bezeichnet, welche nächstens von ihren Gegnern angefallen und zerstört werden sollten. Sie verbreiteten sich ferner über die in den Anathematismen des Cyrillus enthaltenen falschen Lehren, beschuldigten ihn der Irrthümer des Apollinaris, des Eunomius und Arius, und suchten auf alle Art, ihr gegen Cyrillus, Memnon und alle ihnen anhangenden und den Anathematismen des Erstern beistimmenden Bischöfe gefälltes Urtheil zu rechtfertigen. Sendschreiben ähnlichen Inhalts wurden auch erlassen an die Augusta Pulcheria, an die übrigen Schwestern des Kaisers, an den Senat, an die Geistlichkeit und das Volk in Constantinopel. Keinem dieser Schreiben fehlte es an schleichender Arglist, künstlich ersonnenen Scheingründen, boshaften Wendungen und verführerischer Dialektik. Vorzüglich ausgezeich-

net durch scheinheilige Schalkheit und sophistischen Wortkram war das Schreiben an den Senat.

17. Je ungerechter und unheiliger eine Sache ist, desto thätiger und lärmender wird auch stets die Partei seyn, die jene vertheidiget. Nicht nur an ihre eigenen, sondern auch an fremde Kirchen, ja nach allen Provinzen des Reiches schrieben die schismatischen Bischöfe Briefe über Briefe, in welchen sie den Cyrillus anklagten und als einen Mann bezeichneten, der als der würdige Neffe seines Oheims Theophilus auch dessen herrschsüchtige, unverträgliche und gewaltthätige Gemüthsart geerbt habe. Nichts war tückischer und feiner ersonnen, als die Zusammenstellung eines Cyrillus und Theophilus. Der Name des Letztern rief dessen ungerechtes, grausames und himmelschreiendes Verfahren gegen den heiligen Chrisostomus in neues Andenken zurück; und es war vorauszusehen, daß alle, welche die wahre Lage der Sachen nicht kannten — und niemand, der nicht gerade selbst sich in Ephesus befand, konnte sie kennen — nun von dem Gedanken würden beschlichen werden, daß Nestorius vielleicht jetzt sehr wohl eben so das Opfer der Herrschsucht des Cyrillus seyn könnte, wie der heilige Chrisostomus ehemals das Opfer der Verfolgungssucht des herrschsüchtigen Theophilus gewesen war. Kein Wunder demnach, daß auf diese Art beinahe überall die Gemüther gegen Cyrillus, Memnon und die, wie man wähnte, blos aus persönlichen Rücksichten, ihnen anhängenden Bischöfe auf das heftigste erregt wurden. Sogar die höhere Tugend anerkannt heiliger Männer ward auf kurze Zeit die Gehülfin und Genossin dieser Umtriebe; denn selbst der heilige Isidorus von Pelusium, zu welchem ebenfalls diese Gerüchte gelangt waren, schrieb an Cyrillus einen strafenden und warnenden Brief, in welchem er ihn ermahnte, nicht in die Fußstapfen seines Oheims zu treten, mit Mäßigung und Sanftmuth zu Werke zu

Isidor. Pelus. l. 1. epist. 310.

gehen und das Wohl und den Frieden der Kirche nicht Privat-Leidenschaften aufzuopfern.

18. In allen ihren Briefen hüteten die schismatischen Bischöfe sich sorgfältig, den Namen des Nestorius zu nennen, oder dessen Lehre zu erwähnen; nur in dem Schreiben an die Geistlichkeit von Constantinopel bemerkten sie, daß man über das, was Cyrillus und seine Bischöfe vorgenommen, völlig unbesorgt seyn könne, indem ja alle ihre Verhandlungen, für ungültig erklärt, als nicht geschehen zu betrachten wären. Übrigens scheint es nicht, daß dem Johannes die Wiedereinsetzung des Nestorius sehr am Herzen lag; im Gegentheil ergibt sich aus Manchem, daß er von der Nothwendigkeit der Entsetzung desselben sich in seinem Innern vollkommen überzeugt fühlte. Bloße Erbitterung gegen den Cyrillus war jetzt die Triebfeder seiner Handlungen; aber eben dadurch ward er, ohne es zu wissen und wahrscheinlich auch ohne es zu wollen, ein Werkzeug in den Händen der erklärten wie geheimen Anhänger des Nestorius. Der vorzüglichste Theil des Plans der Letztern, nämlich die Spaltung zwischen den Bischöfen, war ihnen gelungen. Mit Grunde konnten sie nun hoffen, daß, um den jetzt mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Frieden wieder in der Kirche herzustellen, man auf jeden Fall gezwungen seyn würde, die Beschlüsse beider Theile, nämlich so wohl des unter Cyrillus als auch jenes unter Johannes von Antiochien gehaltenen Conciliums wieder aufzuheben. Auf diese Weise wäre alles in die alte Lage zurückgeführt, mithin auch Nestorius in seinen vorigen Verhältnissen wieder hergestellt worden. Die Zeit wäre indessen verstrichen. Noch länger die Bischöfe in Ephesus versammelt zu erhalten, wäre nicht rathsam ja unmöglich gewesen. Wahrscheinlich hätte man ein neues Concilium beschlossen; bis dieses aber in dem folgenden Jahre zusammen gekommen wäre, konnte der ohnehin

schon mächtige und indessen noch immer zahlreicher gewordene Anhang des Nestorius sich mit Grunde schmeicheln, durch seine Künste und sein im Verborgenen getriebenes Spiel es dahin zu bringen, daß er in dem künftigen Concilium wo nicht das Übergewicht doch ein imponirendes Gleichgewicht bilden würde. Kurz gerade das, was von jeher allen Heresiarchen das Willkommenste war und stets bleiben wird, nämlich Verwirrung, zeigte sich den Freunden und Anhängern des Nestorius in naher und freundlicher Perspektive. Wie richtig ihre Berechnung war, wird sogleich die Folge der Ereignisse zeigen; und es hatte wahrhaftig nur wenig gefehlt, so wären wirklich alle ihre vermessenen Hoffnungen in Erfüllung gegangen.

VII.

1. Stürme und widrige Winde hatten bis jetzt die Ankunft der päbstlichen Legaten verzögert. Endlich waren sie am 10. Julius in Ephesus angekommen. Sogleich ward die zweite Sitzung angesagt und das Concilium versammelte sich diesmal in der bischöflichen Wohnung des Memnon.

2. Die päbstlichen Legaten waren die beiden Bischöfe Arcadius und Projektus und Philippus, Priester der römischen Kirche. Kaum angelangt hatten sie sich sogleich nach dem Concilium verfügt. Philippus, welcher in seinen Unterschriften sich Priester der apostolischen Kirche zu Rom nennt, hielt eine kurze Rede, worauf er den von dem Pabste Cölestinus an das Concilium gerichteten Brief überreichte. Zu Folge eines alten, in Beziehung auf die Schreiben der Päbste, bestehenden Gebrauches und welcher einen Beweis liefert, welche Ehrerbietung auch die morgenländischen Kirchen einem päbstlichen Schreiben schuldig zu seyn

glaubten, wurde derselbe in lateinischer Sprache abgelesen. Dieß geschah indessen nur, weil die Würde und Prärogative des römischen Stuhles es so erfoderten; denn nur wenige der Anwesenden verstanden die lateinische Sprache. Die Legaten hatten daher schon eine griechische Übersetzung bei sich und gestatteten nun auf Ansuchen der Bischöfe, daß sie von Petrus, Priester der alexandrinischen Kirche, dem Concilium vorgelesen ward.

3. Das Wesentlichste des Inhalts des päbstlichen Schreibens war, daß Cölestinus darin die beiden Bischöfe Arcadius und Projektus und den Priester seiner Kirche, Philippus, als seine Legaten erklärte, welchen er aufgetragen habe, dafür zu sorgen, daß sein in dem in Rom gehaltenen Concilium gegen Nestorius gefällter Spruch in Vollziehung gebracht würde.

Tillm. to. 14. art. 67.

4. Niemand fiel es ein, dieses als eine päbstliche Anmaßung anzusehen; im Gegentheil erklärten die versammelten Väter, daß der Spruch des Oberhauptes der Kirche gerecht sey; sie überhäuften den Pabst und dessen Stellvertreter Cyrillus mit Lobsprüchen und Segnungen; und das ganze Concilium rief wie mit einer Stimme: Heil und Segen dem Cölestinus, dem neuen Paulus! Heil und Segen dem Cyrillus! Heil dem Pabste Cölestinus, dem Erhalter und Bewahrer des Glaubens! die Stimme des Cölestinus ist die Stimme des Conciliums! Dank dem heiligen Pabst Cölestinus im Namen der hier versammelten heiligen Synode! nur ein Cölestinus, ein Cyrillus! nur ein Glaube auf dem ganzen Erdkreis, der Glaube des heiligen, öcumenischen Conciliums!

Conc. Ephes. p. 618.

5. Einer der Legaten, der Bischof Projektus bemerkte jetzt den versammelten Vätern, daß der Pabst in seinem Schreiben sie nicht, gleich Unwissenden, belehren, sondern ihnen nur das, was sie schon lange wüßten, in das Gedächtniß zurückrufen wolle,

Fleury hist. eccl. l. 25.

damit sie sein längst schon gefälltes Urtheil nun vollziehen möchten. Sogleich nahm Firmus von Capadocien das Wort und sagte: „der heilige Stuhl des Cölestinus hat in seinen Sendschreiben, sowohl an Cyrillus, Juvenalis und Rufus von Thessalonich, als auch an die Kirchen von Constantinopel und Antiochien alles schon entschieden und geordnet; und diesem zu Folge und in Gemäßheit des von dem Pabste ausgesprochenen Urtheils haben wir über Nestorius ein canonisches Urtheil gefällt, nachdem die ihm gesetzte Frist fruchtlos verstrichen war.“

6. Der Legat Philippus dankte nun den versammelten Vätern für ihre gegen den Pabst ausgesprochenen, frommen Gesinnungen und begehrte, daß ihnen die Akten von allem, was vor ihrer Ankunft geschehen wäre, jetzt mitgetheilt würden; denn, sagte er, da der Bischof von Rom das Oberhaupt jenes mystischen Körpers ist, von welchem die Bischöfe der Kirchen die vorzüglichsten Glieder sind; so ist es auch nothwendig, daß wir von Allem, was verhandelt worden, in vollständige Kenntniß gesetzt werden, um das Geschehene, wenn es den Verfügungen des heiligen Pabstes Cölestinus gemäß ist, durch unsere Unterschriften gut zu heißen und zu bekräftigen. Theodorus von Ancyra antwortete im Namen des Conciliums; und zwar auf eine Art, welche abermals die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit der versammelten Bischöfe an den heiligen Stuhl zu Rom beurkundet. Sämmtliche Akten wurden hierauf den Legaten zugestellt und hiemit hatte diese zweite Sitzung, die ohnehin sehr spät angefangen hatte, ein Ende.

7. Es ist gewiß sehr beherzigenswerth, daß man in einer der erhabensten und zahlreichsten Versammlungen und in welcher die Vorsteher der ältesten, selbst von den Aposteln gegründeten morgenländischen Kirchen ge-

genwärtig waren, alle jene Reden der Legaten, wodurch das Primat des heiligen Stuhls zu Rom und dessen nicht nur leitender, sondern auch entscheidender Einfluß in allen Angelegenheiten der sämmtlichen Kirchen in das helleste Licht gesetzt wurden, nicht nur ohne die mindeste Spur eines Widerwillens, sondern selbst unter den unzweideutigsten und lautesten Beifallsbezeigungen anhörte. Würden sie so allgemein günstig aufgenommen worden seyn, wenn es blos neue, seit kurzem aus mancherlei Zeitverhältnissen hervorgegangene Ansichten gewesen wären? Würden in diesem Falle Johannes von Antiochien und die übrigen, nachher von dem Concilium, unter dem Beitritt und der Mitwirkung der Legaten, verdammten Parteien, ihrer eigenen Rechtfertigung wegen, sich wenigstens nicht einige Einwürfe oder Einwendungen gegen dieses Einmischen, gegen diesen vorherrschenden Einfluß des römischen Stuhls erlaubt haben? Aber Johannes und sogar jene Bischöfe, welche auch nach wiederhergestelltem Frieden in der Kirche und zu keiner Zeit in die Absetzung des Nestorius einwilligten, sondern lieber ihre Stühle verließen und in die Verbannung wanderten, sprachen stets in dem nämlichen ehrfurchtsvollen Ton von dem heiligen, von dem Apostel Petrus gegründeten Stuhl zu Rom. Eine solche Allgemeinheit in den Gesinnungen und der Denkart aller Parteien über einen und denselben Gegenstand mußte offenbar auf einer tiefen, durch die in den Kirchen unverrückt erhaltenen, apostolischen Überlieferungen, hervorgebrachten Überzeugung beruhen; so wie auch überhaupt für dieses wichtige, die Einheit der Kirche allein schützende und erhaltende und daher von jedem Katholiken als eine heilige Grundlehre zu betrachtende Dogma die sprechendsten und vollgültigsten Zeugnisse, nicht nur aus allen Jahrhunderten, sondern selbst aus allen Decennien aller Jahrhuuderte sich anführen lassen.

Wenn die Gegner unserer Kirche behaupten, daß das päbstliche Ansehen, günstige Zeitumstände klug benutzend, sich nur nach und nach entwickelt und zu dem gestaltet habe, was es heute zu Tag ist; so widerspricht ihnen die Kirchengeschichte des grauesten Alterthums auf jedem Blatt, und bald möchte ich sagen in jeder Zeile. — Der heilige Stuhl zu Rom, dieser von Jesu Christo selbst eingesenkte Fels, kann durch menschliches Treiben eben so wenig erhöhet oder verherrlichet werden, als es möglich ist, ihn zu erniedrigen oder zu erschüttern. Der äussere sichtbare Glanz, der ihn umstrahlt, konnte im Lauf der Jahrhunderte sich vermehren und kann vielleicht in dem fernern Lauf noch kommender Jahrhunderte sich auch wieder vermindern; aber die von dem Sohne Gottes über ihn ausgesprochene Weihe und die ihm unbeschränkt ertheilte Macht zu binden und zu lösen, waren stets dieselben und werden auch unter allen möglichen Erscheinungen einer wandelbaren Zeit stets und bis an das Ende der Tage dieselben bleiben.

8. Am folgenden Tage, dem eilften des Monats, hatte die dritte Sitzung statt; ebenfalls wieder in der bischöflichen Wohnung des Memnon. Die Legaten erklärten, daß sie sämmtliche Akten gelesen und sich überzeugt hätten, wie gewissenhaft das Concilium nach den Vorschriften und Canons der Kirche zu Werke gegangen sey. Indessen äusserten sie dennoch den Wunsch, daß die Akten nebst dem Verdammungsurtheil des Nestorius hier noch einmal öffentlich möchten vorgelesen werden. Als dieses geschehen war, unterzeichneten die 3 Legaten im Namen des Pabstes und aller abendländischen Kirchen, nachdem Philippus, Priester der römischen Kirche, vorher noch in einer kurzen Rede die versammelten Väter darauf aufmerksam gemacht hatte, daß erst jetzt durch den Beitritt des Pabstes ihre Verhandlungen und Beschlüsse volle Gültigkeit erhalten,

und zu einem allgemein bindenden Gesetz wären erhoben worden.

9. Durch die Ankunft der päbstlichen Legaten und ihre Vereinigung mit dem Concilium waren nun alle Kirchen der Christenheit, entweder unmittelbar, oder durch ihre Repräsentanten in Ephesus versammelt. Es war also nach dem strengsten Begriff ein ächtes öcumenisches Concilium und jede Einrede gegen seine Entscheidungen vermessene Thorheit, ja wohl ein gegen Gott selbst sich empörender Frevel. Das Concilium säumte daher nicht, an den Kaiser ein neues Synodalschreiben ergehen zu lassen, in welchem es ihm die Ankunft der päbstlichen Legaten und deren Zustimmung zu dem gegen Nestorius gefällten Urtheil berichtet und ihn auffodert, dafür zu sorgen, daß sobald als möglich ein neuer Patriarch in Constantinopel erwählt würde. Das Concilium bittet ferner den Kaiser, nunmehr erlauben zu wollen, daß die Bischöfe wieder in ihre Heimath zurückkehrten. Die verwais'ten Kirchen, heißt es in dem Schreiben, bedürften ihrer Hirten, von welchen neuerdings wieder einige gestorben, andere bei ihrer tiefen Armuth in die drückendste, peinlichste Lage versetzt wären. Der Zweck ihrer Zusammenberufung sey ja erreicht; denn auf dem ganzen Erdkreis herrsche ein und derselbe Glaube, und die Ausnahme einiger Wenigen, welche ihrer Freundschaft die Wahrheit und Reinheit der Lehre aufopferten, käme in keinen Anschlag. Das Sendschreiben war von Cyrillus, den drei Legaten und mehr als zwei hundert Bischöfen unterzeichnet.

10. Das Concilium schrieb auch zu gleicher Zeit wieder an die Geistlichkeit und das Volk in Constantinopel, um jene wie dieses zu ermahnen, Gott zu bitten, daß dem entsetzten Nestorius nun bald ein würdiger Nachfolger möchte gegeben werden.

VIII.

1. Weder in seinem Synodalschreiben an den Kaiser, noch auch in seinen andern Sendschreiben an die Kirche und das Volk von Constantinopel macht das Concilium, wie wir so eben gesehen, von der abgeschmackten in dem Conciliabulum des Johannes von Antiochien ausgesprochenen Entsetzung des Cyrillus und Memnon von Ephesus einige Erwähnung. Johannes von Antiochien hatte zwar, wie der Leser schon weiß, das Verdammungsurtheil weder jenen Bischöfen noch den übrigen Gliedern des Conciliums insinuiren lassen; aber demungeachtet läßt sich doch nicht wohl annehmen, daß das Concilium, als es die oben erwähnten Sendschreiben nach Constantinopel abgehen ließ, noch gar nichts von dem Verfahren des Johannes und seines Afterconciliums sollte erfahren haben. Wahrscheinlich sahen die versammelten Bischöfe den ganzen Hergang für das an, was er war, nämlich für den Ausbruch eines offenbaren Aberwitzes, der durchaus nichtig und lächerlich nur Verachtung verdiente, keine ernsten Maßregeln erfoderte.

2. Aber Johannes und sein Anhang, oder auch, und welches das Wahrscheinlichste ist, der erstere in Verbindung mit einigen der schismatischen Bischöfe hatten nun bald die Kühnheit, sich noch entscheidendere Schritte zu erlauben. Sie erfrechten sich nämlich jetzt, ihr in ihrem Conciliabulum gefälltes Urtheil, obschon ohne Unterschrift und ohne selbst den Präsidenten oder auch nur einige der dabei anwesend gewesenen Bischöfe namentlich zu bezeichnen, in einem ganz entfernten, entlegenen Theil der Stadt anschlagen zu lassen; auch schickten sie Abschriften davon an den Magistrat und die übrigen öffentlichen Behörden von Ephesus. Diese belästigten sie nun Tag und Nacht, ihnen zumu-

thend, sogleich auf die Wahl eines Nachfolgers des Memnon in dem bischöflichen Amte zu dringen, solche zu veranstalten und nach allen Kräften zu befördern. Aber der Magistrat wollte sich durchaus in diesen losen Handel nicht einlassen; hätte er es gethan, so würde ohne Zweifel Johannes zum größten Scandal der Christenheit den nächsten, besten hergelaufenen Menschen zum Bischofe geweihet haben; gerade so, wie etliche und dreißig Jahre vorher, bei der Verfolgung des heiligen Chrisostomus, der Afterpatriarch Atticus, nach ungerechter Vertreibung des von Chrisostomus geweiheten, würdigen Heraklides, den Knecht eines Feldobersten, einen schlechten, in ruchbaren Sünden lebenden Menschen auf den uralten, hehren Stuhl von Ephesus erhoben hatte. Das Spiel menschlicher Leidenschaften ist überall und zu allen Zeiten das nämliche; werden jene auf einen gewissen Grad erregt, so wird auch des Allerheiligsten nicht geschont, auch das Höchste ihnen zum Opfer gebracht. O! der ewigen Schande für solche Bischöfe, Hirten, die statt ihre Heerden in Gerechtigkeit, mit Kraft und Weisheit zu waiden, sie von Wölfen, das heißt, von ihren Leidenschaften, ihrem Stolz, ihrem Geiz, ihrer Rachsucht rc. rc. zerfleischen lassen. Das Ärgerniß, das sie hiedurch geben, ist so unauslöschlich als ihre eigene Schmach, weil gerade diese in blöden Augen auf die ganze Kirche zurückzufallen scheint; während ohnehin die offenbaren Feinde derselben stets jede Veranlassung gierig ergreifen, um mit gewohnter Schalkheit die Verbrechen des Einzeln auf die ganze Kirche Gottes hinüberzuwälzen.

3. Dem immer mehr zunehmenden Frevel der schismatischen Bischöfe war es nun Zeit eine Grenze zu setzen, und es ward um so nothwendiger, wirksamere Maßregeln eintreten zu lassen, da Cyrillus und seine Bischöfe, durch das letzte Erkühnen der Schismatiker, sich völlig überzeugt halten mußten, daß diese

nun ebenfalls auch an den Kaiser, die kaiserliche Familie, die Geistlichkeit von Constantinopel und die Vornehmsten aus den Umgebungen des Kaisers nicht minder lügenhafte, alle Verhältnisse entstellende Berichte würden erstattet haben.

4. Es ward daher in der vierten Sitzung, welche am 16. Julius, mithin fünf Tage nach der dritten und nun wieder in der nach der Mutter Gottes genannten Kirche gehalten wurde, von Hesychius, Diakonus der Kirche von Jerusalem, im Namen des Cyrillus und Memnon, eine Klagschrift gegen Johannes dem Concilium vorgelegt. Da Cyrillus jetzt als Kläger auftrat, so hatte Juvenalis von Jerusalem den Vorsitz. Auf sein Geheiß ward die Klagschrift öffentlich abgelesen. Acacius von Melitene bemerkte, daß das ganze Verfahren des Johannes und seiner Anhänger so gesetzwidrig, so abgeschmackt und so durchaus nichtig wäre, daß es gar keiner nähern Prüfung der Ungültigkeit ihres gegen die beiden Bischöfe gefällten Entsetzungsurtheils bedürfte. Indessen beschloß das Concilium doch, den Johannes von Antiochien vorladen zu lassen. Drei Bischöfe wurden also ernannt und an ihn abgesandt.

5. Vermuthlich hatte Johannes diese Sendung erwartet; denn als die drei Bischöfe an seine Wohnung kamen, fanden sie alle Eingänge von Soldaten bewacht. Nicht einmal der Eintritt in den Vorhof des Hauses ward ihnen gestattet. Sie sagten, daß sie, von dem Concilium geschickt, Boten des Friedens wären, nur über eine kirchliche Angelegenheit mit Johannes zu sprechen hätten. Aber niemand wollte auf sie hören. Aus dem Gefolge des Johannes erschienen endlich einige Geistlichen; aber blos um die abgesandten Bischöfe zu schmähen, zu schmähen auch auf Cyrillus, Memnon, ja auf das ganze Concilium. Loses Gesindel hatte sich indessen auf der Straße vor dem Hause versammelt. Die Bischöfe gerathen jetzt in ein

Gedräng. Mit entblößten Schwerdtern dringen auch die Soldaten auf sie ein. Von allen Seiten erschallen wilde Drohungen und lästerndes Geschrei. Einige greifen schon nach Steinen. Das Leben der Bischöfe ist bedrohet; und völlig unverrichteter Dinge und nur froh, einer großen Gefahr entgangen zu seyn, kehren diese zu den in der Kirche versammelten Vätern wieder zurück.

Tillm. to. 14. art. 68.

6. Um sich den Verordnungen des Canons zu fügen, ward eine zweite Ladung durch andere drei Bischöfe beschlossen. Etwas besser, als den erstern, erging es diesen. Zwar fanden sie die Soldaten noch in geordneten Reihen und mit gezückten Schwerdtern vor dem Hause des Johannes; aber sie wurden doch wenigstens bei ihm gemeldet, worauf er ihnen zurücksagen ließ, daß er mit Leuten, welche ihrer vorigen Würde entsetzt und von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen wären, gar kein Verkehr haben könne noch haben wolle. Diejenigen, welche diese Antwort den Bischöfen hinterbrachten, erboten sich, dieselbe vor Notar und Zeugen zu wiederholen.

7. Auf den vereinten Antrag des Cyrillus und Memnon, cassirte nun das Concilium das ganze Verfahren des Johannes und seines Afterconciliums gegen die beiden genannten Bischöfe. Es befahl den hierüber gefertigten Akt den übrigen Akten des Conciliums beizufügen; auch ward beschlossen, über den Hergang dieses Tages einen umständlichen Bericht an den Kaiser zu erstatten, und den Johannes zum dritten male vorladen zu lassen, um gegen ihn, wenn er auch alsdann noch nicht Folge leisten würde, nach der ganzen Strenge der Canons zu verfahren. Juvenalis machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß Johannes sogar die dem römischen Stuhle schuldige Ehrfurcht ver-

letzt hätte, welchem doch von apostolischen Zeiten her der Sitz von Antiochien untergeordnet und dessen Leitung und Urtheil unterworfen wäre. *)

8. Indessen glaubte doch Johannes, auf die erhaltenen Vorladungen antworten zu müssen. Aber er that es auf eine Weise, wie es von ihm und einer Partei, die eben, weil sie Partei ist, nur das Ihre und nicht die Ehre und das Beste der Kirche sucht, zu erwarten stand. Noch am Abend desselben Tages ließen er und seine schismatischen Bischöfe an das Theater von Ephesus eine Erklärung anschlagen, durch welche sie das gegen Cyrillus und Memnon, wie auch jenes gegen alle übrigen Bischöfe gefällte Urtheil öffentlich bekannt machten. In den ungeziemendsten Ausdrücken sprechen sie darin von Cyrillus und Memnon, beschuldigen beide, Häupter zu seyn der apollinarischen Ketzerei und dabei auch noch anzuhängen den Irrthümern des

*) „Cum praesertim (inquit Juvenalis Hierosolymitanus) apostolica ordinatione et antiqua traditione in consuetudinem abierit, ut Antiochena sedes perpetuo a Romana dirigeretur, judicareturque.“ Baron. Ann. eccl. ad annum 431. LXXXVIII.

Wir müssen gestehen, daß uns diese Stelle unerklärbar scheint, oder vielmehr daß sie so wie sie dastehet, gar keinen Sinn hat. War denn nicht von jeher der Pabst das Oberhaupt sämmtlicher Kirchen und waren daher nicht von jeher alle Kirchen dem römischen Stuhl untergeordnet? War allenfalls die antiochenische Kirche dem römischen Stuhle noch in höherm Maße, als alle übrige Kirchen untergeordnet und worin bestand und auf was gründete sich dieser höhere Grad der Unterwerfung? — Offenbar hat sich hier ein Schreibfehler eingeschlichen; und es muß, statt Romana (sede) Hierosolymitana (sede) gelesen werden. Fleuri, Thomassin, Tillmont und noch andere erkennen diese Lesart für die ächte, und Juvenalis hätte demnach an dem Johannes von Antiochien eine Verletzung nicht nur der den

Eunomius und Arius; sie sagen endlich, daß sie die großen Verbrechen jener zwei Bischöfe schon an den Kaiser berichtet hätten und nun eine baldige Entscheidung des Monarchen mit Zuversicht erwarteten.

9. Dieser eben so unbesonnene als vermessene Schritt hätte die größten Unruhen in der Stadt erregen können. Alle rechtlichen Einwohner von Ephesus blickten mit Ehrfurcht auf Cyrillus und das unter ihm versammelte, rechtmäßige Concilium. Alles lose, herbeigelaufene, fremde Gesindel war auf Seite des Nestorius und der, wie es wenigstens den Anschein hatte, ihm anhangenden schismatischen Bischöfe. Hätten die erstern in ihrem gerechten Unwillen sich einen gewaltthätigen Schritt erlaubt, so würden die letztern in Verbindung mit den zahlreichen Scharen des Candidianus gewiß kräftigen Obstand geleistet haben. Es wäre zum Handgemeng gekommen; Blut wäre geflossen und bei

Legaten des römischen Stuhls, sondern auch der dem Stuhle von Jerusalem schuldigen Ehrfurcht gerüget. Eine solche Sprache lag ganz in dem Geiste und den Planen des Juvenalis, welcher nicht nur schon vor dem Concilium von Ephesus sich Eingriffe in die Rechte des Bischofes von Cäsarea und Metropoliten von ganz Palästina erlaubt und die Idee eines neuen Patriarchats von Jerusalem aufgefaßt hatte, sondern bald nachher mit seinen Ansprüchen soweit ging, daß er auch Arabien, das zweite Phönizien und den Stuhl von Antiochien seiner Jurisdiktion unterwerfen wollte. Wir werden späterhin sehen, auf welche Art der durch die anmaßungsvollen Ansprüche des Juvenalis entstandene Streit auf dem Concilium von Chalcedon beigelegt wurde. Für jetzt ist es hinreichend, zu bemerken, daß Juvenalis, der den Kopf voll von Vorurtheilen über seine vermeintlichen Rechte hatte, gewiß keine Gelegenheit wird haben vorübergehen lassen, wo er mit einigem Anstand ihrer erwähnen, sie zur Sprache bringen, oder als eine längst ausgemachte Sache darstellen konnte.

dem Kampf ohnehin schon erregter und durch eben diesen Kampf noch mehr erbitterter Gemüther ganz Ephesus mit Mord, Plünderung und aufrührerischem Tumult erfüllt worden. — Wer, um mich hier einiger Worte des großen Apostels zu bedienen, einmal das gute Wort Gottes geschmeckt und dessen Süßigkeit empfunden hat, wird gewiß, wenigstens in bedeutenden Lagen seines Lebens, auch von dem Geiste des Evangeliums, wo nicht durchgängig geleitet, doch sicher einigermaßen gezügelt und in den gehörigen Schranken erhalten werden. Was möchte, was sollte man aber von Bischöfen sagen, die mit dem Öhl der Gnade von Gott selbst zu Hirten seiner Kirche gesalbt worden und dann dem Geiste der Liebe, der Sanftmuth ganz entfremdet, von weltlichen Zwecken verblendet, von völlig entzügelten Leidenschaften hingerissen und Greul auf Greul häufend, ein Ärgerniß geben, welches, unvergänglich wie die Jahrbücher der Geschichte, selbst nach vielen Jahrhunderten noch schwachen Seelen zum Fall oder Anstoß gereichen kann!

10. Das schonungslose auf gar nichts mehr Rücksicht nehmende Betragen des Johannes und seiner wüthenden Partei erfüllte alle versammelten Väter mit eben so tiefem als gerechtem Schmerz; nicht so wohl wegen des Unglimpfes, mit dem sie sich in der angeschlagenen Bekanntmachung behandelt sahen, als weil die bischöfliche Würde überhaupt dadurch erniedriget, den Gläubigen großes Ärgerniß gegeben und den vielen in Ephesus zusammengelaufenen Irrlehrern und Sektirern eine höchst willkommene Gelegenheit dargeboten ward, die Bischöfe aller Kirchen, mithin die ganze Kirche Gottes zum Gegenstand ihres Hohns und neuer Verläumdungen zu machen.

11. Schon am folgenden Tag versammelten sich daher die Bischöfe wieder in der Marienkirche unter dem Vorsitze des Juvenalis von Jerusalem. In einer

kurzen, aber kraftvollen, in seinem und Memnons Namen gehaltenen Rede rügte Cyrillus das schandbare, eines Bischofes so ganz unwürdige Betragen des Johannes von Antiochien; und obschon die von diesem ihm gemachte Beschuldigung der Ketzerei eine eben so offenbare, als alberne Verleumdung war, es mithin gar keiner Rechtfertigung bedurft hätte, sprach er dennoch dem Apollinaris, Arius, Eunomius und übrigen Irrlehrern, deren Grundsätze angenommen zu haben, er beschuldiget ward, das Anathema; berief sich übrigens auch auf seinen, allen Bischöfen, so wie dem apostolischen Stuhle in Rom bekannten orthodoxen Glauben.

12. Dem in gestriger Sitzung genommenen Beschluß zu Folge ward nun Johannes zum dritten male vorgeladen. Unter den an ihn abgesandten drei Bischöfen befand sich auch Commodus von Tripolis in Lydien; ein glücklicher Zufall, welcher, wie wir sogleich sehen werden, die deputirten Bischöfe vor grober Mißhandlung schützte. Man gab ihnen einen an Johannes gerichteten schriftlichen Beschluß mit, wodurch das Concilium ihm und allen seinen Anhängern die Verrichtung jeder bischöflichen Handlung untersagte, auch den Johannes bedrohete, daß man, wenn er auch auf diese dritte Ladung nicht vor dem Concilium erschiene, nach der ganzen Strenge der Canons gegen ihn verfahren würde.

13. Zu Pferde begaben sich die abgesandten Bischöfe nach der Wohnung des Johannes. Wahrscheinlich hatte dieser eine dritte Sendung erwartet; denn zum Empfange derselben standen vor der Hausthüre schon viele seiner Geistlichen bereit. Sobald jene sich genahet hatten, fingen diese an sie mit Schmähungen zu überhäufen, fielen darauf über sie her und würden sie auf das grausamste mißhandelt haben, wäre die Wache nicht sogleich herbeigeeilet und hätte sie den Händen dieser Unholde entrissen. Unter der Wache halten-

den Schaar befanden sich zufälliger Weise verschiedene Soldaten, welche den Bischof Commodus kannten, von ihm schon mehrere Liebesdienste erhalten hatten und diesem glücklichen Ungefähr verdankte die Deputation nun eine geziemendere Behandlung. Von den Soldaten dazu gezwungen, gingen jetzt einige der Geistlichen hinein, um die Bischöfe bei Johannes zu melden. Dieser ließ sie nicht vor sich kommen, sandte ihnen aber seinen Archidiaconus, welcher ein Papier in den Händen hatte, das er ihnen mit den Worten: „dieses sendet euch das heilige Concilium" übergeben wollte. Wie billig weigerten sich die Bischöfe der Annahme; sie wären, sagten sie, nicht gekommen, um Schriften anzunehmen, sondern sich ihres von der heiligen Synode an Johannes gerichteten Auftrages zu entledigen. Sie möchten ein wenig warten, erwiederte ihnen der Archidiaconus; er wolle mit seinem Bischofe darüber sprechen. Nach einigen Augenblicken kam er wieder zurück, hatte noch immer das nämliche Papier in der Hand und sagte nun den Bischöfen, alles Hin- und Herschicken sey unnöthig; sie möchten an Johannes und seine Bischöfe nichts mehr schicken, so würden diese auch an sie nichts mehr schicken. Übrigens sey auch die Sache an den Kaiser berichtet, dessen Entscheidung man erwarten müsse. Die Bischöfe wollten jetzt den Inhalt des mitgebrachten Beschlusses wenigstens mündlich dem Archidiaconus bekannt machen; aber dieser ließ sie nicht zum Wort kommen, sondern schrie ihnen zu: „Wollt Ihr nicht mein Papier annehmen; so mag ich auch nicht hören, was Euer Concilium gesagt hat." Mit diesen Worten lief er davon.

14. Die Schrift, welche der Archidiaconus den abgesandten Bischöfen aufdringen wollte, war ein Synodalschreiben des Afterconciliums an die unter Cyrillus versammelten Bischöfe, worin diesen gerathen wird, den Cyrillus und Memnon zu verlassen und sich mit

Act. Ephes. to 3. c. 2. V. Baron. 431. XCI.

den orientalischen Bischöfen zu vereinigen. Würden sie dieses zu thun noch lange zögern; so möchten sie wohl wegen ihres fernern Schicksals nicht sowohl die Strenge des Conciliums, (des Antiochus nämlich und seiner Anhänger) als ihre eigene Thorheit anzuklagen haben.

15. Die an Johannes abgesandten Bischöfe gingen zurück und berichteten dem Concilium den Verlauf ihrer Sendung. Mehrere der versammelten Väter trugen nun darauf an, gegen Johannes gleiches Urtheil, wie gegen Nestorius, zu fällen und jenen ebenfalls seiner bischöflichen Würde zu entsetzen. Aber die für mildere Maßregeln stimmenden Bischöfe gewannen die Oberhand und es ward beschlossen, die Sache an den Pabst zu berichten, einstweilen aber den Johannes von Antiochien und die ihm anhangenden Bischöfe, damit sie nicht ferner mehr ihre Gewalt mißbrauchen könnten, von der Kirchengemeinschaft auszuschließen und ihnen die Verrichtung jeder bischöflichen Handlung zu untersagen. Auch kamen die versammelten Väter überein, daß keiner jener Bischöfe in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen werden sollte, bevor er nicht die Entsetzung des Nestorius für rechtmäßig und gültig anerkannt und dessen Lehre gleichfalls verdammt hätte. In dem Urtheil selbst werden nur 33 Bischöfe von der Partei des Johannes namentlich aufgeführt; aus welchem Grunde: dieß erhellt nicht aus den Akten. Irren würde man sich indessen, wenn man daraus auf eine Abnahme des Anhanges des Johannes schließen wollte; indem die schismatischen Bischöfe einige Tage nachher an die syrischen Kirchen noch ein Rundschreiben erließen, auf welchem wir mehr als 50 Namensunterschriften finden.

16. Das Urtheil gegen Johannes und die 33 Bischöfe ward unterzeichnet von Juvenalis von Jerusalem, den drei päbstlichen Legaten und den übrigen

Vätern des Conciliums mit Ausnahme des Cyrillus und Memnon.

17. Wahrscheinlich war es eben diese Sitzung, in welcher auch die Sache der Pelagianer wieder vorgenommen ward. Nichts war von jeher lästiger, unverschämter, zudringlicher und betäubender, als ein Irrlehrer mit seinem Anhang. Schon verdammt von den beiden Päbsten Innocentius und Zosimus; schon verdammt auf sechs Concilien, wovon drei zu Carthago, eines zu Milevis in Numidien, eines zu Jerusalem und das letzte noch im Jahre 423 in Cilicien waren gehalten worden, durchstreiften und durchzogen die Pelagianer seit dem Jahre 418, in welchem Pabst Zosimus ihnen das Urtheil gesprochen, alle Provinzen des Morgenlandes; belästigten die Kirchen, wie die weltlichen Behörden; suchten die Bischöfe für sich einzunehmen, unter den Laien sich Anhang zu verschaffen; klagten unaufhörlich über Bedrückung, über erlittenes Unrecht; beriefen auf das neue sich wieder auf ein Concilium. Auch an Theodosius hatten sie sich vor einiger Zeit gewendet; die Folge davon war, daß der Kaiser sie aus Constantinopel fortjagen ließ.

18. Kaum waren also die nach Ephesus berufenen Bischöfe allda angekommen, als sogleich auch Pelagianer und abgesetzte pelagianische Bischöfe von allen Seiten herbeiströmten. Nichts war ihnen erwünschter, als die von Johannes veranlaßte Spaltung. Der gemeinschaftliche Haß gegen Cyrillus schien jetzt die schismatischen Bischöfe mit Nestorius und seinen Anhängern zu vereinigen; und da dieser ohnehin von dem Augenblicke an, wo er den Patriarchenstuhl von Constantinopel bestiegen, sich stets als einen geheimen Gönner und Beschützer der Pelagianer erwiesen hatte; so mußten diese bei einer solchen Lage der Dinge, wo zu ihrem Vortheil das Interesse zweier starken Parteien sich freundlich in einander verschlang, nun auf das neue sich

zu den größten Hoffnungen wieder berechtiget fühlen. Als klagende, ihrem Vorgeben nach unterdrückte Partei waren sie bis jetzt noch nicht aufgetreten; sie wollten zuvor den völligen Triumph der, wie es wenigstens alles Ansehen hatte, sie so sehr begünstigenden schismatischen Bischöfe abwarten; und allen Berechnungen menschlicher Klugheit nach konnten sie diesem auch mit ziemlicher Zuversicht entgegen sehen; denn wegen Nestorius wurden auch Johannes und seine Bischöfe nicht nur von Candidianus und dessen Freunden am Hoflager, sondern auch von dem ganzen, unter Theodosius so vielen Einfluß ausübenden Heere der Kämmerlinge kräftig geschützt.

19. Aus den Akten des Conciliums läßt sich zwar weder erweisen, daß das Concilium gerade in dieser Sitzung gegen die Pelagianer verfuhr, noch auch überhaupt der Tag angeben, an welchem dieses geschah. Indessen scheint es aus der Natur der Sache hervorzugehen, daß es nicht wohl eine andere Sitzung gewesen seyn konnte. Den versammelten Vätern gebot dieß ihre eigene Klugheit. Das äusserliche freundschaftliche Verhältniß zwischen den Pelagianern und dem Johannes und seinen Bischöfen hatte die versammelten Väter auf die gar nicht unwahrscheinliche Vermuthung geführt, daß Letztere auch jene zu ihren Berathungen gezogen, in ihren Versammlungen ihnen Sitz und Stimme zugestanden, mithin in Kirchengemeinschaft sie aufgenommen hätten. Schon dieser letztere Umstand, welcher offenbar die frevelhafteste Verletzung aller Canons, ja eine förmliche Empörung gegen die Kirche gewesen wäre, hätte von Seiten des Conciliums einen entscheidenden Schritt herbeiführen müssen. Abgesehen aber auch hievon, so hatten ja, nach der Voraussetzung des Conciliums, die Pelagianer an allen Verirrungen des Johannes und seiner Bischöfe thätigen, unmittelbaren Antheil genommen. Nichts scheint also natürli-

chet, als daß jenes strenge Verfahren des Conciliums gegen die schismatischen Bischöfe nun auch ein ähnliches gegen die Pelagianer zur unmittelbaren Folge haben mußte. *)

20. Wie diesem aber auch seyn mag; genug, das Concilium machte den reizenden Aussichten der Pelagianer plötzlich ein Ende. Von einer neuen Untersuchung und Prüfung jener Spitzfindigkeiten und Ausflüchte, woran alle Irrlehrer so unerschöpflich sind und womit sie sich stets der reinen Darstellung ihrer Lehre zu entwinden wissen, konnte und durfte die Rede nicht seyn. Die Sache war ja schon so oft und so gründlich untersucht, schon so oft und so entscheidend abgeurtheilt worden. Ohne also die in Ephesus anwesenden Pelagianer vorladen zu lassen, befahlen die versammelten Väter blos, daß sämmtliche Akten der gegen jene un-

*) Die Akten des Conciliums von Ephesus sind nur unvollständig auf uns gekommen. Dieselben enthalten nicht wenig Lücken, und zwar oft ziemlich fühlbare Lücken. Auch sind die Exemplare nicht gleichlautend. Was in den einen steht, wird oft in den andern vermißt, und Manches, was diese haben, wird wieder in jenen fruchtlos gesucht. In Ansehung der Zeitfolge der auf dem Concilium und an dem Hofe von Constantinopel, nach der Verdammung des Nestorius, stattgehabten Vorgänge; so herrschen in den Aktensammlungen eine Dunkelheit und Verwirrung, welche einer fortlaufenden, zusammenhangenden Erzählung derselben beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Wenn wir also in der Art, wie wir die verschiedenen Ereignisse an einander reiheten, von Baronius, Fleury, Tillemont und noch einigen andern neuern Geschichtschreibern abweichen zu müssen glaubten; so geschah es aus Gründen, deren Darstellung und Prüfung nicht hieher, sondern bloß in das Gebiet der Kritik gehören. — Übrigens sehe man hierüber Garner. in praefat. ad Tom. 2. oper. Mercat. und Baluz. in praefat. ad Act. conc. quint.

ter Zosimus im Jahre 418 Statt gehabten Verhandlungen sollten vorgelesen werden. Als dieß geschehen war, schritten sie zum Urtheil, verdammten auf das neue die Irrlehren des Pelagius und Cölestius und bekräftigten die Absetzung jener achtzehen Bischöfe, welche in dem erwähnten Jahre ein pelagianisches Glaubensbekenntniß abgegeben hatten.

21. Das Concilium erließ hierauf wieder mehrere Synodalschreiben, nämlich an den Pabst Cölestinus, an den Kaiser und an die syrischen, wo nicht gar an alle morgenländischen Kirchen.

22. In dem Schreiben an den Pabst wird dem Oberhaupte der Kirche umständlicher Bericht erstattet von allem, was seit der Eröffnung des Conciliums in Ephesus vorgefallen war; von der Absetzung des Nestorius, der verzögerten Ankunft des Antiochus und der syrischen Bischöfe, von der durch Johannes veranlaßten Spaltung, von dem fernern Erkühnen desselben, von den von dem Concilium gegen Johannes und die schismatischen Bischöfe ergriffenen Maßregeln und endlich von der abermaligen Bestätigung der von Innocentius und Zosimus gegen die pelagianische Irrlehre und deren Häupter gefällten Urtheile. Ob Johannes der bischöflichen Würde zu entsetzen sey; dieß wird dem weisen Ermessen des Pabstes überlassen, dabei aber der Wunsch des Conciliums, daß Cölestinus diese Entsetzung aussprechen möge, nur wenig oder gar nicht verhüllt. *)

Tillm. to. 14 art. 70.

*) Baronius irret sich, wenn er den Johannes von Antiochien beschuldiget, dem Julian, Florus und noch andern pelagianischen Bischöfen Sitz und Stimme in seinem Concilium gegeben zu haben. Zwar hatte Cyrillus in einem Schreiben an den Pabst Cölestinus dieselbe Klage gegen den Johannes und seinen Anhang geführt. Aber auch die Anklage des Cyrillus beruhete bloß auf einer Vermuthung, welche jedoch durch die vielen Nebenum-

23. Das Schreiben an den Kaiser enthält einen Bericht über die Veranlassung der vierten und fünften Sitzung des Conciliums so wie über die darin genommenen Beschlüsse. Die Vermessenheit des Johannes wird in das gehörige Licht gesetzt und der Kaiser an das Beispiel des großen Constantins erinnert, welcher, als auf dem Concilium zu Nicäa einige Bischöfe sich trennten und eine Spaltung herbeiführen wollten, diese Schismatiker so wenig für das wahre Concilium hielt, daß er sie sogar mit strenger Bestrafung bedrohete und ihnen seine ganze Ungnade fühlen ließ. Endlich bittet das Concilium den Kaiser, daß er die von den Vä-

---

stände und die äußern freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen die Schismatiker mit den pelagianischen Bischöfen standen, den allerhöchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erhalten hatte und zwar so, daß hierüber alle versammelten Väter die Ansichten des Cyrillus theilten. Indessen hat der gelehrte Cardinal Noris aus einleuchtenden Gründen die Falschheit jener Beschuldigung ziemlich befriedigend dargethan. Aber demungeachtet würde dieselbe doch eine sehr große Stütze und man könnte sagen, den höchsten Grad der Gewißheit in dem berüchtigten pelagianischen, auf die Sünde Adams sich beziehenden Canon finden, wenn derselbe wirklich, wie Baronius sagt und nach ihm auch Jansenius, Vossius, Usser und noch andere annehmen, in dem unter Johannes von Antiochien gehaltenen Concilium wäre abgefaßt worden. Aber hier hat der erwähnte Cardinal wieder aus den Briefen des Pabstes Gregorius des Großen erwiesen, daß dieser Canon nicht in dem Conciliabulum des Johannes entworfen worden, sondern durch Verfälschung einer Abschrift der Akten des ephesinischen Conciliums entstanden sey. Ein Pelagianer nämlich erlaubte sich allerlei Bemerkungen und Zusätze, löschte endlich einen ganzen Satz darin aus, und setzte an dessen Stelle den oben erwähnten Canon. Gregorius der Große ließ die ältesten Codices des Conciliums von Ephesus nach Rom bringen, verglich sie sorgsam mit einander und fand in keinem derselben den pelagianischen Canon.

tern gefaßten Beschlüsse in ihrer vollen Kraft erhalten möge.

24. Durch das Rund- oder Decretalschreiben an die syrischen, oder wahrscheinlicher an alle morgenländischen Kirchen, werden diese von dem gegen Johannes und die orientalischen Bischöfe gefällten Urtheil in Kenntniß gesetzt. Der Entwurf dieses Decrets befindet sich bei den Akten; es liefert eine so treue und klare Darstellung des ganzen, von den schismatischen Bischöfen getriebenen, Unfuges, daß vielen dadurch die Augen geöffnet wurden und die Stimmen über das unbesonnene und ungerechte Verfahren des Johannes und seines Anhanges nun ungleich weniger, als vorher, getheilt waren.

25. Diesem Rundschreiben waren auch die sechs neuen, höchst wahrscheinlich und wie auch Baronius glaubt, ebenfalls in der fünften Sitzung abgefaßten Canons beigefügt. Durch den ersten dieser Canons wird verordnet, daß die Metropoliten, die zu den schismatischen Bischöfen übergetreten wären, oder noch übertreten würden, alle Jurisdiktion über ihre Sufraganbischöfe verlieren sollten; ja daß sogar diese mit Zuziehung der benachbarten Metropolitanbischöfe jene ihrer bischöflichen Würde zu entsetzen ermächtiget wären. Durch den dritten Canon werden alle Geistlichen, in den Städten wie auf dem Lande, welche, weil sie die Irrlehre des Nestorius nicht annehmen wollten, von diesem oder den ihm anhängenden Bischöfen waren abgesetzt worden, in ihren Stellen wieder hergestellt. Auch ward bestimmt, daß keiner von den Geistlichen, welche dem heiligen, öcumenischen Concilium sich anschließen, einem schismatischen Bischof untergeordnet seyn sollte. Die übrigen Canons unterwerfen mehr oder weniger strengen Censuren alle diejenigen, es mögen Geistliche oder Laien seyn, welche entweder die Partei der schis-

matischen Bischöfe ergreifen, oder auf irgend eine andere Art sich den Beschlüssen des Conciliums widersetzen würden.

IX.

1. Während dieser Vorgänge in Ephesus war auch an dem Hoflager in Constantinopel nicht minder Alles in Bewegung. Umsonst harrte bis jetzt Theodosius auf Nachrichten von dem Concilium. Irregeleitet durch die einseitigen und untreuen Berichte des Candidianus und Nestorius, dabei unaufhörlich bestürmt mit Klag- und Bittschriften von Seiten der schismatischen Bischöfe, und immer noch nichts von dem Concilium hörend, als was er durch die vorsätzlich in Constantinopel verbreiteten, höchst gehässigen und verläumderischen Gerüchte vernommen hatte, auch endlich nichts von dem Betrug unterschlagener Briefe ahndend, glaubte Theodosius in dem Stillschweigen des Cyrillus und seiner Bischöfe das Bekenntniß ihrer Schuld zu lesen. Ohnehin längst schon gegen Cyrillus so sehr eingenommen, daß er auch dessen unschuldigste Handlungen ungünstig deutete, erließ er nun an das Concilium ein dräuendes Schreiben, worin er alle Beschlüsse desselben cassirte und den Bischöfen bittere Vorwürfe machte, daß die Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften ihnen mehr am Herzen liege, als die heilige Sache der Wahrheit und Religion.

2. Ein in noch viel härtern und, wo möglich, für die Bischöfe noch kränkendern Ausdrücken abgefaßtes Schreiben war schon entworfen gewesen; als in der Brust des Theodosius wieder einige Zweifel über die Wahrheit der erhaltenen Berichte sich regten. Um einem sicherern Führer, als seiner und seiner Umgebungen Einsicht zu folgen, hatte der Kaiser sich in das Kloster des heiligen Dalmatius verfügt, diesem den Entwurf des Schreibens gezeigt, dessen Gutachten dar-

über gefodert. Gleich bei der Erhebung des Nestorius auf den Stuhl von Constantinopel, oder bald darauf, war dem heiligen Abt durch innere, göttliche Offenbarung gezeigt worden, welches Unheil und welche Verwirrung der neue Patriarch durch falsche Lehren über die Kirche bringen würde. Nicht ohne Grund setzte daher der heilige Dalmatius nun in alle den Nestorius begünstigende Berichte, so wie in die sich gegen ihn hinneigenden Parteien das größte und zugleich gerechteste Mißtrauen. Ohne sich jedoch für jetzt noch deutlicher hierüber gegen Theodosius auszusprechen, suchte er denselben nur einstweilen zu überreden, daß es besser und vielleicht der Lage der Sachen angemessener seyn würde, in gemäßigtern, ungleich mildern Ausdrücken an die versammelten Väter zu schreiben. Gerne fügte sich der Kaiser den Ansichten des heiligen Abtes. So bald er also in seinen Pallast zurückgekehrt war, befahl er sogleich ein anderes Schreiben an das Concilium zu entwerfen, schickte diesen zweiten Entwurf dem heiligen Dalmatius und ließ ihn ersuchen, ihm, wenn er zu ihm kommen würde, das zu bemerken, was allenfalls seinen Gedanken nach darin noch müßte geändert werden. Eben so wenig wie mit dem ersten, war der fromme Abt auch mit diesem zweiten Entwurf zufrieden; da er aber nie und wegen keiner Veranlassung sein Kloster verließ und doch dem Kaiser die Mühe eines zweiten Besuches ersparen wollte; so verfertigte er in der Geschwindigkeit eine kleine Denkschrift, worin er alles in dem Briefe Anstößige bemerkte und die Gründe entwickelte, warum er der Meinung wäre, daß in einem ganz andern Geist und Sinn an das Concilium müßte geschrieben werden. Durch den nämlichen kaiserlichen Boten, der ihm das neue Schreiben an die Bischöfe nach Ephesus gebracht hatte, schickte er nun ebenfalls diese Denkschrift wieder an den Kaiser zurück. Da diesen aber alle seine Umgebungen straflos täuschen durf-

Tillm. to. 1 art. 62. Act. Ephes. Mecc. to. pr. p. 38.

ten, so übergab auch der Bote den Aufsatz des Dalmatius, Gott weiß in welche Hände, nur nicht in jene des Kaisers.

3. Das oben erwähnte Schreiben ging also nach seiner Bestimmung ab; der Überbringer desselben war ein kaiserlicher Agent Namens Palladius. Dieser Mensch hätte der guten Sache ersprießliche Dienste leisten können; aber entweder von jeher schon ein Anhänger des Nestorius, oder jetzt von Candidianus gewonnen, erwies er sich eben so tückisch gegen das Concilium als treulos gegen seinen Herrn.

4. Der Inhalt des kaiserlichen Rescripts mußte Cyrillus und die übrigen Väter überzeugen, daß von allen ihren nach Hof gesandten Berichten oder Synodalschreiben auch nicht ein Blatt in die Hände des Kaisers gekommen war. Um sich zu rechtfertigen, bedurfte es nur einer vollständigen und treuen Darstellung der Wahrheit. Sie beschlossen demnach einen, den Verhandlungen der heiligen Synode Schritt vor Schritt folgenden, alle Ereignisse umfassenden und alle Gründe erschöpfenden Bericht nebst einer Abschrift sämmtlicher Akten durch Palladius an den Kaiser zu senden. Aber hiezu ließ jener ihnen nicht Zeit. Dringende Eile, vielleicht auch geheime Befehle vorschützend, drang und trieb er so sehr die Bischöfe, daß sie blos einen summarischen Bericht entwerfen, nur vierzig von ihnen denselben unterzeichnen konnten.

5. Die Schalkheit des Mannes liegt hier am Tage. Die Unterschrift von mehr als zwei hundert Bischöfen hätte dem Kaiser auffallen, demselben ein untrügliches Merkmal darbieten müssen, wodurch er das wahre, ökumenische Concilium von dem aus kaum 40 schismatischen Bischöfen bestehenden Afterconcilium des Johannes unterschieden haben würde.

6. Auch diesem und den ihm anhangenden Bischöfen ward das kaiserliche Schreiben mitgetheilt. Der

Inhalt erfüllte sie mit unbeschreiblicher Freude. Alle Beschlüsse des Conciliums waren nun über den Haufen geworfen. Nichts sehnlicheres hatten sie gewünscht, und ihr eigenes eben so vermessenes als tolles Verfahren gegen Cyrillus, Memnon und alle übrigen Väter des Conciliums schien ihnen nun durch den Ausspruch des Kaisers selbst vollkommen gerechtfertiget. Eine mit den übertriebensten Schmeicheleien überfüllte Dankadresse war also ihre Antwort auf dieses, wie sie sich ausdrückten, so segenvolle Schreiben des Kaisers. Palladius verließ hierauf sogleich Ephesus, eilte nach Constantinopel, unterschlug den Bericht des Conciliums und übergab dem Kaiser blos das Danksagungsschreiben der schismatischen Bischöfe, welche übrigens auch darin keine Betheurungen gespart hatten, um den Kaiser zu überzeugen, daß blos Eifer für die Erhaltung des wahren Glaubens und Befolgung der kaiserlichen Befehle sie zu ihrem Verfahren gegen Cyrillus, Memnon und die übrigen Bischöfe gezwungen habe.

7. Noch dreister geworden durch ihren vermeintlichen Triumph, erkühnten sich Johannes und die schismatischen Bischöfe nun eines Unternehmens, welches, wenn es ihnen gelungen wäre, von den traurigsten und ärgerlichsten Folgen hätte seyn müssen. Schon lange gingen sie mit dem Gedanken um, an die Stelle der von ihnen entsetzten Bischöfe Cyrillus und Memnon zwei andere Bischöfe zu weihen. Aber ihr Vorhaben war ruchbar geworden und die Einwohner von Ephesus bewachten Tag und Nacht alle Kirchen der Stadt. Nur die Bischöfe des Conciliums durften hineingehen; den Schismatischen war der Eintritt verwehrt. Aber nun in der Meinung, das kaiserliche Schreiben habe alle Gemüther in Furcht gesetzt, kein Widerstand sey zu befürchten, glaubten sie ungestört zu Ausführung ihres Vorhabens schreiten zu können. Unter dem Vorwande also, Gott für das gnädige vom Kaiser erhaltene Schrei-

hen öffentlich zu danken, begaben sie sich, von Soldaten begleitet, auf den Weg nach der nach dem heiligen Apostel und Evangelisten Johannes genannten Kirche. Aber niemand trauete ihnen etwas Gutes zu. Die Nachricht von ihrem Kirchenzug verbreitete sich schnell durch ganz Ephesus. Alle Einwohner jenes Theils der Stadt, wo die St. Johannes-Kirche lag, liefen zusammen, verschlossen und verrammelten alle Thüren und Eingänge der Kirche. Als die Bischöfe ankamen, wollten die sie begleitenden Soldaten Gewalt brauchen; es entstand eine Schlägerei und einige der gewöhnlich an den Kirchenthüren sich aufhaltenden Bettler blieben halb todt auf dem Platz liegen. Aber jetzt brach ein Haufe entschlossener Männer plötzlich aus der Kirche hervor; muthig griffen diese das Gefolg der Bischöfe an; von beiden Seiten gab es Verwundete; aber die Schismatiker wurden zum Rückzug gezwungen, und ein sie verfolgender Steinhagel verwandelte bald ihren Rückzug in eilige Flucht.

8. Daß Johannes und sein Anhang diesen Vorgang unverzüglich auf ihre Art benutzten, Klagschriften und verläumdende Berichte nach Hof schickten, Memnon und alle Bischöfe des Conciliums als Volksaufwiegler, als Anstifter dieses neuen Auflaufes bezeichneten und den Kaiser baten, wenn er anders die öffentliche Ruhe in Ephesus wieder hergestellt wissen wollte, den Cyrillus und Memnon sogleich aus der Stadt zu entfernen: alles dieses versteht sich von selbst.

X.

1. Das ganze Betragen des Palladius während seines kurzen Aufenthalts in Ephesus war ganz dazu geeignet gewesen, Verdacht und Argwohn bei den Vätern des Conciliums zu erregen. Was und wie viel

ein verschmitzter Höfling sich erlauben durfte, dieß wußten sie aus eigener Erfahrung. Sie sahen voraus, daß auch diesmal der Kaiser ihren Bericht wieder nicht erhalten würde. Alle Wege, die Wahrheit an Theodosius gelangen zu lassen, waren ihnen versperrt. Auf der Geistlichkeit von Constantinopel und vorzüglich auf dem, durch seine Heiligkeit bei Theodosius in großem Ansehen stehenden Dalmatius ruheten die letzten Hoffnungen des Conciliums. Aber wie und auf welchem Wege konnte es dem frommen Abt einige Nachricht von sich geben? wie einen Theil der Geistlichkeit in Constantinopel unterrichten von der traurigen Lage, in welcher das ganze Concilium sich befand?

2. Eine glücklich ersonnene List entriß die versammelten Väter dieser Verlegenheit. Nur ein Mann von anerkannter Klugheit und Treue war dazu nöthig. Bald war dieser gefunden. Man verkleidete ihn in einen Bettler, gab ihm in die Hand einen ausgehöhlten Stab, und verbarg in der Höhlung desselben die an Dalmatius und noch mehrere andere Vorsteher von Klöstern in Constantinopel gerichteten Briefe.

3. Wohlbehalten und von keinem der vielen spähenden Augen bemerkt, kommt der vermeinte Bettler mit seinen verborgenen Schätzen in Constantinopel an, überreicht alle ihm anvertraute Briefe, und ergänzt, was diesen an Umständlichkeit fehlt, durch mündlichen Vortrag.

4. Von Schmerz ergriffen, liest Dalmatius die Briefe des Conciliums; ihn jammert des traurigen Zustandes der frommen, jetzt so grausam unterdrückten Väter in Ephesus; noch tiefer, noch schmerzhafter beugt ihn der nahe Triumph der Gottlosen. Auf die Erde niedergeworfen, fleht er laut zu Gott: Herr, wollest doch Deiner Kirche Dich erbarmen; sie ist ja Dein Eigenthum! Kaum hatte er einige Augenblicke gebetet, als er eine Stimme hörte,

Fleury hist. eccl. l. 26.

welche ihm befahl, jetzt bei diesem großen, der Kirche drohenden Drangsal, sein Kloster zu verlassen, in den kaiserlichen Pallast zu gehen und die Sache des Conciliums, die Sache Gottes und seiner Kirche vor dem Kaiser zu vertreten.

5. Durch unmittelbaren göttlichen Befehl seines Gelübdes entbunden, entschließt sich nun Dalmatius das Kloster zu verlassen, ausser dessen Mauern er seit acht und vierzig Jahren seinen Fuß nicht gesetzt hatte. An alle Klöster von Constantinopel schickt er Boten, läßt alle Vorsteher derselben zu sich nach seinem Kloster bescheiden. Folgsam dem Rufe des heiligen Mannes erscheinen diese sogleich mit allen, ihnen untergebenen Ordensgeistlichen. Jene des Dalmatius waren schon versammelt; er selbst stellt sich an die Spitze der in unabsehbaren Reihen geordneten Mönche und unter Psalmengesang geht es nun gerade zu dem kaiserlichen Pallast. Zahllose Haufen Volkes schließen sich unterweges dem ehrwürdigen Zug an. In wechselnden Chören werden Psalmen gesungen; laute Gebete erschallen zum Himmel für das Wohl der Kirche, für das Wohl des Conciliums, für das Wohl des Kaisers und der kaiserlichen Familie.

Act. Eph. t. 2. c. 19. 20.

6. Staunen ergriff den Kaiser und dessen ganzen Hof bei dem Anblick dieses feierlichen, ehrfurchtgebietenden Zuges. Als aber Theodosius gar hörte, daß Dalmatius selbst da wäre, befahl er sogleich, ihn und die Äbte in das kaiserliche Gemach zu führen. Die Mönche und das Volk blieben auf der Straße vor den Thoren des Pallastes.

7. Das Detail der Unterredung zwischen Theodosius und Dalmatius blieb ein Geheimniß. Die Bescheidenheit und Demuth des Letztern erlaubten demselben nicht, sich in seinem Schreiben an das Concilium darüber zu verbreiten. Genug, dem Kaiser gingen die Augen auf; er versprach das Concilium zu schützen,

erlaubte sogar, daß es einige Bischöfe an ihn abschicken dürfte. Dalmatius bemerkte, Candidianus würde sie nicht abreisen lassen. Der Kaiser erwiederte, daß er dafür sorgen wolle, daß sie niemand zurückhalten werde. Zufrieden schied Dalmatius von dem Kaiser, und dieser bat den heiligen Abt, sich seiner in seinem Gebete zu erinnern.

8. Als das Volk den Dalmatius wieder sah, erhob es lautes Geschrei, verlangte Nachricht von dem Concilium, wollte wissen, was der Kaiser beschlossen habe. Dalmatius beschied das Volk in die Kirche des heiligen Mocius.

9. Diese Kirche lag ganz am andern Ende der Stadt. Der Weg, welcher dahin führte, ging durch die volkreichsten und besuchtesten Straßen von Constantinopel. Die halbe Stadt kam also in Bewegung. Alles strömte nach der Kirche des heiligen Mocius; und in feierlichem Zug, an der Spitze der Äbte und Mönche, welche brennende Wachskerzen trugen und Psalmen sangen, folgte Dalmatius dem Volke nach der Kirche.

10. Allda angelangt, ließ er das vom Concilium erhaltene Schreiben öffentlich ablesen. Mit vereinter Stimme sprach das in der Kirche zahlreich versammelte Volk über Nestorius, dessen Lehren und ganzen Anhang das Anathema aus. Dalmatius bestieg jetzt die Kanzel, gebot Ruhe, und da in dem so eben vorgelesenen Schreiben wahrscheinlich auch des von Theodosius an das Concilium erlassenen dräuenden Briefes erwähnt worden; so belehrte er nun das Volk, wie man den Monarchen getäuscht und den Brief, den ihm der Kaiser vorher zum Durchsehen gesandt, dessen anstößige Stellen er bezeichnet und deren Abänderung man ihm verheißen, dennoch gegen den Willen des Kaisers unabgeändert an das Concilium habe abgehen lassen. Um das Gemüth des Kaisers nicht zu betrüben, setzte

er hinzu, habe er ihm von diesem Betrug nichts sagen wollen. Was er ferner mit Theodosius gesprochen, sey unnöthig hier zu wiederholen; sie könnten aber versichert seyn, daß er nichts gesprochen, was nicht zweckmäßig gewesen, und das Beste des Conciliums befördert hätte. Der Kaiser sey frommen Sinnes, habe die Absetzung des Nestorius gutgeheißen und werde der Stimme des Conciliums, welches die Stimme der ganzen Kirche, mithin die Stimme von mehr als sechs tausend Bischöfen wäre, eher folgen, als den verkehrten Reden einiger Gottlosen. Was den fernern Gang der Angelegenheiten des Conciliums betreffe; so sollten sie solchen Gott anheimstellen, für das Wohl der Kirche und des Kaisers beten und nun ruhig nach Hause gehen. Ein abermaliges, öfter wiederholtes und unter steigendem Geschrei ausgesprochenes Anathema über Nestorius und dessen Lehren bewies die Anhänglichkeit des Volkes an die Beschlüsse des Conciliums und überhaupt zeigte es sich bei dieser Gelegenheit, daß der Anhang des Nestorius in Constantinopel, der Zahl nach, höchst unbedeutend war und mit der ganz ungemein größern Mehrzahl der rechtgläubigen Katholiken in gar keinem Verhältniß stand.

XI.

1. Die in Ephesus versammelten Väter säumten nun nicht von der von Theodosius ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen. Einige derselben machten sich demnach unverzüglich auf den Weg nach Constantinopel. Wahrscheinlich nahmen sie blos die auf die Irrlehre des Nestorius und dessen Absetzung sich beziehenden Akten mit sich.

2. Entweder war den schismatischen Bischöfen jene vom Kaiser gegebene Erlaubniß noch nicht bekannt,

oder sie getrauten sich nicht, dieselbe auch auf sich anzuwenden. Ehrfurcht gegen die kaiserlichen Befehle vorschützend und weil sie, wie sie sich ausdrückten, nicht dem Beispiel des Ungehorsames der cyrillischen Bischöfe folgen wollten, schickten sie blos den Comes Irenäus als ihren Bevollmächtigten an das Hoflager. Eine bessere Wahl konnten sie nicht treffen, hätten sie auch selbst aus ihrer eigenen Mitte einen Abgeordneten gewählt. Irenäus fehlte es weder an Verstand noch Gewandtheit, und den Schalk, der ihm im Herzen saß, wußte er trefflich hinter einer Miene geheuchelter Frömmigkeit zu verstecken. Dem Nestorius war er mit Leib und Seele ergeben.

3. Die von dem Concilium gesandten Bischöfe kamen drei Tage früher, als Irenäus, in Constantinopel an. Es kostete ihnen wenig Mühe, den Kaiser und die bedeutendsten Personen am Hoflager von der Gerechtigkeit des Conciliums in seinem Verfahren gegen Nestorius zu überzeugen. Die Akten, welche sie mitbrachten, sprachen von selbst. Ohnehin war längst schon dem Nestorius die ganze Geistlichkeit von Constantinopel eben so abgeneigt, als sie dem Cyrillus und den Bischöfen des Conciliums ergeben war. Durch sie ward das Volk in der wahren Lehre erhalten. Der Anhänger des Nestorius gab es nur wenige; aber auch unter diesen gingen manchem jetzt die Augen auf; so daß die Sache des Heresiarchen schon völlig entschieden und auf immer verlohren schien, als dessen Anhang auf einmal durch die Ankunft des Irenäus ein neuer Strahl der Hoffnung zu leuchten begann.

4. Irenäus war Überbringer einer Menge Briefe. Zwei davon waren an den Kaiser; der eine, ganz kurz, war blos eine Art von Beglaubigungsschreiben für den Comes Irenäus; der andere, weit größer und umständlicher, enthielt eine vollständige Rechtfertigung des Verfahrens der orientalischen Bischöfe, neue Klagen

gegen Cyrillus, Memnon und die übrigen Väter, und endlich die Bitte, daß Theodosius das Concilium — wahrscheinlich jenes, welches Johannes mit den Orientalen vorstellen wollte — wegen der Gefahren, denen es stündlich in Ephesus ausgesetzt wäre, nach Constantinopel berufen möchte. In eben diesem Sinne und zu dem nämlichen Zweck hatten jene auch an Antiochus, einen alles vermögenden Günstling des Kaisers, und in diesem Jahre Consul, ferner an den Magister Officiorum, an den Oberkämmerer Chrysoretes und an Scholastikus geschrieben. Dieser letztere war einer der kaiserlichen Kämmerlinge, nicht ohne bedeutenden Einfluß bei Hofe und scheint ein an sich rechtschaffener und frommer, aber von Nestorius auf kurze Zeit bethörter Mann gewesen zu seyn.

5. Irenäus war zu hellsehend, um nicht bald zu bemerken, daß, so wie jetzt Alles stünde, er die Sache seines Freundes nicht offen führen dürfe. In seinem Bericht an seine Committenten in Ephesus klagt er bitter darüber, daß die Abgeordneten des Conciliums ihm zuvorgekommen wären, daß er nur mit Lebensgefahr sich in Constantinopel sehen lassen könne, daß die ägyptischen Bischöfe, indem sie jeden nach seiner Art behandelt, die ganze Umgebung des Kaisers für die Partei des Cyrillus zu gewinnen gewußt hätten.

6. Irenäus macht hier eine Anspielung auf die Geschenke, welche Cyrillus, wie ihm der Vorwurf gemacht ward und auch jetzt noch gemacht wird, unter die einflußreichen Hofbeamten habe austheilen lassen. Zwar kann man nicht leugnen, daß der Patriarch von Alexandrien sich wirklich dieser Mittel bediente. Es existirt ein Brief an den heiligen Dalmatius, worin derselbe ersucht wird, bei der Augusta Pulcheria zu bewirken, daß Chrysoretes möchte von Hofe entfernt, seine Stelle einem andern gegeben werden. Durch die vielen Gelder und reichen Geschenke, welche man nach

Tillm. to. 14. art. 109.

Constantinopel habe senden müssen, sey die Kirche von Alexandrien beinahe verarmt, sogar in nicht unbedeutende Schulden gerathen. Mag dieses auch wirklich der Fall gewesen seyn; so verdient dennoch Cyrillus eher Lob als Tadel. — Wenn es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums erlaubt war, von den heidnischen Obrigkeiten mit Geld die Ruhe der Kirche zu erkaufen, in Zeiten der Verfolgung durch Geschenke eben diese Obrigkeiten zu bewegen, entweder mit größerer Schonung zu verfahren, oder vom Verfolgen der Christen abzustehen; wenn ferner jene Bischöfe gelobt wurden, welche die Kirchen ihrer Schätze beraubten, um damit für dieselben den Schutz der Barbaren zu erkaufen; so begreife ich auch nicht, wie man Cyrillus es zum Vorwurf machen könne, daß er Leute, die entweder, völlig unempfänglich für Wahrheit, oder ganz gleichgültig gegen die heilige Sache der Religion, aber durch ihre persönlichen Verhältnisse im Stande, die Kirche zu unterdrücken oder zu schützen, nun durch Geschenke zu dem zu bewegen suchte, wozu sie aus Mangel an religiösen und moralischen Grundsätzen nur durch Befriedigung ihrer Habsucht bewogen werden konnten. Cyrillus opferte die zeitlichen, sichtbaren und vergänglichen Güter, um desto sicherer den Raub der höhern, unsichtbaren und unvergänglichen Güter zu verhindern.

7. Irenäus sah wohl ein, daß er nur dann der Sache des Nestorius wieder aufhelfen würde, wenn es ihm gelingen sollte, den schismatischen Bischöfen über Cyrillus und dessen Concilium einen vollständigen Sieg zu verschaffen. Sein ganzes Streben ging demnach dahin, dem Kaiser und jedem, der einigen Einfluß hatte, zu beweisen, daß Cyrillus gar nicht den Vorsitz bei dem Concilium führen und noch viel weniger als Richter über den Nestorius habe auftreten können. Cyrillus selbst sey auf der Liste der Anzuklagenden gestanden; seine Anathematismen, welche voll ketzerischer,

verdammlicher Lehren wären, hätten vor allem von den versammelten Bischöfen untersucht und er selbst darüber vernommen werden müssen. Mit dem Memnon habe es das nämliche Bewandtniß; auch dieser sey schlechter Verwaltung seiner Kirche und Verletzungen der Canons angeklagt gewesen. Um diesen Anklagen und Untersuchungen zu entgehen, hätten beide vor Ankunft der orientalischen Bischöfe, welche doch den Thoren von Ephesus schon ganz nahe gewesen wären, blos durch Versprechungen, Drohungen und Intriguen jeder Art ein Concilium zusammengebracht, wovon der größte Theil ägyptische, mithin dem Stuhl von Alexandrien untergeordnete Bischöfe gewesen wären. Ihre große Mehrzahl sey nur scheinbar und rühre daher, weil Cyrillus, um eine recht starke Partei auf dem Concilium zu haben, alle seine Bischöfe mitgebracht habe, während von den Orientalen nur die Metropolitan-Bischöfe dahin gekommen wären. Wollte man die zurückgebliebenen kommen lassen, oder ihre Unterschriften sammeln; so würde es sich bald zeigen, daß die Anzahl derjenigen, welche sich zu ihnen hielten, gleicher Lehre, und in Ansehung des Cyrillus gleicher Meinung mit ihnen wären, wo nicht jene der ägyptischen Partei übersteigen, doch wenigstens ihr gleich stehen würde.

8. Irenäus wußte so gut zu sprechen und das, was er sagte, mit so vielen Scheingründen zu unterstützen, daß es ihm gelang, den Sinn des Kaisers wieder zu wenden. In seiner Gegenwart gestattete ihm Theodosius sogar eine Unterredung mit den Abgeordneten des Conciliums. Diese, wahrscheinlich kräftiger in Werken und Thaten, als in Worten und Redensarten, scheinen wirklich gegen die Gewandtheit und Überlegenheit des Irenäus wenig oder nichts vermocht zu haben; denn in seinem schon erwähnten Bericht an die orientalischen Bischöfe und welcher eine der Wahr-

heit so ziemlich treue Darstellung des Erfolges seiner Gesandtschaft zu enthalten scheint, rühmt sich der letztere, daß Theodosius ihm schon den Befehl gegeben habe, die Absetzung des Cyrillus öffentlich in der Kirche verkünden zu lassen. Dieß geschah jedoch nicht, und allem Anschein nach war es abermals der heilige Dalmatius, der durch seine Dazwischenkunft den Kaiser bewog, den gegebenen Befehl wieder zurückzunehmen.

9. Der Triumph des Irenäus war indessen von kurzer Dauer; und die neue Sonne, welche den Freunden des Nestorius so eben aufgegangen war, ward durch die Ankunft des Johannes, Arztes und Kämmerlings des Cyrillus, plötzlich wieder verdunkelt. Dieser überbrachte die sämmtlichen Akten der vierten und fünften Sitzung des Conciliums. Das ganze Betragen und Verfahren des Johannes von Antiochien und seiner Bischöfe, und welchem Irenäus einen so künstlichen und blendenden Anstrich zu geben gewußt hatte, erschien nun in einem ungleich weniger günstigen Licht. Alles nahm jetzt eine andere Wendung. Der Kaiser neigte sich auf das neue zu dem wahren Concilium hin und, wie Irenäus in seinem Bericht sich ausdrückt, von allem, was so eben schon fest beschlossen war, wollte nun Niemand auch nur ein Wort mehr hören.

10. Bei Allem diesem waren jetzt mehr als je die Meinungen der Räthe und Umgebungen des Kaisers getheilt. Einige wollten, daß man die Beschlüsse beider Theile aufrecht erhalten und die Bischöfe, welche der eine wie der andere Theil abgesetzt hätte, als abgesetzt betrachten müsse. Andere trugen darauf an, ohne Unterschied alles zu cassiren, was von beiden Theilen geschehen wäre und hierauf die angesehensten Bischöfe, deren Frömmigkeit eben so bekannt wäre, als ihre tiefe Wissenschaft in der Lehre des Heils, hieher zu berufen. Diese sollten alsdann alles, was den Glauben

beträfe, auf das neue untersuchen und über die bisherigen Verhandlungen und Vorfälle in Ephesus einen der Wahrheit treuen, klaren und verständlichen Bericht erstatten. Endlich machten wieder Andere den Vorschlag, nach Ephesus einen angesehenen, verständigen und zuverlässigen Mann zu schicken, welcher an Ort und Stelle von Allem Kunde nehmen, die wahre Lage der Dinge ergründen und, mit kaiserlicher Vollmacht versehen, nach bestem Wissen und Gewissen den Zwist der Bischöfe schlichten, ihre Angelegenheiten ordnen und die Einigkeit unter ihnen wieder herstellen sollte.

11. Von allen diesen Vorschlägen taugte offenbar der eine so wenig wie der andere. Wenn aber bei jedem etwas lange anhaltenden Kampf die streitenden Theile sich immer mehr erhitzen — und bei diesem Streit scheinen selbst die Bessern nicht stets ganz leidenschaftlos gewesen zu seyn — so muß auch die Wahrheit immer mehr getrübt und je länger der Kampf dauert, je mehr und mehr verfinstert werden. Dieß geschah auch hier und so mußte es endlich den, zwar durch Lehre und persönliches Interesse getheilten, sobald es aber darauf ankam, das Concilium zu unterdrücken, gemeinschaftlich und mit vereinten Kräften handelnden Parteien des Nestorius und Johannes vollkommen gelingen, die Wahrheit so zu entstellen, Ansichten und Begriffe so sehr zu verwirren und den einzigen, wahren Gesichtspunkt, aus welchem man zu einer klaren Anschauung der Lage der Sachen gelangen konnte, so völlig zu entrücken, daß Theodosius und seine Räthe, auf einem Meere von Zweifeln und widersprechenden Meinungen unstät umhergetrieben, gar nicht mehr wußten, welche Partei sie ergreifen, wie sie Recht von Unrecht, das wahre Concilium von dem Afterconcilium und die orthodoxen Bischöfe von den schismatischen unterscheiden sollten.

12. Aber warum ergriffen sie nicht jenen von selbst sich darbietenden Faden, welcher ganz allein sie aus diesem Labyrinth, in welchem sie sich immer tiefer verlieren mußten, mit Sicherheit hätte herausleiten können? Theodosius war es jetzt nicht mehr unbekannt, daß die päbstlichen Legaten längst schon angekommen waren. In jenem Verein der Bischöfe also, welchem diese beigetreten waren, konnte und mußte der Kaiser das wahre Concilium erkennen. Die Legaten repräsentirten die Person des Oberhauptes der Kirche; nur wer mit diesem in Gemeinschaft steht, kann sammeln; wer sich dieser Gemeinschaft entzieht, kann blos zerstreuen und verwirren. Hätte es alsdann, welches jedoch auf dem öcumenischen Concilium in Ephesus nicht der Fall war, noch einige Punkte gegeben, über welche die versammelten Väter sich nicht hätten vereinbaren können; so wäre es weder die Sache des Kaisers noch seiner Beamten gewesen, dieselben zu entscheiden; sondern man hätte die noch zu erörternden Fragen nach Rom verweisen und der Entscheidung des Pabstes überlassen müssen. Dieser würde in der Mitte einiger oder mehrerer Bischöfe und Priester die Sache entschieden und durch seine Entscheidung, von welcher es keinen Apell gibt, alle Zweifel gelößt, alle Einwendungen entkräftet und der unsteten Meinung Festigkeit und Bestimmtheit gegeben haben. Dieß ist das schöne Verhältniß der geistlichen und weltlichen Macht: unter der Leitung des heiligen Geistes untersucht, prüft, entscheidet und beschließt die Kirche, und ihren Entscheidungen gibt die weltliche Macht äusseres Ansehen und die nöthige äussere Kraft. Zwar bedarf dieser keinesweges die Kirche; denn die innere, unsichtbare und daher auch unantastbare, bindende und lösende Kraft ward ihr von Gott selbst gegeben. Blos zum äussern Wohl der Rechtgläubigen ist die Mitwirkung des weltlichen Herrschers wohlthätig, weil die

Hieron. Epist. 57. ad Damasum.

Kirche darin Mittel findet, jene desto sicherer gegen Verführung zu schützen und desto reiner in ihrem Schoß zu erhalten. Es gibt keinen herzerhebendern Anblick in Gottes schöner und herrlicher Weltordnung, als das harmonische Zusammenwirken beider Mächte zu einem und demselben erhabenen Zweck, als der schöne Verein der religiös-moralischen und politisch-physischen Kraft; wird jene durch diese gehoben; so wird diese durch jene befestiget und gemildert und in ihrem vereinten Streben das zeitliche wie das ewige Wohl der Völker erreicht. Es war ein satanischer Gedanke des achtzehnten Jahrhunderts, Kirche und Staat, Thron und Altar als feindlich gegen einander überstehende Wesen, als Gegenstände nothwendiger wechselseitiger Eifersucht zu bezeichnen. Aber jene Philosophen, die diese Lehre predigten und leider noch immer predigen, wußten und wissen wohl, daß wenn man die Kirche in den Augen der Völker herabwürdiget und den Altar untergräbt, auch Staaten und Throne sammt jedem andern politischen Gerüste von selbst zusammenstürzen. Wenn der Geist der Religion Jesu ein in alle nur gedenkbare menschliche Verhältnisse eingreifender Geist ist; wenn ferner jene, nur durch diesen geheiliget, einen wahren, innern, vor Gott geltenden Werth und mit diesem einen Charakter der Unverletzbarkeit erhalten können; so ist auch nicht einzusehen, wie es irgend eine Institution oder Einrichtung geben könne, mit welcher nicht auch die Kirche in näherer oder fernerer Berührung stünde.

XII.

1. Während dieser Bewegungen am Hoflager in Constantinopel setzte die heilige Synode in Ephesus ungestört ihre Arbeiten fort. Das nicänische Glau-

bensbekenntniß war noch immer die einzige und allgemeine Richtschnur des wahren Glaubens. Selbst die Neurer und Irrlehrer bekannten sich zu demselben; aber blos dem todten Buchstaben nach und, indem sie sich pünktlich an die Worte zu halten schienen, erklärten sie diese nach ihrer Weise und jeder schob ihnen seinen eigenen, mithin irrigen Sinn unter. Um diesen Deuteleien für die Zukunft vorzubeugen, ward in der sechsten Sitzung, welche am 22. Julius und zwar wieder in dem bischöflichen Pallast gehalten wurde, von den versammelten Vätern beschlossen, dem nicänischen Glaubensbekenntniß eine nähere, dessen wahren Sinn genauer bestimmende und auf Stellen aus den heiligen Vätern gegründete Erklärung beizufügen, und letztere den Akten des Conciliums einzuverleiben.

2. In eben dieser Sitzung beschäftigte sich die heilige Synode auch mit einer, von Charisius, einem Priester der Kirche von Philadelphia in Lydien, ihr gemachten Anzeige. Es trieben sich nämlich seit einiger Zeit zwei Priester in dieser Provinz herum, welche mit Empfehlungsschreiben von Anastasius, einem Priester der Kirche von Constantinopel und schwärmerischen Anhänger des Nestorius, dahin gekommen waren. Diese hatten ein, entweder von Theodor von Mopsuesta selbst entworfenes, oder aus dessen Schriften gezogenes Glaubensbekenntniß mitgebracht, welches sie nun allen, welche von irgend einer Irrlehre in den Schoß der Kirche zurückkehrten, zum Unterzeichnen vorlegten.

3. Theodor von Mopsuesta war schon seit einigen Jahren todt. In seinem Leben stand er bei allen Kirchen wegen seiner großen und tiefen Gelehrsamkeit in ungemeinem Ansehen. Aber große Wissenschaft, wenn nicht verbunden mit Demuth und Lauterkeit des Herzens, führt gar leicht auf verderbliche Abwege. Theodor war unstät in der wahren Lehre und seinen Grund-

sätzen nicht selten untreu. Aus seinen Schriften, welche jedoch bis auf wenige Bruchstucke verlohren gegangen sind, deren uns angegebene Zahl aber offenbar übertrieben ist, hatten die Irrlehrer jener Zeit, Rufinus, Cöstius, Pelagius ihre verkehrten Lehren geschöpft; geschöpft hatte daraus auch Nestorius seinen bösen Wahn. Theodor war zwar in Gemeinschaft der Kirche gestorben; auch wollte man, um den Frieden in den Kirchen nicht zu trüben, dessen Schriften, welche noch lange in großem Ansehen blieben, keiner Untersuchung unterwerfen; aber hundert und dreißig Jahre nachher wurden dieselben endlich dennoch von dem fünften, allgemeinen constantinopolitanischen Concilium förmlich verdammt.

4. Das erwähnte Glaubensbekenntniß und wovon Charisius den versammelten Vätern eine von mehr als 20 Neubekehrten unterzeichnete Abschrift vorlegte, war nach damaliger Ketzerart in gleisenden, doppelsinnigen, den Unkundigen daher leicht bethörenden Ausdrücken abgefaßt. Es enthielt alle Bestandtheile des nestorianischen Irrthums und wer sich dazu bekannte, bekannte sich auch zu der falschen Lehre des Nestorius.

5. Durch einen Synodalbeschluß ward dieses falsche, zu den gefährlichsten Irrthümern führende Glaubensbekenntniß verdammt und das Concilium verordnete, daß in Zukunft allen, welche aus den Heiden oder Juden oder irgend einer andern Sekte in den Schoß der Kirche wollten aufgenommen werden, kein anderes, als das nicänische Glaubensbekenntniß sollte vorgelegt werden und zwar, für die dagegen Handelnden, unter der Strafe der Absetzung, wenn es ein Geistlicher, der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, wenn es ein Laie wäre.

6. Von dieser Verordnung und welche Zonaras und Balsamon den von dem Concilium in Ephesus gemachten Canons beizählen, die aber Dioscorus nur

eine näher bestimmende Erklärung älterer Canons nennt, ward nachher großer Mißbrauch gemacht. Auf dem Afterconcilium von Ephesus und auch noch nachher auf der Kirchenversammlung von Calcedon bedienten sich verkehrte Menschen jener Verordnung als eines Bollwerkes, hinter welchem sie sich der reinen und klaren Darlegung ihrer Lehre zu entwinden suchten. *)

7. In der siebenten Sitzung und welches die letzte war — wenigstens haben sich keine Akten von einer fernern Sitzung mehr vorgefunden — beschäftigte sich das Concilium blos mit Angelegenheiten, welche theils die Kirchenzucht im Allgemeinen, theils auch einige Bischöfe persönlich betrafen.

8. Eustachius, ehemaliger Metropolitanbischof von Sida in Pamphylien, war ganz den Vorschriften des Canons gemäß, mithin auf völlig rechtmäßige Weise zu seinem Sitze gelangt. Seine Lehre war untadelhaft, eben so untadelhaft auch sein Wandel. Dem ungeachtet hatten böse und unruhige Leute ihm viele

*) Die tückische Kunst aller Irrlehrer bestand von jeher darin, daß sie den Ausdrücken des nicänischen Glaubensbekenntnisses, wie auch jenen der heiligen Schrift stets einen fremden, das heißt, ihren eigenen Sinn unterschoben. Reich an Worten und daher über alle Maßen geschwätzig, dabei an Exceptionen, Distinktionen und Ausflüchten jeder Art unerschöpflich, kostete es zu jeder Zeit undenkliche Mühe, sie nur zur klaren, unumwundenen Darstellung ihrer verkehrten Lehre zu bringen; so lange sie konnten, suchten sie sich solcher zu entwinden, und während sie ihre verkehrte Lehre überall verbreiteten, schrieen und brüsteten sie sich immer damit, daß sie sich an das nicänische Glaubensbekenntniß hielten. Dadurch ward die Kirche veranlaßt, bei jeder neuen Ketzerei, so wie sie entstand, die Stellen des nicänischen Glaubensbekenntnisses, von deren wahrem Sinne der neue Irrthum abwich, auf einem Concilium stets noch klarer, deutlicher und daher auch in Worten und Ausdrücken umständlicher

Händel gemacht. Eustachius fühlte sich dadurch sehr gekränkt. Leicht hätte er gegen jede von seinen Feinden gegen ihn erhobene Anklage sich rechtfertigen können; aber sey es, daß er sich entweder seinen Gegnern nicht gewachsen glaubte, oder auch die bischöfliche Würde überhaupt seine Kräfte überstieg; genug er hielt für rathsamer, seinen Sitz zu verlassen und auf seine Würde zu verzichten. Von einem Concilium der Bischöfe Pamphyliens war an die Stelle des Eustachius Theodorus zum Bischof geweihet worden.

9. Ersterer erschien jetzt auf dem Concilium und begehrte, nicht wieder auf seinen ehemaligen Stuhl erhoben zu werden, sondern blos den Titel und die Würde eines Bischofes. Eine solche Verzichtleistung auf die Ausübung des bischöflichen Amtes war zwar nicht erlaubt. Aber gerührt von den Thränen des Greises nahm das Concilium ihn auf das neue in die Gemeinschaft der Bischöfe auf, auch ertheilte es ihm wieder den Titel und Rang eines Bischofes; jedoch unter der Bedingung, daß er ohne die Erlaubniß des

---

zu bestimmen. Der obige Canon oder vielmehr ein ganz schamloser Mißbrauch desselben gab nun den Heresiarchen und ihren Anhängern einen recht weiten Spielraum. Sich auf diesen Canon berufend, verwarfen sie jetzt nicht nur alle über das nicänische Glaubensbekenntniß, selbst von dem constantinopolitanischen Concilium, gegebene nähere, deutlichere und allen Ausflüchten vorbeugende Bestimmungen und Erklärungen, sondern die Eutichianer weigerten sich auch auf dem zweiten, oder vielmehr Afterconcilium von Ephesus, ein offenes, gerades und deutliches Bekenntniß ihrer Lehre abzugeben; der obige Canon, sagten sie, erlaubte ihnen dieses nicht, und indem sie auf diese Weise unter Lärmen und Geschrei behaupteten, daß das nicänische Glaubensbekenntniß auch das ihrige wäre, verbargen und versteckten sie unter den allgemeinen Ausdrücken desselben alle Irrthümer ihres eigenen verkehrten Sinnes.

Theodorus sich keiner bischöflichen Verrichtung unterziehen dürfe.

10. Bischöfe aus der Insel Cypern klagten gegen Johannes von Antiochien, daß er jene Insel seinem Patriarchat unterwerfen und das Recht, Bischöfe und Priester dort zu ordiniren, sich anmaßen wolle. In Gemäßheit der Canons von Nicäa, welche jede Kirche in ihren, ihr von jeher zustehenden Rechten, zu schützen und zu erhalten verordnen, entschied das Concilium gegen den Patriarchen von Antiochien zu Gunsten der cyprischen Bischöfe.*)

11. Seit langer Zeit war Jerusalem ein Gegenstand der höchsten Verehrung der ganzen über den Erdkreis verbreiteten Christenheit. Es war die heilige Stadt, wohin unaufhörlich eine Menge theils durch Frömmigkeit und Heiligkeit, theils durch die höchsten weltlichen Würden ausgezeichneter Männer wallfahrteten. Die heiligen Örter zu besuchen, den geweihten Boden zu betreten, auf welchem der Sohn Gottes einst wandelte, war der sehnlichste Wunsch jeder andächtigen Seele. Der daher nie stockende Zusammenfluß so vieler und dabei oft auch so erlauchter Fremden

---

*) Der Pater Garnier glaubt, daß die cyprischen Bischöfe die wahre Lage der Sache nicht gerade mit der größten Treue dargestellt, und die Väter des Conciliums, ohnehin mit Johannes höchst unzufrieden wegen der von ihm veranlaßten Spaltung, auch dessen Gerechtsame nicht sehr gründlich untersucht hätten. Indessen führt Garnier keine Beweise an, worauf er seine Meinung begründen könnte. Zonaras findet das von dem Concilium in dieser Sache erlassene Dekret, und woraus er den 8ten Canon macht, vollkommen gerecht; und auch Balsamon, obschon selbst Patriarch von Antiochien, gesteht dennoch ein, daß alle von den cyprischen Bischöfen angeführte Thatsachen richtig und der Wahrheit angemessen gewesen wären.

aus allen Theilen der christlichen Welt in Verbindung mit der hehren Würde, welche der ältesten, viel früher als jede andere, gestifteten Kirche anklebte, schienen dem Bischofe derselben schon stillschweigend einen gewissen Vorzug vor den übrigen Bischöfen des Landes einzuräumen.

12. Juvenalis, damaliger Bischof von Jerusalem, wollte diese allgemeine Stimmung benutzen und strebte nach dem Primat über ganz Palästina. Zwar fand sich dadurch die Kirche von Cäsarea in ihren Rechten gekränkt; aber die eben so natürliche, als tiefe Ehrfurcht gegen die Erstlingskirche des Sohnes Gottes zog schon alle versammelte Väter auf die Seite des Juvenalis, als Cyrillus allein sich diesem Antrag widersetzte. Er widersetzte sich demselben als Bevollmächtigter des römischen Stuhles, hemmte alle fernere Verhandlungen darüber, und schrieb auch nachher noch öfters deswegen an den Pabst Leo, ihn bittend, sich dem ungerechten und ehrgeizigen Streben des Juvenalis zu widersetzen; so daß, so lange Cyrillus lebte, Juvenalis von der Kirche nicht als Patriarch von Palästina anerkannt ward.*)

13. In Thracien waren, einem uralten Herkommen zu Folge, stets zwei bis drei Bisthümer mit einander vereint. Aber einer der thracischen Bischöfe, nämlich Fritilas von Heraklea stand jetzt in den Reihen des Johannes von Antiochien. Es war zu befürchten, daß jener, um die Zahl der schismatischen Bischöfe

*) Erst auf dem Concilium von Chalcedon ward Juvenalis als Patriarch von Palästina anerkannt. Es war aber dieses eine offenbare Verletzung der, durch den 7ten Canon von Nicäa, dem Bischofe von Cäsarea zuerkannten Rechte. Dieser behielt zwar den Titel und die Würde eines Metropolitanbischofes von Palästina, übte aber fernerhin keine dem Metropolitanbischofe bisher zustehende Rechte mehr aus.

und deren Anhang zu vermehren, nun eben so viele neue Bischöfe weihen möchte, als es Kirchen ohne eigene Bischöfe in der Provinz Thracien gab. Einige der thracischen Bischöfe theilten diese nicht ungegründete Besorgniß dem Concilium mit, und dieses entschied, daß in Ansehung jener Kirchen keine dem bisherigen Brauch und altem Herkommen zuwiderlaufende Neuerungen dürften eingeführt werden. Jede Ordination dieser Art wäre uncanonisch und als ungültig zu betrachten.

14. Auch des massalianischen Unsinnes geschah in dieser Sitzung wieder Erwähnung. Valerianus und Anphilochus, zwei Bischöfe aus Pamphylien, machten nämlich dem Concilium die Anzeige, daß von jener aberwitzigen Sekte sich noch einige Anhänger in Pamphylien und Licaonien herumtrieben. Die beiden Bischöfe begehrten, daß die, gegen diese Landstreicher- und Müßiggänger-Sekte, und der man auch große Unlauterkeit der Sitten zum Vorwurf machte, von dem, einige Jahre früher in Constantinopel unter dem Sisinnius, gehaltenen Concilium genommenen Beschlüsse in neue Kraft gesetzt würden. *) Das Concilium willigte in diese Foderung, erneuerte alle gegen die Massalianer ergangene Verordnungen und befahl allen Bischöfen von Pamphylien und Licaonien über deren Aufrechthaltung zu wachen und alle Klöster aufzuheben, deren Mönche von dem massalianischen Aberwitz angesteckt wären.

*) Massalianer, welche man von einem griechischen Wort auch Enchiten, das heißt die Betenden nannte, setzten das ganze Christenthum in das Gebet. Tag und Nacht beten war ihrem Wahne nach die einzige Bestimmung des Christen. Arbeiten hielten sie für unerlaubt, verwarfen die Taufe und übrigen Sacramente und führten ein müßiges, herumschweifendes und dabei oft höchst lasterhaftes, ärgerliches Leben.

15. Gegen den Vorwurf, welche die orientalischen Bischöfe dem Concilium machten, als wenn es mehrere die massalianische Ketzerei begünstigende Bischöfe in seiner Mitte zählte, konnten die versammelten Väter sich nicht besser rechtfertigen, als durch Erneuerung aller gegen eben diese Sekte bestehenden Verordnungen.

16. Was zu diesem albernen Vorwurf Anlaß gegeben haben mag, war wahrscheinlich wieder der Orden der Acemeten, welcher vermuthlich in dem Sprengel einiger der in Ephesus versammelten Bischöfe mochte Klöster gehabt haben. Öfters schon waren die frommen Acemeten*) mit den phantastischen Massalianern

*) Der Orden der Acemeten war erst einige Jahre vorher von dem heiligen Alexander gestiftet worden. Die Mönche in jedem Kloster dieses Ordens waren in mehrere Chöre getheilt, welche sich wechselsweise einander ablöseten, um ununterbrochen Tag und Nacht Psalmen zu singen und das Lob Gottes erschallen zu lassen. Man nannte sie daher Acemeten, das heißt: die Nichtschlafenden. Die übrigen Regeln und Einrichtungen dieses Ordens waren ganz den evangelischen Vorschriften angemessen, und die Mönche desselben führten ein frommes, heiliges und erbauliches Leben. — Als eine Stadt in Mesopotamien, deren Einwohner der heilige Alexander von dem Heidenthum zu der christlichen Religion bekehrt hatte, diesen apostolischen Mann nun durchaus zum Bischof haben wollten, daher unter einem andern Vorwand zu sich einlud, aber sobald er gekommen war, die Thore schließen ließ, um ihn zu zwingen die bischöfliche Weihe anzunehmen; so ließ sich der heilige Alexander, dessen tiefe Demuth ihm nicht erlaubte, das furchtbare Oberhirtenamt anzunehmen, in einem an einen Strick befestigten Korb des Nachts über die Stadtmauer herunter. Ohne zu wissen, wohin sein Weg ihn führte, drang er immer tiefer und tiefer in die Wüste, bis er endlich, nach einem Marsch von zwei Tagen, an eine Höhle kam, wo er sich sicher glaubte und daher einige Tage zu verweilen gedachte. Aber die sehr geräumige Höhle war der gewöhnliche Aufenthaltsort einer Räuber-

verwechselt worden. Wo gierig nach jeder Gelegenheit, den Gegner zu verunglimpfen, gehascht wird; da gilt auch der schwächste Schein für Überzeugung, und der man sich um so lieber füget, als jede Untersuchung sogleich den Ungrund des Vorwurfes zeigen und mit diesem auch die erwünschte Gelegenheit, die Gegenpartei herabzuwürdigen, entwischen würde.

XIII.

1. Der schwankenden Ungewißheit des Theodosius machte endlich ein Brief des Acacius von Beröa ein Ende. Schon über das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens weit hinausgerückt — er war 110 Jahre alt — hatte diesem sein hohes Alter nicht erlaubt, sich der beschwerlichen Reise nach Ephesus zu unterziehen. Aber, obschon dem Körper nach von dem Concilium getrennt, war er doch, wie er sich in seinem Brief an

---

bande. Schon in der ersten Nacht kam der Hauptmann mit der ganzen Rotte an. Alexander erkannte sie sogleich für das, was sie waren. Unbekümmert um sich selbst, jammerte ihn nur des unseligen Zustandes dieser Verirrten. Mit der Kühnheit eines Apostels redete er zu ihnen; stellte ihnen die Schändlichkeit ihres Wandels dar; sprach von den furchtbaren Gerichten Gottes, von dem ewigen Verderben, dem sie auf dem Pfad des Lasters entgegen eilten. Gott segnete seine Worte. Das Herz seiner mord- und raublustigen Zuhörer ward erweicht. Von nun an entsagten sie ihrem gottlosen Gewerbe. Die ehemalige Räuberhöhle wurde jetzt in ein Kloster umgewandelt und aus Räubern wurden fromme, büßende Mönche. Alexander weilte noch einige Zeit bei ihnen und bevor er sie verließ, ernannte er einen Obern, unter dessen Leitung sie nachher ein für die ganze umliegende Gegend höchst erbauliches und frommes Leben führten.

den Kaiser ausdrückt, im Geiste mit den Vätern in Ephesus vereint. Tief schmerzte ihn die Uneinigkeit der Bischöfe; nichts lag ihm mehr am Herzen als der Friede in der Kirche. Er bittet den Kaiser, alles zu versuchen, um eine völlige Vereinigung der Bischöfe zu bewirken und den Frieden der Kirche wieder zu schenken. Um diesen heiligen Zweck zu erreichen, räth er dem Kaiser, die gegenseitig geschehene Absetzung der Bischöfe gut zu heißen, bis sie selbst unter sich ihren Zwist würden ausgeglichen haben.

2. Das ehrwürdige, hohe Greisenalter des Acacius, seine langjährige und daher reiche Erfahrung in Verbindung mit dem großen Ruf der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, in welchem er stand, machten tiefen Eindruck auf das Herz des Theodosius. Er beschloß, dem Rath des Bischofes von Beröa zu folgen.

3. Aber Acacius war ein Schalk. Schon in frühern kräftigern Jahren hatte er sich als einen wüthenden Feind des heiligen Chrisostomus gezeigt, und bei der harten, grausamen Verfolgung dieses heiligen Patriarchen eine der schändlichsten, gehässigsten und frevelhaftesten Rollen gespielt. In welchem Rufe der Frömmigkeit er auch stehen mochte; so fehlten ihm doch Liebe und Demuth; zwei Tugenden, ohne welche es gar keine wahren, sondern blos gleisende Scheintugenden gibt.

4. Wohl mochte Acacius eines jener übertünchten Gräber gewesen seyn; von Aussen schön anzusehen, aber im Innern voll des faulenden Moders. Aus Altersschwäche unvermögend, sich nach Ephesus auf das Concilium zu begeben, hatte er den Paul von Emesa zu seinem Bevollmächtigten ernannt. Aber dieser Bevollmächtigte war, ohne jedoch ein geheimer Anhänger des Nestorius zu seyn, zu den Fahnen der den Heresiar-

chen begünstigenden, schismatischen Bischöfe übergetreten. Also entweder durch Paul von Emesa bethört, oder vielleicht auch nach eigenen Grundsätzen handelnd, hatte Acacius an den Kaiser geschrieben und diesem jenen arglistigen Rath ertheilt; wohl wissend, daß die orientalischen Bischöfe nie in die Wiederherstellung des Cyrillus und Memnon einwilligen, wenn diese nicht auch zur Wiederherstellung des Nestorius ihre Zustimmung geben würden.

5. Von Allem diesem wußte der fromme, um das Wohl der Kirche aufrichtig besorgte, dabei aber an eigener Einsicht beschränkte Theodosius nichts. Ähnlichen Rath, wie Acacius, hatten ihm schon einige seiner dem Nestorius mehr oder weniger anhangenden Räthe gegeben. Die Absetzung des Nestorius, des Cyrillus und Memnon ward demnach durch einen kaiserlichen Beschluß bestätiget, alles Übrige, was von beiden Theilen geschehen war, cassirt und einer der vornehmsten Beamten des Hofes, nämlich Johannes der Comes Largitionum, ernannt, um als kaiserlicher Commissarius sich nach Ephesus zu verfügen. Mit sehr ausgedehnten Vollmachten versehen, sollte dieser vor Allem darauf sehen, sämmtliche Bischöfe in Ansehung der Glaubenslehren zu vereinigen, alles Übrige nach Befinden der Umstände ordnen, das Ärgerniß eines Schisma sobald als möglich heben, das Concilium, wenn nöthig, auflösen und die Bischöfe zu ihren Kirchen zurückkehren lassen. In einem kaiserlichen Schreiben, welches der Comes Johannes dem Concilium übergeben sollte, wurden diese Befehle den Bischöfen bekannt gemacht. Ohne einen Unterschied zu machen zwischen den Vätern des Conciliums und den schismatischen Orientalen, war dieser Brief des Theodosius an sämmtliche in Ephesus anwesende Bischöfe gerichtet.

XIV.

1. Wichtige Geschäfte, welche der Comes Johannes unter Weges abzumachen hatte, verzögerten dessen Ankunft in Ephesus. Aber das Gerücht von dem, was in Constantinopel beschlossen worden, ging ihm voran und die Bischöfe waren, bevor er ankam, schon von dem Zweck seiner Sendung unterrichtet. In einer vor dem versammelten Concilium gehaltenen, salbungsvollen Rede suchte daher Cyrillus die Bischöfe zu der ihnen bevorstehenden Verfolgung zu kräftigen. Er ermahnte sie, ihr ganzes Vertrauen in den Sohn Gottes zu setzen, der schon so oft seine Kirche in Gefahren geschützt, die Feinde derselben gedemüthiget, und auch jetzt ihren Drangsalen ein Ziel setzen werde. Diese Rede that große Wirkung und einstimmig faßten alle Bischöfe den Entschluß, als wahre Bekenner der Religion Jesu lieber alles zu dulden, als der Wahrheit untreu zu werden.

2. Sobald der Comes Johannes angekommen war, gab er sogleich den Bischöfen davon Nachricht. Unverzüglich versammelten sich diese, die Orthodoxen unter Cyrillus, die Nestorianer und schismatischen Orientalen unter Johannes von Antiochien. Beiden Theilen machte der Comes einen Höflichkeitsbesuch und lud sie hierauf ein, am folgenden Tage bei ihm zu erscheinen, um die Befehle des Kaisers zu vernehmen. Um Verwirrung und jeden Streit zu vermeiden, schrieb er jedem Theile vor, wann er kommen und wie er bei ihm eintreten sollte.

3. Am frühen Morgen des andern Tages machte Nestorius mit seinen Freunden sich auf den Weg nach der Wohnung des Comes. Bald nach ihm kam Johannes mit den orientalischen Bischöfen, und endlich auch Cyrillus mit den übrigen, viel zahlreichern Bi-

schöfen des Conciliums; jedoch mit Ausnahme des Memnon, welchen eine Unpäßlichkeit zurückhielt.

3. Als alle versammelt waren, wollte der Comes das kaiserliche Schreiben ablesen. Sogleich protestirten alle orthodoxen Bischöfe dagegen und ersuchten den Comes, zuvörderst den Nestorius und die schismatischen Bischöfe zu entfernen; denn da jener abgesetzt, diese aber aus der Gemeinschaft der Bischöfe ausgeschlossen worden, so könnten sie auch, ohne ihr Gewissen zu verletzen, nicht gemeinschaftlich mit ihnen irgend einer Verhandlung beiwohnen.

4. Diesem Ansinnen der katholischen Bischöfe wollte der Comes sich nicht fügen; noch weniger wollten es die schismatischen Bischöfe; im Gegentheil foderten diese, daß Cyrillus, welcher von ihnen abgesetzt wäre, aus der Versammlung entfernt werden sollte. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, welcher lange dauerte und einen großen Theil des Tages hinwegnahm.

5. Der Comes Johannes glaubte endlich einen Ausweg gefunden zu haben und machte den Vorschlag, daß blos Nestorius und Cyrillus sich entfernen, alle übrige aber bleiben sollten. Auch dagegen protestirten die Väter des Conciliums, und zwar gegen das Eine wie gegen das Andere. Sie bestanden darauf, Cyrillus müsse bleiben, Nestorius und die schismatischen Bischöfe sich entfernen.

6. Jetzt gebrauchte der Comes Gewalt, ließ Nestorius und Cyrillus aus dem Saal hinausführen, alle Ein- und Ausgänge des Hauses schließen und zwang auf diese Art die Bischöfe, gegen ihren Willen, zu bleiben.

7. Als das kaiserliche Schreiben abgelesen war, erhoben sich sämmtliche Väter des Conciliums und erklärten einstimmig, daß sie in die ungerechte, frevelhafte Absetzung des Cyrillus nie einwilligen würden,

einwilligen könnten, und daher bereit wären, sich lieber jeder Verfolgung auszusetzen, als an der gerechten Sache zu Verräthern zu werden. Die orientalischen Bischöfe im Gegentheil, im Geiste schon triumphirend über ihre Gegner und daher mehr erfreut über den Fall des Cyrillus und Memnon, als betrübt über die Absetzung des Nestorius, überließen nun letztern ohne Bedenken seinem Schicksal und erklärten, daß sie vollkommen die Ansichten des Kaisers theilten und daher sich willig seinen Anordnungen fügten.

9. Der Comes machte noch einige Versuche, die orthodoxen Bischöfe durch glatte Worte zu bereden, sich mit den orientalischen zu vereinigen. Da ihm dieses nicht gelang, ließ er unter dem Vorwande, es möchten Unruhen in der Stadt entstehen, den Cyrillus, Memnon und auch den Nestorius verhaften; letztern nur zum Schein; denn er übergab ihn dem Candidianus, der bekanntlich Nestorius warmer Freund war, ihn daher auf das Beste behandelte, dessen Freunden und Anhängern freien Zutritt zu ihm gestattete und überhaupt ihm alle nur mögliche Bequemlichkeit verschaffte. Cyrillus und Memnon aber wurden der Gewahrsam des Comes Jakob übergeben; dieser trennte sie von einander, ließ jeden in ein besonderes Gebäude bringen und auf das strengste bewachen, vorzüglich den Cyrillus, dessen zum Gefängniß ihm angewiesene Wohnung er mit Soldaten umgab, Schildwachen vor die Thüre seines Zimmers setzte, keine Besuche von Freunden ihm erlaubte, und des Nachts ihn sogar in seinem Schlafgemach von Soldaten bewachen ließ. Über alles dieß berichtete der Comes Johannes an den Kaiser; aber der Bericht war untreu, günstig den schismatischen, abhold den orthodoxen Bischöfen.

10. Der Comes Johannes gehörte zu jenen Menschen, deren sämmtliche Ansprüche sich blos auf das Zeitliche beschränken. Als Höfling war die Gunst seines Herrn ihm das Höchste. Das heilige Interesse der Religion lag ihm wenig am Herzen, noch weniger die Einigkeit der Bischöfe und der Friede in der Kirche. Aber er hatte bemerkt, daß der Kaiser eben diese Vereinigung sehnlichst wünsche, mithin derjenige, welcher sie zu bewirken das Glück haben sollte, ganz gewiß in der Gunst des Kaisers eine Stufe weiter ersteigen würde. Von diesem Augenblick an war nun auch die Einigkeit der Bischöfe der feurigste Wunsch des Comes Johannes. Da aber die Bischöfe des ächten Conciliums alle seine Vorschläge verwarfen und er für ihre Gründe weder Sinn noch Empfänglichkeit hatte; so fiel nun auf diese Bischöfe sein ganzer Haß; in seinen Augen waren sie die einzige Ursache, daß der schon ganz sicher gehoffte Dank des Kaisers ihm jetzt entging.

11. Als die schismatischen Bischöfe bemerkten, mit welcher unerschütterlichen Treue und Anhänglichkeit die Väter des Conciliums dem Cyrillus und Memnon ergeben waren und mit welcher Standhaftigkeit sie sich der Absetzung dieser Bischöfe widersetzten, schämten sie sich ihres, wie einige der Ihrigen sich nachher selbst ausdrückten, an Nestorius begangenen Verraths. Jetzt weigerten sie sich ebenfalls, das Entsetzungsurtheil des Nestorius zu unterzeichnen; sie vertheidigten ihn öffentlich, überhäuften ihn mit Lobsprüchen, erzeigten sich ihm ehrerbietiger als je und nannten ihn laut ihren Freund, ihren Vater, einen unschuldig Verfolgten, einen frommen, heiligen Bischof. Aber durch eben dieses Betragen entstund nun auch die allgemeine Meinung, daß sie nicht nur des Nestorius persönliche Freunde, sondern

auch Anhänger und Vertheidiger seiner Irrthümer und gottlosen Lehre wären.

12. Um doch wenigstens einen Theil seiner Sendung zu erfüllen, begehrte der Comes Johannes von den Bischöfen des Conciliums ein schriftliches Glaubensbekenntniß. Er konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß, wenn er dieses erhielt, er die orientalischen Bischöfe, die sich ihm viel willfähriger und geschmeidiger zeigten, leicht überreden würde, dasselbe ebenfalls zu unterschreiben. Mit dieser Urkunde in der Hand hätte er sich alsdann bei Theodosius einer durch ihn bewirkten Vereinigung der Bischöfe rühmen können. Der Wahrheit war ja der Weg zu dem Kaiser auf das neue wieder versperret; und da man diesem ohnehin schon gesagt hatte, daß beide Parteien in vielen Punkten, z. B. in der Absetzung des Cyrillus und Memnon völlig einverstanden seyen; so konnte der Comes Johannes wenig oder nichts dabei wagen, wenn er nun auch noch dem Kaiser die Versicherung gab, daß dasjenige, worüber die Bischöfe noch nicht einig wären, nur unbedeutend, blos Folge ihrer Privatleidenschaften und persönlichen Zänkereien wäre, welche jedoch, wenn einmal zu ihren Kirchen zurückgekehrt, sich von selbst schon legen würden.

13. Aber die Väter des Conciliums waren eben so hellsehend, als der Comes schlau war. Jene merkten seine Absicht, weigerten sich seiner Foderung und sagten ihm, daß sie nicht nach Ephesus gekommen wären, um sich in Glaubenslehren examiniren zu lassen. Ihr Glaube sey der Glaube der apostolischen Kirche in Rom; mit dieser stünden sie in Gemeinschaft; sie wären nach Ephesus gekommen, nicht um von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben, sondern um die entstandenen Fragen und Zweifel

zu lösen und die Ketzereien, welche man zu verbreiten gesucht hätte, zu verdammen.

14. Ungleich weniger Widersetzlichkeit fand der Comes bei den orientalischen Bischöfen. Diese versprachen ihm, ohne alle Widerrede, ihr Glaubensbekenntniß zu übergeben. Als es aber darauf ankam, dasselbe zu entwerfen, konnten sie durchaus mit einander nicht einig werden. Besonders veranlaßte der Ausdruck: Gottesgebährerin langes und ermüdendes Gezänk. Endlich kam es doch zu Stande; und dasselbe war wirklich ganz im Sinne der katholischen Kirche; aber eben daher wollte es auch beinahe keiner der schismatischen Bischöfe unterzeichnen, und ohne Unterschrift ward es dem Comes Johannes überreicht.

15. Um die Bischöfe geschmeidiger zu machen, um ihre Geduld wie ihre Kräfte zu erschöpfen, wurden wieder alle die manigfaltigen Quälereien erneuert, welche der Comes Candidianus sich früher schon gegen dieselben erlaubt hatte. Gleich Gefangenen lebten sie in Ephesus; kaum daß sie es wagen durften, frische Luft zu schöpfen. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wurden ihnen entzogen oder erschwert. Viele waren gezwungen, alles was sie hatten, zu verkaufen, um nur ihre Existenz zu fristen. Es war im Monat August; die Hitze war drückend, beinahe unerträglich. Eine große Anzahl der Bischöfe ward krank; täglich wurden einige begraben; täglich stiegen die Noth und das Drangsal der unterdrückten Väter des Conciliums.

16. Das Gerücht verbreitete sich in Ephesus, der Hofe habe beschlossen, den Cyrillus zu verbannen, nur über den Ort seines Exils sey man noch nicht einverstanden. Das Gerücht war nicht ungegründet. Sehr viele Bischöfe, welche, bevor sie nach Ephesus auf das Concilium gekommen, den Patri-

archen von Alexandrien nie gesehen, nie gekannt hatten, kamen jetzt und erklärten unter vielen Thränen, daß wenn Cyrillus sollte verbannt werden, sie ihm an den Ort seiner Verbannung folgen würden. So wenig empfänglich auch der Comes Johannes für die Wahrheit seyn mochte; so mußte er sich doch jetzt überzeugen, daß nicht Zwang, nicht Furcht vor dem gebieterischen Einfluß des Cyrillus die versammelten Väter zur Verdammung des Nestorius und den übrigen Beschlüssen des Conciliums gegen Johannes und die schismatischen Bischöfe vermocht hatten. Alle Bischöfe, alle Mitglieder der heiligen Synode liebten und ehrten von ganzem Herzen ihren würdigen Chef, und bei der Ruhe und ungestörten Heiterkeit und Freudigkeit des Geistes, welche ihn auch nicht einen Augenblick in seinem Gefängniß verließen, erblickten und bewunderten sie alle in ihm einen frommen, muthvollen und heiligen Bekenner.

17. Als die Leiden und Drangsale der Bischöfe den höchsten Grad erreicht hatten und viele dieser Hirten in banger Ahndung sich schon auf ewig von ihren geliebten Herden getrennt und noch härtern Verfolgungen aufbewahrt glaubten, wurden sie durch das Wort des frommen Acacius von Melitene gekräftiget. Durch innere göttliche Offenbarung erleuchtet, sagte er den tiefgebeugten Vätern mit zuversichtsvoller Bestimmtheit voraus, daß die Zeit der Prüfung nur noch von kurzer Dauer seyn werde und daß sie Alle nach wenigen Wochen triumphirend zu ihren Kirchen zurückkehren würden. Daß es der Geist Gottes war, welcher aus ihm gesprochen, hat bald darauf der Erfolg bewiesen.

ct. Ephes. p. 6. c. II.

18. Mehrere Vorstellungen und Synodalschreiben hatte indessen das Concilium theils an den Kaiser, theils an die Geistlichkeit nach Constantinopel gesandt. Aber alle blieben ohne Wirkung; denn kei-

nes, oder nur hie und da eines war in die Hände gekommen, in welche es bestimmt war. Nur der Lüge und Verläumdung standen alle Wege offen nach Constantinopel und zu dem kaiserlichen Pallast. Wohl wußten dieses die Bischöfe; sie sannen daher abermals auf Mittel, ihren Freunden in Constantinopel umständliche Nachricht von der traurigen, hoffnungslosen Lage des Conciliums zu geben.

19. Was man bei Gott und wegen Gott sucht, wird gewöhnlich bald gefunden. Ein junger, frommer Mann, Namens Theodor, dem die Natur schon ein gutes Zeugniß auf das Gesicht geschrieben hatte, und der damals einer der kaiserlichen Eilboten war, bot sich den Vätern des Conciliums an, ihre Briefe sicher nach Constantinopel zu befördern. Die Dienste, welche er dem Concilium jetzt leistete, waren wichtig; denn zur Belohnung seiner Treue ward er einige Zeit nachher von Cyrillus zum Diakon der Kirche von Alexandrien geweihet.

20. Das Schreiben, welches Theodor nach Constantinopel brachte, war an den heil. Dalmatius gerichtet; demselben beigeschlossen waren auch Briefe an die gesammte Geistlichkeit von Constantinopel und einige sich allda noch aufhaltende Bischöfe des Conciliums. Welche tiefe Trauer die in diesen Briefen enthaltenen Nachrichten bei allen Rechtgläubigen in Constantinopel verbreitete, erhellt aus dem von der Geistlichkeit an das Concilium erlassenen Rückschreiben.

21. Aber unter der Leitung des heiligen Dalmatius ward nun eine kräftige, mit wahrer apostolischer Freimüthigkeit verfaßte Vorstellung, oder vielmehr förmliche Protestation an den Kaiser beschlossen und im Namen des hohen und niedern Clerus, mit Einschluß aller Äbte und Mönche, kurz im Namen der gesammten, zahlreichen Geistlichkeit der großen, volkreichen Kaiserstadt dem Theodosius über-

reicht. „Wenn die Religion," heißt es unter anderem in dieser Vorstellung, „den Katholiken gebeut, den Befehlen der weltlichen Herrscher zu gehorchen; so gebeut sie auch nicht minder, da wo die Befolgung solcher Befehle mit Verletzung des Gewissens verbunden ist, den Fürsten mit der einem Christen geziemenden Furchtlosigkeit und Freimüthigkeit die Wahrheit vorzuhalten; und sind diese Fürsten noch selbst Christen; so können sie unmöglich sich beleidiget finden, wenn man, mehr als ihnen, Jenem gehorcht, den sie selbst als den König aller Könige anbeten." Die Verdammung des Cyrillus und Memnon, heißt es ferner in der Vorstellung, sey völlig ungerecht, und die Ursache, die man derselben zum Grund legen wolle: um nämlich den Frieden in der Kirche zu erhalten, sey nur ein nichtiger, falscher Vorwand. Weniger zu bedeuten hätte es, wenn einige Kirchen des Orients sich trennten, als wenn alle Kirchen verwirrt und in Unfrieden gesetzt würden. Alle Bischöfe des Conciliums mit allen Priestern und Dienern ihrer Kirchen nebst der ganzen Geistlichkeit von Constantinopel seyen fest entschlossen, das Schicksal derjenigen zu theilen, die jetzt des Glaubens wegen verfolgt würden; ja bereit wären sie sogar, jeden Augenblick, wenn es nöthig seyn sollte, dem Märtyrertode entgegen zu gehen.

22. Tiefen Eindruck machte diese mit nicht genug zu preisender Freimüthigkeit entworfene Vorstellung auf das Gemüth des Theodosius. Aber dennoch würde sie vielleicht nicht die erwünschte Wirkung hervorgebracht haben, wäre nicht die Augusta Pulcheria ihrem Bruder, gleich einem ihn unsichtbar leitenden Schutzgeiste, zur Seite gestanden. Weder Theodosius noch irgend einer aus seinen Umgebungen vermochte jetzt mehr über die Angelegenheiten des Conciliums eine bestimmte Meinung in sei-

nem Kopfe festzuhalten. Nur die an Geistesgaben ihrem Bruder weit überlegene Schwester durchschaute das fein gesponnene Gewebe der Arglist und Gewaltthat, und bei der theils natürlich entstandenen, theils vorsätzlich erregten Verwirrung war sie die einzige am Hofe des Kaisers, welche die Hauptsache, worauf es hier ankam, nicht aus den Augen verlohr, und das Wesentliche von dem Unwesentlichen, unter welchem man jenes gleichsam ersticken wollte, zu unterscheiden wußte. Es scheint, als habe Gott vorzüglich diese Fürstin und den heiligen Dalmatius als Werkzeuge erwählt, wodurch die Wahrheit endlich über ihre Feinde triumphiren sollte. Standhaft genug, um fehlgeschlagene Versuche zu wiederholen, und eben so verständig, um hiezu auch stets den schicklichsten Augenblick zu wählen, wußte Pulcheria die jedesmalige Stimmung ihres Bruders und jeden günstigen Moment so glücklich zu benutzen, daß sie ihn endlich gänzlich wieder und wie es den Anschein hat, selbst gegen seinen Willen, auf die Seite des Conciliums hinlenkte.

Leo. epist. Act. Eph. 1. Tillm. to. St. Pulq. erge et Imp

23. Gegen alle Erwartung und ohne sich über die Motive zu erklären, gab also Theodosius auf einmal den dringenden Bitten der Väter in Ephesus nach und erlaubte ihnen, 8 aus ihrer Mitte ganz nach eigenem Wohlgefallen gewählte Deputirten zu ihm nach Constantinopel zu senden. Gleiche kaiserliche Begünstigung ward indessen auch dem Johannes und seinen orientalischen Bischöfen.

XV.

1. Durch den Comes Johannes ward den Bischöfen beider Theile in Ephesus der kaiserliche Befehl bekannt gemacht. Daß den Orientalen, wie

Katholiken gegönnt ward, eine gleiche Anzahl von Bischöfen nach Constantinopel abzuordnen; darin lag schon eine auffallende Ungerechtigkeit; denn die Letztern verlohren dadurch die Vortheile und den Nachdruck, den ihre unverhältnißmäßige Mehrzahl ihrer gerechten Sache geben mußte. Indessen säumten die Väter des Conciliums nicht, ihre Abgeordneten zu ernennen. Gerne wäre Cyrillus selbst mit ihnen nach Constantinopel gereist; aber noch hatte der Comes Johannes ihn nicht seiner Haft entlassen. Die beiden päbstlichen Legaten Arcadius und Philippus standen an der Spitze der Deputirten des Conciliums; unter ihnen befand sich auch der ehrwürdige Acacius von Melitene; der schon bekannte Lehrer und Freund des heiligen Euthimius.

2. Die Instruktion, welche das Concilium seinen Abgeordneten ertheilte, war ganz so, wie solche von einer allgemeinen Synode zu erwarten stand, die im Bewußtseyn, ihren heiligen Beruf erfüllt zu haben, nun durchaus nicht gesonnen war, mit dem Irrthum oder der Gewalt zu unterhandeln und durch sträfliche Nachgiebigkeit ihr Gewissen zu beflecken. Nur wenn Johannes und die orientalischen Bischöfe, heißt es in der Instruktion, die Absetzung des Nestorius unterzeichnet, dessen Lehren und ihre Anhänger anathematisirt, für die dem Cyrillus, Memnon und dem ganzen Concilium zugefügten Beleidigungen schriftliche Abbitte geleistet und mit den Katholiken sich vereiniget hätten, die Freilassung des Cyrillus und Memnon bei dem Kaiser zu bewirken; erst dann sollten sie, zwar jene Bischöfe noch nicht in die Kirchengemeinschaft aufnehmen, aber ihnen doch Hoffnung zur Wiederaufnahme machen. In diesem Fall hätten sie zuvor an das Concilium zu berichten, und dieses würde alsdann, wenn Cyril-

lus und Memnon wirklich in Freiheit gesetzt wären, jenen die Lossprechung ertheilen.

3. An der Spitze der Deputirten der schismatischen Bischöfe stand Johannes von Antiochien selbst. Die traurige Auszeichnung, ein Abgeordneter der Schismatiker zu seyn, ward auch dem Theodoretus von Cyrhus. Die Vollmacht, welche sie von ihren Committenten erhielten, war unbeschränkt. Sie konnten unterhandeln, nachgeben, festsetzen, was und so viel sie möchten; alles würden die übrigen genehmigen. Nur ging diese Partei von der Voraussetzung aus, daß die Anathematismen des Cyrillus verdammt und dieser und Memnon abgesetzt bleiben würden. Des Nestorius geschah darin gar keiner Erwähnung; ein abermaliger Beweis der Zweideutigkeit und des Wankelmuths dieser Faktion; denn wenige Tage vorher hatten noch die zu ihr gehörigen Bischöfe eine feierliche Verbindung unter einander eingegangen, die Sache des Nestorius nie zu verlassen, dessen Absetzung nie als canonisch und rechtmäßig zu erkennen.

4. Während die Bischöfe auf dem Wege nach Constantinopel waren, erhielt Nestorius die Weisung, sich in sein ehemaliges Kloster nach Antiochien zu verfügen. Seinen Freunden und Anhängern entschwand jetzt der letzte Strahl der Hoffnung, ihr Haupt den Patriarchenstuhl von Constantinopel wieder besteigen zu sehen. Wahrscheinlich führte Nestorius selbst diese Catastrophe früher herbei, als sie vielleicht ohne sein eigenes Mitwirken eingetreten wäre. In der thörichten Meinung, daß er wohl unter dem schützenden Einfluß seiner mächtigen Gönner die Erlaubniß erhalten dürfte, sich dem Hoflager zu nähern, hatte er an Antiochus, damaligen Präfektus Prätorio geschrieben, über seinen langen Aufenthalt in Ephesus geklagt,

und den Wunsch geäußert, diese Stadt verlassen zu dürfen. Eiliger, als er glaubte, kam die Antwort zurück und mit dieser die Erlaubniß, daß er mit Ausnahme Constantinopels sich hinbegeben könne, wohin er wolle; daß es jedoch das rathsamste für ihn seyn würde, sich wieder in sein ehemaliges Kloster nach Antiochien zu begeben; zu welchem Zweck man ihm unverzüglich eine ihn dahin begleitende Wache senden wolle. Für alle seine Bedürfnisse unter Weges würde überall die größte Sorge getragen werden. In diesem unter allen möglichen Höflichkeitsformeln gegebenen Rath glaubte Nestorius einen deutlichen Befehl des Kaisers zu sehen, sich einstweilen hinter den Mauern seines ehemaligen Klosters zu verbergen. Nur Schade, daß auch klösterliche Einsamkeit und das Beispiel frommer Mönche, wie wir bald sehen werden, ihn nicht wieder zur Besinnung bringen konnten. Nichts blieb ihm nun übrig, als sich seinem wohlverdienten Schicksal zu fügen. Das Einzige, wodurch er seinem gedemüthigten Stolz eine Erleichterung zu verschaffen glaubte, war, daß er dem Antiochus antwortete: „er fühle sich hochgeehrt, der Vertheidigung des Glaubens wegen, seiner Würde sich entsetzt zu sehen."

5. Als die nach Constantinopel abgeordneten Bischöfe in Chalcedon ankamen, erhielten sie den Befehl, allda zu bleiben. Der Grund dieser neuen Verfügung lag in der Besorgniß der Möglichkeit eines bei ihrer Ankunft in Constantinopel entstehenden Volksauflaufes. Diese Besorgniß war nicht ungegründet. Das Volk von Constantinopel verabscheuete von ganzem Herzen die Schismatiker; diesen schrieb es alle die Drangsale, alle die Verfolgungen zu, welchen Cyrillus und alle Väter des Conciliums so lange schon ausgesetzt waren. Von einem zahlreichen, leicht zu entflammenden und größ-

tentheils müßigen Pöbel der Hauptstadt war demnach alles zu befürchten. Übrigens ward Chalcedon, obgleich jenseits des Bosphorus gelegen, als eine Vorstadt von Constantinopel betrachtet.

6. Die Entfernung und Verweisung des Nestorius nach seinem ehemaligen Kloster war ein Donnerschlag für die Schismatiker. Ihre Deputirten erfuhren diese niederschlagende Nachricht bei ihrer Ankunft in Chalcedon. Mit Recht sahen sie dieses ihnen unerwartete Ereigniß als eine der ungünstigsten Vorbedeutungen an; denn wenn der Kaiser die Entsetzung des Nestorius als canonisch und rechtmäßig erkannte; so mußte er auch die Versammlung der Bischöfe, welche jenen abgesetzt hatten, für das wahre Concilium halten und die Genehmigung des wichtigsten der darauf genommenen Beschlüsse die Genehmigungen aller übrigen Verhandlungen zur Folge haben.

7. Von dem Bischofe von Chalcedon wurden die Abgeordneten des Conciliums auf das freundschaftlichste und wohlwollendste empfangen und derselbe wieß ihnen eine seiner Kirchen an, in welcher sie täglich unter einem großen Zulaufe des Volkes predigten und die heiligen Geheimnisse feierten. Auch die Schismatiker begehrten eine ähnliche Begünstigung von dem Bischofe; aber dieser schlug sie ihnen geradezu ab und enthielt sich jeder Gemeinschaft mit ihnen. Aus allen Kirchen verbannt, wählten sie nun ein Privathaus, ließen einen großen Saal erfoderlich einrichten und predigten nun ebenfalls allen, welche theils als geheime Anhänger des Nestorius, theils blos von Neugierde herbeigelockt, ihre Predigten hören mochten; und in einer solcher Predigten geschah es, daß der sonst so würdige, so gelehrte Theodoret von Cyrhus sich so weit vergaß, daß er auf den Nestorius eine Lobrede hielt und

ihn seinen anwesenden Zuhörern als ihren einzigen, rechtmäßigen Hirten darstellte, dessen baldige Wiederherstellung auf den Patriarchenstuhl man wünschen, sehnlichst von Gott erflehen müsse. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit sprach er hierauf gegen Acacius von Melitene und alle, welche glaubten, daß die Gottheit habe leiden können. Er nannte zwar nicht den Acacius; aber er erklärte auch nicht in welchem Sinne jene Behauptung falsch und in welchem andern Sinne sie wieder wahr wäre. Die Gottheit ist im-passibel. Dieß lehrt und lehrte die Kirche von jeher. Aber Jesus Christus ist zugleich wahrer Gott und auch wahrer Mensch. Hat also Jesus Christus für uns gelitten, ist er für uns gestorben und hat durch seinen Tod die Erde mit dem Himmel wieder ausgesöhnt; so hat auch Gott seiner menschlichen Natur nach für uns gelitten und ist für uns gestorben. So wollte es die ewige, sich unserer erbarmende Liebe; weil kein endliches, geschaffenes Wesen die Schuld des gefallenen Geschlechtes Adams zu tilgen im Stande war. — Bei den unerforschlichen Geheimnissen unserer Religion muß der grübelnde Verstand schweigen. In die Geheimnisse Gottes eindringen, sie enthüllen wollen ist empörender Stolz oder frevelnde, sündhafte Neugier, und das eine wie das andere kömmt blos vom Bösen.

8. Bald nach der Ankunft der Bischöfe begab sich der Kaiser, in Begleitung seines Präfektus Prätorio, nach Chalcedon und ertheilte den Abgeordneten beider Theile in dem Rufinischen Pallast Audienz. Diese Audienzen wurden mehrmal wiederholt und der Kaiser begab sich fünfmal über den Bosphorus, um die Bischöfe vor sich zu lassen und sie zu hören. Die Schismatiker bestanden auf der Wiederherstellung des Nestorius, auf die Verdammung

der cyrillischen Anathematismen und auf Bestätigung der Absetzung des Cyrillus und Memnon, welche, wie sie erklärten, man auch selbst dann nicht mehr als Bischöfe erkennen könnte, wenn sie auch von ihrer bisherigen Meinung zurückkommen und sich an die orientalischen Bischöfe wieder anschließen würden; blos als Büßende und als Laien könnten sie dieselben wieder aufnehmen.

9. Mit der der bischöflichen Würde anstehenden Freimüthigkeit begehrten die orthodoxen Bischöfe die Freilassung des Cyrillus und Memnon und die Bestätigung der auf dem Concilium gemachten Beschlüsse. Der Kaiser beseitigte dieses Begehren unter dem Vorwande, daß das, was den Glauben beträfe, zuerst in das Reine gebracht und die Lehren der Kirche und heiligen Väter aufrecht erhalten werden müßten. Von beiden Theilen begehrte daher Theodosius ein Glaubensbekenntniß. Die Schismatiker waren hiezu sogleich bereit; sie hielten sich, sagten sie, an das nicänische Glaubensbekenntniß; dieses wollten sie unterzeichnen und auch von ihren Committenten in Ephesus unterzeichnet dem Kaiser überreichen. Auch die orthodoxen Bischöfe und das ganze Concilium von Ephesus bekannten sich zu dem nicänischen Glaubensbekenntniß. Da aber zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nicäa die nestorianische Irrlehre noch nicht bekannt war; so hatten die jetzt auf dem Concilium von Ephesus versammelten Väter für nothwendig gefunden, den Sinn des von der Menschwerdung Christi redenden Artikels des nicänischen Glaubensbekenntnisses näher zu erläutern und nach dem Sinne, welchen stets die Kirche und die heiligen Väter hineingelegt hatten, noch genauer und umständlicher auseinander zu setzen. Dieses wollten aber die Schismatiker nicht, weil ihnen dadurch vorgebeugt ward, in die Ausdrücke des nicä-

nischen Glaubensbekenntnisses ihren ketzerischen, von der Lehre der wahren Kirche abweichenden Sinn hineinzulegen. Von jeher war dieß die Taktik aller Irrlehrer. Stets lärmten und betheuerten sie, daß sie der Lehre der Kirche anhingen; aber sie hielten sich dem Schein nach nur an den todten Buchstaben, deutelten den Sinn desselben nach ihrem Gutdünken und schoben unter dieser heuchlerischen Maske ihre verkehrte, ketzerische Meinung der wahren Lehre der Kirche unter.

10. Da die schismatischen Bischöfe hartnäckig auf der Verdammung der Anathematismen des Cyrillus bestanden; so machten sie dem Kaiser den Vorschlag, entweder diese zu verwerfen und zu verdammen, oder ihnen in seiner Gegenwart eine Conferenz mit ihren Gegnern zu gestatten. Eigen hiezu gewählte Geschwindschreiber sollten aufzeichnen, was von beiden Theilen würde gesagt werden. Sie versprachen zum voraus, ihre Gegner siegreich zu widerlegen, sie völlig zum Schweigen zu bringen.

11. Dem Theodosius schien dieser Vorschlag annehmbar; er glaubte, der Friede in der Kirche würde dadurch befördert werden. Aber die orthodoxen Bischöfe wollten durchaus nichts davon hören; auch fanden sie eben so überflüssig, von ihrer Seite ein Glaubensbekenntniß einzureichen. Mit gewöhnter Freimüthigkeit stellten sie dem Kaiser vor, daß, da es hier auf einige der schwersten und wichtigsten Lehren unserer heiligen Religion ankäme, es seiner Frömmigkeit nicht angemessen wäre, sich darüber zum Richter aufzuwerfen. Das heilige, ökumenische Concilium habe in Ephesus über alle diese Punkte entschieden und von den Entscheidungen und Beschlüssen desselben könne an Niemand appellirt werden.

12. Auch über den Bischof von Chalcedon führten die Schismatiker Klage bei Theodosius. Sie

verlangten auf gleiche Art, wie die orthodoxen Bischöfe, behandelt zu werden. Entweder müsse man ihnen ebenfalls eine Kirche anweisen, oder auch ihren Gegnern die Kirche verschließen. Aber auch dieses Gesuch lehnte der Kaiser von sich ab. Es sey dieß, sagte er, die Sache des Bischofes, wolle dieser ihnen die Kirchen verschließen; so könne auch er sie ihnen nicht öffnen. Übrigens ward von beiden Theilen gewöhnlich sehr laut und in einem hohen oft kühnen Ton gesprochen; und man muß gestehen, daß sämmtliche Bischöfe, die schismatischen wie die orthodoxen, ihre bischöfliche Würde und ihr kirchliches Ansehen, sowohl vor dem Kaiser als dessen ersten Beamten, stets zu behaupten wußten.

13. Was uns von den Vorgängen in Chalcedon, besonders nach der ersten den Abgeordneten ertheilten Audienz des Kaisers bekannt ist, wissen wir blos aus den Berichten der Schismatiker an ihre Committenten. Die Briefe an Cyrillus und an das Concilium sind verlohren gegangen. Indessen erhellt auch aus jenen, daß die Angelegenheiten der Gegner des Conciliums von Tag zu Tag eine schlimmere Wendung nahmen. Einst, als diese von einer Audienz bei dem Kaiser zurückkehrten, entstand auf den Straßen eine Art von Volksauflauf; grobe Schmähungen wurden den rückkehrenden Bischöfen nachgerufen. Vom Schmähen kam es bald zu Thätlichkeiten. Man begrüßte sie mit Koth- und Steinwürfen und einige aus ihrer Mitte wurden sogar, jedoch nur unbedeutend, verwundet.

14. Zu der Wiederherstellung des Nestorius auf den Patriarchenstuhl, womit die Abgeordneten der orientalischen Bischöfe in den ersten Tagen, nach ihrer Ankunft in Chalcedon, sich noch so sehr geschmeichelt hatten, wurde ihnen jetzt alle Hoffnung benommen. Theodosius, durch den mündlichen Be-

richt der Deputirten des Conciliums, von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Absetzung des Nestorius noch mehr überzeugt, machte plötzlich allen Vorstellungen und zudringlichen Fürbitten für denselben ein Ende. Er befahl einmal für allemal, daß in Zukunft gar nicht mehr der Name des Nestorius in seiner Gegenwart sollte genennt werden. Alle, welche ihn vorher bei Hofe öffentlich begünstiget hatten, überließen ihn nun seinem Schicksal; und einige der vornehmsten Hofbeamten sagten jetzt laut, daß man jeden, der die Sache des Nestorius noch vertheidige, als einen Empörer und Staatsverbrecher betrachten müsse.

15. Bei dieser, den schismatischen Bischöfen immer gefährlicher werdenden, Wendung ihrer Angelegenheiten, entschwand dem Johannes von Antiochien und einigen seiner Anhänger der Muth. Sie sehnten sich nach dem Frieden in der Kirche, wünschten aufrichtig eine Aussöhnung mit Cyrillus und dem Concilium. Demungeachtet kam dieselbe in Chalcedon noch nicht zu Stande. Die Partei der Gemäßigten war noch zu schwach, die Erbitterung gegen Cyrillus noch zu stark und selbstsüchtige, aufgeblasene Rechthaberei wahrscheinlich die Hauptursache, daß die orientalischen Bischöfe der Stimme der Vernunft und ihres Gewissens für jetzt noch kein Gehör gaben.

16. Indessen fuhren sie fort, den Kaiser mit Vorstellungen über Vorstellungen zu bestürmen. Aber Theodosius gab ihnen gar keine Antwort mehr darauf, berief im Gegentheile die orthodoxen Bischöfe nach Constantinopel, erlaubte ihnen, ihren kirchlichen Funktionen allda obzuliegen und demnächst unverzüglich zur Wahl eines neuen Patriarchen zu schreiten.

17. Man kann sich leicht vorstellen, welchen tiefen Gram die Schismatiker über diesen neuen, den Bischöfen des wahren Conciliums, gewordenen Vorzug empfinden mußten. Während diese, von der Geistlichkeit und dem Volke feierlich empfangen, triumphirend in der Hauptstadt einzogen, in ihrer vollen bischöflichen Würde in allen Kirchen das heilige Opfer brachten, das herbeiströmende Volk lehrten, und mit Segnungen überhäuft, ein Gegenstand der allgemeinen Ehrfurcht und Liebe waren; sahen jene sich einsam und verlassen, gleich wahren Gefangenen, in Chalcedon; und von allen Kirchen ausgeschlossen, von der Geistlichkeit geflohen und dem Volke verabscheuet, mußten sie selbst sich alle priesterliche Verrichtungen untersagen. Man hätte glauben sollen, daß selbst der matteste Schimmer einer auch noch so thörichten Hoffnung ihnen jetzt hätte verschwinden müssen. Nichtsdestoweniger schickten sie abermals wieder eine Vorstellung an den Kaiser, worin sie sich über die ihren Gegnern zu theilgewordene Begünstigung bitter beklagten, das schon unzähligemal Gesagte noch einmal sagten, gegen die Wahl eines neuen Patriarchen förmlich protestirten.

18. Des schon so lange dauernden Haders und der unaufhörlichen Widersprüche der schismatischen Bischöfe endlich überdrüßig, beschloß Theodosius, das Concilium aufzuheben. Er befahl also, daß Memnon der Kirche von Ephesus, wie vorhin, wieder vorstehen, Cyrillus nach Alexandrien und alle übrige Bischöfe, die orientalischen nicht ausgeschlossen, zu ihren Kirchen zurückkehren sollten. Dem Nestorius ward gegönnt, in dem Kloster des heiligen Euprepius zu Antiochien, welches er vor seiner Wahl zum Patriarchen bewohnt hatte, fernerhin zu bleiben. Das kaiserliche Schreiben, wodurch das Concilium aufgelößt wurde, war an das Concilium

selbst gerichtet. Der Kaiser beklagt sich darin, daß aller von seiner Seite angewandten Mühe ungeachtet es ihm doch nicht gelungen wäre, die Einigkeit unter den Bischöfen herzustellen. Über die Gegenstände des Zwistes zwischen den Vätern des Conciliums und den orientalischen Bischöfen könne und wolle er nicht entscheiden; er überlasse dieses dem Urtheil Gottes und dem eigenen Gewissen der Bischöfe. Sie sollten Gott bitten, daß Er seiner Kirche bald den allgemeinen Frieden wiedergeben möchte.

19. Es ergibt sich aus diesem letzten an das Concilium gerichteten kaiserlichen Schreiben, daß Theodosius den orthodoxen Bischöfen noch nicht recht verzeihen konnte, daß sie den von den Orientalen ihnen gemachten Vorschlag einer Conferenz durchaus nicht hatten annehmen wollen. Er könne und werde, sagt er daher, diese nie verdammen, nie in das gegen sie gesprochene Verdammungsurtheil einstimmen. Sie wären ja in nichts überführt, ihnen die nachgesuchte Conferenz stets standhaft verweigert worden. Aber auch hierin darf man die leitende Hand der Vorsehung nicht verkennen. Hätte der Kaiser die gegen die schismatischen Bischöfe auf dem Concilium genommenen Beschlüsse bestätiget, zur Aufrechthaltung derselben seine weltliche Macht geliehen; so würden wahrscheinlich dadurch noch große Unruhen und Spaltungen in den Kirchen entstanden seyn. Dieses Ärgerniß wendete Gott von seinem Volke ab; denn einige Zeit nachher kamen, bis auf wenige, welche auch deswegen ihre Stühle verlassen mußten, die getrennten Bischöfe von selbst zur Besinnung zurück; die strittigen Punkte wurden gütlich vermittelt und alle auch noch so schreiende Dissonanzen in einem allgemeinen, freundlichen Akkord aufgelößt.

20. Indessen kam doch Theodosius von den Vorurtheilen, welche ihm für jetzt noch gegen die

Väter des Conciliums geblieben waren, frühzeitig wieder zurück. Immer mehr und mehr nahm er das Concilium in seinen Schutz, verordnete, daß alle Beschlüsse desselben auf das pünktlichste sollten gehandhabt werden und entließ den Comes Candidianus, der ihn so schändlich getäuscht hatte, sammt dessen Gehülfen, schmählich von seinem Hofe. Späterhin gab Theodosius noch zwei förmliche, auf die Verhandlungen des Conciliums von Ephesus sich beziehende Gesetze. Durch das erstere wurden alle kirchliche Versammlungen den Nestorianern untersagt, ihr Vermögen und ihre Güter eingezogen und das Lesen, Aufbewahren und Abschreiben ihrer Bücher unter schwerer Strafe verboten. Durch das zweite ward verordnet, daß alle gegen die Concilien von Ephesus und Nicäa, oder gegen die Schriften des Cyrillus erschienene oder erscheinende Bücher, gleich den Schriften des Porphyrius, verbrannt werden sollten; auf das Lesen, Aufbewahren oder Verbreiten solcher Bücher ward die Todesstrafe gesetzt. Endlich befahl auch Theodosius, daß der Comes Irenäus, welchen die syrischen Bischöfe, wegen seiner ihnen zu Ephesus erwiesenen Dienste, und um ihn wegen der Ungnade zu entschädigen, in welche er mit dem Comes Candidianus bei dem Kaiser gefallen war, zum Bischofe von Tyrus geweihet hatten, jetzt dieser Würde wieder entsetzt und von seiner Kirche vertrieben werden sollte. Derselbe wurde in seine Vaterstadt verbannt und durfte fernerhin weder bischöfliche Kleidung tragen, noch den Titel eines Bischofes führen. Es ist eine eben so seltsame als widerliche Erscheinung, daß in Gesetzen, welche zu Beförderung der Religion und des Dienstes des wahren Gottes gegeben wurden, der Kaiser sich noch der albernen Formel bediente: Divinitas nostra decrevit; ein abgeschmackter

Brauch, der aus den heidnischen Zeiten herrührte, wo oft eben so wahnsinnige als grausame Cäsaren schon bei ihren Lebzeiten sich unter die Götter hatten versetzen lassen und daher den Namen heidnischer Gottheiten führten.

21. So endigte, nach einer beinahe fünf Monate langen Dauer, das berühmte Concilium von Ephesus, welches die Kirche von jeher, trotz dem anfänglichen Widerspruch der orientalischen Bischöfe, für ein heiliges, ökumenisches Concilium erkannt hat. Sichtbar waltete der Geist Gottes über den versammelten Vätern. Von ihm erleuchtet, stellten sie nicht nur die wahre Lehre und auf welcher, wie auf einem Fundament, das ganze Gebäude unserer heiligen Religion beruhet, in ihrer vorigen Reinheit wieder her, sondern sie umgaben dieselbe auch mit einem neuen, noch heller strahlenden Glanz. Der Irrthum, obschon ihm anfänglich die weltliche Macht und alle blendende und lockende Künste der Verführung zu Gebote standen, mußte dennoch am Ende der siegenden Kraft der Wahrheit unterliegen, welche, wie die ganze Geschichte unserer heiligen Kirche es beweißt, durch jede Anfeindung, durch jeden Kampf mit ihren Widersachern, nur immer noch an Klarheit und Überzeugung gewinnt, nur immer noch fester und unerschütterlicher begründet wird. — Glücklich langte der heil. Cyrillus am 30. oder 31. Oktober in Alexandrien an. Als muthiger Verfechter der Wahrheit, als unerschrockener Kämpfer für die Ehre des Gottmenschen und dessen hochheiligen Mutter und als frommer Bekenner, der gewürdiget worden, des Namens Jesu wegen Schmach und Bande zu tragen, ward er von dem von allen Seiten herbeiströmenden, zahllosen Volke mit hohem Jubel empfangen.

XVI.

1. Die in Constantinopel anwesenden Bischöfe eilten nun, das glorreiche Werk durch die Wahl eines neuen Patriarchen zu vollenden. Diejenigen, welche schon, nach dem Tode des Atticus und Sisinnius, theils den Philippus von Sida, theils den nachher den Heiligen zugezählten Proclus, auf den bischöflichen Stuhl von Constantinopel wollten erhoben sehen, erneueten auch diesmal wieder ihre Bemühungen für beide Männer; besonders wünschte sich das Volk den Proclus zum Patriarchen. Aber diesem standen die Canons im Wege. Er war nämlich schon im Jahre 426 von Sisinnius zum Bischofe von Cyzikus geweihet worden und die Canons erlaubten nicht, daß ohne sehr wichtige Ursache ein Bischof von seiner Kirche zu einer andern versetzt werde. Indessen waren diese Verordnungen hier offenbar nicht anwendbar. Proclus war nie zum Besitze seines bischöflichen Stuhles gelangt. Die Kirche von Cyzikus nämlich erkannte nicht das Recht des Patriarchen von Constantinopel, ihr einen Bischof zu geben; sie wählte sich daher einen gewissen Dalmatius zu ihrem Bischof, und weder Sisinnius noch Proclus bestanden auf Gerechtsamen, welche wahrscheinlich ihnen selbst sehr zweifelhaft scheinen mochten.

2. Eine mächtige und einflußreiche Partei brachte nun den Priester Maximianus in Vorschlag. Entsprossen aus einem eben so reichen als edeln Geschlecht, hatte Maximianus seine früheste Jugend in Rom zugebracht, war dort in der Lehre des Heils unterrichtet und von dem Pabste zum Priester der römischen Kirche geweiht worden. Eine wichtige Angelegenheit führte ihn nach Constantinopel. Der

große, heilige Chrisostomus zierte damals den bischöflichen Stuhl von Constantinopel. Bald erwarb sich Maximianus die Liebe und das Zutrauen desselben; und stand auch nachher bei dem heiligen Sisinnius, dem zweiten Nachfolger des großen Chrisostomus in gleichem Ansehen und gleicher Gunst. Man weiß nicht, in welcher Zeit er mit Bewilligung des Pabstes der Kirche von Constantinopel zugeordnet ward. Jetzt war er schon weit in Jahren vorgerückt; aber längst stand er im Rufe einer eben so ungeheuchelten als ausgezeichneten Frömmigkeit und seine ungemeine Milde gegen die Armen war allgemein bekannt.

3. Alle Stimmen vereinigten sich daher am Ende in der Wahl dieses des Oberhirtenamtes so würdigen Priesters. Nur selten oder nie herrschten noch je bei der Besetzung des erledigten ersten Stuhles des ganzen Orients eine solche durch nichts gestörte Einigkeit und allgemeine Übereinstimmung. Der Kaiser, die anwesenden Bischöfe, die ganze Geistlichkeit, der Senat, das Volk; kurz, alles war über die Wahl hocherfreut und dankte Gott für den ihnen geschenkten Patriarchen. Auch der Pabst Cölestinus und der heilige Cyrillus wurden, als sie die Wahl erfuhren, mit Freude erfüllt; und selbst Johannes von Antiochien, welcher doch gegen die Wahl protestirt hatte, gab dem neuen Patriarchen das Zeugniß hervorleuchtender Frömmigkeit und seltener Lauterkeit des Herzens.

4. Maximianus besaß tiefe und gründliche Wissenschaft. Während der Stürme, welche die Kirche Jesu in Ephesus bewegten, schloß er sich fest an das Concilium an und blieb stets ein eifriger und muthiger Vertheidiger der unterdrückten und verfolgten Väter der heiligen Synode. Ein großer Redner war er nicht in dem Sinne seines Zeitalters. Wir

haben noch Briefe von ihm, welche durch Gediegenheit der Gedanken in gedrängter Kürze sich auszeichnen; aber man vermißt darin jenen Wohlklang und flimmernden Schmuck, welche dem kränkelnden Geschmack seiner Zeit so sehr behagten und die stets das untrüglichste Merkmal eines sinkenden Geschmacks und oberflächlicher Vielwisserei bleiben werden.

5. Sobald die Intronisation des Maximianus vorüber war, berichteten die Bischöfe, welche ihn geordnet hatten, an den Pabst. Sie meldeten ihm die Beendigung des Conciliums, die glückliche Wendung, welche die Angelegenheiten der Kirche endlich genommen hatten, die von dem Kaiser bestätigte Entsetzung des Nestorius und die daher vorgenommene und von dem Kaiser ebenfalls genehmigte Wahl des Maximianus zum Patriarchen von Constantinopel. Auch Theodosius und Maximianus und die Geistlichkeit und das Volk von Constantinopel schrieben an den Pabst. Große Lobsprüche ertheilte Theodosius in seinem Schreiben dem neuen Patriarchen. Alle diese Briefe sind verlohren gegangen, bis auf den des Maximianus an Cyrillus. Jener lobt und preißt darin den heiligen Cyrillus wegen seiner bewiesenen, unerschütterlichen Standhaftigkeit. Er bittet ihn um sein Gebet und seinen Rath in der Führung seines neuen, für ihn so furchtbaren Amtes. Sie wären ja beide, sagt er, nun Brüder; alles was der eine Gutes wirkte, käme auch dem Andern zu Theil.

6. Um die Briefe dem Pabste zu überbringen, wurden der Priester Johannes und Epiktet der Diakon, beide wahrscheinlich der Kirche von Constantinopel angehörig, nach Rom gesandt; und es verdient bemerkt zu werden, daß die beiden Überbringer dieser Briefe und welche Nachrichten enthielten, welche das Herz des heiligen Pabstes Cölestinus so

wie die ganze Kirche von Rom mit himmlischer Wonne erfüllen mußten, gerade in Rom am Abend vor Weihnachten, mithin gerade am Vorabend jenes Tages eintrafen, an welchem die Christenheit das Fest des hochheiligen und unerforschlichen Geheimnisses der Menschwerdung und Geburt Jesu zu feiern pflegt; also des nämlichen hohen Geheimnisses, dessen Anfeindung und Verketzerung die Ursache des nun so glücklich und siegreich beendigten Conciliums von Ephesus gewesen war.*)

7. Zur größern Feier des festlichen Tages ließ Cölestinus die von Constantinopel erhaltenen Briefe öffentlich in der St. Peterskirche dem Volke vorlesen. Sie gewährten den Rechtgläubigen großen Trost und als das Ablesen beendiget war, brach der Jubel der zahlreich anwesenden Menge in ein lautes Freudengeschrei aus. Baronius behauptet, daß bei dieser Gelegenheit und um der hochheiligen, jung-

*) Möge immerhin, wer da will, solche Zusammenstellungen kleinlich finden. Dem Weltsinn bleiben sie freilich unbemerkt; aber ein einfältiges, lauteres und daher alles auf Gott beziehendes, frommes Gemüth erblickt darin gerade die stärksten und entzückendsten Beweise der grenzenlosen Liebe Gottes. Aus Liebe zu seiner an den Brüsten ewiger Liebe gesäugten Kirche läßt sich der Allmächtige so weit herab, daß er ihr, nach harten Leiden und ausgestandenen Drangsalen, sogar in dem von Ihm geleiteten Zusammentreffen solcher dem Anscheine nach unbedeutender Umstände, seine zarte, liebevolle Fürsorge zeigt, ihr dadurch süßen, nur von einem liebevollen Herzen gefühlten Trost und Wonne schenkt und zugleich auch sie in ihrem kindlichen Vertrauen auf die bis an das Ende der Tage sie schützende Hand seiner Allmacht immer noch mehr und mehr befestiget. Nichts ist der Liebe gering, was die ewige Liebe ihr gibt.

fräulichen Mutter wegen der von Nestorius und seinen Anhängern ausgesprochenen Lästerungen gleichsam Abbitte zu thun, die Kirche dem Englischen Gruß den Zusatz: Heilige Maria Mutter Gottes rc. rc. beigefügt habe.

XVII.

1. In den südlichen Gegenden Galliens, besonders zu Massilia (Marseille) hatten auch in diesem Jahre einige semipelagianische Priester und Mönche fortgefahren, die Lehre des heiligen Augustinus von der freyen Gnade, welche sie entweder nicht verstanden, oder die ihr verkehrter Sinn verdrehete, in Predigten und Schriften zu bekämpfen. Den heil. Prosper, so wie auch den Hilarius, einen der heil. Schriften sehr kundigen Laien, welche beide vorher schon, und zwar zu einer Zeit, wo verdienstvolle und gottesfürchtige Männer, z. B. der heil. Hilarius von Arles und der Priester Cassianus, sich zu der Lehre der Semipelagianer hinneigten, die Schriften des heiligen Augustinus vertheidigt hatten, beschuldigten sie nun mit diesem Heiligen gleichen Irrthums. Sie erklärten, daß sie über diesen Gegenstand nichts annehmen würden, was nicht die römische Kirche durch den Mund der Päbste darüber festgesetzt hätte.

2. Wie es scheint, so muß das Unwesen, das jene semipelagianischen Priester trieben, schon ziemlich groß gewesen seyn und die Einigkeit in den gallicanischen Kirchen zu stöhren gedrohet haben; denn der heil. Prosper und Hilarius gingen nach Rom und beklagten sich darüber beim Pabste. Cölestinus erließ hierauf an Venerius von Massilia, Leontius von Frejus und die übrigen gallischen Bischöfe ein

sehr nachdrückliches Schreiben. In strafenden, zum Theil ziemlich harten Ausdrücken führt der Pabst den gallischen Bischöfen ihre Fahrlässigkeit, in Verwaltung ihres Amtes, zu Gemüthe. Sie sollten nicht zugeben, daß an ihrer Stelle ungelehrte, nicht hinreichend unterrichtete Priester in den Kirchen predigten. Diesen stünde es besser an, erst selbst zu lernen, als andere lehren zu wollen. „Was thut ihr," fragt der Pabst die Bischöfe, „in den Kirchen, wenn jene das Recht haben, nach Gutdünken zu predigen, was sie wollen." Der Pabst kommt alsdann auf den heiligen Augustinus, ertheilt demselben große Lobsprüche und macht den Bischöfen Vorwürfe darüber, daß sie ruhig zugesehen, wie unter ihren Augen Leute sich unterstanden hätten, das Ansehen dieses großen Kirchenlehrers herabzuwürdigen. Diesem Schreiben fügte Cölestinus noch nachstehende 9 Sätze bei, welche das Wesentlichste von dem enthalten, was die afrikanischen Concilien und die Päbste über die Materie von der Gnade entschieden hatten.

lest. ep. 8.

1) Durch den Sündenfall Adams haben die Menschen ihre Unschuld und natürliches Vermögen verlohren; so daß keiner, wenn die Gnade Gottes ihn nicht aufrichtet, sich von diesem Fall wieder erheben kann.

2) Kein Mensch ist gut aus sich selbst; nur durch Den, Der allein gut ist und wenn Dieser sich ihm mittheilt, wird der Mensch gut.

3) Niemand, auch selbst wenn er durch die Gnade der Taufe ist erneuet worden, ist im Stande, den Anfällen des Teufels und den Lockungen des Fleisches zu widerstehen, wenn er nicht, durch den täglichen Beistand Gottes, Beharrlichkeit in dem Guten erhält.

4) Nur durch die Gnade Gottes kann der Mensch von seinem freien Willen einen guten Gebrauch machen.

5) Alles fromme Verlangen, alle Werke und Verdienste der Heiligen müssen Gott zugeschrieben werden, weil Niemand Gott anders, als blos durch die Gaben, welche er von Ihm empfangen hat, wohlgefällig werden kann.

6) Gott wirkt in dem Herzen und freien Willen des Menschen auf eine solche Art, daß jeder heilige Gedanke, jedes fromme Vorhaben und jede Neigung des Willens zum Guten blos allein von Gott kömmt; so daß, wenn wir etwas Gutes zu wirken im Stande sind, dieses nur durch Den geschieht, ohne Welchen wir gar nichts vermögen.

7) Durch die Gnade Jesu Christi, durch welche wir gerechtfertiget werden, erhalten wir nicht blos Nachlassung der schon begangenen Sünden, sondern sie hilft uns auch, daß wir in Zukunft keine mehr begehen; indem sie nicht nur unsern Verstand erleuchtet, die Gebote Gottes zu verstehen und zu wissen, was wir verlangen oder fliehen müssen, sondern auch indem sie macht, daß wir dasjenige lieben und zu thun vermögen, was wir als gut erkennen; und zwar so, daß von der Gnade Gottes nicht allenfalls blos eine größere Leichtigkeit, das Gute zu thun, herrührt, sondern daß sie durchaus nothwendig ist, um überhaupt nur irgend etwas Gutes thun zu können.

8) Was wir hierüber zu glauben haben, lernen wir auch aus den von den Aposteln eingeführten und von der ganzen katholischen Kirche beobachteten Gebeten, wodurch wir von Gott begehren, daß den Ungläubigen, den Götzendienern, Juden und Ketzern der wahre Glaube gegeben, jedes Schisma gehoben, den Sündern wahre Buße und den

Catechumenen die Gnade der heiligen Taufe zu Theil werden möge. Diese Gebete sind keine bedeutungslose Formeln, indem ihre Kraft und ihre Wirkung bei vielen Bekehrungen sichtbar werden, worüber die Kirche alsdann Gott dankt und Ihn preißt.

9) Die in der Kirche eingeführten Exorcismen, so wie auch das Anhauchen, um durch beides die Täuflinge, sowohl Kinder als Erwachsene, zur heiligen Taufe vorzubereiten, beweisen, daß die Kirche glaubt, daß jene unter der Gewalt des Teufels sind.

Man muß also bekennen, setzt der Pabst noch hinzu, daß die Gnade Gottes dem Menschen zuvorkömmt, daß sie ihm nicht den freien Willen benimmt, sondern diesen vielmehr befreiet, ihn erleuchtet, heilet und ihm die gehörige Richtung ertheilt. Gott ist so unendlich gütig, daß er seine eigenen Gaben uns als Verdienste anrechnet, welche er nachher mit der ewigen Seligkeit belohnt. Er ist es, Der in uns hervorbringt, daß wir dasjenige wollen und auch thun, was Er will, daß wir wollen und thun sollen. Aber bei seinen Gaben bleiben wir nicht unthätig; mit seiner Gnade müssen wir mitwirken, und wenn wir eine, von der menschlichen Schwäche herrührende Erschlaffung in uns fühlen, sogleich wieder zu Gott unsere Zuflucht nehmen.

Endlich bemerkt noch der heilige Cölestinus, daß, was die übrigen, noch schwerern und tiefer liegenden Fragen betreffe, die von jenen, welche die Ketzer zu bekämpfen und zu widerlegen gehabt hätten, wären untersucht worden, so wolle er ihre Meinungen zwar nicht verwerfen, aber auch nicht als bindende Norm aufstellen. Es wäre für jetzt hinreichend, daß er dasjenige erklärt und deutlich be-

stimmt habe, was die Kirche von der Lehre von der Gnade Allen zu glauben befiehlt. *)

XVIII.

1. In diesem Jahr starb auch der große und eben so liebenswürdige heilige Paulinus, Bischof von Nola. Merkwürdig sind die Umstände, welche seinen Tod begleiteten, noch merkwürdiger seine Lebensgeschichte, besonders jene seiner frühern Jahre; denn mehr, als die Geschichte beinahe irgend eines Heiligen, liefert sie Beweise von der alles vermögenden, allen Widerstand besiegenden und in den Auserwählten so überschwänglich wirksamen Gnade Gottes. **)

22. Jun. 431.

2. Das Geschlecht, welchem Paulinus angehörte, war eines der edelsten und ältesten Geschlechter

---

*) Dieses Schreiben des heiligen Pabstes Cölestinus stand in dem ganzen christlichen Alterthum bei der Kirche in sehr hohem Ansehen. Nicht nur der heilige Prosper, auch Vinzenz von Lerins führten dasselbe an. Dionysius der Kleine nahm es in seine Sammlung der Canons auf. Ebenfalls Photius und noch andere erwähnen desselben mit Ehrfurcht. Als im 9ten Jahrhundert über die Lehre von der Gnade ein neuer Streit entstand, verwiesen die Päbste die bei ihnen hierüber anfragenden Bischöfe auf das Schreiben des Pabstes Cölestinus und die obigen, demselben beigefügten 9. Artikel, welche das Wesentliche der Lehre der Kirche hierüber enthielten.

**) Die Briefe des heiligen Hieronymus und des heiligen Augustinus; ferner Uranus, jüngerer Zeitgenosse und Zeuge des Todes des heiligen Paulinus; der Pabst Gregor der Große und von den neuern, Bollandus, Baronius, Fleury und Tillemont sind die Quellen, aus welchen obige Nachrichten geschöpft wurden.

Roms. Ein Zweig davon ward nach Gallien verpflanzt; und ein Sprosse dieses Zweiges war der h. Paulinus. Er kam in Bordeaux in dem Jahre 353 oder 354 zur Welt. Sein Vater besaß ungeheure Reichthümer, hatte die höchsten Ämter im Staate bekleidet und war lange Präfekt von Gallien gewesen.

3. Gleichsam mit Vorliebe hatte die Natur den jungen Paulinus mit allen Gaben des Geistes wie des Herzens geschmückt. Den glücklichen Anlagen des Knaben kam eine treffliche Erziehung zu Hülfe. Der berühmte Ausonius war sein Lehrer, ward aber nachher in der Dichtkunst wie in der Beredsamkeit von dem Schüler noch übertroffen. Was die Welt zu geben vermochte, bot sie mit verschwenderischer Freigebigkeit schon dem Jüngling dar. Frühzeitig ward er mit Ehren und Würden überhäuft, schon in seinem 19ten oder 20sten Jahre ihm die Verwaltung einer wichtigen Provinz anvertraut und lange vor seinem 40sten Jahr zur ersten Würde im Staat, nämlich zu jener eines römischen Consuls befördert.

4. Das Jahr, in welchem Paulinus sich vermählte, ist ungewiß; wahrscheinlich kurze Zeit bevor er zum Consulat erhoben ward. Seine Gemahlin hieß Theräsa; sie stammte aus einem nicht minder edeln Geschlecht, war Erbin bedeutender Güter in Spanien und verband mit vielem Geiste allen Zauber einer sanften sich liebevoll anschmiegenden Weiblichkeit.

5. Mit wie vielen, reitzenden, und dem menschlichen Urtheil nach, unauflöslichen Banden war jetzt Paulinus nicht umstrickt? Königliche Reichthümer, Würden und Ansehen, Hofgunst und mächtige Verbindungen, die Liebe einer holden und geistvollen Gattin, dazu noch blühende Gesundheit und die Fülle männlicher Kraft; kurz alles, was ihn umgab, fes-

felte ihn unauflöslich an eine Welt, die ihm so freundlich und lachend entgegen kam, und deren Beispiel, deren Lob und ungetheilter Beifall ihn nun nur noch mehr zu jedem erlaubten Genuß aller Freuden seines Lebens zu berechtigen schienen. Sich von allem diesem losreissen, übersteigt offenbar die menschlichen Kräfte, und der bloße Gedanke daran ist in den Augen der Welt eine Thorheit, für welche sie keinen Namen hat.

6. Aber stets bietet das Evangelium mehr an, als es von uns fodert; und die wirksame, alles vermögende Gnade Gottes schwebte auch jetzt mit Adlersflügeln über dem Haupte unsers Heiligen. Obschon in dem Besitze Alles dessen, was die Welt beneidenswerth findet, hatte Paulinus doch stets eine gewisse Leere in seinem Busen gefühlt; sein Herz war unruhig, denn ruhig, sagt der heilige Augustinus, wird unser Herz nur dann, wenn es in Gott, für den es allein geschaffen ist, seinen Ruhepunkt gefunden hat.

7. Den heiligen Felix, welcher gewürdiget worden, für das Bekenntniß des Namens Jesu in der Verfolgung des Decius die Märtyrerkrone zu erringen und dessen heilige Gebeine in einer Kirche bei Nola ruheten, hatte Paulinus von Kindheit an zu seinem Schutzpatron erwählt; und der Fürbitte dieses Heiligen schrieb er es zu, daß der Gedanke, sich ganz seinem Gott zu weihen, in ihm entstand, immer mehr und mehr in seiner Seele zur Reife kam.

8. Des geräuschvollen Wirrwarres und blendenden Schimmers der Welt also endlich müde, legte Paulinus gegen das Jahr 389 oder 390 alle seine Ämter nieder und zog sich mit seiner Gemahlin auf eines seiner in Spanien gelegenen Güter zurück. Hier in der Einsamkeit wollte er sein Inneres prüfen, die Jahre seines verflossenen Lebens zurückgehen, den Plan seiner künftigen, ihm noch zu Theil werdenden Tage entwerfen. Nie verließ er jetzt seine Wohnung, als um in

die Kirche zu gehen, vermied allen menschlichen Umgang und lebte in völliger Abgeschiedenheit von Allem, was ihn umgab.

9. Noch war Paulinus nicht zur Vollkommenheit gelangt; aber weil Gott dieses schöne Herz ganz und ungetheilt besitzen wollte, nahm Er den, nach ziemlich langer und unfruchtbarer Ehe, von Theräsa in Spanien gebornen Sohn, acht Tage nach dessen Geburt, wieder zu sich. Jetzt beschloß Paulinus, alle Fesseln zu zerreissen, alles zu verlassen und sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Mit Zustimmung seiner frommen Gemahlin gelobte er lebenslängliche Enthaltsamkeit. Theräsa ward von nun an seine Schwester. Als ein lieblicher Schutzengel stand sie ihm jetzt zur Seite, und ermunterte und befeuerte ihn zu jedem fernern frommen und heiligen Entschluß.

10. Dem Dienste Gottes hatte Paulinus sich ausschließlich geweihet; aber seine tiefe Demuth erlaubte ihm nicht, seine Augen zur Würde eines Priesters zu erheben. Der letzte Knecht in dem Hause Gottes zu seyn, war sein einziges Verlangen. Er wollte nach Italien zurückkehren und als Thürsteher der Kirche des heiligen Felix zu Nola die niedrigsten Arbeiten verrichten und auf diese Art sein ganzes Leben hindurch seinem Gott in Demuth und Wahrheit dienen.

11. Vier Jahre hatte Paulinus in Spanien zugebracht. Das Gerücht seiner Frömmigkeit hatte sich verbreitet, hatte Italien und Gallien erreicht. Seine zahlreichen, mächtigen und reichen Freunde ahndeten und muthmaßten, was Paulinus theils schon gethan, theils noch zu thun im Begriffe stand. Der Entschluß, die Welt zu verlassen, schien ihnen eine unverzeihliche Narrheit; beinahe alle verließen ihn, blickten mit Hohn auf ihn als einen Thoren herab. Auch Ausonius schrieb diesfalls mehrere Briefe an ihn nach Spanien. Aber weil der abwechselnd scherzende und ernste Ton des geist-

vollen Dichters, des hochverehrten Lehrers und innigst geliebten Freundes wahrscheinlich auf die vielleicht noch wankenden Entschlüsse des Paulinus einen gefährlichen Einfluß gehabt hätten; so fügte es die Vorsehung, daß keiner von allen diesen Briefen seine Bestimmung erreichte. Erst als Paulinus in seinem heiligen Vorhaben unerschütterlich befestiget war, erhielt er die letztern Briefe des Ausonius.

12. Kurz bevor er nach Nola abreis'te, betete er einst in einer Kirche zu Barcellona; es war am heiligen Weihnachtsfest. Plötzlich entsteht ein Tumult in der Kirche; haufenweise drängt sich das anwesende Volk um den Paulinus; mit lautem Geschrei fodert es, daß man ihn zum Priester weihen möchte. Die ganze Geistlichkeit stimmt damit ein. Alles Sträuben, alle Einwendungen des Paulinus bleiben fruchtlos. Er erkennt endlich hierin die höhere Leitung einer unsichtbaren Hand, und williget nun ein, die hehre, furchtbare Weihe, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, zu empfangen, daß sein Vorhaben, an dem Grabe des heiligen Felix seine Lebenstage hinzubringen, nicht gestört, mithin er keiner besondern Kirche möchte beigeordnet werden.

13. Zu Nola bewohnte er ein einfaches, aber ziemlich geräumiges, an die Kirche des heiligen Felix anstoßendes Haus. Dasselbe glich einem klösterlichen Gebäude. Oben und unten hatte es eine Reihe von Cellen zum Empfang frommer Freunde und gottseliger Pilger. Mit dem Verkauf seiner Güter hatte er schon in Spanien den Anfang gemacht. Sie alle auf einmal oder schnell nach einander zu verkaufen, erlaubte weder die ungeheure Menge derselben, noch auch das eigene, von Paulinus klug berechnete Interesse der Armen selbst, für welche allein er den ganzen Erlös davon bestimmt

hatte. *) Einer zahllosen Menge Sklaven erkaufte er von den Barbaren ihre Freiheit. Alle, welche wegen Schulden gefangen saßen, lös'te er von ihren Banden. Töchter verarmter Familien wurden von ihm ausgestattet. Wittwen und Waisen fanden in ihm einen Vater und Versorger und alle Dürftigen, nicht nur in Nola, sondern in der ganzen Umgegend und weit und breit umher, wurden von ihm gekleidet, gelabet und beschenkt. Seiner Liebe und tiefen Ehrfurcht gegen den heiligen Felix setzte er in dem Bau einer neuen, nach dem Namen dieses Heiligen genannten Kirche ein bleibendes Monument; und die schon lange vorher erbaute ließ er auf seine Kosten erweitern, verschönern und mit kostbarem Kirchengeräthe versehen.

14. Bei seiner über alle Classen des menschlichen Elendes sich erstreckenden Milde ward sein eigenes Bedürfniß nie zu Rathe gezogen. Einst hatte er nur noch ein einziges Brod im Hause. Ein Bettler kam und sogleich befahl er, dieß letzte Brod dem Dürftigen zu reichen. Aus zu großer Besorgniß für ihren Bruder glaubte Theräsa nicht, diesem Befehle folgen zu müssen. Ungelabt ging der Bettler von dannen. Noch am Abend desselben Tages kamen Eilboten an und meldeten dem Paulinus, daß Schiffe für ihn mit Wein und Korn beladen in einem der Häfen Campaniens eingelaufen wären; nur eines davon sey unterweges verunglückt, mit der Ladung zu Grunde gegangen. „Sie„hest du nun,“ sagte jetzt Paulinus zu Theräsa, „daß „du jenes Brod dem Armen gestohlen hast. Ein Brod

*) Von dem ungeheuern Reichthum des Paulinus gibt uns Ausonius einen Begriff in einem seiner Briefe, in welchem er bitter darüber klagt, daß die Königreiche des alten Paulinus (des Vaters unsers Heiligen) nun unter so vielen Händen zersplittert würden.

„hast du der Armuth entzogen; ein Schiff ließ Gott „deswegen auf dem Meere zu Grunde gehen.“

15. Im Anfange oder gegen die Mitte des Jahres 409 ward er zum Bischof von Nola geweihet. Nach dem Zeugniß des Gregorius von Tours waren die Einkünfte der Kirche von Nola damals sehr beträchtlich. Hatte Paulinus seine eigenen ungeheuern Reichthümer der Armuth zugewandt; so wurden jetzt auch die Einkünfte seiner Kirche das Erbtheil der Nothleidenden. Nur was die tägliche höchste Nothdurft erfoderte, behielt er davon; von allem Übrigen betrachtete er sich blos als den Verwalter, die Bedrängten als die Nutznießer und die Kirche als den Eigenthümer. Der Stand der Armuth war ihm lieb und theuer geworden, denn er näherte ihn mehr Jesu Christo, seinem Vorbilde und Heiland.

16. Als unter Alarich die Gothen Italien heimsuchten, ward auch Nola von ihnen erobert. Nichts entging ihrer Raubsucht. Um jene, bei welchen sie Geld und Kostbarkeiten vermutheten, zum Geständniß zu bringen, wo sie ihre Schätze verborgen hätten, bedienten sie sich der Folter und mancherlei grausamer Behandlung. Den Paulinus grauete, des Geldes wegen gemartert zu werden. „Herr! du weißt,“ betete er zu Gott, „wo meine Schätze sind; wollest nicht zugeben, daß ich des Geldes wegen gemartert werde.“ Keiner der Barbaren legte die Hand an den h. Bischof; und Augustinus erzählt, daß in ganz Italien, welches die Gothen raubend durchzogen, keiner, der aus Liebe zu dem Evangelium sich freiwilliger Armuth ergeben hatte, von den Barbaren war angetastet worden.

Aug. civ. l. 1. c. 10.

17. Je mehr Italien, besonders der südliche Theil desselben, den Anfällen barbarischer Horden ausgesetzt war, desto mehr Nahrung fand auch die Wohlthätigkeit des Bischofes, desto thätiger und feuriger ward

auch seine nun keine Schranken und Grenzen mehr kennende Nächstenliebe. Sich selbst für seine theure Heerde aufzuopfern, war ihm ein Kleines, schien ihm blos strenge, unerläßliche Pflicht. Um zu plündern und Sclaven zu erbeuten, hatte ein vandalisches Geschwader auf den Küsten von Campanien gelandet. Einer armen, verlassenen Wittwe sollte der einzige Sohn entrissen werden. Den heiligen Bischof jammerte des trostlosen Zustandes der Mutter; aber er hatte kein Geld, den Gefangenen loszukaufen. Sich selbst bot er nun dem Vandalen an; nur möchte dieser den Sohn der Wittwe freilassen. Dem Barbaren gefiel der Tausch; er entließ den Letztern und führte jenen mit sich nach Afrika hinüber. Hier ward Paulinus einem vornehmen Vandalen zu Theil. Derselbe war ein Schwiegersohn des Guntherich, des Bruders des Vandalen-Königs Geaserich. Seinem neuen Sclaven übertrug er die Obsorge seiner Gärten. Herrlich gedieh alles unter den Händen und der Aufsicht des Paulinus. Bald gewann er das Wohlgefallen seines neuen Herrn, und so oft dieser seine Gärten besuchte, pflegte er auch mit jenem sich eine Zeit zu unterhalten. Einst sagte ihm Paulinus, er möchte dem Guntherich kund thun, daß er nach wenigen Tagen sterben würde; wolle derselbe sein Haus bestellen, so müsse er eilen. Der Tochtermann eilte, seinem Schwiegervater diese traurige Botschaft zu bringen. Guntherich entsetzte sich nicht sehr über diese Nachricht; begehrte aber den Mann, der ihm seinen Tod voraussage, selbst zu sehen. Bei seinem Schwiegersohn lud er sich daher auf den folgenden Tag zum Mahle ein. Nach der Tafel ward Paulinus gerufen. Heftig erschrack Guntherich, als jener in den Saal trat. „Ich kenne diesen Mann schon," rief er aus, „er ist mir im Traume erschienen; ich habe ihn unter den Richtern gesehen, vor deren Richtstuhl ich geführt ward,

Gregor. dial. l. 3. c. 1.

und die mir die Geisel, die ich führte, aus den Händen nahmen." — Man drang nun in Paulinus, daß er sagen möchte, wer er wäre; und als er gestand, daß er der Bischof von Nola sey, ward nicht nur er selbst, sondern alle, welche aus Nola und der Gegend als Gefangene waren hinweggeführt worden, sogleich freigegeben und nach Italien hinübergebracht.

18. Als nach dem Tode des Pabstes Zosimus, durch die Doppelwahl des Bonifacius und Eulalius, ein Schisma in der römischen Kirche entstanden war; schrieb der Kaiser Honorius, oder vielmehr dessen Schwager, der zum Mitregenten ernannte Constantius einen äusserst ehrfurchtsvollen Brief an Paulinus; er nannte ihn darin seinen ehrwürdigen, heiligen Vater und bittet ihn, sich bei dem, auf den 13. Junius nach Spoleto ausgeschriebenen Concilium einzufinden. Nur seiner Abwesenheit sey es zuzuschreiben, daß das wegen des nämlichen Gegenstandes zu Ravenna gehaltene Concilium sich fruchtlos getrennt habe. Niemand sey würdiger, als er, hier zu entscheiden. Nur aus seinem ehrwürdigen Munde könne man erfahren, was hier dem Willen Gottes und der Ordnung und den Satzungen der Kirche angemessen wäre. Das Concilium hatte indessen nicht Statt, weil das Schisma schon in dem Monat April auf andere Art gehoben ward.

19. Paulinus wurde nach seiner Bekehrung, wie schon erwähnt worden, von allen seinen ehemaligen Freunden aus der vornehmen Welt verlassen; aber desto inniger, desto feuriger hingen an ihm alle wahrhaft große, h. Männer jener Zeit. Ambrosius, Augustinus, Alypius, Hieronymus, Sulpitius Severus, die h. Melania und noch viele andere standen mit ihm in Briefwechsel und übertrafen sich wechselseitig in seinem Lobe. Als die Nachricht nach Hippo kam, daß der große, angesehene und reiche Paulinus alle seine Gü-

ter verkaufe, um in Knechtsgestalt in dem Hause des Herrn zu dienen, erschöpfte Augustinus den ganzen Reichthum seiner Beredsamkeit, um diesen Sieg über die Welt und ihre Lockungen würdig zu feiern. Aber die holde, ungeheuchelte Demuth des Paulinus ward schüchtern bei jedem Lobe, das man ihm ertheilte. Innigst und ernsthaft bat er seine Freunde, daß sie ihm ja kein Wort sagen, kein Wort schreiben möchten, welches sein Herz der Eitelkeit öffnen könnte. „Was „habe ich denn gethan," sagte und schrieb er einigen seiner frommen Freunde, welche über seine freiwillige, heldenmäßige Armuth ihm ihr frohes Erstaunen geäußert hatten; „was habe ich denn gethan, das ein „solches Aufsehen verdiente. Ist es denn etwas so „großes, Güter, die vergänglich und nur auf kurze „Zeit die meinigen sind, zu verlassen, um dafür un„vergängliche, ewige Güter zu erringen. Ich gleiche „jetzt einem Menschen, der einen breiten Strom durch„schwimmen will und aus dieser Ursache seine Kleider „abgelegt hat. Aber hat er deswegen nun auch schon „das gegenseitige Ufer erreicht? Muß er nicht erst „jetzt noch mit aller Anstrengung seiner Kräfte arbei„ten, mit dem Wind und den Fluthen kämpfen?"

20. Viel leichter wird dem Menschen das Opfer seiner zeitlichen Güter*, als das Opfer seiner, ihn mit unzähligen, oft kaum bemerkbaren, geheimen Banden umstrickenden Eigenliebe. Mancher hatte schon alles verlassen und brachte es dennoch nicht so weit, auch Sich selbst gänzlich zu verlassen. Aber auch diesen schweren Sieg half die Gnade Gottes dem Paulinus erringen; denn die tiefste Demuth, und zwar wie sie nur einem Heiligen beiwohnen kann, war die schönste, reinste Perle in dem unverwelklichen Kranz seiner Tugenden. Lange schon Priester, hielt er sich doch noch für unwürdig und unfähig, die heiligen Schriften zu erklären. Nur als Bischof erlaubte er

sich von göttlichen Dingen und den Geheimnissen unse-
rer Religion zu sprechen oder zu schreiben. Eingeschlos-
sen in dem innersten Heiligthum seines reinen Herzens
waren sie ihm blos Gegenstände seiner stillen, mit De-
muth und glühender Andacht verbundenen Meditatio-
nen. Auf das Begehren des heiligen Nicetas hatte
er späterhin ein Gedicht auf Jesus Christus zu verfer-
tigen versprochen. Der Anfang war schon gemacht,
als er auf das neue sich wieder Vorwürfe machte, daß
sein durch so viele Fehler und Schwachheiten gefesselter
Geist zu diesen heiligen Höhen sich emporschwingen
wollte. In seinen eigenen Augen war er stets der
letzte aller Menschen. Als der heilige Alypius in ihn
drang, ihm sein Bildniß zu geben, wieß er das An-
suchen seines frommen Freundes mit Unwillen zurück.
„Wie sollte ich," sagte er, „mein Bildniß verferti-
gen lassen; ich, der ich alle Züge des aus den Hän-
den Gottes gekommenen, schuldlosen Menschen durch
meine Sünden so schrecklich entstellt, so widerlich ver-
zerrt habe? Mich anders mahlen zu lassen, als ich
bin; dieß kann und darf ich nicht zugeben, und mich
mahlen zu lassen, wie ich bin; dieß ist mir eben so
peinlich als unerträglich."

21. In seinem Umgange, sowohl mit seinen
Freunden, als mit Allen, welche Schutz, Hülfe,
Rath, Trost oder Belehrung bei ihm suchten, war
er stets der sanfteste Mann des Erdbodens. Seine
Geduld war unerschöpflich; man verglich ihn deswe-
gen mit Moises, der gewürdiget ward, mit Gott,
wie mit einem Freunde, von Angesicht zu Angesicht
zu sprechen. Für erzeigte Beleidigungen war er völ-
lig unempfindlich; denn von dem Geiste der Welt
konnte er nicht mehr angefeindet werden und eine nie
getrübte Heiterkeit lag daher stets auf seinem himmli-
schen Angesicht verbreitet. Als Bischof waidete er sei-
ne Heerde in der Kraft des heiligen Geistes. Mit

heiliger Obhut stand er derselben vor, kräftigte sie eben so sehr durch sein Beispiel, als seine Lehre; und seine Liebe zu Gott, weil rein und unvermischt, war zugleich auch eine über alle Menschen und Menschenklassen sich ergießende Nächstenliebe.

22. Und dieser seltene, große und liebenswürdige Heilige beweinte bis an seinen Tod die Sünden und Vergehungen seines frühern Lebens. Aber Paulinus hatte, so lange er in der Welt lebte, stets alle Vorschriften der Kirche pünktlich befolgt. Tadellos in seinen Sitten, der Freund seiner Freunde, herablassend gegen seine Untergebenen, mild gegen die Armen und gerecht und uneigennützig in Verwaltung seiner Ämter, hatte die Welt nach ihrem Urtheil ihn stets als das Muster eines sich durch seine Tugenden auszeichnenden Mannes betrachtet. Welches waren also die schweren Sünden, über welche Paulinus, nach seiner Bekehrung, noch so lange seufzte, so viele Thränen vergoß?

23. Jede Handlung, sey dieselbe auch noch so schuldlos, ja nach dem Urtheil der Welt selbst noch so lobenswerth, die sich nicht auf Gott bezieht, nicht wegen Gott geschieht, ist schon eine Sünde. Ihm, der ganz allein für Sich uns geschaffen hat, gehören wir ganz und ungetheilt zu. Ihm müssen wir alle unsere Kräfte, des Geistes wie des Körpers, ausschließlich weihen. Dieß ist die große Verbindlichkeit, die wir in dem unter dem heiligen Sacrament der Taufe mit Gott geschlossenen Bunde, gleichsam im Angesicht des Himmels und der Hölle, feierlich eingegangen sind. Noch schwerer wird jene Sünde, wenn wir uns selbst zum Mittelpunkt unsers ganzen Strebens machen. Auf den Altar unsers Herzens, auf welchem nur Gott stehen sollte, setzen wir dann unser eigenes Ich. Dies wird jetzt das Idol, dem wir huldigen, auf welches wir alles beziehen, und welches daher allen unsern

Handlungen und oft ohne daß wir es selbst bemerken, seinen eigenen Stempel der Verwerfung aufdrückt. Uns selbst unbewußt, aber der That nach, beten wir dasselbe an und werden also offenbare, höchst strafbar frevelnde Götzendiener. Durch den blendenden Firniß einer Menge Scheintugenden können wir freilich uns lange täuschen, leider gewöhnlich bis an das schon geöffnete Grab uns täuschen. Aber die Zeit der Täuschung verschwindet und dann werden wir die schreckliche Entdeckung machen, daß wir in dem sogenannten allgemeinen Besten, für welches wir gearbeitet, nur unser eigenes Wohl bezweckt: in dem Ruhm und der Größe des Fürsten oder Staates, dem wir gedient, nur das Bild unserer eigenen Größe, unsers eigenen Ruhms erblickt: in unserm wissenschaftlichen Streben, ja in unserm liebevollen Umgang mit unsern Freunden und Geliebten nur nach noch feinern und obgleich halb geistigen, doch blos uns selbst schmeichelnden Genüssen gejagt: durch unsere über die Armen und Dürftigen sich verbreitende Milde nur die peinlichen, von dem uns angebornen sympathetischen Gefühle bei dem Anblick des Elendes, in uns erzeugten Empfindungen zu entfernen gesucht: bei unserer strengen und pünktlichen Befolgung kirchlicher Vorschriften, wo wir unsern Verstand blos von der Wahrheit anscheinen ließen, ohne daß das Herz von der Glut göttlicher Liebe ergriffen, verzehrt und neu geschaffen worden wäre, wir also mit unserer durchaus eigennützigen Religiosität blos eine Art von Beschlag auf den Himmel gelegt, damit auch seine Freuden, wenn jene der Welt einst schwinden würden, uns nicht entgehen möchten: in der lobenswerthen Verwaltung unserer Ämter, so wie in dem gerechten Betragen gegen unsere Mitbürger vorzüglich blos auf die Stimme der Ehre und das mit Schmach oder Ehre strafende oder belohnende Urtheil der Welt gehorcht: kurz,

daß wir, statt der Moral des Evangeliums, blos die klug berechnete und wohl verstandene Moral unserer eigennützigen Selbstliebe befolgt haben. Heißt aber dieß arbeiten in dem Weinberge des Herrn, und ist es nicht offenbar ein von Gott entfremdetes, fruchtlos sich abmühendes Herumtreiben auf dem öden, steinigten Tummelplatz einer nur mehr oder weniger groben, nur mehr oder weniger eckelhaften Selbstsucht? Gesellen sich nun noch hinzu die beugenden Rückerinnerungen an die täglichen, zahllosen, von einem zerstreuten Weltleben unzertrennlichen Einflüsterungen der Eitelkeit, des Stolzes, der gereizten Empfindlichkeit, an die häufigen, in unbewachten Augenblicken uns überraschenden Ausbrüche aufwallender Affekte und Leidenschaften, an die mannigfaltigen, durch den unter so vielseitigen Berührungen nothwendig eintretenden Conflikt entgegengesetzter Interessen, entstandenen Reibungen und Mißverständnisse, welche die Liebe erkalten und das Herz der Mißgunst und Schelsucht öffnen, an das in seinen, obschon unbeabsichteten, Folgen oft so verderbliche, stets Zeit und Geist tödtende, leichtsinnige Geschwätz müßiger Unterhaltungen, an den lange Jahre hindurch sich erlaubten Genuß einer Menge, durch die Mode zwar gerechtfertigter, aber nichts desto weniger dem Geiste des Evangeliums zuwiderlaufender Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, an die vielen ganz profanen, unheiligen Wünsche und Begierden, die täglich in unserer Brust sich regten und unser Herz befleckten, an die zärtliche Liebe und Sorgfalt, mit der wir unsern Leib pflegten, unsere Sinne ergötzten, ihnen schmeichelten und dadurch der Herrschaft des Fleisches über den Geist nur ein immer noch größeres Übergewicht verschafften; wodurch wir endlich so sehr an diese schöne Erde gefesselt werden, daß es beinahe keinen Menschen mehr gibt, der nicht gerne für die ganze Ewigkeit sich mit dieser schönen Erde be-

gnügen würde, sobald er nur die Gewißheit hätte, daß Jahre und Jahrhunderte seine Kräfte nicht mehr schwächen, mithin den Genuß der schönen Erde nicht mehr schmälern oder ihm gar entziehen könnten. *) O, mein Gott! welcher Mensch, wenn er endlich zur Erkenntniß seiner selbst gelangt ist, findet da nicht unzähligen Stoff, sein ganzes Leben hindurch zu weinen, zu seufzen, sich bis in den Staub zu demüthigen und Tag und Nacht zum Erbarmer um Erbarmung zu flehen.

24. Dem glorreichen, gottgefälligen Leben des Paulinus sollte endlich ein eben so gottgefälliger, glorreicher Tod die Krone aufsetzen. Gegen die Mitte des Monats Junius (431) ward der heilige Bischof plötzlich von einem heftigen Seitenstechen ergriffen. Die Kunst der Ärzte, statt das Übel zu lindern, vermehrte

---

*) Die große, ungeregelte und beinahe allen Menschen anhangende Furcht vor dem Tode, welche gewöhnlich so weit geht, daß man Kirchhöfe, Begräbnißörter und alles, was uns das Bild des Todes in die Seele zurückruft, gleich pestaushauchenden Gegenständen flieht, selbst die Leichen auch unserer Geliebten, so bald nur möglich, aus dem Hause fortschafft, sich, wo es nur mit einigem Anstande geschehen kann, den Blicken und letzten Seufzern eines Sterbenden zu entziehen sucht; kurz dieses ganze offenbar heidnische Benehmen sucht man gewöhnlich durch die Gemeinsprüche zu beschönigen, daß man sagt, die Liebe zum Leben sey dem Menschen angeboren; die Natur sträube sich gegen den Tod. Ja wohl ist die Liebe zum Leben angeboren dem — sinnlichen Menschen; ja wohl sträubt sich gegen den Tod das — Fleisch oder die sinnliche Natur. Aber das Fleisch oder die Sinnlichkeit sich völlig zu unterwerfen, aus einem sinnlichen zu einem geistigen Menschen wiedergeboren zu werden: dieß ist die große Aufgabe des Evangeliums; scheint uns dieselbe schwer, so vergesse man ja nicht, daß auch hier wieder das Evangelium uns ungleich mehr anbietet, als es von uns fodert.

nur die Gewalt der Krankheit, steigerte nur die Schmerzen des frommen Dulders. Mit jedem Tage machte das Übel größere Fortschritte und Paulinus, der sich schon so lange und so oft nach Vereinigung mit seinem Erlöser gesehnt hatte, glaubte nun selbst sich an dem Ziele seiner Wünsche. Drei Tage vor seinem Tode besuchten ihn Symmachus und Acyndinus, zwei Bischöfe Campaniens. Sie fanden den Kranken in einem Zustande, welcher der Hoffnung keinen Raum mehr ließ. Demungeachtet war Paulinus hoch erfreut, sie zu sehen und unterhielt sich mit ihnen von göttlichen Dingen mit einer Heiterkeit und Freudigkeit des Geistes, daß sie eher einen unsterblichen Seraph, als einen hinfälligen, seiner Auflösung nun ganz nahen Kranken zu hören glaubten. Am folgenden Tag ließ der Sterbende eine Tafel vor sein Bette setzen, die heiligen Gefäße herbeibringen und feierte mit den beiden Bischöfen gemeinschaftlich die heiligen Mysterien. Als das heilige Opfer vollbracht war, fragte Paulinus auf einmal, wo seine Brüder, die beiden Bischöfe hingekommen wären. In der Meinung, daß er von Symmachus und Acyndinus rede, sagte man ihm, daß sie beide ja hier in seinem Gemach bei ihm wären. „Nein," antwortete Paulinus, „ich spreche nicht von diesen, sondern von meinen Brüdern, den ehemaligen Bischöfen, Januarius und Martinus, welche mit mir gesprochen und wieder zu kommen verheißen haben." Jetzt merkte man erst, daß Paulinus der Erscheinung des heiligen Martinus und heiligen Januarius, welcher letztere, als Bischof von Benevent in dem Jahre 305. die Märtyrerkrone errungen hatte, wäre gewürdiget worden.

25. Bald darauf kam der Priester Postumianus und berichtete mit einer gewissen Ängstlichkeit dem Sterbenden, daß einige Kaufleute für das zur Bekleidung der Armen gelieferte Tuch noch nicht bezahlt wären.

Paulinus beruhigte den ängstlichen Rechner; „beunruhige dich nicht mein Sohn," sagte er zu ihm, „und sey versichert, daß sich schon jemand finden werde, welcher die Schuld der Armen übernehmen wird." Noch am Abend desselben Tages traf ein Priester aus Lucanien ein und überbrachte dem Paulinus, von Seite eines Bischofes und eines Laien jener Gegend, fünfzig Goldstücke. Laut dankte der sterbende Heilige seinem Gott, daß Er sein Vertrauen in seine Güte und väterliche Fürsorge nicht habe zu Schanden werden lassen; ließ hierauf dem Überbringer zwei Goldstücke davon geben, die Kaufleute bezahlen und das Übrige unter die Armen austheilen.

26. In der darauf folgenden Nacht schlief Paulinus nur wenige Stunden vor Mitternacht; denn seine Schmerzen gönnten ihm keine lange Ruhe. Als es Tag zu werden begann, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, ließ er alle Bewohner des Hauses aufwecken, um mit ihm, wie gewöhnlich, die Laudes zu beten. Nach geendigtem Gebet ermahnte er die Geistlichen seiner Kirche zum Frieden und zur Eintracht und sprach hierauf den ganzen Tag nicht mehr, bis gegen Abend, da man die Lampen anzündete. Dieß erinnerte ihn an die Stunde, in welcher er gewöhnlich die Vesper zu beten pflegte und nun sagte er mit leiser, jedoch vernehmbarer Stimme: „Ich habe meinem Christus eine Lampe bereitet." Dieses waren die letzten Worte des hinscheidenden Heiligen. Gegen 11 Uhr in der Nacht ward das Gemach, worin er lag, auf einmal heftig erschüttert. Alle Anwesende, des Hauses Einsturz fürchtend, fielen auf die Knie; aber in dem nämlichen Augenblick hatte der heilige Paulinus seine reine Seele den Händen ihres Erlösers übergeben. Niemand von Allen, die in irgend einem andern Theil des Hauses sich befanden, hatten auch nur das Mindeste von einer Erschütterung gespürt, nur jenen, wel-

che in dem Sterbegemach waren, ward dieses Zeichen gegeben.

27. Kaum war der heilige Paulinus verschieden, als schon wenige Augenblicke nachher dessen zurückgelassene Hülle auf wunderbare Art verklärt ward. Himmlischer Glanz und ein liebliches, blendendes Weiß ergossen sich über dessen Angesicht und ganzen Körper. Alle, die es sahen, staunten und unter Thränen und Seufzern dankten und preißten sie Gott für die Verherrlichung ihres heiligen, von ihnen so kindlich geliebten Bischofes. Die Kirche hat ihn den Heiligen zugezählt, und feiert dessen Andenken den 22. Junius, an welchem Tage er gestorben und welches auch der in der Geschichte der Religion Jesu merkwürdige Tag war, an welchem die heilige Synode von Ephesus die gottlosen Lehren des Nestorius verdammt, diesen selbst seiner bischöflichen Würde entsetzt und von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen hatte.

28. Bald nach seinem Tode erschien der heilige Paulinus dem Johannes, Bischof von Neapel. Im Traume sah derselbe den Heiligen vor ihm stehen; sein Gewand war glänzend; himmlische Glorie umstrahlte sein Haupt. „Bruder Johannes!" redete Paulinus ihn an, „zerreisse deine Fesseln und komme zu uns." Zu gleicher Zeit gab er ihm etwas von dem Honig, den er in der Hand hatte, in den Mund und welchen Johannes so köstlich fand und der einen so himmlischen Wohlgeruch duftete, daß er die Füße des Heiligen, welche er umfaßt hatte, gar nicht mehr hätte verlassen mögen. Vom Traume erwacht, ging er in die Kirche; es war der Tag der Feier des letzten Abendmahls des Herrn. Am Abend dieses Tages speißte er, wie er an allen Festtagen zu thun pflegte, eine Menge Armen und bewirthete hierauf die Geistlichkeit seiner Kirche. Er befand sich vollkommen wohl und fühlte nicht die mindeste Abnahme seiner Kräfte. Am folgenden Tag,

dem Charfreitag, ging er des Morgens frühe in die Kirche, bestieg den bischöflichen Stuhl, grüßte das Volk, ließ den Gottesdienst beginnen. Als dieser geendiget war, sagte der Bischof die gewöhnliche Schlußformel und verschied hierauf sogleich in den Armen der ihn umgebenden Geistlichen, welche die Leiche in die bischöfliche Wohnung zurücktrugen. Auch diesen Johannes hat die Kirche den Heiligen zugezählt; und das Zeugniß eines sterbenden Heiligen bedarf wahrlich keiner weitern Bestätigung.

29. Der heilige Paulinus hat viele Schriften hinterlassen; aber der größte Theil davon ist verlohren gegangen. Vorzüglich zu bedauern haben wir den Verlust seiner Schrift über die Buße; und noch eine andere von der Herrlichkeit der Märtyrer, welchem Gennadius ein vorzügliches Zeugniß ertheilt und als das Beste erklärt, was aus der frommen Feder unsers Heiligen geflossen sey. Was auf uns gekommen ist, sind die Briefe des heiligen Paulinus und dessen Gedichte auf den heiligen Felix. Aber auch unter den Briefen befinden sich einige, z. B. einer an die heilige Marcella und ein anderer an eine vornehme Dame, Namens Celancia, welche die Kritik für unächt, oder doch höchst zweifelhaft erklärt. Das dem heiligen Paulinus zugeschriebene Gedicht auf den Namen Jesus ist offenbar nicht von ihm. Würde der heilige Bischof von Nola Jesus den wahren Apollo genannt haben? welche Erbärmlichkeit! Du Pin glaubt, daß dasselbe viel später und eine Paraphrase einer von dem heil. Bernard gehaltenen Predigt sey. Auch über das dem heil. Paulinus zugeschriebene Leben des heiligen Ambrosius nebst einem Gedichte auf die Lebensgeschichte des heil. Martinus sind die Stimmen jetzt nicht mehr getheilt. Allgemein ist man überzeugt, daß beide Schriften später sind und von einem ganz andern Paulinus herrühren. — Große Gelehrsamkeit und tiefe Wissenschaft

Du Pin. t. 3. p. 485.

muß man nicht in den Schriften des heiligen Paulinus suchen; denn aus Demuth wollte er von hohen, göttlichen Dingen weder reden noch schreiben; aber in einem anmuthigen, leicht fließenden, die Seele des Lesers sanft ergreifenden, salbungsvollen Styl geschrieben, belehren sie mehr das Herz, als den Verstand, ermuntern zur Frömmigkeit und führen zu Gott, dem einzigen Ziel alles Strebens des heil. Paulinus während seiner Pilgerschaft auf Erden.

XIX.

1. In eben diesem Jahre (431.) und zwar im Anfange desselben gab Theodosius II. ein unter dem 23. März ausgefertigtes, an den Präfektus Prätorio, Antiochus gerichtetes, das bisherige Asyl-Recht der Kirchen nicht nur bestätigendes, sondern solches noch ungemein erweiterndes Gesetz. Auszugsweise findet sich dasselbe auch in der, von eben diesem Kaiser nachher, unter dem Namen des theodosischen Codex bekannt gemachten Gesetzsammlung. Unstreitig hat dieses Gesetz ein gedoppeltes Interesse für uns; denn das Detail der Verordnung gibt uns manche, höchst interessante Aufschlüsse über verschiedene, an dem kaiserlichen Hofe damals bestandenen Gebräuche, welche, wenn sie auch nicht gerade geeignet wären, uns vollkommen richtige Begriffe von der wahren Frömmigkeit der Kaiser beizubringen, dennoch sprechende Beweise sind, von welcher großen und tiefen Ehrfurcht die christlichen Weltbeherrscher jener Zeiten gegen die dem lebendigen Gott geweihten Tempel und Kirchen sich durchdrungen fühlten.

2. Die Veranlassung zu diesem Gesetz gab die allgemein bekannte Härte eines lieblosen, unchristlichen Herrn gegen seine Sclaven. Zwei derselben, wahrscheinlich wegen eines, vielleicht leichten Vergehens,

Le Beau. hist. du Bas-Emp. to. 7. p. 59.

die grausame Ahndung ihres unmenschlichen Herrn befürchtend, hatten sich, mit Waffen versehen, in eine Kirche von Constantinopel geflüchtet; ohne Widerstand waren sie bis in das Allerheiligste vorgedrungen und stellten sich mit gezückten Schwertern zu den beiden Seiten des Hochaltars. Aus Furcht ergriffen zu werden, ließen sie niemand, auch nicht die Geistlichkeit, dem Altare nahen. Das heilige Opfer konnte nicht gebracht werden. Alles Zureden, wenigstens den innern Bezirk dieser heiligen Stätte zu verlassen, blieb fruchtlos. Ein Geistlicher niederer Ordnung, der ungeachtet ihrer Drohungen dennoch zu dem Altare trat, ward von ihnen ermordet, ein anderer schwer verwundet. Durch gewaltsame Ergreifung wollte man das Haus Gottes nicht entweihen. Alles floh also und überließ die Unglücklichen ihrem Schicksal. Schon einige Tage und Nächte hatten sie in der Kirche und in dieser Stellung zugebracht. Aber von jedermann verlassen und ohne alle Hoffnung, von irgend einer mitleidigen Seele einige Speise zu erhalten, brachte nagender Hunger sie endlich zur Verzweiflung; sie fielen sich selbst einander an und einer tödtete den andern. Dieses traurige Ereigniß machte ungemeines Aufsehen in Constantinopel, und da die Eröffnung des nach Ephesus ausgeschriebenen Conciliums ganz nahe bevorstand, so ward dieser unselige Vorfall allgemein für eine höchst üble Vorbedeutung gehalten.

3. Solchem und ähnlichem Scandal für die Zukunft vorzubeugen, gab nun Theodosius das erwähnte Gesetz. Der Kaiser befiehlt in demselben, daß alle Kirchen und zu jeder Stunde einem jeden, welcher etwas für sein Leben zu befürchten hätte, offen stehen sollten. Vollkommene Sicherheit ihrer Person wird ihnen verheißen, und zwar nicht blos an den Stufen des Altars, oder in dem innern Raum der Kirche, sondern auch in allen zu der Kirche gehörigen Wohnun-

gen, Nebengebäuden, Bädern, Gärten, Säulengängen und Vorhöfen. Keiner aber dürfe irgend eine Gattung von Waffen bei sich führen. Wer gegen dieses Gebot handle, müsse von einigen Geistlichen der Kirche, auf Befehl des Bischofes entwaffnet werden. Würde er sich widersetzen; so hätte man es der weltlichen Obrigkeit anzuzeigen, welche alsdann ermächtiget wäre, ohne die Heiligkeit des Ortes dadurch zu verletzen, den Frevler mit Gewalt aus der Kirche hinwegführen zu lassen. Er selbst, fährt der Kaiser fort, erkühne sich nie, von seiner Leibwache umgeben, den Tempel des Allerhöchsten zu betreten. An dem Eingang lasse er dieselbe zurück, auch lege er stets allda sein Wehrgehäng und seine kaiserliche Hauptbinde ab; und in das innere Heiligthum, wo es nur den Priestern zu stehen gezieme, erlaube er sich nie zu gehen, als blos um seine Opfergabe auf dem Altar niederzulegen, worauf er sich sogleich wieder in das Schiff der Kirche zu dem übrigen allda versammelten Volk zurückziehe. In der Kirche ganze Nächte zuzubringen, darin zu schlafen, oder Speise zu sich zu nehmen, sey also unter schwerer Strafe untersagt, und zwar um so mehr, als der ganze weite Bezirk der Kirche, mit allen dazu gehörigen Gebäuden und Grundstücken, den Flüchtlingen nun kraft dieses Gesetzes eine sichere Zufluchtsstätte gewähre.

Baron. Annal. Conc. Ephes. edit. polt. t. 5. c. 21.

4. Dieses merkwürdige Gesetz ward von Theodosius in dem darauf folgenden Jahre wieder erneuert; jedoch mit dem Zusatz, daß wenn ein flüchtiger Sclave in einer Kirche eine Zufluchtsstätte suchen würde, man innerhalb 24 Stunden den Herrn desselben davon benachrichtigen und dieser gehalten seyn sollte, aus Ehrfurcht gegen die Kirche dem entlaufenen Sclaven zu verzeihen und ihn straflos wieder in sein Haus aufzunehmen. Im Falle, daß alsdann der Sclave dennoch sich weigerte, die Kirche zu verlassen und seinem Herrn

zu folgen, sey letzterer berechtiget, Gewalt zu brauchen; und würde der entlaufene Knecht dabei getödtet, so sey der Herr desselben von aller Verantwortlichkeit frei.

5. Was und wie vieles aus diesem Gesetze auf die Größe, den Umfang, die edle, prachtvolle Bauart der Kirchen und die zu ihrer Unterhaltung bestimmten Fonds sich schließen läßt, bedarf, wie uns deucht, weder einer entferntern, noch nähern Erinnerung.

XX.

1. Man wolle sich erinnern, mit welcher Wonne das Herz des heiligen Pabstes Cölestinus und der gesammten römischen Geistlichkeit erfüllt ward, als der Priester Johannes und Epiktetes der Diakon, am Vorabend vor Weihnachten in Rom eintrafen und Briefe überbrachten, welche die glorreiche Beendigung des Conciliums von Ephesus, die Entsetzung des Nestorius und die Ordination des Maximianus zum Patriarchen von Constantinopel dem Oberhaupte der Christenheit meldeten.

2. Zwar flammte jetzt wieder auf dem hehren Leuchter von Constantinopel das Licht der wahren Lehre in voriger Reinheit und sanft erhellendem Glanze. Aber die Zerrüttung der morgenländischen Kirchen war deswegen doch noch lange nicht gehoben. Der Pabst glaubte also, mit Beantwortung der erhaltenen Briefe nicht sehr eilen zu müssen. Ohnehin war eine Seereise während der stürmischen Wintermonate jetzt, wo keine dringende Umstände sie erheischten, weder nothwendig noch rathsam; und die nun zu bewirkende, völlige Eintracht der zwar größtentheils in den Glaubenslehren übereinstimmenden, aber theils durch Mißverständnisse, theils Vorurtheile und persönliche Rücksichten, getrennten

orientalischen Kirchen machten es dem obersten Hirten vorzüglich zum Gesetze, nur mit weiser Bedächtlichkeit und völliger Reife des Urtheils dabei zu Werke zu gehen.

3. Erst am 15. März wurden daher die Deputirten des Conciliums, welche zur österlichen Feier wieder in Constantinopel seyn wollten, von dem Pabste entlassen. Er gab ihnen Briefe mit an die zu Ephesus versammelt gewesenen Bischöfe, an den Kaiser Theodosius, an Maximian, den neuen Patriarchen und an die Geistlichkeit und das Volk von Constantinopel.

4. Das Verbrechen einiger, so wie die minder schweren Vergehen vieler andern orientalischen Bischöfe hatte Cölestinus auf der heiligen Wage der Wahrheit und Liebe gewogen. In seinem Schreiben an die Bischöfe bestätigte er also die Wahl des Maximianus und die Entsetzung des Nestorius und noch einiger andern, der Irrlehre mit verblendeter Hartnäckigkeit anhangenden Bischöfe. *) Aber dem Johannes von Antiochien

Baron. Ann.

*) Von welchen Bischöfen hier die Rede sey, hierüber schwebt noch eine nicht sehr leicht aufzuhellende Dunkelheit. So viel wir gesehen, hat das Concilium von Ephesus außer dem Nestorius keinen der schismatischen Bischöfe seiner bischöflichen Würde entsetzt; es schloß dieselben blos von der Gemeinschaft der Bischöfe und der Kirchengemeinschaft so lange aus, bis sie, ihren Fehler bereuend, sich dem wahren Concilium anschließen und dessen Beschlüsse unterzeichnen würden. Wohl wäre es möglich, daß die von dem Concilium nach Chalcedon deputirten, bald darauf aber von Theodosius zur Wahl und Ordination eines neuen Patriarchen nach Constantinopel berufenen Bischöfe und welche sich allda zu einem Concilium vereinten, auch noch die Entsetzung einiger Bischöfe, deren hartnäckige Anhänglichkeit an die Irrlehre des Nestorius außer allem Zweifel war, vielleicht ausgesprochen hätten; auch finden wir in der Geschichte, daß wirklich Maximianus, noch vor Ende des Jahres 431. den Helladius von Tarsus, Eutherus von Tyana, Himerus von Ni-

und den übrigen schismatischen Bischöfen sprach er kein Urtheil. Er ermahnt vielmehr die Bischöfe, auf dem Wege christlicher Bruderliebe den Johannes wieder mit

---

comedien und Dorotheus von Marcionopolis ihrer bischöflichen Würde entsetzte. Indessen aber kann, wie es scheint, diese Entsetzung nicht wohl in Folge eines von den in Constantinopel versammelten Bischöfen gefällten Spruchs geschehen seyn, weil der Pater Lupus berichtet, daß Maximianus gleich nach seiner Ordination an Helladius und die übrigen Bischöfe die gewöhnlichen Synodalschreiben habe ergehen lassen, worin er ihnen seine Wahl bekannt machte und sie ersuchte, in Kirchengemeinschaft mit ihm zu treten. Zwar schickte Hellades das Synodalschreiben wieder zurück und erklärte, daß er den Nestorius nicht als rechtmäßig abgesetzt betrachte; wahrscheinlich thaten dieses auch die drei Andern. Aber auch dieses, sollte man glauben, konnte nicht die Ursache ihrer Absetzung gewesen seyn, denn alle Metropolitanbischöfe, welche zu der Partei der schismatischen Bischöfe gehörten und wovon keiner die Wahl des Maximianus für rechtmäßig erkannte, wurden für jetzt noch nicht im mindesten beunruhiget. Daß weder das Concilium in Ephesus, noch jenes in Constantinopel einige der schismatischen Bischöfe abgesetzt hatten, geht also klar aus dem Umstande hervor, daß Maximianus sogar jenen, welche, wie z. B. Dorotheus von Marcionopolis, sich gewiß unter den Abgesetzten befunden haben würden, seine Synodalbriefe sendete, und mit ihnen Kirchengemeinschaft einzugehen begehrte. Dieser Schritt des Maximianus hat deswegen an sich schon etwas sehr auffallendes, weil das Concilium von Ephesus alle schismatischen Bischöfe einstweilen von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte. Scheint Maximianus, durch Sendung seiner Synodalschreiben, nicht offenbar den, auf die schismatischen Bischöfe sich beziehenden, Beschlüssen des Conciliums zu nahe getreten zu seyn? Tillemont sagt, daß er die Erklärung dieser Widersprüche sehr gerne jedem andern überlasse. — Wollten wir indessen uns eine Erklärung erlauben; so wäre es allenfalls folgende:

Till. to. 14. p. 497.

der Kirche auszusöhnen; allen aus Schwäche oder Unkunde Gefallenen die Rückkehr zu erleichtern, jedem eine hülfreiche, ihn sanft aufrichtende Hand zu reichen

---

Auf den Concilien ward ausser dem Nestorius kein Bischof abgesetzt, und was die Ausschließung der Schismatiker aus der Kirchengemeinschaft der orthodoxen Bischöfe betrifft; so war dieselbe ja von einem Zusatz begleitet, nämlich: bis sie sich wieder dem Concilium anschließen und dessen Beschlüsse unterzeichnen würden. Ob sie nun dieses jetzt, wo die Wahl eines neuen Patriarchen ihnen alle Hoffnung, den Nestorius wieder hergestellt zu sehen, benehmen mußte, vielleicht thun würden, darüber konnte Maximianus immer einen Versuch machen; denn nahmen sie seine Synodalbriefe an; so erkannten sie ihn auch als rechtmäßig gewählten Patriarchen, und thaten sie dieses; so folgt unmittelbar daraus, daß sie auch die Absetzung des Nestorius für rechtmäßig erkannten, mithin den Beschlüssen des Conciliums beitraten und sich mit den orthodoxen Bischöfen vereinten. Als nun die 4 oben erwähnten Bischöfe die Synodalschreiben zurückschickten, so mußte dieses nicht nur den Maximianus, sondern auch den Kaiser um so mehr aufbringen, als man alle Hoffnung zur baldigen, völligen Beruhigung der Kirche vorzüglich auf die Anerkennung des Maximianus als Patriarchen gesetzt hatte und nothwendig darauf setzen mußte. Daß man sie also absetzte, ist leicht zu begreifen; und eben so leicht ist es zu erklären, warum man nicht alle absetzte, welche die Synodalschreiben nicht annahmen, nämlich: theils um die Verwirrung zu vermeiden, welche die Absetzung so vieler Bischöfe auf einmal in den Kirchen hätte zur Folge haben müssen; theils um ihnen noch größern Raum zur Besinnung und zur Rückkehr zu lassen, welche von den 4 Abgesetzten um so weniger zu erwarten waren, als sie sich, wie Eutherius und Dorotheus, durch Ungestüm, Hitze und zum Theil auch durch verkehrte Lehre, unter den schismatischen Bischöfen längst schon mochten ausgezeichnet haben. War die Entsetzung dieser Bischöfe einmal ausgesprochen; so war auch nichts natürlicher, als

und überhaupt zu Gott zu flehen, daß Er nun bald seiner Kirche vollkommene Eintracht, völligen Frieden wieder schenken möge. Auch den abgesetzten, von der Kirche ausgeschiedenen Bischöfen ließ er den Weg der Buße offen; nur des heiligen Amtes sollten sie auf immer entsetzt bleiben, und selbst auch dann, wenn der Kaiser, getäuscht durch hinterlistige Vorstellungen einiger Feinde der Kirche, sie auf ihren Stühlen wieder herstellen wollte.

Ebendaselbst.

5. In dem Briefe an den Kaiser ertheilt er dessen unermüdeten Sorgfalt für das Wohl der Kirche die gebührenden Lobsprüche. Aber theils aus eigener, theils geschichtlicher Erfahrung nur zu bekannt mit dem unruhigen, streitsüchtigen, aller Belehrung widerstrebenden Charakter der Heresiarchen, beklagt er sich bitter bei Theodosius, daß man den Nestorius in sein Kloster nach Antiochien habe zurückkehren lassen. Der Bischof dieser Stadt neige sich schon zu ihm hin und es sey vorauszusehen, daß Nestorius jede Gelegenheit ergreifen werde, seine Irrthümer auch von dort aus weiter zu verbreiten, die Köpfe der Schwachen zu verwirren und die Eintracht der Kirchen zu stören. Ihn

daß Maximianus diesen neuen Hergang dem Cölestinus berichtete, und zwar um so mehr, da dieser Akt als eine Folge der Verhandlungen von Ephesus und gleichsam als ein Anhang zu denselben mußte betrachtet werden. Diese Entsetzung war aber, wie schon erwähnt worden, vor Ende des Jahres 431. Der Bericht des Maximianus kam demnach sehr lange noch vor dem 15. März in Rom an; und so konnte der Pabst in dem, unter diesem Tage ausgefertigten Antwortschreiben, worin er die Beschlüsse des Conciliums bestätigte, nun auch die letztere Entsetzung einiger Bischöfe, ohne jedoch der, diesen Akt näher charakterisirenden, Umstände zu erwähnen, sehr füglich und ohne daß daraus ein Widerspruch entstehet, bestätiget haben.

in eine ferne, weit entlegene Gegend zu verbannen, wäre das sicherste Mittel, die Ketzerei in ihren Wurzeln zu ersticken. Endlich empfiehlt er dem Theodosius noch eine andere, mit der vorliegenden Hauptsache in keiner Verbindung stehende Privatangelegenheit. Eine vornehme Dame, Namens Proba, hatte ihre in Asien liegenden Güter einem entfernten Verwandten vermacht, jedoch unter der Bedingung, daß ein Theil des Ertrages zum Besten einiger Klöster und armer Geistlichen sollte verwendet werden. Diese Bedingung war bisher theils gar nicht, theils nur halb erfüllt worden. Daß es in Zukunft geschehen möge, bittet nun Cölestinus den Kaiser.

Ebendas.

6. Dem Maximianus schreibt der Pabst, daß er ihn als den unmittelbaren Nachfolger des Sisinnius, mithin den Patriarchenstuhl von Constantinopel, während des Pontificats des Nestorius als erlediget betrachte. Er möge nun in seinem Oberhirtenamte, und zwar in der Weise das Volk zu lehren, den heiligen Chrisostomus, in der unermüdeten Wachsamkeit gegen Irrlehrer, den Patriarchen Atticus und in der Einfalt des Herzens und der Lauterkeit des Wandels seinen Vorgänger Sisinnius sich zum Muster wählen.

Ebendas.

7. In dem an die Geistlichkeit und das Volk von Constantinopel gerichteten Schreiben endlich erwähnt der Pabst in gedrängter Kürze aller Vorfälle, welche seit der Entstehung der nestorianischen Ketzerei bis auf die Beendigung des Conciliums, die Kirchen des Morgenlandes in Verwirrung setzten. Der Zweck des heiligen Cölestinus ist, allen Rechtgläubigen die lebendige Überzeugung beizubringen, daß Nestorius mit Recht des heiligen Amtes entsetzt und Maximianus an die Stelle desselben auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhoben worden sey. Dieser werde, sagt der Pabst, ihnen die alte, ächte, von Jesu Christo und seinen Aposteln abstammende Lehre vortragen und die-

sem sollten sie demnach als ihrem wahren und rechtmäßigen Oberhirten mit Treue und Gehorsam ergeben seyn.

8. Mit diesen Breven beschloß gleichsam Cölestinus sein apostolisches Oberhirtenamt; denn er überlebte das Datum derselben nur um wenige Wochen. Dieser heilige Pabst starb am 6. April 432., nach einer Regierung von 9 Jahren 10 Monaten und einigen Tagen. Nach einer kurzen Frist von 20 Tagen folgte ihm auf dem Stuhle des heiligen Petrus, durch einmüthige Wahl, ein geborner Römer und Priester der römischen Kirche unter dem Namen Sixtus III.

9. Mit eben so thätigem, als erleuchtetem und von der Liebe geleitetem Eifer hatte Cölestinus der Kirche Gottes vorgestanden. Wo es nur geschehen konnte, suchte er heftigem Widerspruch mit Sanftmuth zu begegnen, und die Gemüther nur nach und nach und unter stets zunehmenden Fortschritten, so sehr der Wahrheit zu nähern, daß sie endlich durch sich selbst, ihr völlig zu huldigen, sich gezwungen sahen. Im Geiste überall gegenwärtig, schien er es tief in seinem Innern zu fühlen, daß der ganze über den Erdkreis verbreitete Schafstall Christi seiner leitenden Sorgfalt anvertraut sey. Alle Kirchen pflegte er daher mit gleichem Eifer, mit gleicher Liebe und gleichem Ernste. Nichts entging seinem wachsamen, überall waltenden Blicke. Er lehrte, wo es der Belehrung bedurfte; er bat und ermahnte, wo Bitten und Ermahnungen etwas helfen konnten, und zeigte hohen apostolischen Ernst, wo die Remedur des Übels strengere Maßregeln erfoderte. Seine Sanftmuth, Bescheidenheit und Demuth gewannen ihm alle Herzen; und dennoch bediente sich dieser demüthige Knecht Jesu, in seinem Schreiben an die Väter des Conciliums von Ephesus der gebieterischen Formeln: Wir erinnern Euch; Wir verordnen; Unser Wille ist. Ein abermaliges,

Berc. hist. de l'eg. t.5. l.15.

sprechendes Zeugniß der in dem grauesten Alterthum, in allen Kirchen tief und unerschütterlich gegründeten Überzeugung von dem, von Jesu Christo selbst, dem heil. Petrus und dessen Nachfolgern ertheilten Vorrang und Ansehen über alle übrige zu dem Hirtenamt berufenen Bischöfe seiner Kirche. Gewiß konnten Stolz und Herrschsucht dem frommen, durch heilige Herzenseinfalt sich auszeichnenden Pabste jene Worte nicht eingeben. Aber das Gefühl seiner erhabenen, furchtbaren Würde mußte es ihm sagen, daß bei wichtigen Veranlassungen dem sichtbaren Statthalter des unsichtbaren Gottes keine andere, als diese Sprache gezieme.

10. Der in der Kirche von Carthago, nach dem Zeugniß des heiligen Augustinus, schon einige Zeit bestandene Gebrauch, während des heiligen Meßopfers, nämlich bei dem Introitus, dem Offertorium und der Communion, Psalmen zu antiphoniren, ward unter diesem Pabste, durch eine Verordnung desselben allgemein gemacht und in allen Kirchen eingeführt. Cölestinus verwendete große Summen auf den Bau und die Verschönerung der Kirchen; und nicht minder bedeutend an Werth waren die goldenen und silbernen Gefäße, mit welchen er dieselben beschenkte. Die Kirche, welche ihn den Heiligen beizählte, feiert dessen Andenken theils am 6. theils auch am 7. und 8. April. Seine sterbliche Hülle ward auf dem priscillischen Kirchhofe begraben, wo Cölestinus sein Grabmahl, kurze Zeit vor seinem Tode, durch Gemälde, welche die wichtigsten Ereignisse des Conciliums von Ephesus vorstellten, hatte ausschmücken lassen. Pascal I. ließ die heiligen Gebeine im Jahre 820 ausgraben und in der nach der heiligen Praxede genannten Kirche beisetzen. Von der großen Menge von Sendschreiben, welche der um das Wohl aller Kirchen der Christenheit so eifrig besorgte Pabst erließ, sind sehr viele auf uns gekom-

men. Die Schreibart ist kräftig, gedrängt und reich an Gedanken; aber die Kritik findet sie hie und da etwas dunkel und verworren.

XXI.

1. Das Schreiben des heiligen Pabstes Cölestinus an die Geistlichkeit und das Volk von Constantinopel brachte nicht ganz und wie man doch hätte glauben müssen, die erwünschte Wirkung hervor. Mehrere Priester und viele Laien trennten sich von der Kirchengemeinschaft des Maximianus. Sie betrachteten diesen als einen Eingedrungenen, Nestorius als ihren wahren, blos wegen seiner von seinen Gegnern übelverstandenen Lehre, unrechtmäßig von seinem Stuhle vertriebenen Patriarchen. In dieser verkehrten Ansicht wurden sie durch die von den schismatischen Bischöfen an sie erlassenen Schreiben noch mehr bestärkt. Auch Theodoretus schrieb an sie zu dem nämlichen Zwecke; und sein Brief ist um so merkwürdiger, als derselbe den vollständigsten Beweis enthält, daß der Bischof von Cyrhus in der Glaubenslehre von der Menschwerdung Jesu vollkommen mit Cyrillus und den andern morgenländischen und occidentalischen Bischöfen übereinstimmte. Nur ein eingewurzeltes, tief liegendes Mißverständniß war und blieb noch lange die Ursache seiner Trennung. Durch Vorurtheile gegen Cyrillus geblendet, wähnte er sich fest überzeugt, daß der Patriarch von Alexandrien in den apollinarischen Irrthum gefallen sey, nur eine Natur in Jesu Christo anzunehmen; und von ähnlichem Wahn hingerissen, glaubte er, daß Nestorius nie eine andere, als die wahre Lehre vorgetragen, daß man ihr aber einen falschen, ketzerischen Sinn untergeschoben, und daß sogar die Auszüge aus dessen Schriften, welche man dem Concilium vor-

Conc. Ephes. to. 3. p. 742.

gelegt, theils falsch, theils unrichtig gemacht gewesen wären.

2. Alle Bemühungen des neuen Patriarchen von Constantinopel, jene, sowohl Geistliche als Laien, welche sich von seiner Kirchengemeinschaft getrennt hatten, wieder dahin zurückzuführen, blieben größtentheils fruchtlos. Viele gingen in ihrer Hartnäckigkeit so weit, daß sie sich sogar entschlossen, lieber ihre Kinder nicht taufen zu lassen, ja selbst in dem entscheidenden und furchtbarsten Moment, lieber aller Tröstungen der Religion zu entbehren, das heißt, ohne Empfang der heiligen Sakramente dahinzusterben, als mit ihrem neuen Patriarchen Maximianus sich in Kirchengemeinschaft einzulassen.

Conc. to. 3. p. 906.

3. Viele der schismatischen Bischöfe, statt nach beendigtem Concilium zu ihren Kirchen zurückzugehen, durchstreiften nun die Provinzen, um ihrer Partei neue Anhänger zu gewinnen. Wo sie hinkamen, verursachten sie Verwirrung und Zwiespalt. Um die Gemüther desto leichter zu bethören, gaben sie sich und ihren Anhang für das wahre, ökumenische Concilium aus, erklärten Cyrillus und die ägyptischen Bischöfe für Schismatiker und Irrlehrer und sprachen über dieselben den Bannfluch aus.

4. Als die wegen der Wahl des Maximianus in Constantinopel noch zurückgebliebenen Bischöfe dieses erfuhren, erließen sie an alle Kirchen Synodalschreiben, in welchen sie die wahre Lage der Angelegenheiten auseinandersetzten und allen Rechtgläubigen untersagten, mit den Schismatikern in Kirchengemeinschaft zu treten. Diesem Schreiben fügten sie eine Abschrift des von dem Concilium in Ephesus erlassenen Dekrets bei, welches den Johannes von Antiochien und dessen Anhänger, deren 33 darin namentlich angeführt werden, von der Kirchengemeinschaft ausschloß.

5. Dagegen versammelte Johannes, auf seiner Rückreise nach Antiochien, ein Concilium syrischer Bischöfe in Tarsus und entsetzte auf das neue nicht nur den Cyrillus, sondern auch alle Bischöfe, welche bei der Wahl und Intronisation des Maximianus in Constantinopel gegenwärtig waren, selbst den päbstlichen Legaten, Arcadius nicht ausgenommen, ihrer bischöflichen Würden. Kaum in Antiochien angekommen, berief er abermals wieder ein Concilium, auf welchem alles, was so eben in Tarsus geschehen war, noch einmal bestätiget ward. An Antiochus, den Präfektus Prätorio, hatte er vorher schon geschrieben und ihm erklärt, daß weder er noch die übrigen orientalischen Bischöfe den Maximianus und diejenigen, welche ihn ordinirt, jemals als Bischöfe erkennen würden, so wie überhaupt auch alle jene, welche man statt der andern ebenfalls unrechtmäßig abgesetzten Bischöfe, nun auf deren Stühle erheben wollte. Er schloß seinen Brief mit der Bitte, dem Kaiser diese Erklärung kund zu thun.

Socr. l. 7. Lib. c.

6. Auf eben diesem antiochenischen Concilium ward auch der, wegen hervorleuchtender Heiligkeit des Wandels bei allen Kirchen in dem größten Ansehen stehende Rabbula, Bischof von Edessa, von der Gemeinschaft der Bischöfe ausgeschlossen. Auf dem Concilium von Ephesus hatte er sich zu der Partei des Johannes gehalten. Aber er sah nachher seinen Irrthum ein und trat auf die Seite des Cyrillus und der übrigen, wahren Väter des Conciliums über. Sobald er nach seiner Kirche zurückgekehrt war, sprach er über die Bücher des Theodors von Mopsuesta und alle, welche solche lesen würden, das Anathema aus; zugleich verdammte er auch öffentlich alle von Andreas von Samosata und Theodoret gegen den heiligen Cyrillus verfertigten Schriften. Andreas klagte hierüber bei dem erwähnten Concilium und dieses schloß Rabbula einst-

weilen und bis dessen Sache näher würde untersucht worden seyn, von der Kirchengemeinschaft aus. Auch des Theodorets polemischer Geist erwachte auf das neue. Um Cyrillus und dessen Lehre zu bekämpfen, schrieb er fünf Bücher über die Menschwerdung Christi; auch sandte er eine Menge Trost- und Ermunterungsschreiben an die, ihrem, wie sie wähnten, unrechtmäßig abgesetzten Patriarchen treugebliebenen Einwohner von Constantinopel.

7. Indessen blieben die Katholiken auf ihrer Seite ebenfalls nicht müßig. Von der weltlichen Macht nun immer mehr und mehr unterstützt, bestanden sie jetzt darauf, daß man, so wie an die Stelle des Nestorius ein neuer Patriarch sey erwählt worden, nun auch an die Stelle der übrigen abgesetzten Bischöfe neue Bischöfe weihen müsse. Aber die Erstern hatten überall das Volk auf ihrer Seite. Als Firmus von Cesarea in Cappadocien nach Tiane kam, um einen Andern, welchen er mitbrachte, an die Stelle des Eutherius zum Bischof zu weihen, schickte der in der Nähe sich befindende Comes Longratius dem Letztern einen Haufen Isaurier zu Hülfe. Eutherius war nun der stärkere, jagte das den Firmus begleitende Gefolg auseinander, und nahm sogar denjenigen, welcher zum Bischofe bestimmt war, gefangen. Für sein Leben besorgt, sagte dieser, man habe ihn mit Gewalt zum Bischofe machen wollen; und um zu beweisen, daß er gar keinen bischöflichen Sinn noch Verlangen zu dieser Würde habe, zog er sogleich ein Soldatengewand an und zeigte sich damit öffentlich in dem Theater der Stadt. Auch in Marcionopel, der Metropole von Mösien, entstanden tumultarische Volksbewegungen, als man allda statt des Dorotheus den Saturninus als Bischof einführen wollte. Um diesen in den Besitz seiner neuen Kirche zu setzen hatte der General Plintha mit einer Truppe Soldaten ihn dahin begleitet. Aber das Volk,

wahrscheinlich ihren alten Bischof in ihrer Mitte, zog sich in die Kirche zurück, verschloß die Eingänge und betheuerte feierlich, daß es lieber sterben, als den neuen Bischof annehmen wolle. Um größeres Unglück, vielleicht Blutvergießen zu verhüten, fand Saturninus, der eines sanften Sinnes war, für rathsam, dem Drang der Umstände zu weichen und zog sich daher zurück. Indessen wurde doch nachher Dorotheus noch gezwungen, seinen bischöflichen Stuhl dem Saturninus zu überlassen. Ihn selbst verbannte der Kaiser nach Pera.

8. Traurig und beugend war der Anblick der zerrütteten Kirchen des Morgenlandes. An die Stelle jenes heiligen, harmonischen Zusammenwirkens, ohne welches die Vorsteher der Kirchen ihrem erhabenen Berufe nicht entsprechen können, waren jetzt Zwiespalt, Mißtrauen, Argwohn und eine durch gegenseitige Beschuldigungen immer mehr genährte, immer mehr entflammte Erbitterung getreten. Auch das Volk und alle Stände des Volkes hatten an dem Streit der Bischöfe einen leider nur zu lebhaften Antheil genommen. Friede und Eintracht waren aus den Städten, selbst aus dem Innern vieler Familien entflohen. Man stritt um so hitziger und leidenschaftlicher, als größtentheils die streitenden Parteien sich nicht verstanden, oft gar nicht wußten, wovon eigentlich die Rede war, oder die Rede hätte seyn sollen.

Till. to. 14. p. 500.

9. Niemand schmerzte wohl tiefer, als den heil. Cyrillus, dieser unselige Zustand der morgenländischen Christenheit. Überzeugt, daß auf dem Concilium von Ephesus und durch die nachher wegen der Wahl eines neuen Patriarchen in Constantinopel anwesenden Bischöfe alles Nöthige geschehen wäre, um die reine Lehre in Sicherheit und den Frieden in den Kirchen wieder herzustellen und daher jetzt, wo alle jene Verhandlungen und Beschlüsse, durch die Bestätigung des Pabstes

und den Beitritt der occidentalischen Kirchen, ihre höchste Sanktion erhalten hatten, es blos der Mitwirkung der weltlichen Macht bedürfte, um alle Kirchen die gesegneten Früchte der Bemühungen der in Ephesus versammelten Väter genießen zu lassen: beruheten nun die Hoffnungen des Patriarchen von Alexandrien vorzüglich auf der Frömmigkeit des Theodosius und dem nicht minder bedeutenden Einfluß der erleuchteten, die Angelegenheiten der Kirche noch weit richtiger, als ihr Bruder, beurtheilenden Augusta Pulcheria.

10. Eines der ersten Geschäfte des Cyrillus nach seiner Rückkehr nach Alexandrien war also, daß er jenes berühmte, unter dem Namen der Apologie, bekannte Rechtfertigungsschreiben entwarf und an den Kaiser nach Constantinopel sandte. Er geht darin gleichsam auf die Geburtsstunde der nestorianischen Ketzerei zurück; er zeigt, wie es für ihn heilige Pflicht gewesen, dem aufkeimenden Irrthum gleich in dem ersten Moment seiner Entstehung sich mit Kraft zu widersetzen; wie schonend, nachsichtsvoll und nachgiebig er sich gegen Nestorius benommen, wie schnöde aber dieser ihn behandelt, welche entscheidendere Masregeln das Betragen des Heresiarchen erfodert und wie überhaupt die Aufrechthaltung der alten, reinen Lehre der einzige Zweck aller seiner Bestrebungen gewesen sey. Er fühle zwar, daß er der Nachsicht des Kaisers bedürfe, hoffe aber, daß ihm solche, in Rücksicht auf die Lauterkeit seiner Absicht, auch sicher zu Theil werden werde. Das kaiserliche Haus zu entzweien, sey ihm nie eingefallen.*) Aber in dem Augenblick, wo über die wichtigste

*) Gleich im Anfange der durch die Neuerungen des Nestorius veranlaßten Unruhen hatte Cyrillus an den Kaiser, an die Augusta Pulcheria und an die übrigen Schwestern des Kaisers geschrieben. Theodosius, der durch die boshaften Eingebungen des Nestorius ohnehin schon

Grundlehre eine ketzerische Streitfrage sich erhoben, habe er es für dringend nothwendig erachtet, vor allen Andern, den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, um sie gegen lauernde Arglist zu warnen, die alte, ächte Lehre der Kirche gründlich und in ihrer völligen Reinheit vorzulegen. Cyrillus verbreitet sich hierauf über das zwischen dem Concilium und Johannes von Antiochien entstandene Mißverhältniß. Wie billig, rüget er es an dem Patriarchen von Antiochien, daß er blos wegen einer, seiner Einbildung nach, erhaltenen Beleidigung sich von den versammelten Vätern getrennt, die Eintracht gestört und größtentheils die jetzt allgemein herrschende Verwirrung hervorgebracht habe. Am Ende der natürlicher Weise sehr langen Denkschrift erwähnt Cyrillus auch, wie sehr es ihn geschmerzt, daß er während seines Aufenthalts in Ephesus nicht des Glückes habe theilhaft werden können, dem Kaiser seine persönliche Ehrfurcht zu bezeigen und sich bei demselben über alle gegen ihn erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. — Dieses in historischer Hinsicht so merkwürdige Schreiben bestätigte den Kaiser in seinen nun immer heller und klarer werdenden Ansichten und hinterließ überhaupt einen für Cyrillus und die gute Sache

---

ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen Cyrillus gefaßt hatte, nahm dieses sehr ungnädig auf, warf sogar auf den Patriarchen von Alexandrien den Verdacht (welchen man ihm wahrscheinlich beizubringen gewußt hatte), daß er durch diese, an jedes Glied des kaiserlichen Hauses, in das besondere gerichteten Briefe, nur Uneinigkeit in dem Hause des Theodosius zu erregen suche. In seiner Antwort gab der Kaiser ihm dieses deutlich zu verstehen. Vollkommene Eintracht, sagt Theodosius, herrsche in der kaiserlichen Familie, alle Glieder derselben machten nur einen Körper aus; wenn man also an Eines derselben schreibe, sey es ganz unnöthig, auch an die andern zu schreiben.

sehr günstigen Eindruck in dem für das wahre Wohl der Kirche ohnehin so empfänglichen Gemüthe des Theodosius.

Col. g. tn. 1. p. 44.

11. Auch dem neuen Pabste lag der Friede der morgenländischen Kirchen nicht minder am Herzen. Kurz vor oder unmittelbar gleich nach dem Tode des heiligen Cölestinus waren die beiden Bischöfe Hermogenes von Rhinocolurum und Lampecius von Kasium in Rom angekommen. Die von Ephesus nach ihren Kirchen zurückkehrenden Bischöfe hatten sie dahin gesandt. Die Ursache ihrer Sendung ist unbekannt. Den beiden Bischöfen hatte Cyrillus seinen Archidiakonus Themison zugesellt und diesem ein besonderes Schreiben an den Pabst mitgegeben, in welchem er den erwähnten Bischöfen ein treffliches Zeugniß ertheilt und den heiligen Vater versichert, daß sie am besten im Stande wären, ihm über den Zustand der Kirchen des Morgenlandes sichere und gründliche Aufschlüsse zu geben und auch die Mittel anzuzeigen, wie das Schisma gehoben, die Bischöfe gewonnen und Ruhe und Friede in der Kirche wieder hergestellt werden könnten. Cyrillus bittet den Pabst, nur mit Milde zu Werke zu gehen, an dem Untergang des an seinem Glauben Schiffbruch gelittenen Nestorius sich genügen zu lassen, den Andern die Rückkehr zu erleichtern und nicht durch Strenge sie der Ketzerei und dem Verderben in die Arme zu werfen. Was seine eigene Person betreffe, so vergebe und vergesse er gerne alle in Ephesus erlittenen Unbilde; nur die Eintracht der Kirchen liege ihm am Herzen.

12. Hermogenes und Lampecius waren Zeugen gewesen von der ruhigen, einmüthigen, von der großen Einigkeit der römischen Kirche zeugenden Wahl des neuen Pabstes, und als Repräsentanten aller morgenländischen Kirchen verherrlichten sie nun durch ihre Gegenwart die Feierlichkeit seiner Einweihung. Sixtus

empfand darüber ein großes Vergnügen und sobald er sich den Geschäften widmen konnte, ließ er die beiden Bischöfe vor sich kommen, hielt verschiedene Unterredungen mit ihnen und, indem er ihre Mittheilungen benutzte und den Wünschen des heiligen Cyrillus sich fügte, entließ er sie bald darauf mit mehrern Briefen so wohl an die Bischöfe als auch an den heil. Cyrillus.

13. In den Briefen an die Bischöfe, oder vielleicht auch in einem Circularschreiben an dieselben, macht er ihnen, wie es üblich war, zuerst seine Erhebung kund; ertheilt hierauf der Sanftmuth des Cyrillus und dessen Liebe zum Frieden die gebührenden Lobsprüche, bestätiget auf das neue die Verhandlungen des Conciliums von Ephesus und erklärt dabei, daß er mit Gelindigkeit verfahren und alle jetzt von der Kirche getrennten Bischöfe in seine Kirchengemeinschaft aufnehmen wolle, so bald sie nur den Nestorius und dessen Ketzerei verlassen und den von der römischen Kirche bestätigten Beschlüssen des Conciliums sich unterworfen haben würden. Sollten sie aber, führt der Pabst fort, uneingedenk ihres eigenen Heils, bei der Spaltung verharren; so möchten sie versichert seyn, daß man würdigere Hirten an ihre Stellen setzen und gewiß nicht die Völker dem Dämon des Schisma und der Ketzerei Preis geben würde. Auch den Johannes von Antiochien behandelt Sixtus mit Milde; sagt aber, daß jener nur dann Hoffnung haben könne, wieder in die Zahl der rechtgläubigen Bischöfe aufgenommen zu werden, wenn er alles, was das Concilium verdammt habe, gleichfalls verdammen werde.

Cot. g. to. 1. p. 45. 46.

14. Die Bemühungen des Pabstes so wie des heiligen Cyrillus würden indessen vielleicht noch lange fruchtlos geblieben seyn, wenn nicht Theodosius selbst mit dem größten Nachdruck dazu mitgewirkt hätte. Der traurige Zustand der Kirchen war ihm unerträglich und um so peinlicher für ihn, als er sich überzeugt fühlte,

Baron. Annal. edit. Luc. t. 7. p. 430. 31. 32.

die Unfälle, welche unlängst das Reich betroffen, seyen blos Folgen einer göttlichen Züchtigung, welche die Ketzerei des Nestorius, der Hader der Bischöfe und das die Religion entehrende Schisma auf seine Regierung herabgezogen hätten.

Til. to. 14. p. 514.

15. In dieser Gemüthsstimmung ließ Theodosius den Patriarchen von Constantinopel und die andern noch anwesenden Bischöfe in seinen Pallast kommen. Mit ihnen wollte der Kaiser sich berathen, wie der Friede den Kirchen auf das leichteste und schnellste wieder könnte gegeben werden. Daß man vor Allem den Glauben in Sicherheit stellen müsse; darüber war man allgemein einverstanden. Aber man sah ebenfalls ein, daß man nichts destoweniger darauf bestehen und durchaus den Johannes von Antiochien anhalten müsse, der Lehre des Nestorius das Anathema zu sprechen, dessen Absetzung zu unterzeichnen und die Erhebung des Maximianus für gültig und rechtmäßig zu erkennen.

16. Um das Friedensgeschäft desto leichter zu beendigen, ward auch in Vorschlag gebracht, daß Cyrillus ebenfalls seine Anathematismen, welche so vielen Anstoß gegeben, zurücknehmen müsse. Indessen scheint es doch nicht, daß Theodosius diese Foderung an Cyrillus gemacht habe. Was uns darüber belehren könnte, wäre das vom Kaiser, in Folge der mit dem Patriarchen und den andern Bischöfen getroffenen Masregeln, erlassene Schreiben; aber dieses ist verlohren gegangen, nur jenes an Johannes von Antiochien auf uns gekommen. Hat der Kaiser, wie es wirklich allen Anschein hat, diese Foderung aufgegeben; so zeigte er größere Einsicht, als seine Bischöfe und selbst der Patriarch; denn diese schrieben an Cyrillus und suchten ihn zu bewegen, aus Liebe zum Frieden und weil dieser schwerlich anders würde zu Stande gebracht werden können, seine Anathematismen zu widerrufen. (Vielleicht wollten sie gar, daß er das Anathema darüber sprechen

sollte) Dieser Briefwechsel geschah ganz im Geheimen, und man weiß nicht, was Cyrillus darauf mag geantwortet haben. Wahrscheinlich gab er die nämliche Antwort, welche er auch nachher den orientalischen Bischöfen gab, nämlich, daß er seine Anathematismen, so wie alles, was er während des Streites geschrieben, nicht widerrufen dürfe, folglich auch nicht widerrufen könne.

17. Kaiserliche Schreiben ergingen also jetzt an Cyrillus, Johannes von Antiochien und Acacius von Beröa. Den beiden Erstern befahl Theodosius, sich nach Nicomedien zu verfügen, durch mündliche Verhandlung das zwischen ihnen herrschende Mißverständniß zu heben, sich mit einander auszusöhnen und durch ihre Eintracht den Frieden in der Kirche wieder herzustellen; bevor dieß geschehen, sollten sie sich nicht erkühnen, vor seinen Augen zu erscheinen. Den Johannes von Antiochien bedrohete der Kaiser mit unausbleiblicher Strafe, wenn er noch ferner zögern würde, die an ihn gestellten Foderungen zu erfüllen, durch seine Weigerung noch länger die Eintracht der Kirchen zu stören. Dem Acacius, dem sein ganz ungewöhnlich hohes Alter eine Art von Heiligenschein um das graue Haupt verbreitete, — er war jetzt 110 Jahre alt — geschah abermals die unverdiente Ehre, daß der Kaiser ihn ersuchte, zur Wiederherstellung des Friedens aus allen Kräften mitzuwirken, durch sein Gebet ihn von Gott zu erflehen, durch seinen Rath ihn bei den Bischöfen zu beschleunigen. Diese verschiedenen Briefe zu überbringen ward der Tribun Aristolaus von dem Kaiser ernannt und mit den nöthigen Instruktionen versehen.

XXII.

1. Nichts beweißt mehr das aufrichtige und, man darf wohl sagen, glühende Verlangen des Kai-

sers, das in den Kirchen entstandene Ärgerniß zu heben und dem traurigen Schisma ein Ende zu machen, als sein an den heiligen Simeon Stylites, dessen alles bei Gott bewirkendem Gebet er diese wichtige Angelegenheit empfahl, bei dieser Gelegenheit erlassener, ungemein schöner und durch die darin geäusserten frommen Gefühle jedes Herz zu gleichen Empfindungen erhebender Brief.

Merc. t. 2. n. p. 358. 1. 3.

Baron. Annal. ad ann. 432. §. 49.

2. Der heilige Simeon Stylites war damals der allgemeine Gegenstand der Bewunderung einer ganzen, seine mehr als menschlichen Tugenden, anstaunenden Welt. Groß, hehr und anbetungswürdig ist der Herr in seinen Auserwählten; und es scheint, als habe es Gott gefallen, in dem heiligen Simeon der Welt ein, einst an dem großen Gerichtstage, gegen sie zeugendes Beispiel aufzustellen, wie Alles vermögend und allmächtig seine Gnade, und wie unbegreiflich Er Selbst in seinen unerforschlichen, unergründlichen Rathschlüssen mit seinen Heiligen sey.

Theod. vit. Pt. c. 26.

3. Obschon auf einer Säule lebend, obschon den strengsten, alle menschliche Kräfte übersteigenden Bußübungen sich unterwerfend, forschte der heil. Simeon dennoch Tag und Nacht in den heiligen Schriften, war mehr, als jeder andere, der heiligen Lehren und Geheimnisse kundig und nahm an allen wichtigen, die Kirche Gottes betreffenden Angelegenheiten den lebhaftesten Antheil. Der Ruf seiner Heiligkeit und der vielen von Gott durch seinen Diener gewirkten Wunder hatte sich über den ganzen Erdkreis verbreitet. Wer nur immer konnte, wollte den erhabenen Mann selbst sehen, ihn bewundern, ihn hören, sein Anliegen und sein Heil ihm empfehlen, ihn bitten, seine Hand segnend über ihm zu erheben. Von allen Seiten und aus den entlegensten Gegenden, aus Scythien, Persien, Medien und Äthiopien, ja selbst aus den entferntesten Provinzen des Abendlandes strömten daher un-

Thdrt. v. P. c. 26.

Baron. Annal. to. 7. p. 433.

aufhörlich ganze Heere wallender Pilger zu dem Aufenthaltsort des heiligen Simeon. Könige von Persien und ihre Gemahlinnen ordneten Gesandten an ihn und baten ehrfurchtsvoll um seinen Segen. Die Beherrscher der römischen Welt, die Kaiser des Morgen- und Abendlandes legten Purpur und Diademe ab, wenn sie dem heiligen Einsiedler sich naheten, ihm ihre Ehrerbietung bezeigten, in den wichtigsten Angelegenheiten sein Gebet und seinen Rath von ihm verlangten. Schon zu seinen Lebzeiten hatten die Völker der Christenheit ihn den Heiligen zugezählt, und sogar in Rom erblickte man überall, in den Pallästen der Großen wie in den Hütten der Dürftigen, das Bildniß des heiligen Simeons.

4. Theodoret hat uns das Leben dieses großen Heiligen hinterlassen. Nur mit zitternder Hand wagte er sich an diese Arbeit; „denn", sagte er selbst, „was „ich zu sagen habe, ist so ungewöhnlich, so ausserordentlich, so unbegreiflich, daß selbst die nächsten Generationen vielleicht schon meine Erzählung für Dichtung halten werden." Theodoret war ein Zeitgenosse des heiligen Simeon, hatte denselben oft besucht, war öfters längerer Unterredung mit ihm gewürdiget worden. Vieles, was er erzählt, besonders Simeons Jugendgeschichte betreffend, hatte er theils aus dem Munde des Heiligen selbst, theils von dessen frommem Schüler, dem Antonius erfahren. Und welcher Geschichtschreiber würde Glauben verdienen, wenn der ernste, strenge Theodoret ihn nicht verdienen sollte; Theodoret, der dem Schauplatz der so häufig sich jetzt offenbarenden Erbarmungen Gottes so nahe stand und seine Schrift zu einer Zeit bekannt machte, wo Millionen lebender Zeugen aus allen Völkern und Zungen entweder die Wahrheit der Erzählung bekräftigen, oder den Verfasser laut der Unwahrheit und Lüge zeihen mußten!

Till. to. 15. p. 630. art. 3.
Boll. 5. Jan.
Evag. l. 1. c. 13.

5. Simeon war in dem Jahre 388. auf der Grenze zwischen Cilicien und der Provinz Euphratensis in dem Flecken Sisan geboren. Hesychius hieß der Vater, Mathane die Mutter. Die Eltern waren weder reich noch dürftig, führten ein patriarchalisches Leben, nährten sich von der Viehzucht, und die Hut und Obsorge der Schafe war das erste Geschäft, welches sie dem heranwachsenden Knaben auftrugen. Von christlichen Eltern erhalten Kinder eine christliche Erziehung. So auch unser Simeon. Jeden Sonntag begleitete er seine Eltern in die Kirche, und auf guten Boden fiel in seinem kindlichen Gemüthe jedes Samenkorn des lebendig machenden Worts Gottes. Einst war ein sehr tiefer Schnee gefallen. Die Schafe auf die Waide zu führen, war unmöglich, und der junge Simeon erhielt daher die Begünstigung, auch diesen Tag in die Kirche zu gehen. Bei seinem Eintritt in dieselbe las man das Evangelium, worin die, theils furchtbare, theils tröstende, Stelle vorkömmt: „Selig sind die auf Erden hier weinen und wehklagen“ 2c. 2c. Die Seele des jungen Simeons ward heftig erschüttert. Als man aber nach dem Evangelium auch mehrere Stellen aus einer der Epistel des heiligen Paulus vorlas, welche von der Reinheit des christlichen Wandels und der höhern Vollkommenheit des Christen handelten, jedoch für jetzt noch die Begriffe des kaum eilfjährigen Simeons überstiegen, wandte sich der nach Wahrheit dürstende Knabe, nach geendigtem Gottesdienst, an einen ihm zur Seite stehenden Greis und bat diesen, ihm das, was so eben wäre vorgelesen worden, noch umständlicher und deutlicher zu erklären. Gerne fügte sich der Greis der Bitte des Kleinen. Jetzt schlug für den jungen Simeon die Stunde höherer Gnade. Dem göttlichen Lichtstrahl versperrte das fromme, demuthvolle Herz des noch schuldlosen Hirtenknaben nicht den Eingang,

entkräftete nicht dessen göttliche, den Menschen so oft und so liebvoll heimsuchende Wirkung.

6. Seine Eltern, die Welt, ja sich selbst zu verlassen, war jetzt der einzige Gedanke des jungen Simeon. Statt nach dem väterlichen Hause zurückzukehren, begab er sich zu einer einsam gelegenen, über dem Grabe eines Märtyrers erbauten Kapelle. Hier warf er sich auf die Knie und flehete aus der Tiefe seines Herzens zum Himmel. Der Inhalt seines Gebetes war, daß Gott seine Seele retten, ihn auf den Pfad des Heils leiten, seinen heiligen Willen ihm kund thun und solchen zu erfüllen, ihn kräftigen möge. Sieben Tage lang verharrte er, ohne Nahrung zu nehmen, in inbrünstigem Gebet. Am achten fiel er in einen süßen, erquickenden Schlaf. Jetzt wird er einer Erscheinung gewürdiget. Ihm deuchte, er grabe in der Erde, um das Fundament eines Gebäudes zu legen. Als er einige Zeit gearbeitet hatte, fühlte er sich ermüdet und wollte von der Arbeit ablassen; aber er hörte eine Stimme, welche ihm zurief: fahre fort und grabe tiefer. Simeon machte sich auf das neue an die Arbeit. Es dauerte nicht lange, so glaubte er tief genug gegraben zu haben und wollte abermals der Ruhe sich überlassen; aber sogleich erscholl wieder die nämliche Stimme und rief wie vorhin ihm zu: fahre fort und grabe tiefer. Das Nämliche geschah noch zweimal, bis endlich eben dieselbe Stimme ihm sagte, er möge jetzt aufhören, das Fundament sey tief genug gegraben und ohne Beschwernisse und mit der größten Leichtigkeit werde er nun in sehr kurzer Zeit sein Gebäude aufführen können. *)

Theodrt. v. P. Boll. §. 3.

*) Der Sinn dieses Traumbildes scheint nicht sehr schwer zu deuten. Warum werden so oft, ja beinahe täglich so viele frommen Plane, so viele selbst heiligen Entwürfe eines künftigen, evangelisch-christlichen Wandels gemacht,

7. Von seinem Traume erwacht begab sich der kleine Simeon nach einem nahe gelegenen, nur von wenigen Brüdern bewohnten Kloster. Der Vorsteher desselben hieß Timotheus und war ein, wegen seiner vorzüglichen Frömmigkeit, weit umher bekannter, hochverehrter Mann. Die Kirche zählte ihn nach seinem Tode den Heiligen zu. Aus Demuth wagte Simeon nicht, an den Pforten des Klosters zu klopfen. Er warf sich auf die Erde nieder, nahm zum Gebet wieder seine Zuflucht und verharrte abermals 3 Tage, ohne Speise zu nehmen, in dieser Stellung. Erst am 4ten Tage gewahrte ihn der Abt, der so eben eines Geschäftes wegen das Kloster verlassen wollte. Auf die Frage: wer er sey, woher er komme, wer seine

Boll. 1. Febr.

und leider beinahe nie, oder doch nur äusserst selten ausgeführt? Weil das Gebäude, das man aufführen will, kein Fundament hat; weil dasselbe blos auf flüchtigen, dem Flugsand vollkommen ähnlichen, schnell vorübergehenden, frommen Empfindungen und Anwandelungen beruhet. Aber um ein festes, jeder innern und äussern Versuchung trotzendes Fundament zu legen, muß der Mensch sein eigenes Herz gleichsam durchwühlen, in die verborgensten und tiefsten Falten desselben eindringen. Die erste Folge dieses tiefen Eindringens in sein, ihm selbst bis jetzt, verborgenes Innere wird Selbstkenntniß seyn, das heißt, er wird vor dem Spiegel, in den er nun blickt, schaudernd zurückbeben; und das tief beugende, schmerzhafte, aber heilsame Gefühl seiner vollendeten Nichtswürdigkeit wird bei ihm nun bald zur lebendigen, in seine ganze Denk- und Handelsweise übergehenden Überzeugung seines gänzlichen Unvermögens und bejammernswerther Dürftigkeit werden. Wer zu dieser Selbstkenntniß gelangt ist, der hat den ersten und schwersten Schritt auf der Bahn des Heils und ernster Besserung gethan. Sich Selbst kann er nun nicht mehr lieben noch achten; denn was hätte er wohl Liebenswürdiges, oder Achtungswerthes an sich finden können? Die Demuth wird ihm also nicht mehr als

Eltern wären und was er verlange; antwortete Simeon: Ich bin frei geboren, heiße Simeon, und flehe zu dir, daß du meine Seele retten mögest, die ohne deine Hülfe verloren gehen könnte. Was meine Eltern betrifft, so bitte ich dich, mit fernern Fragen nicht weiter in mich zu dringen. „Wenn es Gott ist, mein Sohn“, sagte der fromme Abt, „Der dich hieher schickt, so wird Er dich auch gegen jedes Übel, das heißt, gegen jede Sünde schützen und vor den Schlingen der Welt und des Teufels bewahren.“ Mit diesen Worten hob er ihn liebreich auf, führte ihn in das Kloster und empfahl ihn den Brüdern, daß sie ihn mit den Vorschriften des Klosters bekannt machen möchten.

8. Die Bestimmung des jungen Simeons war jetzt, den Brüdern zu dienen, und die seinem Alter

---

eine schwer zu erwerbende Tugend erscheinen; ein natürliches Bedürfniß, eine sich stets von selbst aufdringende, mit seinem ganzen Bewußtseyn unzertrennlich verbundene Empfindung wird sie ihm werden; und ist sie dieses geworden; dann hat er tief genug gegraben; das Fundament steht fest und das Gebäude wird nun gleichsam von selbst sich darauf erheben. Tiefere Blicke in die Wissenschaft des Heils, als dem frommen Thomas von Kempis, sind vielleicht noch keinem Andern geworden. «Hätte einer», sagt dieser von dem Geiste Gottes erleuchtete Führer, «auch alles und die ganze Welt verlassen, könnte aber Sich Selbst nicht verlassen; so hat er wenig oder noch gar nichts gethan.» — Das eigene Ich ist des Menschen größter Feind; es vereitelt die meisten frommen Entschlüsse; der uneigennützigen Liebe zu Gott versperrt es den Eingang, trübt unsere Liebe zum Nächsten, entweihet und verunreiniget jedes Opfer und macht sich stets zum unlautern Mittelpunkt aller sogenannten frommen Handlungen und Empfindungen, die aber deswegen jetzt aufhören, fromm zu seyn, und auf die doch der bis an das Grab sich täuschende Mensch, gewöhnlich so unendlich viel sich zu gut zu thun pflegt.

und seinen Kräften angemessenen Klosterarbeiten zu verrichten. Durch seinen Fleiß, seine Folgsamkeit und stille Demuth gewann er bald die herzliche Zuneigung der Brüder, nahm an allen ihren frommen Übungen Antheil und übertraf dieselben nicht selten an Pünktlichkeit und heiligem Eifer. In kurzer Zeit wußte er alle, unter dem Namen der Psalmen, bekannten, die unendliche Macht, Weisheit und Liebe Gottes verkündenden, von dem heiligen Geist selbst eingegebenen Lobgesänge auswendig. Einen besondern Eindruck auf sein busfertiges Herz machten jene, welche wegen der darin herrschenden Sprache der Zerknirschung und der so rührend sich darin ergießenden Empfindungen der Buße und einer mit den Schmerzen der Liebe verbundenen Reue, vorzugsweise die Bußpsalmen genennt werden. Zwei Jahre blieb Simeon in diesem Kloster, und eben so lange beweinten die trostlosen Eltern den Verlust ihres geliebten Kindes, von dessen Schicksal sie bis jetzt auch nicht die entfernteste Kunde noch erhalten hatten.

9. Blos das Verlangen, eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu ersteigen, bewog Simeon, die Brüder und ihren frommen Vorstand Timotheus zu verlassen. Das Kloster, wohin er sich jetzt begab, lag zwischen Antiochien und Beröa, in dem Gebiete der erstern Stadt, und stand unter der Leitung eines gewissen Heliodorus, dessen Theodoret mit vielem Lobe erwähnt. Der Brüder waren es hier 80 an der Zahl. Aber Simeon übertraf sie bald alle an Selbstverleugnung, Abtödtung und Ausübung der strengsten und härtesten Bußwerke. Gewöhnlich aßen die Brüder in diesem Kloster jeden Tag, oder wenigstens doch jeden zweiten Tag; aber Simeon nahm nur am Sonntag einige Nahrung zu sich, fastete die ganze übrige Zeit und vertheilte alles an den Wochentagen erhaltene Brod und Zugemüß im Stillen an die Armen. Als

Thdrt. v. P.

Evagr. L.1.c.13

der Abt es endlich erfuhr, stellte er ihn darüber zu Rede, gab ihm einen Verweis, nannte es einen indiscreten Eifer, ja einen Exceß, welcher den Regeln und Ordnungen des Klosters zuwiderlaufe. Demungeachtet konnte Simeon seinen Eifer nicht mäßigen. Erscheint er nun hierin auch als ungehorsam gegen die Befehle seiner Obern; so beweißt doch, wie auch Tillemont bemerkt, die Folge der Lebensgeschichte des heiligen Simeon, daß er auch jetzt nicht seinem eigenen Dünkel, sondern den Regungen des Geistes Gottes folgte.

10. Dem Liebenden ist keine Arbeit zu schwer, kein Unternehmen zu groß. Wer Gott von ganzer Seele liebt, fühlt auch die Leiden der Liebe, das heißt, er empfindet den oft namenlosen Schmerz, Gott nicht so vollkommen, so rein und uneigennützig lieben zu können, als er ihn von ganzer Seele lieben möchte; und da er dieses geistige Unvermögen als eine Folge seiner Sündhaftigkeit betrachtet, so scheint ihm auch keine Züchtigung, keine Abtödtung der Sinnlichkeit, welche die vornehmste und reichhaltigste Quelle unsers moralischen Elendes ist, zu hart und zu strenge, um jene Freiheit des Geistes und jene Vollkommenheit zu erlangen, mit welcher er den einzigen und höchsten Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht zu umfassen wünscht. Als daher der heilige Simeon einst beauftragt ward, Wasser aus dem Brunnen des Klosters zu schöpfen, überraschte ihn ein Gedanke, den er ohne zu zögern, sogleich auch ausführte. Statt Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen, lös'te er das aus Palmzweigen geflochtene, daher äußerst scharf einschneidende Seil von dem Eimer ab, entkleidete sich und schlang es so fest, als nur immer möglich, um den Leib. Da er ohne Wasser zurückkam, sagte er: Man könne nachsehen, es sey kein Seil an dem Brunnen. Die Handlung des heiligen Simeons blieb also für jetzt noch un-

bemerkt. Als aber nach einiger Zeit das Seil das Fleisch bis zu den Knochen durchschnitten hatte, als eine Menge Geschwüre jenen Theil des Köpers bedeckten, als diese Geschwüre endlich gar Würmer erzeugten, einen übeln Geruch verbreiteten, und überall, wo Simeon stand oder weilte, Blutflecken bemerkt wurden; da begab sich der Abt selbst auf Simeons Zelle, untersuchte dessen Lager, stellte ihn zu Rede über so manche ihm sonderbar vorkommende Erscheinung. Simeon schlug die Augen nieder und verstummte; aber desto reichlicher flossen seine Thränen. Jetzt befahl Heliodorus, ihn zu entkleiden und Staunen und Entsetzen ergriffen den Abt und die übrigen, als sie sahen, mit welcher beispiellosen Grausamkeit er gegen seinen eigenen Leib gewüthet hatte. Simeon öffnete nun den Mund, aber nur um flehentlich zu bitten, daß man ihn zur Abbüßung seiner Sünden in diesem Zustande möchte sterben lassen. „Welche schwere Sünde lastet denn auf deinem Gewissen?" fragte ihn nun der Abt. „Ach", antwortete Simeon, „hat nicht David gesagt, daß er in Sünden erzeugt worden, und ist mir dieses Unglück nicht mit allen Menschen gemein?" Der Abt bewunderte die Wahrheit und den tiefen Sinn dieser Antwort, noch mehr aber die große Furcht des Herrn in dem Herzen eines dem Anscheine nach ganz ungebildeten Bauernjungen. Indessen befahl Heliodorus ärztliche Mittel anzuwenden. Was Simeon unter dem Messer des Wundarztes litt, hielt er für unbedeutend, war auch schon nach 50 Tagen vollkommen geheilt. Aber jetzt ließ der Abt ihn vor sich kommen, sagte ihm, daß sein indiscreter, übertriebener Eifer den Brüdern Anstoß geben, einen Unbesonnenen zu Handlungen reitzen könne, welche seine Kräfte überstiegen. Mancherlei Unordnungen und Mißbräuche würden sich einschleichen, die Regel und Ordnung des Hauses dadurch gestört werden.

bdrt. v. P. oll. 5. Jan.

Er ersuche ihn also, noch heute das Kloster zu verlassen.

10. Nicht sehr ferne von dem Kloster, in einer gebirgigen, unwirthbaren Gegend war ein tiefer, wasserloser Brunnen. Bei dem Volke und in der ganzen Gegend ging die Sage, daß Dämonen darin haußten. Mehr als Volkssage war es indessen, daß eine Menge giftiger Insekten und dem Menschen gefährlicher Schlangen darin ihre Löcher hatten. Unbekümmert um die Schrecknisse nächtlicher Phantome, unbekümmert um den tödtlichen Biß der Schlangen, wählte Simeon diesen Brunnen zu seinem künftigen Aufenthalt, ging sogleich hin, stieg mit Mühe herab und sang nun, wie einst die jüdischen Jünglinge in dem glühenden Ofen von Babylon, Tag und Nacht Psalmen und Loblieder dem Herrn. Hier, unter Gebet und heiligen Gesängen den Geist auszuhauchen und mit seinem Schöpfer sich zu vereinigen, war jetzt die eigentliche Absicht des heiligen Simeon.

11. Aber dem Abt ward eine nächtliche Erscheinung. Im Traume sah er eine Menge ehrwürdiger Gestalten, angethan in weißen Gewanden und mit brennenden Wachskerzen in der Hand. Mit zürnendem Blick redeten diese ihn an und droheten ihm, das ganze Kloster in Flammen zu setzen, wenn er ihnen nicht den Simeon, diesen treuen Knecht Gottes wieder herbeischaffte. Warum, fragten sie ihn, hast du denselben von hier vertrieben? welches Vergehen hat er begangen? Wisse, daß er in den Augen Gottes größer ist, als du und alle die hier sind, und daß noch größer und herrlicher er in der Zukunft vor Gott seyn wird. — Aufgeschreckt durch diesen Traum, versammelte Heliodorus sogleich alle Brüder des Convents, erzählte ihnen das nächtliche Traumbild und ersuchte sie, daß einige sich aufmachen möchten, den

Theod. et Boll.

so gröblich beleidigten Simeon aufzusuchen und wo möglich wieder in das Kloster zurückzubringen.

12. Gleich am frühen Morgen des folgenden Tages machten sich einige der Brüder auf den Weg; aber fruchtlos durchstreiften sie die ganze Gegend, fanden nicht, was sie suchten, und kehrten unverrichteter Dinge wieder in das Kloster zurück. Sie betheuerten dem Abt, daß sie alle Winkel, alle Schlünde und Schluchten des Gebirges durchsucht, nur jenem bekannten, gefürchteten und daher von jedermann geflohenen Brunnen sich nicht genaht hätten. Heliodorus gab ihnen einen Verweis, befahl ihnen zurückzugehen, den Namen des Herrn anzurufen und furchtlos in den Brunnen hinab zu steigen. Der Befehl des Abtes ward pünktlich vollzogen. Als sie an dem Rande des Brunnens angekommen waren, riefen sie den Simeon bei seinem Namen. Der fromme Simeon gab ihnen Antwort. Muthig und im Vertrauen auf Gott stiegen sie in den Brunnen mit brennenden Fackeln und bei dem Schein derselben verkrochen sich Vipern und Schlangen in ihren Löchern.

13. Es kostete den Brüdern nicht wenig Mühe, den heiligen Simeon zu bereden, mit ihnen wieder nach dem Kloster zu gehen. Hier zu büßen und in völliger Ergebung den Tod zu erwarten, war sein einziges Verlangen. Nur die vereinten Bitten der Brüder und ihre Vorstellungen, daß dieses der Wille Gottes nicht wäre und daß Gott ja gleichsam selbst sie hieher geschickt habe, konnten ihn endlich bewegen, sich von ihnen aus dem Brunnen ziehen zu lassen und in ihrer Gesellschaft den Rückweg nach dem Kloster zu nehmen.

14. Kaum waren er und seine Begleiter in dem Kloster angelangt und hatten die Pforten desselben hinter sich, als der Abt dem Simeon entgegen kam, sich zur Erde warf und ihn reumüthig bat, ihm zu

verzeihen, was er aus Unverstand gegen ihn verbrochen. „Jetzt", setzte Heliodorus hinzu, „sehe ich wahrhaft ein, daß du ein Diener und Freund Gottes bist. Sey in Zukunft mein Vater, ich will von dir lernen; lehre mich, was du weist." Auch alle Brüder kamen jetzt herbei und warfen sich dem Angekommenen zu Füßen. Für die aufrichtige, lautere Demuth des Heiligen war dieses ein schwerer Augenblick; mit Thränen bat er, daß man seiner schonen möchte; sie sollten bedenken, daß sie Diener Gottes, er aber ein schwacher, sündiger Mensch, sie seine Väter und Gebieter, er und Seinesgleichen aber nur ihre unwürdigen Schüler und Knechte wären.

15. Noch drei Jahre blieb Simeon in dem Kloster. Plötzlich verschwand er aus demselben und ohne von Heliodorus noch den Brüdern Abschied zu nehmen, begab er sich in eine einsame Gegend auf einem Berg nahe bei Telanissus. Hier beschloß der Heilige, sein ganzes, und was er freilich nicht wissen konnte, noch aus einer langen Reihe von Jahren, bestehendes Leben zuzubringen. Daß er auf Antrieb des Geistes Gottes dahin kam, ist um so weniger zu bezweifeln, als es ebenfalls hier war, wo Gott seinen Knecht vor den Augen der Welt und aller Mächtigen und Großen der Erde, 37 Jahre hindurch, auf so wundervolle Weise verherrlichte.

J. n. Ch. G. 412. oder 413.

16. In den erstern Jahren bewohnte Simeon ein kleines, sehr verfallenes, auf dem Abhang des Berges nahe an dem Fuß desselben, stehendes Haus. Wie es scheint, wählte er sich einen gewissen Bassus, der Chorbischof in jener Gegend war und unter dessen Aufsicht ein aus 200 Geistlichen bestehendes und unter einer äusserst strengen Regel lebendes Kloster stand, zu seinem geistlichen Führer. Besonders ehrenvoll spricht von demselben Theodoret; er nennt ihn den

großen Bassus, den bewundernswürdigen Mann, den Mann nach dem Herzen Gottes.

17. Da der Eifer des heiligen Simeons immer mehr und mehr erglühete, und er überhaupt in allem seinem Thun und Lassen sich nur die größten Vorbilder wählte, so fiel er jetzt, als die Fastenzeit in diesem Jahre eingetreten war, auf den Gedanken, gleich dem Elias, ja gleich dem Erlöser selbst, sich 40 Tage lang aller und jeder Nahrung zu enthalten. Seinen gefaßten Entschluß theilte er dem Bassus mit, er bat ihn, allen Speisevorrath aus seiner Wohnung hinwegnehmen und den Eingang derselben vermauern zu lassen. Der Chorbischof, obschon in den Wegen Gottes bewandert, fand den Entschluß zu gewagt, das Unternehmen zu groß, die Kräfte eines Menschen übersteigend. Durchaus wollte er es also nicht zugeben. Durch vieles Bitten erlangte endlich Simeon, daß man ihm wenigstens einen Versuch zu machen erlaubte, jedoch mußte er geschehen lassen, daß Bassus ihm auf jeden Fall zehen Brode und einige mit Wasser gefüllte Flaschen zurückließ. Der Chorbischof zog sich hierauf zurück und ließ wirklich, dem Verlangen des Heiligen gemäß, die Thüre des Hauses zumauern. Sobald die 40 Tage vorüber waren, eilte Bassus nach der Wohnung Simeons, ließ den Eingang öffnen und fand zu seinem größten Erstaunen die Brode wie das Wasser unberührt. Aber der Heilige lag sprach- und bewegungslos auf der Erde; nur matte, leise Athemzüge verkündigten noch vorhandenes Leben. Bassus nahm einen Schwamm, taugte denselben in Wasser und bestrich damit einigemal ganz sanft das Gesicht und den Mund des Simeons. Als dieser hierauf die Augen aufschlug und den Mund öffnete, eilte Bassus fort, holte das hochheilige Sakrament und gab dem, seiner Meinung nach, an völliger Entkräftung dahinsterbenden Simeon die heilige Eucharistie. Kaum hatte dieser

diese übernatürliche, nur der äußern Gestalt nach, dem Brod ähnliche, himmlische Nahrung genommen, als er, gekräftiget an Leib und Seele, von der Erde aufstand, wieder sprechen konnte und mit lauter Stimme Gott preißte und Ihm dankte. Bassus verkannte hier nicht die Wunder wirkende Hand Gottes; aber Simeon machte es sich nun zur festen Regel, während der, von der Kirche eingesetzten, vierzigtägigen Fastenzeit jedes Jahres, sich aller und jeder Speise zu enthalten. *)

18. Drei Jahre blieb Simeon in diesem Hause. Nach dieser Zeit bestieg er den Gipfel des Berges, der nachher durch die Thaten des Heiligen so berühmt ward. Der Platz, den er auf demselben wählte, war sehr steinigt. Mandra nennen ihn die Schriftsteller, welche von dem heiligen Simeon reden; aber wahrscheinlich ward ihm dieser Name erst gegeben, als ein Kloster auf demselben, und zwar noch zu den Lebzeiten

*) Metaphrast und auch Bollandus haben sich hier offenbar geirret; denn Theodoret sagt ausdrücklich, daß der heil. Simeon in jeder Woche einmal gegessen, mithin dessen strenge Enthaltung jeder Nahrung sich nur auf die von der Kirche eingesetzte, vierzigtägige Fastenzeit beschränkt habe. — In seinem Briefe an Casulanus sagt der heil. Augustinus, er habe von höchst glaubwürdigen Zeugen vernommen, daß ein sehr frommer Mann 40 Tage in der strengsten Fasten, ohne das Mindeste zu essen oder zu trinken, zugebracht habe und wunderbarer Weise am Leben erhalten worden sey. — Da die Gründe, aus welchen man diesen Brief des heiligen Augustinus in das Jahr 396. setzen will, äusserst schwach und gehaltlos sind; so kann der fromme Mann, von welchem darin die Rede ist, kein anderer, als Simeon gewesen seyn; und dieses darf um so weniger bezweifelt werden, da wirklich von Niemand anderes Etwas ähnliches bekannt ist. Auf diese Art wird also der heil. Augustinus ein neuer Gewährsmann für die Wahrheit eines, in der Lebensgeschichte des heil. Simeons, nicht wenig merkwürdigen Ereignisses.

Aug. to. 2. B. pr. epist. 36.

Simeons, erbaut ward. Zuerst bewohnte er ein, aus trockenen, von ihm selbst zusammengetragenen Steinen, zusammengesetztes Gemäuer ohne Dach, mithin ohne Schutz gegen Regen, gegen Winde und Stürme, so wie gegen die, in der heißen Jahrszeit, glühenden Strahlen der Sonne. Um aus keinem Grunde den engen Bezirk dieses Gemäuers zu verlassen, ließ er eine 20 Ellen lange Kette an seinen rechten Fuß befestigen, das andere Ende derselben an einen Stein anschmieden. Als aber Melecius, Chorbischof von Antiochien (vielleicht der Nachfolger des Bassus) ihm bemerkte, daß ein fester Wille, geleitet durch die von dem Lichte des Evangeliums erleuchtete Vernunft, mächtig genug sey, um den Körper auch ohne Kette zu fesseln, ließ er sogleich und ohne alle Widerrede sich die Kette durch einen Schlosser wieder abnehmen.

19. Jetzt fing der Name Simeons an bekannt zu werden. Viele, mit unheilbaren, evangelischen Krankheiten behaftet, nahmen zu ihm ihre Zuflucht, erhielten durch ihn ihre vorige Gesundheit. Überall verkündeten diese die von Gott ihnen auf das Gebet des frommen Einsiedlers zu Theil gewordenen Wohlthaten, und so verbreitete sich bald der Ruf seiner Heiligkeit bis in die entferntesten Provinzen des Reiches. Zahlloses Volk strömte bald von allen Seiten herbei. Aber man wollte ihn nicht blos sehen, man wollte ihn auch hören, ihn berühren, ein Stück von seiner Kleidung mit nach Hause nehmen. Diese ungemeinen Ehrenbezeugungen verletzten das ungeheuchelte Demuthsgefühl des Heiligen. Um also solchen Zudringlichkeiten zu entgehen, ohne jedoch den nach Hülfe ausgestreckten Armen der Bedrängten sich gänzlich zu entziehen, fiel er auf den Gedanken, den Gipfel einer Säule für die Zukunft zu seiner Wohnstätte zu machen. Die erste Säule, welche er sich errichten ließ, hatte eine Höhe von 6 Ellen; die zweite, welche man ihm einige Jahre

Thdrt. v. P.

nachher errichtete, war 12 Ellen hoch; die dritte, welche er abermals einige Jahre später bestieg, war 22 Ellen hoch, die vierte 36 Ellen und die fünfte endlich und auf welcher er seine wunderbare Laufbahn beschloß, hatte gar eine Höhe von 40 Ellen. Diese neue, damals noch nie erhörte, Lebensweise begann er in dem Jahre 423. Auf der ersten Säule lebte er 4 Jahre, auf der zweiten 3 Jahre, auf der dritten 10 Jahre, auf der vierten wieder ungefähr 4 Jahre, und 15 oder 16 Jahre auf der letzten. Mithin waren es im Ganzen volle 37 Jahre, welche der heilige Simeon in dieser unbegreiflichen, einem ununterbrochenen Märtyrthum gleichenden, ja alle Leiden und Kämpfe der Märtyrer noch übersteigenden Bußübung zubrachte.

Evagr. l. 1. c. 13. Till. to. 15. p. 361. art. 8.

20. Diese so ganz ungewöhnliche, ja selbst, wie es den Anschein hatte, ausser den Grenzen menschlicher Kräfte liegende Lebensart des Heiligen ward anfänglich sehr vielen ein Anstoß. Einige verlachten ihn als einen Aberwitzigen, andere nannten ihn einen Heuchler und beschuldigten ihn der Eitelkeit; beinahe alle aber ärgerten sich daran, daß Simeon einen ganz andern Weg wandeln wolle, als jenen, welchen so viele heilige Väter, fromme Bekenner, heilige Priester, Mönche und Einsiedler gewandelt wären. Die ägyptischen Einsiedler gingen gar so weit, daß sie ihm droheten, ihn aus ihrer Kirchengemeinschaft auszuschließen. Diese brachte jedoch Gott bald auf andere Gedanken. Indessen wollten sie ihn doch vorher noch näher prüfen. Unstreitig ist Demuth der einzige und sicherste Maßstab jeder Tugend, jeder Vollkommenheit und Heiligkeit des Lebens. Mit diesem nie trügenden Maßstab beschlossen sie daher auch bei dem heiligen Simeon jetzt einen Versuch zu machen. Einige Brüder wurden demnach an Simeon abgeordnet. Diese sollten ihm das Ungereimte, Aufsehenerregende seines Benehmens vorstellen, im Namen aller Einsiedler Ägyptens ihm befehlen, sogleich

Glyc. ann. l. 4.

von der Säule herabzusteigen, seine sonderbare, bis jetzt so vielen Anstoß gebende Lebensweise zu verlassen. Würde er nun — so lautete der Auftrag — sich diesem Befehle fügen; so sollten sie ihn auf seiner Säule lassen; würde er sich aber widersetzen, ihn mit Gewalt herunterführen. Als die Abgeordneten bei Simeon angekommen waren, thaten sie, wie ihnen geheißen war. Sogleich stieg der Heilige die Säule herab; aber noch hatte er die letzte Stufe nicht erreicht, als die abgesandten Brüder ihm schon entgegen kamen, den Kuß des Friedens ertheilten und ihm bedeuteten, daß die heiligen Einsiedler Ägyptens nun überzeugt wären, daß er nicht aus eigenem Dünkel, sondern auf Antrieb Gottes so handle; er möchte also seine Säule nur wieder besteigen, seinem angefangenen, Gott wohlgefälligen Vorhaben treu bleiben.*)

Evagr. l. 1. c. 13. p. 270. Till. l. 15. p. 62. art. 8.

*) Es ist wirklich äusserst zu bedauern, daß das Leben eines Heiligen, durch welchen es Gott vorzüglich gefiel, seinen Namen unter den Völkern zu verherrlichen, beinahe zu allen Zeiten, und leider jetzt mehr, als ehemals, so vielen zum Anstoß gereichen, so viele vermessene Urtheile herbeiführen, ja selbst — wenn anders der Unverstand lästern könnte — der Gegenstand spottenden Aberwitzes werden mußte. Daß Gott in allen Dingen groß und unbegreiflich, und folglich es auch in seinen Heiligen sey: dieß ist allgemein bekannt. Auf Letztere also den gemeinen, gewöhnlichen Maßstab unserer Begriffe und Vorstellungen anzuwenden, sie nach diesem zu messen, zu würdigen und zu richten, ist Albernheit; aber gar Gott vorschreiben wollen, wie und auf welche Weise Er sich in seinen Heiligen offenbaren müsse, der höchste Grad der Vermessenheit. „Non enim cogitationes meae cogitationes vestrae, neque „viae vestrae viae meae, dicit dominus. Quia „sicut exaltantur coeli a terra, sic exaltatae „sunt viae meae a viis vestris et cogitationes „meae a cogitationibus vestris.“ (Meine Gedanken und meine Wege sind nicht die euern, spricht der

21. Die Säulen, auf welchen der heil. Simeon 37 Jahre theils aufrecht stehend, theils vorwärts gebeugt, zubrachte, hatten kaum drei Fuß im Durchmes-

---

Herr; denn so hoch die Himmel über der Erde erhaben, so erhaben sind auch meine Gedanken und meine Wege über den euern.) — So unerforschlich indessen auch die göttlichen Rathschlüsse sind, so verbirgt uns Gott nie ganz die wohlthätigen Absichten und Zwecke, welche den Werken und Thaten seiner Erbarmung zum Grunde liegen; und so möchte vielleicht auch der Beruf und das Leben des heiligen Simeon sich füglich aus dem damaligen Zustande der römischen Welt erklären lassen. Ein großer, vielleicht der größte Theil der Christen war in Uppigkeit, Wohlleben und Laster versunken, und die Haare sträuben sich dem Leser, der einen Blick auf das scheusliche Gemälde wirft, welches Salvianus von den, in allen Gemeinen der afrikanischen Kirchen, jeden Begriff übersteigenden, herrschenden Lastern entworfen hat. Nicht viel besser mochte es nun wohl auch in den übrigen Theilen des weitschichtigen römischen Reiches hergehen. In allen Provinzen gab es noch eine Menge Heiden, Juden und zahllose Sekten jeder Art. Nicht die Heiden allein, auch selbst die Christen ergaben sich auf das neue wieder dem Wahn heidnischer Abgötterei. Selbst hohe Reichsbeamten, wie z. B. der Feldherr Littorius, statt bei dem allein wahren, starken Gott Hülfe und Rettung zu suchen, nahmen lieber öffentlich und ohne Scheu zu dem Gaukelspiel der Dämonen und dem Trug der Wahrsager und ähnlichen Gesindels ihre Zuflucht. Die Predigten, Briefe und Schriften der damaligen Bischöfe, z. B. des Petrus Chrisologus, des heil. Maximus, Prosper ɪc. ɪc. sind voll der bittersten Klagen über diese traurige Entartung der Christenheit. Mit einem Worte, die Welt lag im Argen.

Wahre Tugend ist still und geräuschlos; eben weil sie Tugend ist, will sie weder schimmern noch glänzen; und eben so, weil der Heilige heilig ist, entzieht die tiefste Demuth jedes seiner Verdienste, jede ihm von Gott zu Theil gewordene Gnade dem profanen Blick der Welt. Was sie thun und dulden, welche Kämpfe sie

ser, waren ohne Dach, mithin ebenfalls wie sein ehemaliges Gemäuer, dem Eindringen der Luft, dem Regen und den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt.

---

kämpfen, welche Siege sie über sich erringen, welche Opfer sie bringen, ihr lebendiger Glaube, ihre nie wankende Hoffnung, ihre glühende Liebe, ihre gänzliche Selbverleugnung, kurz alle ihre höhere Tugenden stehen blos vor dem allsehenden Auge Gottes; der Welt und den Menschen sind sie unbekannt; denn von der Welt nicht gekannt zu seyn, von den Menschen verschmähet zu werden, ist ja des Heiligen erster Wunsch, sein tägliches, anhaltendes Gebet. Auf ihre Zeitgenossen können also solche fromme und heilige Männer oft nur wenig oder gar nicht wirken. Ihre Lehren, Bitten und Ermahnungen fruchten höchstens bei ihren nächsten Umgebungen oder in dem engen, blos auf eine einzige Stadt oder Dorf, beschränkten Bezirk ihres Wirkungskreises. Jenseits dieser Grenzen sind ihre Namen wie ihr Beispiel unbekannt. Für die Welt sind sie, als wenn sie nicht da wären.

Aber anders wird es, wenn Gott nach den Rathschlüssen seiner Barmherzigkeit eine allgemeine Umänderung der Gemüther aller Menschen und Völker beschlossen hat. Auf seinen Ruf tritt alsdann ein Mann, ein Prophet auf, der, ausgerüstet mit höhern Kräften, die gewöhnlichen Fesseln der Natur zersprengt, mit allen übrigen Menschen nichts gemeines mehr hat und gleich einem Wesen einer höhern Welt plötzlich in ihrer Mitte erscheint. Jetzt wird die allgemeine Aufmerksamkeit auf einmal erregt. Schnell verbreitet sich das Gerücht; und das Ungewöhnliche, Ausserordentliche wirkt gleich einem elektrischen Schlag bis in die entferntesten Provinzen. Von allen Seiten strömt nun Alles herbei, um selbst zu sehen, selbst zu hören; sogar dem Trägen gibt die gereizte Neugier beflügelte Eile; und da jeder von Erstaunen und Entsetzen ergriffen wird, so muß auch das Gesehene und Gehörte nun nothwendig einen desto tiefern, bleibenden, nicht leicht mehr zu verwehenden Eindruck auf ihn machen. Und wer kann es wissen, welche Früchte des Heils die Worte, die Simeon

Seine ganze Kleidung bestand in einem aus Thierhäuten verfertigten, bis auf die Fußsohlen herabreichenden und mit einem Gürtel auf dem Leibe befestigten Rock.

---

zu den Völkern, von der Zinne seiner Säule, sprach, in den Herzen von Tausenden und abermal Tausenden mögen hervorgebracht haben? Die Predigten, die er dem täglich zu ihm hinausströmenden Volk von Antiochien hielt, wiederhallten, wie die Geschichte uns lehrt, in dem Innern von Persien, in Äthiopien, an den Grenzen Scythiens und in den entlegensten Gegenden des Abendlandes. Wer vermag also zu zählen die vielen verstockten Sünder, die Simeon bekehrt, die vielen Leichtsinnigen, die er zu ernsten Betrachtungen geführt, die zahllosen, in Lüsten und Genüssen versunkenen Weltlinge, die er aus dem Strudel ihrer betäubenden, verderblichen Zerstreuungen gerettet, die Großen und Mächtigen der Erde, die er dem Taumel ihrer Allmacht entrissen, die vielen hohen und niedern Beamten, die er in den Schranken ihrer Pflicht erhalten oder in dieselben wieder zurückgeführt und endlich die vielen lauen Bischöfe, Priester und Diaconen, deren letzten, eben ersterbenden Funken er wieder zu neuer Glut angefacht hat? Gleich jener leuchtenden Säule, welche einst Israel auf seinem Zuge voranging, leuchtete Simeons Säule allen damaligen christlichen Völkern auf dem Wege des Heils; und nicht nur dem benachbarten Antiochien, auch den entferntesten Gegenden des christlichen Erdkreises leuchtete ihr Licht. Selbst wir, aus dunkler Ferne vieler vorübergegangener Jahrhunderte erblicken noch diese Säule; auch wir vernehmen noch den Nachhall der geist- und salbungsvollen Reden des heiligen, von Gott gesandten Einsiedlers; und wehe demjenigen, dem diese Säule, oder der sie bewohnte, ein Stein des Anstoßes, ein Gegenstand des Spottes, oder gar vermessener Lästerung wird. Möge der leichtsinnige Witzling mit Zittern sich erinnern, wie e i f e r s ü c h t i g von jeher Gott in seinen Heiligen sich gezeiget hat. Und endlich belehrt uns nicht die Geschichte des alten Bundes, daß es Gott mehr als einmal gefiel, durchaus sonderbare, ungewöhnliche, von der a l l g e m e i n e n Lebens-

Zur Kopfbedeckung hatte er eine Art Mütze von Schaffell. Um den Hals trug er eine, in dem Nacken befestigte, eiserne Kette. Sein langer Bart ging ihm bis auf die Brust herab und über sein Gesicht verbreitete sich nicht selten ein ganz übernatürlicher Lichtglanz. Überhaupt hatte der Heilige ein sehr ehrwürdiges Ansehen, war dabei sehr groß und von nicht minder star-

---

weise aller übrigen Menschen in Allem abweichende Männer zu wecken und sie als Werkzeuge seiner undurchdringlichen Rathschlüsse zu gebrauchen? Lesen wir nur das Leben eines Isaias, Oseas, Elias und noch einiger andern Propheten; und wie vieles werden wir nicht darin finden, wovon wir gar keinen Grund einzusehen im Stande sind, das stets höchst auffallend, unerklärbar und unbegreiflich bleiben wird, und mit den Begriffen und Vorstellungen aller Zeiten und Menschen, einen schreienden, auf keine Art aufzulösenden Contrast darbietet; und dennoch waren es eben solche Männer, welche Gott werden ließ, wenn Er, in dem Übermaß seiner Erbarmungen, sein in Lastern, Abgötterei und jeder Schmach des schändlichsten Götzendienstes versunkenes Volk, aus dem Todesschlaf seiner Missethat, plötzlich wieder aufschrecken wollte. — Um Menschen und Sachen gehörig zu würdigen, ist es unerläßlich nöthig, daß man vor Allem den wahren Standpunkt, aus welchem allein sie können erschauet und beurtheilet werden, richtig zu wählen wisse. In unsern Tagen, in unsern mit Cristallspiegeln aufgeklärten Zeiten, würde freilich ein neuer Stylites keine, oder gar nur eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen; aber in diesem Falle würde es nur deswegen so seyn, weil es wahrscheinlich auch Gottes heiliger Wille nicht wäre; denn wäre es dieser, o! dann würde, wie schon so oft, auch diesmal wieder unsere Philosophie verstummen, unsere hohe Weisheit erröthen, der Unglaube in seinen Höhlen sich verkriegen, und das Lob des Herrn, des wunderbaren, starken Gottes, wenigstens aus dem Munde der Unmündigen und Einfältigen im Geiste, erschallen.

kem und festem Körperbau. Nur jeden siebenten Tag nahm er Nahrung und diese bestand in einer sehr mäßigen Portion Linsen in bloßem Wasser gesotten. Dem Schlaf räumte er nur ein paar Stunden ein; gewöhnlich erst lange nach Mitternacht, und da er wegen Mangel des Raums sich nicht legen konnte, so schlief er gewöhnlich in einer vorwärts gebeugten, gekrümmten Stellung.

22. Den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht brachte der Heilige im Gebet und in Betrachtung göttlicher Dinge zu. Aber um 3 Uhr des Nachmittags wandte er sich zu dem, größtentheils sehr zahlreich, versammelten Volk, hörte das Anliegen jedes Einzelnen, heilte Kranken und versagte seine Dienste auch nicht, wenn er von streitenden Parteien zum Schiedsrichter gewählt ward; und dann war sein Urtheil stets so richtig, so treffend und so klar, daß selbst der unterliegende Theil die Gerechtigkeit desselben laut bekannte. Eben so voll des heiligen Geistes waren auch die Reden, die er dem Volke hielt. Unaufhörlich ermahnte er dasselbe zur Buße, sprach von den furchtbaren Gerichten Gottes, von dem überschwänglichen Lohn der Frommen, von der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, der Nichtigkeit aller irdischen Güter. Sobald die Sonne sich unter dem Horizont verlohr, hörte er auf, mit dem Volke zu reden, um sich nun ganz allein mit Gott zu unterhalten. Bevor er jedoch jenes entließ, gab er ihm jederzeit seinen Segen, welchen alle, die Vornehmsten wie die Niedrigsten, nie anders, als mit der größten Ehrfurcht und auf den Knieen liegend empfingen.

Thdrt. Evagr. Greg. Tour. Bolland.

23. Da er während der 40tägigen, strengen Fasten, gewöhnlich gegen das Ende derselben so entkräftet ward, daß er auf der Erde liegen mußte, dieses aber auf der Säule weder möglich, noch auch seinem sich immer mehr entflammenden Eifer angemessen war; so

ließ er einen festen Pfahl auf die Säule setzen und mit Stricken sich an denselben befestigen. Indessen bedurfte er nur in dem ersten Jahre dieser Hülfe; in den folgenden ward er so sehr von oben gekräftiget, daß er die ganze Fastenzeit hindurch nicht nur keinen Abgang an Kräften fühlte, sondern auch eine ganz ungewöhnliche, auf seinem Gesichte sich spiegelnde Heiterkeit und Freudigkeit des Geistes alle, welche ihn sahen, in heiliges Erstaunen setzten. Am Vorabend großer Feste verdoppelte er seine Abtödtungen. Alle seine Empfindungen nahmen dann einen höhern Schwung. Nur mit gegen Himmel ausgestreckten Armen betete er alsdann zu Gott. Von Anbruch des Tages bis zur scheidenden Sonne sah man ihn in dieser, jede menschliche Kraft übersteigenden Stellung. Sein Körper war wie entseelt und sein in Anbetung versunkener Geist schien, von allem Irdischen entfesselt, schon völlig mit seinem Schöpfer vereiniget zu seyn.

24. Daß das Gebet des von Gott so hoch begnadigten Einsiedlers auch auf andere Menschen, ja auf ganze Völker und Völkerstämme, ungewöhnliche Gnaden herabziehen mußte, versteht sich von selbst. Aber vorzüglich wirksam zeigte sich die Gnade Gottes bei Bekehrung der Heiden. Aus den entferntesten Ländern, aus Iberien, Armenien und Persien, aus dem Lande der Homeriten, und wo immerhin das Gerücht der Heiligkeit Simeons gedrungen war, kamen ganze Scharen Abgötterer, entsagten ihrem abgöttischen Wahn, beteten den Gott Simeons an und ließen sich taufen. Theodoret erzählt, daß er selbst einigemal Zeuge solcher Ereignisse gewesen. Einmal sah er sich sogar in keiner kleinen Gefahr dabei. Der Heilige hatte nämlich den Neubekehrten befohlen, sich dem Bischofe zu nähern, um dessen bischöflichen Segen zu empfangen. Mit dem ihnen noch eigenen Ungestüm

drang sogleich der ganze Haufe auf den Bischof an; einige faßten ihn beim Rücken, andere bei der Brust, wieder andere sogar bei der Kehle; die Kleider des Bischofes wurden zerrissen; jene, welche sich seiner Person nicht nahen konnten, sprangen auf den Rücken und die Schultern ihrer Vormänner, streckten die Hände aus und ergriffen den Bischof bei dem Bart. Theodoret stand in dem Begriff erdrückt und erdrosselt zu werden, wenn nicht auf die gebietende Stimme des Heiligen diese Halbbarbaren sich sogleich wieder in ehrerbietige Entfernung zurückgezogen hätten. Bei einem fernern Besuch, den Theodoret bei dem heil. Simeon machte, war jener abermals Zeuge einer andern nicht minder seltsamen Scene. Zwei, wie es scheint, mit einander in Zwist verflochtene Sarazenen-Stämme waren zur Säule Simeons gekommen. Der eine bat den Heiligen, er möchte seinem, obschon hier nicht gegenwärtigen Oberhaupt doch ebenfalls den Segen ertheilen. Sogleich erhoben sich eine Menge Stimmen aus der Mitte der andern Zunft, klagten über jenes Oberhaupt, beschuldigten es der Härte und Ungerechtigkeit und baten den heiligen Simeon, nicht jenem Anführer, sondern vielmehr dem ihrigen seinen Segen zu ertheilen. Nur noch lauter und ungestümer wiederholten jetzt die Erstern ihre Bitte; aber die Andern blieben ebenfalls nicht zurück. Es entstund verwirrtes Geschrei und von diesem kam es bald zum Handgemenge. Ohne Gewalt und bewaffnete Macht würde es weder ihren eigenen Anführern, noch irgend einem Menschen möglich gewesen seyn, diese ohnehin so leicht zu entflammenden, und wie sie wähnten, nun von einem frommen Gefühle hingerissenen, arabischen Horden wieder zur Ruhe zu bringen; aber von Seiten des Heiligen bedurfte es nur einiger drohenden Worte, und der Kampf hatte ein Ende und Ruhe und Ordnung waren wieder hergestellt.

25. Nicht nur die Gabe, Kranke durch Auflegung der Hände zu heilen, auch die Gabe der Weissagung war dem treuen Knecht Gottes zu Theil geworden. In Gegenwart des schon einigemal erwähnten Bischofes von Cyrhus verkündigte Simeon dem Volke, nachdem er es zur Buße ermahnt hatte, daß eine anhaltende Trockene und Dürre ein Mißjahr erzeugen und dieses wieder Hungersnoth und Pest zur Folge haben werde. Dem Theodoret, als er mit ihm allein war, sagte er nachher noch, daß er in der Hand Gottes eine Art Zuchtruthe gesehen, welche diese von ihm so eben angekündigten Strafen bezeichne. Was der Heilige vorausgesagt hatte, trat bald darauf in Erfüllung. Ein andermal sagte er den in zahlloser Menge ihn umgebenden Zuhörern, daß in dem nächsten Sommer ein furchtbares Heer Heuschrecken das Land heimsuchen werde; doch tröstete er sie zu gleicher Zeit, indem er ihnen die Versicherung gab, daß diese Heuschrecken, dießmal weniger gefährlich als sonst, die Früchte der Erde nicht antasten, blos die für die Nahrung der Thiere bestimmten Kräuter hinwegfressen würden. Dem Theodoret selbst, der sich über einen sehr bedeutenden Mann, von welchem er damals sehr viele Drangsale zu dulden hatte, bei Simeon bitter beklagte, sagte dieser, er möge sich nur beruhigen, binnen 14 Tagen würde der Sinn des Mannes sich ändern und er in der Zukunft von demselben nicht mehr beunruhiget werden.

Cotel Mon. Graec. to. 2.

26. Ein gewisser Baccatus von Nicopolis in Palästina, (das ehemalige Emaus) ein sehr angesehener, vielvermögender Mann, dabei aber gewaltthätig und lüstern nach fremdem Eigenthum, wollte ein, dem unter der Leitung des frommen Abtes Gelasius stehenden Kloster, zugehöriges Grundstück an sich reissen. Um seines projektirten Raubes sich desto mehr zu versichern, machte er die Reise nach Constantinopel, wo-

hin auch noch andere, vielleicht ähnliche Geschäfte ihn riefen. Da er wenigstens in seinem Äussern einem Christen ähnlich sehen wollte; so begab er sich bei seiner Durchreise durch Antiochien auch zu der Säule des Simeon. Sobald dieser ihn herankommen sah, fragte er ihn in einem sehr ernsten Ton, wo er hin zu reisen denke. Mit Ehrerbietung antwortete Baccatus, daß nothwendige Geschäfte ihn nach Constantinopel führten. Beklagenswerther Sünder! erwiederte jetzt der Heilige, du willst nicht gestehen, daß du nur deswegen dahin gehest, um gegen einen schuldlosen Diener Gottes dort ungerechte Hülfe zu suchen. Aber es wird dir nicht gelingen; ja du selbst wirst dein Haus nicht mehr sehen. Willst du meinen Worten glauben, so eile, wenn es dir noch möglich seyn sollte, dich mit dem Abt Gelasius wieder auszusöhnen. Noch an demselben Tage ward Baccatus von einem heftigen Fieber befallen. In einer Sänfte wollte er sich jetzt nach Nicopolis zu dem Abt Gelasius tragen lassen; aber er starb unter Weges zu Berytus, welche Stadt er kaum noch hatte erreichen können. Noch glücklich, wenn seine Reue aufrichtig, sein Wille frei und beides nicht durch Furcht erzeugt war; der Allerbarmer sieht dann den aufrichtigen Willen für die That an.

27. Als eine ganz ungewöhnliche Sterblichkeit unter den Einwohnern von Antiochien wüthete, viele Häuser schon öde standen, ganze Familien schon ausgestorben waren und anhaltende, furchtbare Erdbeben, so daß selbst die Säule des heiligen Simeons wankte, alle Antiochener mit Furcht und Schrecken erfüllten, flüchtete beinahe die ganze Volksmasse dieser großen Stadt zu dem heiligen Einsiedler. Simeon weinte und betete mit den Geschreckten; aber plötzlich redete er zu ihnen in harten Ausdrücken, warf ihnen ihre Ruchlosigkeit vor und sagte, daß ihr Geiz, ihr üppiges Schwelgen und ihr, allen und den schändlichsten

Lüsten, fröhnendes Leben das Antlitz des Herrn von ihnen abgewandt hätten. Sie sollten nicht länger es wagen, ihre unreinen, frevelnden Hände zum Himmel emporzuheben. Er indessen wolle für das Volk beten. Als er noch im Gebet begriffen war, ward auf einmal ein neuer, heftiger Erdstoß verspürt. Die Erde und die Säule des Heiligen finger an zu wanken. Erschrocken fiel alles Volk auf die Erde; und nun erlaubte ihnen Simeon, ihr Klaggeschrei auf das neue wieder zum Himmel zu erheben. Er selbst betete mit, und zwar mit verdoppelter Inbrunst. Nach einiger Zeit richtete er sich auf und gab endlich dem Volke wieder den Frieden. Gott, sagte er, habe das Gebet erhört, werde der Stadt sich erbarmen. Aber unter der ganzen hier so zahlreich versammelten Menge befinde sich nur ein Einziger, dessen Gebet vor Gott gekommen, von Gott erhört worden sey. Zu gleicher Zeit bezeichnete er mit der Hand einen schlichten Landmann und gebot, daß man ihn näher zu ihm herbeiführen sollte. „Mein Sohn,“ redete er diesen an, sage mir, was hast du Frommes gethan, daß du dieser Gnade von Gott gewürdiget wardst.“ „Ich, ehrwürdiger Vater,“ antwortete der Bauer, „bin nicht besser, wie die andern, bin ein elender Sünder gleich ihnen.“ Diese demuthsvolle Antwort bekräftigte nur noch mehr das, was der heilige Simeon schon wußte; und als dieser nun noch ernster in ihn drang, die Wahrheit zu bekennen; so gestand er mit holder, liebenswürdiger Schüchternheit, daß er bisher alles, was er gewonnen oder erworben, stets in 3 Theile getheilt, wovon er den ersten den Armen gegeben, mit dem andern der weltlichen Obrigkeit seine Steuern und Abgaben bezahlt und den dritten endlich zu seinem und seiner Familie Unterhalt verwendet habe.

28. Hätte der heil. Simeon auch sein ganzes Leben blos in ununterbrochenem Gebet und Betrachtung

göttlicher Dinge zugebracht; so wäre dasselbe, wegen des Segens, welchen er auf Einzele wie auf ganze Städte und Provinzen herabzog, wegen der vielen Kranken, die er wunderbar heilte und wegen der zahllosen von ihm erwirkten Bekehrungen der Heiden und Sünder zum wahren Glauben und zur Buße, dennoch ein höchst gemeinnütziges Leben gewesen. Aber Simeon that noch mehr. Sein von Liebe zu Gott und dem Menschen glühendes Herz umfaßte alle Verhältnisse seiner Zeit. Wenn Leidenschaften die Organe der öffentlichen Gewalt trübten oder gar vergifteten; wenn ungerechte Richter oder gefühllose Beamten das Volk und die Provinzen drückten; dann säumte Simeon nie, den Mißbrauch der Gewalt zu rügen, das schlummernde Gewissen solcher Menschen zu wecken, sie an ihre Pflicht zu erinnern und ihnen oft einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sie ihr Bild erblickten und schaudernd vor demselben zurückbebten. Selten blieben solche Ermahnungsbriefe fruchtlos; und von den Kaisern bis zu dem niedrigsten Beamten herab, ehrten alle durch bereitwillige Folgeleistung die anerkannte Überlegenheit des von oben erleuchteten, heiligen Einsiedlers. Zwei Synagogen waren in Antiochien in christliche Kirchen verwandelt worden. Die Juden wendeten sich nach Constantinopel, fanden Gehör und Unterstützung und erwirkten einen kaiserlichen Befehl an die Christen von Antiochien, jene beiden Kirchen den Juden wieder zurückzugeben. Simeon schrieb an den Kaiser, öffnete demselben die Augen und zeigte ihm, daß Tempel, welche durch Darbringung des hochheiligen Opfers und die Feier unserer heiligen Mysterien, gleichsam mit dem Blute Jesu bespritzt und durch dasselbe geweihet und geheiliget worden wären, unmöglich wieder an Ungläubige, das heißt, an diejenigen könnten zurückgegeben werden, welche Jesum verleugneten, dessen Andenken fluchten

und das große Werk der Erlösung mit Füßen träten. Der Entschädigungsarten gäbe es ja so viele; es bedürfte keiner, die der Wahrheit höhnte, dem Unglauben huldigte und den offenbaren Feinden Jesu und seiner heiligen Lehre zum Triumphzeichen diente. Theodosius nahm den gegebenen Befehl wieder zurück und der Präfektus Prätorio, welcher ihn veranlaßt hatte, fiel in Ungnade und ward seiner Stelle entsetzt. Auch in Lauigkeit versunkene Bischöfe und Priester mußten oft seine mahnende Stimme hören. In den zärtesten Tönen der Liebe schrieb er an dieselben; brachten aber jene nicht die erwünschte Wirkung hervor; dann erinnerte er sie an das, was der Engel dem geliebten Jünger einst auf Pathmos an die sieben Gemeinden der Kirche Jesu zu schreiben befahl.

29. Das weibliche Geschlecht durfte nie und unter keinem Vorwande sich dem heiligen Simeon nahen; es mußte stets auf eine gewisse Weite sich von der Säule entfernt halten; und nachdem das Volk eine ziemlich hohe Mauer um die Säule errichtet hatte und auch an dem Fuße der letztern eine Art Kloster erbauet worden war, durfte keine Frau, ledig oder verheirathet, weder den Bezirk innerhalb der Mauer noch auch, und zwar um so weniger, das Kloster betreten. Selbst bei seiner eigenen Mutter machte der Heilige keine Ausnahme. Sieben und zwanzig Jahre hatte jene den vermeintlichen Verlust ihres Sohnes beweint, ohne zu wissen, was aus ihm geworden wäre. Endlich erfuhr sie, daß er noch lebe; sie vernahm, wie sehr ihn Gott erhöhet habe und wo sein gegenwärtiger Aufenthalt wäre. Dem Verlangen, den geliebten, so lange beweinten Sohn noch einmal in ihre Arme zu schließen, konnte das zarte Mutterherz nicht widerstehen. Sie macht sich also auf den Weg und kommt zur Säule; aber Simeon läßt sie nicht vor sich. Sie faßt eine Leiter und will die Mauer ersteigen; aber die Leiter zerbricht und sie

fällt auf die Erde. Nun läßt Simeon ihr sagen, sie möchte ihn doch für jetzt entschuldiget halten; in einer bessern Welt würden sie ja beide sich einst wieder sehen. Diese Antwort vermehrt nur noch die heiße Sehnsucht der Mutter. Sie beschwört ihren Sohn bei dem Gott, der in ihrem mütterlichen Schoße ihm sein Daseyn gegeben, ihr doch nicht diese einzige und letzte Wohlthat zu versagen; gerne wolle sie alsdann die Welt verlassen, gerne, wenn es seyn müßte, auch auf der Stelle sterben. Jetzt erhielt sie die freudige Botschaft, daß ihr Sohn, sie zu sehen, seine Einwilligung gegeben; nur kurze Zeit sollte sie sich noch gedulden, einstweilen auf das Gras sich niederlassen, einige ihr gewiß nöthige Ruhe sich gönnen. Seit drei Tagen weilte sie schon am Fuß der Mauer, die ihr den Anblick ihres Sohnes entzog. Durch anhaltendes Weinen, Bitten und Flehen ganz entkräftet, läßt sich die gute Mutter auf die Erde nieder, fällt in einen sanften, erquickenden Schlaf und — gibt den Geist auf. Als Simeon der Tod seiner Mutter gemeldet ward, befahl er, die Leiche vor die Säule zu legen. Schweigend und in sich zurückgezogen betrachtete er einige Zeit lang den entseelten Körper; endlich betete er laut zu Gott, flehete, daß der Allerbarmer die Seele seiner Magd in den ewigen Frieden aufnehmen möge. Bei diesen Worten kehrte Bewegung in den todten Körper zurück, ein holdes Lächeln umfloß den Mund, eine ungemeine Heiterkeit verbreitete sich über das ganze Gesicht und die Abgeschiedene ward das Bild einer Schlafenden, deren Geist jetzt wonnevolle, himmlische Bilder umschweben. Alle, welche Zeugen des Wunders waren, staunten und preis'ten Gott. An dem Fuße der Säule ward die Mutter des heiligen Simeons begraben.

Bolland. v. P. Vit. Lat. a. a.

30. Noch mehrere ausserordentliche Gnadengaben wurden dem heiligen Simeon zu Theil. Als ein

gewisser Theodosius, der nachher unter den Einsiedlern Palästina's sich durch Heiligkeit so sehr auszeichnete, den Entschluß gefaßt hatte, die Welt zu verlassen, wollte er, bevor er sich in völlige Abgeschiedenheit zurückzöge, den heiligen Simeon noch sehen. Er reiste also nach Antiochien. Kaum angelangt allda, ging er zur Säule und erhielt sogleich einen überraschenden Beweis von der innern Vereinigung des heiligen Simeons mit Gott; denn ehe er noch der Säule ganz nahe gekommen war, rief jener ihm schon in die Ferne zu: „Sey mir willkommen Theodosius, du Diener Gottes! Ganz erstaunt, daß Simeon ihn schon kenne, seinen Namen wisse, daß sein Vorsatz und die verborgenen Gedanken seines Herzens ihm nicht unbekannt wären, warf Theodosius, statt aller Antwort, sich demuthsvoll auf die Erde nieder. Simeon gebot ihm, aufzustehen, zu ihm auf die Säule zu kommen, umarmte ihn und sagte ihm voraus, welche glorreiche Laufbahn er durchschreiten, welche Heerde ihm einst noch anvertraut werden und wie viele Verirrten er den Schlingen des Satans entreissen, in den Schoß der Kirche und auf den rechten Weg wieder zurückführen würde. Der Erfolg bestätigte vollkommen, was der Heilige gesagt hatte. Auch Daniel, ein jüngerer Zeitgenosse Simeons und der nachher durch strenge Nachfolge dieses Heiligen ebenfalls von der Kirche den Beinamen Stylites erhielt und den Heiligen zugezählt ward, kam nach Antiochien und zu der Säule, um aus den Händen des von Gott so hoch begnadigten Einsiedlers den Segen zu empfangen. Auch ihn ließ Simeon auf die Säule kommen, drückte ihn an seine, von heiligen Empfindungen geschwellte Brust, legte ihm die Hände auf und verkündete ihm, wie vieles er für den Namen Jesu zu leiden gewürdiget werden sollte, welche Kämpfe ihm noch bevorstün-

den und wie er, durch die Gnade von Oben gestärkt, glorreich die Krone erringen würde. Vierzehn Tage brachte Daniel in dem bei der Säule errichteten Kloster zu. Simeon wollte, daß er noch länger bleibe. Aber Daniel sehnte sich, die heiligen Örter in Palästina zu besuchen. Unter Weges begegnete ihm ein ehrwürdiger Greis, an Gestalt und Kleidung ganz ähnlich dem heiligen Simeon. Dieser sagte ihm; es sey Gottes Wille nicht, daß er nach Palästina ging, sein Beruf wäre, nach Constantinopel zu gehen. In der darauf folgenden Nacht erschien ihm der nämliche Greis im Traume, wiederholte, was er am vorigen Tage ihm auf der Landstraße gesagt. Daniel erkannte, daß der ehrwürdige Alte, welcher ihm auf dem Wege begegnet war, der heilige Simeon selbst gewesen sey. Er brachte demnach sein frommes Verlangen Gott zum Opfer und reis'te nach Constantinopel.

31. Ein Jahr vor dem Tode des heiligen Simeon, gab Gott es zu, daß sein treuer Diener von dem Teufel versucht, einen Augenblick von demselben getäuscht ward. Gleich dem heiligen Martinus hatte Simeon eine beinahe ganz ähnliche Erscheinung. Zu nächtlicher Zeit und als Simeon mit erhöhter Inbrunst betete, umgab ihn plötzlich ein Lichtglanz. In der Gestalt seiner ehemaligen, auf immer verlohrnen Herrlichkeit und in einem schimmernden Wagen, von Cherubin gezogen, erschien ihm der Böse und sagte: Ich bin Christus; deine Stunde ist gekommen; steige zu mir und empfange die Krone. Schon erhob der Heilige den Fuß, als eine innere Stimme ihm sagte, sich mit dem triumphirenden Zeichen des Kreuzes zu bezeichnen. Er that es und das Gaukelspiel des Satans verschwand. Aber unerträgliche Schmerzen empfand jetzt der Heilige an dem nämlichen Fuß

Stolb. Gesch. d. R. J. B. 13. S. 118.

Sulp. Sev. Vit. beat, Mart.

bis an seinen Tod. Ein furchtbares Geschwür setzte sich an; bald brach es auf; immer größer ward die Wunde und die Menge Würmer, welche daraus hervorkrochen und unaufhörlich sich darin erzeugten, vermehrte immer noch mehr das Schmerzhafte und Gräßliche dieses Anblickes. Von jetzt an konnte Simeon nur auf einem Fuße stehen und bis an seinen Tod, mithin ein ganzes Jahr hindurch, blieb er in dieser unnatürlichen, martervollen Stellung. Um ihm einige Erleichterung zu verschaffen, wollte sein Schüler Antonius oft die Wunde von dem Gewürme reinigen; aber der fromme Dulder ließ es selten zu. „Mögen die Würmer,“ sagte er alsdann, „an dem Fleisch nagen, welches der Herr ihnen gegeben hat.“

Till. to. 15. ot. a. S. St. at. 10. p. 823.

32. Wunderbar, wie sein Leben, waren auch die Umstände seines Todes. Tag und Stunde desselben waren dem Heiligen nicht unbekannt; den Beweis davon findet man in den Aufträgen, welche er dem Sergius, einem andern seiner Schüler, kurz vorher gegeben hatte. Ungefähr 5 Tage vor dem Hinscheiden des Heiligen ward Antonius Zeuge eines neuen Wunders. Simeon betete und, wie gewöhnlich, in sehr tief vorwärts gebeugter Stellung. Plötzlich ward sein Gesicht verklärt, ein himmlischer Lichtglanz umfloß seine Schläfe und eine so hohe, überirdische Majestät thronte auf seiner Stirne und in allen seinen Zügen, daß Antonius, von heiligem Schauer ergriffen, sprachlos und wie in die Erde eingewurzelt da stand. Bald darauf hörte Antonius ihn ein Lied singen, welches er noch nie aus dem Munde des Heiligen gehört hatte; er konnte dasselbe weder verstehen, noch auch das Geringste davon in seinem Gedächtniß aufbewahren. Nur das Wort: Amen, womit der Heilige seinen Lobgesang schloß, ward

dem Ohre des Antonius wieder vernehmbar.*) Dies geschah am Sonntag, und am darauf folgenden Freitag übergab Simeon, während er betete, seinen Geist in die Hände seines Schöpfers. Seine Schüler dachten nicht daran, daß der Heilige gestorben seyn könnte; denn ganz unverrückt blieb der entseelte Körper in der vorwärts gegen die Erde gebeugten Stellung stehen. Auch am zweiten Tag ahndeten sie noch nichts von seinem Tod; nur war es ihnen etwas befremdend, daß Simeon diesmal gar zu lange im Gebet verharre. Erst am dritten Tage wagte es Antonius, die Säule hinaufzusteigen. Als er aber oben war, schien es ihm, als wenn der Heilige schlafe. Still und geräuschlos zog er sich daher zurück, stieg jedoch nach einer Stunde wieder hinauf und hatte nun den Muth zu sagen: „Mein Vater! das drunten versammelte Volk sehnt sich sehr, deinen Segen von dir zu empfangen. Schon 3 Tage sind es, daß du ihm denselben nicht ertheilt hast.“ Aber der heilige Simeon war nicht mehr. Keine

*) Welches mag wohl das hohe, feierliche, geheimnißvolle Lied gewesen seyn, das der heilige Simeon damals sang? — Als einst auf Pathmos Gestade vor dem Seherblick des Jüngers, den Jesus liebte, die Himmel sich aufschlossen, hörte er eine Stimme und die Stimme, die er hörte, «war wie der Schall der Harfenspieler, die da tönen auf ihren Harfen. Und sie «sangen ein neues Lied, vor dem Thron, und vor den «vier Thieren und vor den Ältesten; und niemand «konnte das Lied singen, als die hundert und «vier und vierzig tausend, so erkauft sind von der Erde. «Diese sind es, die mit Weibern nicht befleckt worden; «denn sie sind Jungfrauen. Diese sind es, die da fol«gen dem Lamm, wo es hingeht. Diese sind erkauft «aus den Menschen, als Erstlinge, Gott und dem Lamm. «Und in ihrem Mund ward kein Trug erfunden; denn «sie sind ohne Tadel vor dem Throne Gottes.» Offenb. XIV. 1 — 5.

Antwort konnte also erfolgen. Jetzt fiel dem Antonius der Gedanke schwer auf das Herz, daß Simeon vielleicht gestorben seyn könnte. Mit zitternder Hand befühlte er dessen Gesicht und erhielt nun sogleich auch die traurige Überzeugung, daß derselbe nicht mehr unter den Lebenden war. Noch einmal wollte er seinem geliebten Meister die Füße küssen; er beugte sich, hob das Gewand auf und ein himmlischer Wohlgeruch, der aus dem Körper hervorduftete, setzte ihn in neues Erstaunen. Voll Wehmuth, jedoch mit freudigen Empfindungen gemischt, und in frommer Ergebung, ruheten auf der heiligen Leiche die Blicke des Antonius. Auf einmal regt sich der entseelte Körper, die Säule wankt und eine Stimme erschallt, welche vernehmbar und deutlich zweimal die Worte: Amen, Amen ausspricht. Voll Schrecken hebt Antonius die Hände zum Heiligen empor und ruft: „Vater, mein Vater! ertheile mir noch einmal deinen Segen, und in dem Sitz der Herrlichkeit, wo du dich jetzt befindest, erhalte mir von Gott die Gnade, daß auch ich mich heiligen möge.“

Boll. 5. Jan. §. 32 – 34.

33. Um Unruhe und Volksbewegung zu vermeiden, hielt Antonius den Tod des Heiligen für jetzt noch verschwiegen; sandte aber einen Vertrauten nach Antiochien, welcher den Bischof und den dort über die Truppen des Reiches den Oberbefehl führenden General Ardaburus davon benachrichtigen sollte. Gleich am Morgen des folgenden Tages kam, von sechs Bischöfen begleitet, der Patriarch von Antiochien zur Säule. Mit ihm auch der Oberfeldherr Ardaburus und zwar beinahe mit einer ganzen größtentheils aus Gothen bestehenden Legion. Erst jetzt, wo Ruhe und Ordnung durch die Gegenwart der Soldaten gesichert waren, erfuhr das Volk den unersetzlichen Verlust, den es erlitten. Schnell ver-

breitete sich das Gerücht und bald war das Gebirg wie die Ebene mit zahlloser Menschenmenge bedeckt. Mit prachtvollen aus Silberfäden gewirkten Teppichen ward nun die ganze Säule geziert und am Fuße derselben ein Altar errichtet. Drei Bischöfe stiegen hinauf, beteten laut einige Psalmen, trugen hierauf die entseelte Hülle des Heiligen herab und setzten sie auf den Altar. So wie jeder vom Volke, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, um jeden Preis irgend ein Überbleibsel von dem Heiligen hätte haben mögen; so auch die Bischöfe und Geistlichkeit. Was Niemand gestattet war, glaubt der Patriarch sich erlauben zu dürfen. Nur ein einziges Haar aus dem Barthe des heiligen Simeon zu haben, ist sein stiller Wunsch. Er streckt die Hand darnach aus; aber in demselben Augenblick erstarrt dieselbe und versagt ihm ihren Dienst. Er und die ihn umgebenden Bischöfe wandten sich sogleich an den Heiligen selbst und auf seine Fürbitte ward die Hand, und zwar noch an den Stufen des errichteten Altars, wieder vollkommen gesund. Laut und vor der ganzen zahlreichen Versammlung gibt nun der Patriarch die Verheißung, daß er Niemand, wer es auch seyn möchte, und um keinen Preis, auch nur den kleinsten Theil der heiligen Reliquie überlassen werde. Er selbst legt jetzt den Leichnam in die Bahre, und von allem Volke begleitet, beginnt nun der Zug nach Antiochien. Weit und breit umher erschallte die Gegend von frommen Segnungen, von lautem Gebet, von noch lauterm Weinen und Wehklagen; und da es gerade mitten im Winter war; so schien selbst die ihres Schmuckes beraubte Natur in den Chor der wehklagenden Christen mit einzustimmen.

34. Was von den Einwohnern Antiochiens nicht zur Säule geeilet war, kam nun in feierlicher Klei-

dung und mit brennenden Wachsfackeln dem Zuge entgegen; und Evagrius erzählt, daß, gleich dem todten Körper des Elias, auch der Leichnam des Simeons unter Weges noch wunderbare Heilungen gemacht habe.*) Die Leiche ward nach der in einer der Vorstädte Antiochiens liegenden Kirche des Cassianus gebracht. In einer Kirche der Stadt selbst und welche man die Kirche der Eintracht und Buße nannte, ward indessen in größter Eile ein Oratorium errichtet und nach 30 Tagen der heilige Simeon darin begraben. Die lateinische Lebensbeschreibung des Heiligen erzählt, daß man einige Zeit und bis das Grabmal fest verschlossen und vermauert war, zu verschiedenen Stunden eine ehrwürdige Gestalt in weißer Kleidung und mit einem goldenen Stab in der Hand bei dem Grabe erblickt habe und welche, wie der Erfolg es wahrscheinlich macht, darüber wachte, daß weder Gewalt noch List sich einer Reliquie des Heiligen bemächtigen könnten. Ungeachtet aller Zudringlichkeiten und vieler selbst von sehr hohen Orten an ihn gemachten Foderungen, blieb der Patriarch, welcher Martyrius hieß und ein Nachfolger des Acacius von Antiochien war, seinem gethanen Versprechen treu; und als acht Jahre nachher der Kaiser Leo den Leichnam des heiligen Simeon nach Constantinopel bringen lassen wollte, ordnete jene Stadt Gesandte an ihn ab, welche ihn so flehentlich baten und ihm solche dringende Vorstellungen machte,

*) Sehr umständlich erzählt Metaphrast den Tod des heil. Simeon, so wie auch noch eine Menge wunderbarer Erscheinungen, welche denselben begleitet haben sollen. Da diese letztern aber von keinem andern Schriftsteller, als blos von dem, an frommen und mit unter oft albernen Dichtungen, so fruchtbaren Metaphrast erzählt werden; so hielten wir, ihrer hier zu erwähnen, für unnöthig.

daß der Kaiser sich gegen das Andenken des h. Simeon zu versündigen glaubte, wenn er die Bitten der Einwohner Antiochiens und der ganzen Provinz nicht erfüllen würde. Dafür aber ließ Leo nahe bei Constantinopel eine nach dem heiligen Simeon genannte und demselben geweihte Kapelle bauen. Auch über der Stätte, wo bei Antiochien die Säule gestanden, ward eine sehr geräumige Kirche in Form eines Kreuzes erbauet und die Säule darein gesetzt. Spätere Zeugen versichern, daß noch lange nachher, sowohl in der Kapelle bei Constantinopel als in der Kirche bei Antiochien, Gott durch ausserordentliche, wunderbare Gnadenerweisungen die Heiligkeit seines Dieners bestätiget, und ihn gleichsam auch vor den Augen der auf ihn gefolgten Generationen noch verherrlichet habe.

35. Der heilige Simeon starb am ersten Tage des Jahres 460. Am 5. Januar ward der Leichnam in der Kirche des Cassianus zu Antiochien beigesetzt; und dieses ist auch der Tag, an welchem die Kirche das Andenken des heil. Simeon feiert, und Gott, den sie in seinen Heiligen verehrt, dankend und anbetend preißt. — Um den Faden der Lebensgeschichte des heil. Simeon nicht zu unterbrechen, mußten wir uns einen Vorgriff in die Geschichte des Zeitraums erlauben. Kehren wir jetzt wieder zu den, den Frieden der morgenländischen Kirchen bezweckenden Bemühungen des Pabstes und des Kaisers Theodosius zurück.

XXIII.

1. Aristolaus, welcher, wie schon gesagt worden, die kaiserlichen Schreiben überbringen sollte, hatte von Theodosius ziemlich ausgedehnte Vollmacht erhalten. Alle Maßregeln, welche ihm, nach Einsicht der Lage der Sachen, seine eigene Klugheit vorschreiben würde,

sollte er ergreifen, um das Ärgerniß unter dem Volke zu heben, die Bischöfe zu vereinigen und den Frieden in der Kirche wieder herzustellen. Der Comes Dionisius, welcher die Truppen in jenen Gegenden befehligte, erhielt die Weisung, wenn Aristolaus es fodern würde, die bewaffnete Gewalt dessen Verfügung zu überlassen. Theodosius hätte keine bessere Wahl treffen können. Aristolaus war ein eben so kluger und in Geschäften erfahrner, als frommer Mann. Auch ihm lag der Friede der Kirche wahrhaft am Herzen; auch ihm war der, durch die Uneinigkeit der Bischöfe herabgewürdigte, dem Hohn der Heiden, Juden und Ketzer preisgegebene Zustand der Kirche ein wahrer Gräuel. Thätig und unermüdet in seinem Wirkungskreis, ein Feind aller Intriguen, war ihm jede Zögerung unerträglich, die nicht aus der Natur der Sache hervorging, die nur Saumseligkeit, Arglist oder böser Wille erzeugten.

Till. t. 14. p.516.art.101.

Ebendas.

2. Bevor noch Aristolaus in Antiochien ankam, hatte Johannes schon von dem Zweck dessen Sendung Nachricht erhalten. Zu gleicher Zeit verbreiteten sich mancherlei Gerüchte, welche dem Patriarchen nicht wenig Unruhe machten, sogar Besorgnisse wegen seiner Freiheit und seines Lebens bei ihm erregten. In dieser ängstlichen Verlegenheit schrieb er an Alexander von Hierapolis, ihn bittend, mit Theodoret und den andern Bischöfen, welche gerade um diese Zeit in Cyrhus versammelt waren, nach Antiochien zu kommen, um über das, was er nun zu thun habe, sich mit ihnen gemeinschaftlich berathen zu können. Die Bischöfe fügten sich dem Verlangen des Johannes und waren nicht wenig erfreut, als sie bei ihrer Ankunft in Antiochien alle ausgestreute Gerüchte als falsch und völlig grundlos erkannten.

3. Die Reise nach Nicomedien war dem Johannes äußerst zuwider; um ihr zu entgehen, schützte er kränklichen Zustand vor, fühlte vielleicht auch wirklich sich nicht vollkommen wohl. Aristolaus bestand nicht auf der Reise. Ihm war es gleichgültig, ob in Antiochien oder Nicomedien am Frieden gearbeitet würde; nur daß dieser bald zu Stande kommen möchte, war sein Wunsch und der Wunsch des Kaisers. Ohne allen Anstand gab er also seine Einwilligung, daß Johannes und die nun anwesenden Bischöfe zu einem Concilium zusammen treten könnten.

4. Die Befehle des Kaisers waren bestimmt. Drohungen waren denselben beigefügt und auch der Pabst hatte in seinen Briefen an die Bischöfe in einem nicht minder festen und nachdrücklichen Ton gesprochen. Die schismatischen Bischöfe sahen also wohl ein, daß sie in etwas nachgeben müßten. Nach einigen unter sich gehaltenen Berathungen waren sie daher bald darüber mit einander einverstanden, daß sie mit Cyrillus, welchen, unter keiner Bedingung, mehr als Bischof anzuerkennen sie zu Chalcedon erklärt hatten, dennoch wieder Kirchengemeinschaft eingehen wollten, sobald er nur seine Anathematismen würde verdammt haben. Da sie aber befürchteten, daß diese Foderung, so ganz gerade und unumwunden ausgesprochen, den Cyrillus zu sehr beleidigen möchte, so beschlossen sie solche, so viel möglich, zu verschleiern. Sie setzten also mehrere Artikel auf, wovon wir nur den ersten kennen, und worin sie foderten, daß man gleich ihnen sich blos an das Glaubensbekenntniß von Nicäa und die hierüber von dem heil. Athanasius in seinem Briefe an Epiktetes gegebene Erläuterung halten, alles übrige aber, was durch Veranlassung der nestorianischen Unruhen geschrieben worden, verwerfen müsse. Nahm Cyrillus diesen Artikel an; so hatten die Orientalen ihren

Conc. app. p. Bal. to. 1. 3.

Zweck erreicht; denn eine Annahme desselben von Seiten des Cyrillus wäre ein stillschweigender Widerruf seiner Anathematismen gewesen. Was den Nestorius betraf; so gab es noch viele Bischöfe und selbst einige unter den jetzt in Antiochien versammelten, welche dessen Absetzung für ungerecht und den Canons zuwiderlaufend hielten. Indessen war jedoch ohne Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Wahl und Ordination des neuen Patriarchen von Constantinopel an keinen Frieden zu denken. Man glaubte also diesfalls darin ein Auskunftmittel zu finden, wenn man erklärte, mit dem neuen Patriarchen Kirchengemeinschaft eingehen zu wollen, ohne jedoch sich über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Absetzung des Nestorius näher zu erklären; so, daß wenn einige von ihnen das gegen denselben gefällte Urtheil unterzeichnen würden, man sich damit begnügen, es nicht von Allen fodern, sondern von dem Thun und Lassen hierin der Übrigen gleichsam keine Kenntniß nehmen müsse.

Conc. app. p. Bal. to. 1. 3.

5. Theodoret und, wie es scheint, auch die übrigen anwesenden Bischöfe traten diesem Vorschlag bei. Da man aber ohne den Rath des hundertzehenjährigen Acacius von Beröa nichts beschließen wollte; so reiste Johannes mit den übrigen Bischöfen dahin, um dort die in Antiochien angefangenen Unterhandlungen mit Zuziehen des Greises, den die Bischöfe als ihren Senior betrachteten, zu beendigen. Allem Vermuthen nach wurden in Beröa zu den schon festgesetzten Artikeln noch einige hinzugefügt. Acacius selbst schrieb an Cyrillus, bat ihn, bei seinen Anathematismen nicht ferner zu beharren; dieselben wären mit der Lehre der Kirche nicht vollkommen übereinstimmend und ohne diesen Schritt von seiner Seite sey der Friede unmöglich. Endlich ersuchte er ihn auch noch, die in Ephesus erduldeten Belei

bigungen aus Liebe zur Eintracht zu vergessen. Aristolaus übernahm es, nach Egypten zu reisen und den Brief des Acacius nebst den, von den Bischöfen festgesetzten, Bedingungen dem Patriarchen von Alexandrien zu überreichen.

Cyrill. ep. 40.

6. Cyrillus verwarf, wie es voraus zu sehen war, die ihm von den in Antiochien und Beröa versammelten Bischöfen gemachten Bedingungen. In seinem, mit vieler Schonung, ja so gar Ehrerbietung abgefaßten, Schreiben an Acacius sagt Cyrillus, daß er Vorschläge nicht annehmen könne, die er schon in Ephesus verworfen habe. Was er geschrieben, müsse in seiner vollen Kraft bleiben, denn es sey blos gegen die Neuerungen und Irrlehren des Nestorius gerichtet. Würde er jenes widerrufen; so würde er diese eben dadurch stillschweigend bekräftigen, die fernere Verbreitung des nestorianischen Wahns befördern, dieser Ketzerei Thor und Thüre öffnen. Auch er bekenne sich zu dem Glaubensbekenntniß von Nicäa, sey weit entfernt eine demselben entgegengesetzte Meinung zu haben, und sage Anathema dem Arius, Eunomius und Apollinaris, so wie jedem der eine Vermischung der Naturen in Jesu Christo behaupten oder sagen würde, daß die Gottheit in Jesu dem Leiden sey unterworfen gewesen. Was die in Ephesus erduldete Schmach betreffe; so wollten Er, die Bischöfe Egyptens und die gesammte Geistlichkeit, aus Liebe zu Gott und der Kirche, Alles recht gerne und von ganzem Herzen vergessen. Übrigens, schließt endlich Cyrillus diesen merkwürdigen Brief, würden die orientalischen Bischöfe viel besser thun, wenn sie, alle diese Um- und Nebenwege meidend, sich offen und gerade zu demjenigen fügten, was der Kaiser von ihnen fordere und die Beschlüsse des Conciliums von Ephesus ihnen zur Pflicht machten. Ohne fernere Zö-

Conc. app. p. B. Lib. c. 8. p. 30.

Conc. ed. p. Lab. to. 3.

gerung möchten sie daher die Rechtmäßigkeit der Absetzung des Nestorius anerkennen, dieselbe unterzeichnen und dessen Lehre das Anathema sprechen. Anders wäre kein Friede möglich. Würde aber dieser einmal wieder hergestellt und die nestorianische Ketzerei verdammt seyn; dann würde man auch sicher nichts mehr gegen seine Schriften einzuwenden haben. Ein gewisser Maximus aus dem Gefolge des Aristolaus überbrachte dieses Schreiben nach Beröa.

7. Johannes von Antiochien, Acacius von Beröa und alle, welche vorzüglich nach dem Frieden sich sehnten, waren hocherfreut über den Brief des heiligen Cyrillus. Der völlige Abschluß des Friedens schien ihnen nun nicht mehr große Hindernisse zu finden. Da indessen einige der Bischöfe wieder zu ihren Sitzen zurückgekehrt waren; so schickte Acacius den Brief des Cyrillus nebst einem päbstlichen, an die Kirche von Alexandrien erlassenen, Schreiben an Theodoret und Alexander von Hierapolis. Auch Theodoret fand den Brief des Patriarchen von Alexandrien mit dem Glauben der Väter vollkommen übereinstimmend. Er glaubte, Gott über diese vermeintliche Bekehrung des Cyrillus danken zu müssen. Nur war er nicht vollkommen damit zufrieden, daß Cyrillus seine Anathematismen nicht zurücknehmen wolle; und da er noch immer in dem Wahn stand, daß Nestorius ebenfalls der wahren Lehre treu geblieben, blos mißverstanden und daher ungerechter Weise seines bischöflichen Stuhles beraubt worden sey; so war ihm die Foderung, die Absetzung desselben zu unterzeichnen, durchaus unerträglich. Er schrieb also an Acacius und bat ihn dringend, ja keinen Frieden einzugehen, dem nicht alle Bischöfe, ohne ihr Gewissen zu verletzen, beitreten könnten. Noch weiter als Theodoret ging Alexander von Hierapolis. Die-

Till. to. 14. p. 522. art. 103.

ser weigerte sich nicht nur der Anerkennung der rechtmäßigen Entsetzung des Nestorius, sondern er behauptete sogar, daß Cyrillus durch seine, in seinen Anathematismen und übrigen Schriften, aufgestellten Grundsätze ein Ketzer, ein offenbarer Anhänger der apolinarischen Irrlehre sey; und an Andreas von Samosate schrieb er, daß er lieber seine Kirche verlassen, eher seinen rechten Arm sich abhauen, als den Cyrillus für rechtgläubig erkennen würde. Auf ähnliche Weise spricht er auch in seinen übrigen Briefen an andere Bischöfe und beklagt sich über Johannes und Acacius, daß sie sich durch Vorspiegelungen eines Scheinfriedens und durch Drohungen — welches jedoch offenbar ungegründet war — zu straffälliger Nachgiebigkeit hinreißen ließen. Auf der Seite des Alexanders und gleichgesinnt mit ihm waren Hellades von Tarsus, Maximinus von Anazarbus und Eutherius von Thiana.

8. Zu Beröa befand sich gerade damals Paulus von Emesa. Auf dem Concilium von Ephesus haben wir ihn in den Reihen der schismatischen Bischöfe gesehen. Aber nicht Anhänglichkeit an die ketzerischen Lehren des Nestorius, nicht Erbitterung gegen Cyrillus oder andere persönliche Rücksichten, sondern bloßes Mißverständniß, vielleicht Mangel an Einsicht der wahren Lage der Sachen, hatten ihn zu diesem Mißgriff verleitet. Paul war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, einfach in seinen Manieren, ohne Falsch und Verstellung, bescheiden und nachgiebig und mehr als irgend einer geeignet, verletzte Eigenliebe wieder zu beschwichtigen, entzweiete Gemüther wieder zu versöhnen. Johannes begab sich daher, oder vielleicht auch aus einer andern Ursache nach Beröa, und er und Acacius fielen auf den glücklichen, ihnen wahrscheinlich von Oben eingegebenen Gedanken, den Paul zum Un-

Conc. app. p. Bal. 811.

terhändler zu wählen. Mit ihrem Glaubensbekenntniß und einem Schreiben des Johannes an Cyrillus versehen, sollte er nach Ägypten reisen, sich in ihrem Namen mit dem Patriarchen von Alexandrien mündlich benehmen und wo möglich den Frieden der Kirche zu Stande bringen. Diese Sendung des Paulus war um so zweckmäßiger, da es ja ohnehin der Wunsch des Kaisers gewesen, daß durch mündliche Unterhandlung in Nicomedien der Zwist beider Parteien beigelegt werden sollte, Johannes aber wegen vorgeblicher oder wirklicher Krankheit sich dieser Reise entzogen hatte. So alt, so kränklich und schwach auch Paul war und so sehr er den Cyrillus gegen die orientalischen Bischöfe, wegen ihres Betragens in Ephesus, noch aufgebracht glaubte, übernahm er doch gerne und mit Freuden diesen beschwerlichen Auftrag.

Lib. c. 8. p. 32. Cyr. epist. ad Dynat. ep. 38.

9. Als Paul in Alexandrien ankam, war Cyrillus krank. Nach einigen Tagen ließ dieser den Paul zu sich rufen und empfing ihn so liebreich und so herzlich, daß alle Besorgnisse bei dem Bischof von Emesa gänzlich verschwanden. Die Unterhandlungen nahmen sogleich ihren Anfang. Gegenseitige Liebe, Sehnsucht nach Wahrheit und Eintracht beseelten den Einen wie den Andern. Mit ruhiger Besonnenheit wurden die gegenseitigen Foderungen und Ansprüche untersucht, geprüft und auf der Wagschaale der Wahrheit gewogen. Ungestüme Hitze und auflodernder Feuereifer, die blos in der Eigenliebe und in selbstsüchtiger Rechthaberei ihren Grund haben, gewöhnlich die Gemüther nur erbittern und beinahe stets durch elendes Wortgezänk den Hauptzweck verfehlen, konnten die Eintracht dieser beiden Männer nicht stören, den besonnenen Gang ihrer im Geiste wahrer Liebe gepflogenen Unterhandlungen nicht unterbrechen. Viel gesprochen ward in

den ersten Unterredungen über die, den schismatischen Bischöfen, so anstößigen Anathematismen des Cyrillus. Paul berief sich auf den Brief des heil. Athanasius an Epiktet, er sagte, daß er denselben mitgebracht habe. Cyrillus bemerkte, daß viele verfälschte Abschriften desselben von Irrlehrern wären verbreitet worden; die Kirche von Alexandrien sey im Besitze einiger der ältesten Handschriften; wenn er es wünsche; so wolle er diese herbeibringen lassen. Die Handschriften wurden herbeigebracht, man verglich damit das von dem Bischof von Emesa mitgebrachte Exemplar und überzeugte sich nun, daß dieses ebenfalls verfälscht war.

Bar. ann. ad 432. §. 58.

10. Mit dem Glaubensbekenntniß der orientalischen Bischöfe war Cyrillus vollkommen zufrieden; nur tadelte er daran, daß, in Beziehung auf die nestorianische, ketzerische Neuerung, die Ausdrücke nicht stark, nicht bündig genug gewählt wären. Indessen erklärte er, daß die darin aufgestellte Lehre mit der alten Lehre der Kirche und mithin mit der seinigen durchaus übereinstimme, er es daher in allen seinen Theilen unbedingt annehme. Jetzt fragte Cyrillus den Bischof von Emesa, ob er keinen Brief von Johannes an ihn mitgebracht habe. Paul bejahete es und überreichte ihm denselben. Da aber Johannes darin das Betragen der orientalischen Bischöfe in Ephesus nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu rechtfertigen suchte; so wurde Cyrillus darüber so empfindlich, daß er sich weigerte, den Brief des Bischofes von Antiochien anzunehmen. Paul entschuldigte den Johannes und seine Bischöfe so gut er konnte, und Cyrillus, sich mit dieser Entschuldigung begnügend, nahm nun den Brief wohlmeinend an. Was ihm große Zufriedenheit gewährte, war, daß Johannes und die orientalischen Bischöfe in dem Briefe nicht mehr darauf

bestanden, daß er seine Anathematismen verdammen, sondern nur daß er, an dessen reiner, ächt katholischer Lehre sie jetzt nicht mehr zweifelten, dieselben näher und auf eine jedem Mißverständniß vorbeugende Weise erläutern möchte. Diese Nachgiebigkeit von Seiten der Orientalen war ihm jetzt doppelt erfreulich, weil Maximianus von Constantinopel noch immer fortfuhr, ihn mit Briefen zu belästigen, in welchen er in ihn drang, seine Anathematismen zu verdammen. Der Patriarch von Constantinopel sah dieses Opfer, welches Cyrillus bringen sollte, als den einzigen, möglichen Weg an, zum Frieden zu gelangen, hatte auch in diesem Sinne schon einigemal an Aristolaus geschrieben, welcher nun ebenfalls den Cyrillus nicht wenig plagte und mit seinen Zudringlichkeiten um so lästiger ward, als sie auf Foderungen beruheten, welchen ein Bischof, wie Cyrillus, weder entsprechen konnte, noch entsprechen durfte.

Till to. 14. art. 108.

11. Um das Friedensgeschäft zu beendigen, war es indessen durchaus nothwendig, daß die orientalischen Bischöfe der Lehre des Nestorius das Anathema sprachen, dessen Absetzung so wie die Wahl und Ordination des Maximianus für rechtmäßig erkannten und über beides eine schriftliche Erklärung ausstellten. Zu allem diesem war Paul sogleich bereit. Ein förmlicher Akt ward demnach darüber ausgefertiget, von Paul unterzeichnet und dem Cyrillus übergeben; worauf dieser den Bischof von Emesa in seine Kirchengemeinschaft aufnahm, ihm in der Kirche seinen Platz unter der Geistlichkeit anwies und, da das Weihnachtsfest auf den folgenden Tag fiel, ihm auch gestattete, an diesem Festtage in der Kirche zu predigen.

Cyr. epist. 32.

12. In seiner Predigt verbreitete sich Paul über den Gegenstand des festlichen Tages; erklärte

Bar. ann. 432. §. 76. et 77.

die Lehre der Kirche von der Menschwerdung Jesu und nannte die Jungfrau, die Ihn gebar, deutlich die **Mutter Gottes**. Sie habe, sagte er, den wahren Emanuel geboren, den Heiligen der Heiligen, der allein unserer Anbetung würdig, Gott und Mensch zugleich ist. Als das Volk dieses hörte, war es ausser sich vor Freude; lautes Geschrei unterbrach den Bischof: „Dieses ist es, was wir hören wollten; dieß ist die Wahrheit, dieß der wahre Glaube, und Anathema jedem, der sich nicht dazu bekennt!" — „Ja, Anathema," wiederholte Paul, „einem jeden, der nicht so denkt, lehrt, oder spricht; denn es ist eine Hauptlehre unserer heiligen Kirche, daß die vollkommene Vereinigung beider Naturen, der göttlichen und menschlichen nämlich, nur einen einzigen Sohn, einen einzigen Christus, einen einzigen Herrn ausgemacht hat." Neues, frohlockendes Geschrei erhob sich jetzt wieder in der Kirche: „Willkommen," rief das Volk, „Willkommen rechtgläubiger Bischof; würdiger Mitbruder des Cyrillus! Es segne Dich der Herr, in dessen Namen Du zu uns gekommen bist!" Paul mußte zum Schluß eilen; denn nach Sitte der Kirche kam es dem eigenen Bischofe der Diöcese zu, den Unterricht an das Volk fortzusetzen. Cyrillus bestieg also jetzt die Kanzel. Wir haben nur den Anfang seiner Rede. Aber Liberatus versichert, daß Cyrillus den ganzen Vortrag des Paulus, und besonders was derselbe über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo gesagt, vollkommen gebilliget und noch mehr bekräftiget habe. Liberatus führt diesfalls sogar die eigenen Worte des Cyrillus an; und auch bei Facundus und Leoncius von Byzanz finden wir mehrere, aus den beiden Predigten, wovon hier die Rede ist, ausgezogene Stellen.

13. Paul wollte, daß der von ihm unterzeichnete Akt auch für Johannes und die orientalischen Bischöfe hinreichend seyn sollte. Da er ihn, wie er sagte, nicht blos in seinem, sondern auch seiner Committenten Namen unterzeichnet habe; so wäre auch jetzt das Friedensgeschäft beendiget. Cyrillus hingegen war ganz anderer Meinung. Verbindlichkeiten dieser Art, behauptete er, wären persönlich; es bedürfte also durchaus einer besondern, von Johannes eigenhändig unterzeichneten Erklärung. Trotz aller Bitten und alles Zuredens des Bischofes von Emesa, beharrte Cyrillus auch standhaft auf Handhabung der, entweder von dem Concilium zu Ephesus, oder dem nachher zur Wahl und Ordination des Maximianus versammelten Concilium in Constantinopel, oder vielleicht noch etwas später durch den Patriarchen von Constantinopel, verfügten Absetzung der schon oben erwähnten vier Metropolitanbischöfe.

Cyr. epist. 40. Leont. act. 6. p. 516.

14. Um dem Ziele rascher entgegen zu eilen und alles zeitversplitternde Hin- und Herschreiben zu vermeiden, setzten Cyrillus und Paul gemeinschaftlich eine Erklärung auf, welche dem Johannes vorgelegt und von demselben unterzeichnet werden sollte. Zwei Diaconen der alexandrinischen Kirche erhielten den Auftrag, diesen Akt dem Johannes zu bringen nebst einem Kirchengemeinschaftsbrief, welchen sie jedoch, nach dem ausdrücklichen Befehl des Cyrillus, nicht eher dem Johannes überreichen sollten, als bis er die ihm vorgelegte Erklärung unterzeichnet haben würde. Da die Gegenwart des Aristolaus bei dem Johannes unter gegenwärtigen Umständen sehr wirksam seyn konnte; so entschloß sich auch dieser nach Antiochien zu reisen.

Cyr. epist. 40. et 41.

15. Cyrillus begnügte sich indessen noch lange nicht mit dem, was bisher geschehen war. Entflammt von Eifer für das Wohl der Kirche und

Conc. app. p. 908 et 9.

die Erhaltung des wahren Glaubens, suchte er auf das neue wieder den Hof von Constantinopel und alle in der Hauptstadt lebenden, einflußreichen Personen in Bewegung zu setzen. Da seiner Meinung nach die Augusta Pulcheria sich nicht lebhaft genug für die Ruhe der Kirche interessirte; so schrieb er an den Patriarchen Maximianus, daß er diese Fürstin zu bewegen suchen sollte, selbst an Johannes zu schreiben und in ernsten, drohenden Ausdrücken ihn zu mahnen, nicht mehr länger zu zögern, sich den Befehlen des Pabstes, den Beschlüssen des Conciliums und den Wünschen des Kaisers zu fügen; auch den heil. Abt Dalmatius sollte Maximian bereden, den Kaiser und dessen Umgebungen zu kräftigern Maßregeln gegen die schismatischen Bischöfe anzufeuern. Er selbst sandte eine Menge Briefe nach Constantinopel; unter andern an die Kaiserin Pulcheria, an ihren ersten Kämmerling Paulus, an verschiedene fromme Matronen aus der Umgebung der Fürstin; ja sogar an Chrisoretes und endlich auch an Scholastikus und Arthebas, diese Letztern bittend, den der Kirche und den Vätern des Conciliums bisher stets so ungünstigen, aber bei Theodosius vielvermögenden Oberkämmerling Chrisoretes für die gute Sache zu gewinnen. Wie vormals, nahm auch jetzt Cyrillus wieder seine Zuflucht zu kostbaren, die Kirche von Alexandrien noch mehr erschöpfenden Geschenken.

16. Noch immer blieb Johannes schwankend in seinen Entschlüssen. Schon seit einigen Wochen waren die von Alexandrien abgeschickten Diaconen in Antiochien, und noch war nichts Entscheidendes geschehen. Nichts schien dem Johannes härter, als die Foderung des Cyrillus in Beziehung auf Nestorius. Diesem das Anathema zu sprechen und dessen Absetzung für rechtmäßig zu erkennen, konnte

Conc. ed. L. l. 3. p. 10

er sich durchaus nicht entschliessen. Zwar war er durch keine besondere Bande der Freundschaft und noch viel weniger durch übereinstimmende Grundsätze und Gesinnungen an den Heresiarchen gefesselt; aber unter seinen Bischöfen gab es noch viele, welche von der Unschuld des Nestorius sich überzeugt glaubten, oder wenigstens überzeugt zu seyn vorgaben. Auch hatten alle Bischöfe von der Partei des Johannes, vor ihrer Trennung in Ephesus und Chalcedon, die Verabredung getroffen, in keinem Falle den Nestorius zu verlassen, in keinem Fall — wie sie sich damals ausdrückten — an der gerechten Sache zu Verräthern zu werden.

Fleury to. 6. l. 26. p. 167.

17. Der immerwährenden Ausflüchte und Zögerungen endlich müde, erklärte Aristolaus dem Bischofe von Antiochien, daß, wenn er sich noch länger weigere, die gerechten Foderungen des Cyrillus zu erfüllen, er unverzüglich nach Constantinopel abreisen und dem Kaiser melden würde, daß nicht Cyrillus, sondern Johannes ganz allein die Ursache des noch immer fortdauernden, ärgerlichen Schisma sey. Diese Drohung verfehlte nicht ihre Wirkung. Aber auch die vielen aus Constantinopel anlangenden, theils in bittenden und mahnenden, theils in drohenden und Besorgnisse erregenden Ausdrücken, abgefaßten Briefe setzten den Johannes in nicht mindere Verlegenheit. Zudem verfolgte ihn Domnus, sein eigener Neffe, Tag und Nacht, mit Bitten, den bisher eingeschlagenen Weg zu verlassen und sich mit der Kirche und den orthodoxen Bischöfen wieder zu versöhnen. Dieser Domnus hatte einige Zeit in einem Kloster des heiligen Euthimius, und zwar unter der unmittelbaren Leitung dieses Heiligen gelebt. Als das Gerücht von den in Ephesus ausgebrochenen Unruhen auch den stillen Wohnsitz der frommen Schüler des heiligen Euthimius erreicht

hatte, war Domnus ganz untröstlich, daß sein Oheim die Ursache des Schisma, das Haupt der schismatischen Bischöfe sey. Um denselben eines Bessern zu belehren, faßte er den Entschluß, nach Antiochien zu gehen. Er machte den heil. Euthimius mit seinem Vorhaben bekannt. Dieser rieth ihm davon ab. „Wollest hier bleiben, mein Sohn," sagte Euthimius, „Gott, der das Herz ansieht, wird ohne dein Zuthun deinem Oheim die Augen öffnen und ihn bald wieder auf den Weg der Wahrheit zurückführen. Beharrest du aber bei deinem Vorsatz; so wirst du zwar Zeuge seiner Sinnesänderung seyn; ihm auch sogar auf seinem bischöflichen Stuhle folgen; aber schwere Leiden werden dich alsdann treffen; falsche Rathgeber dich irreleiten, betrügen und am Ende verrathen und von deinem bischöflichen Stuhle wieder vertreiben." — Domnus glaubte nicht den Worten des Heiligen, verließ nächtlicher Weile, und ohne von Euthimius Abschied zu nehmen, das Kloster und ging nach Antiochien, wo er es nachher erlebte, daß alles, was der Heilige ihm vorhergesagt hatte, buchstäblich in Erfüllung ging.

Bar. ann. 432. §. 53. Cyr. mon. vit. S. Euth. app. Cot. l. 4. p. 42. et 43.

18. Von allen Seiten gedrängt, gab Johannes endlich nach. Nur fand er in der ihm vorgelegten Erklärung einige Ausdrücke zu hart und wünschte eine Milderung derselben. Da in dem Wesentlichen dadurch nichts geändert ward; so nahmen es die beiden Diaconen von Alexandrien über sich, ihn im Namen des Cyrillus hiezu zu berechtigen. Die Erklärung ward also aufgesetzt und von Johannes und den vorzüglichsten der orientalischen Bischöfe unterzeichnet. Ersterer schrieb noch einen besondern, sehr weitläufigen Brief an Cyrillus, in welchem er ihm die Versicherung gab, daß er allen, in der Erklärung enthaltenen Lehren, und ohne einen einzigen Artikel auszunehmen mit aufrichtigem Herzen an-

Cyr. ep. 42. Conc. to. 4. p. 659.

hange, in Christo zwei Naturen und nur eine Person annehme, den ruchlosen Neuerungen des Nestorius das Anathema spreche, dessen Entsetzung billige, mithin die Wahl und Ordination des Maximians für rechtmäßig anerkenne und mit diesem, wie mit allen orthodoxen Bischöfen in Kirchengemeinschaft beharren wolle.

19. Der Friede der Kirche war nun geschlossen, die Eintracht der Bischöfe wieder hergestellt. Aristolaus und sein Gefolg reis'ten nach Constantinopel, die beiden Diaconen nach Alexandrien zurück.

20. Während der Verhandlungen in Antiochien stand die Kirche von Alexandrien in Gefahr, den heil. Cyrillus zu verlieren. Von einer tödlichen Krankheit ergriffen, erschien er einige Zeit nicht mehr in der Kirche, konnte auch den Tag, auf welchem in diesem Jahre Ostern fiel, nicht, wie er sonst vor Anfang der Fasten zu thun pflegte, dem Volke verkündigen. Aber jetzt hatte er sich wieder erholet und Trost und Freude erfüllten sein Herz bei der Ankunft der von Antiochien zurückkehrenden Diaconen. Den Brief des Johannes, das Glaubensbekenntniß desselben und welches auch dessen Unterwerfung unter den Beschlüssen des Conciliums, mithin dessen vollkommene Vereinigung mit der Kirche und den orthodoxen Bischöfen beurkundete, ließ Cyrillus am folgenden Sonntage (23. April) öffentlich in der Kirche vorlesen. Laut frohlockte das Volk und seine Freude über den so sehnlichst gewünschten, nun wieder geschenkten Frieden war aufrichtig und ohne Verstellung.

J. n. C. G. 433.

21. In Antwort auf das Schreiben des Johannes, schrieb nun Cyrillus dem Bischofe von Antiochien jenen berühmten Brief, welcher mit den Worten beginnt: Laetentur coeli etc. (Es frohlocken die Himmel.) Dieser Brief stand von jeher

Bar aun. §, 78. t. 7. p. 441. ed. Luc. c. crit. pag.

bei der Kirche in der größten Verehrung. In Verbindung mit dem zweiten, von Cyrillus an Nestorius geschriebenen Brief, ward er länger als ein Jahrhundert hindurch in allen Kirchen des Morgenlandes täglich gelesen; weil keine frühere Schrift die Lehre der katholischen Kirche, in Beziehung auf das große Geheimniß der Menschwerdung Jesu, so deutlich auseinandersetzte, so genau und fest bestimmte, als diese beiden cyrillischen Briefe. Heilige Schriftsteller folgender Jahrhunderte führen dieselben an. Auf dem Concilium von Constantinopel wurden sie auf Begehren des heil. Flavians, so wie auch auf jenem von Chalcedon öffentlich vorgelesen und die anwesenden, so zahlreich versammelten Väter erklärten einstimmig, daß sie, in Ansehung jenes unerforschlichen Geheimnisses, die wahre und feste Richtschnur des heiligen, katholischen Glaubens enthielten.

Till. to. 14. art. 112. p. 547.

22. Cyrillus säumte nun nicht, die frohe Kunde auch an den heil. Pabst Sixtus gelangen zu lassen. Als der Brief des Cyrillus in Rom ankam, war das bei Gelegenheit des Jahrstages der Erhebung Sixtus III. zusammengetretene Concilium noch versammelt. Die Glückwünsche der versammelten Väter erhöheten die Zufriedenheit des Pabstes, und um auch das Volk an seiner Freude Theil nehmen zu lassen, ließ er den cyrillischen Brief ebenfalls in der St. Peterskirche öffentlich vorlesen. Die Nachricht von der völligen Unterdrückung der nestorianischen Irrlehre in den morgenländischen Kirchen war dem römischen Stuhl um so willkommener, als jene verdammliche Neuerung auch schon im Abendlande, nämlich in Spanien und Gallien, mehrere Anhänger zu finden angefangen hatte. Aber glücklicher Weise ward in beiden Ländern, in Spanien durch Capreolus, Bischof von Carthago und in Gallien

Fleury l. 26.

Fleury l. 26. p. 175.

durch Vinzenz von Lerin, die Ketzerei gleichsam schon im Keime wieder erstickt.

23. Der zwischen Cyrillus und Johannes geschlossene Friede ward bald, aber nur auf kurze Zeit und wie es bei dem Conflikt so vielerlei Meinungen, Wünsche und Besorgnisse vorauszusehen war, ein Gegenstand des Tadels und mancher seltsamen Bemerkung. Von den orthodoxen Bischöfen waren einige der Meinung, Cyrillus sey aus Schwäche zu weit gegangen, zu nachgiebig gewesen und seinem bisher behaupteten Charakter nicht treu geblieben. Das Gerücht davon war auch zu den Ohren des heiligen Isidorus von Pelusium gekommen. So wie Isidorus vor ein paar Jahren den Patriarchen von Alexandrien im Verdacht hatte, daß er blos wegen persönlicher Rücksichten oder aus leidenschaftlichen Aufwallungen die Eintracht der Bischöfe störe; eben so hatte er ihn jetzt im Verdacht einer, eines Bischofes unwürdigen, blos aus Schwäche herfließenden Nachgiebigkeit. Wahrscheinlich hatte der heilige Isidor von dem, was Cyrillus während der Verhandlungen und am Schlusse derselben geschrieben, noch nichts gelesen, nur durch mündliche Erzählung einige Kunde davon erhalten. In dem Alterthum war die Mittheilung der Ideen, so wie die Circulation der Schriften ungemeinen Schwierigkeiten unterworfen; und wenn jetzt, nach Erfindung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, jedes, in irgend einer Gegend geschriebenes, auch noch so voluminöses Werk schon in wenigen Monaten das Gemeingut eines ganzen Welttheils ist; so waren in jenen Zeiten nicht selten Schriften, denen es selbst an einem gewissen, universalischen Interesse nicht fehlte, oft Jahre lang nur in den Händen einiger wenigen Personen. Sich Abschriften zu verschaffen, war nicht so leicht, als man sich jetzt wohl denken möchte;

Lib. e. 8. p. 31. conc. ap. 785. c. 83.

und sicher war es nicht die unbedeutendste Schwierigkeit, daß, da die Abschriften so leicht verfälscht werden konnten, auch gar nicht selten wirklich verfälscht wurden, man nicht so geschwind in der Nähe und auch oft in der Ferne Handschriften finden konnte, von welchen man überzeugt seyn durfte, daß sie ächt und von verfälschenden Zusätzen oder Verstümmelungen frei geblieben wären. Nur auf diese Art und nicht wohl anders läßt es sich erklären, wie der heil. Isidorus um diese Zeit an Cyrillus schreiben und ihm Vorwürfe machen konnte, welche eben so ungegründet waren, als die Ermahnungen, welche er ihnen beifügte, uns nun als unzeitig und überflüßig erscheinen. Sicher muß es den heiligen Cyrillus sehr geschmerzt haben, daß Isidor ihm schrieb, seine jetzigen Schriften seyen seinen vorigen gar nicht mehr ähnlich. Er möge nicht aus Furcht das heil. Interesse der Religion verrathen; seiner Würde und seines Charakters eingedenk seyn, und jenen edlen Bekennern und Kämpfern für die Wahrheit nachahmen, welche es vorgezogen hätten, lieber ihr ganzes Leben in der Verbannung zuzubringen, als mit dem Irrthum zu unterhandeln oder gar einen Vergleich mit demselben einzugehen.

Fac. l. 2. c. 4.

Is. Pel ep. 324.

24. Unstreitig waren es die Anhänger des Nestorius, welche dergleichen verläumderische Gerüchte gegen Cyrillus verbreiteten. An den Worten desselben, nach ihrer Manier, nagend und deutelnd, hatten sie in Constantinopel überall triumphirend sich gerühmt, Cyrillus neige sich jetzt auf ihre Seite, habe seine vorigen Schriften widerrufen und dadurch die Lehre des Nestorius gerechtfertiget. Sie gingen in ihrer Unverschämtheit so weit, daß Cyrillus sich endlich gezwungen sah, an Eulochius, einen in Geschäften der alexandrinischen Kirche in Constantinopel sich aufhaltenden Priester zu schreiben, sich in

Till. art. 119. p. 565.

Lib. c. 9. p. 36.

eine Prüfung seiner Schriften einzulassen, die Übereinstimmung ihrer Grundsätze zu zeigen und demselben den Auftrag zu geben, überall sowohl mündlich, als auch durch Bekanntmachung seines Briefes, das lügenhafte Vorgeben der offenen, wie heimlichen Anhänger des Nestorius zu widerlegen. Auch an Bischöfe in Epirus, an den frommen Acacius von Melitene und noch einige Andere schrieb Cyrillus in gleichem Sinne, sie bittend, bei den unlautern, boshaft in Umlauf gesetzten Gerüchten nicht zu schweigen, sondern die Lüge und den Trug durch die Wahrheit zu beschämen.

Conc. app. p. 786 – 793.

25. So schwankend und unstät Johannes bisher gewesen; so fest und unerschütterlich beharrte er von jetzt an in seiner Anhänglichkeit an die Kirche, an die reine Lehre, an Cyrillus und die orthodoxen Bischöfe. Seine Vereinigung mit dem Patriarchen von Alexandrien machte er nun sogleich allen orientalischen Bischöfen bekannt. An Theodosius hatte er schon durch Aristolaus geschrieben. Er sey, sagt er in seinem Schreiben an den Kaiser, im Glauben wie in der Liebe mit Cyrillus vereint. Aller Zwist hätte aufgehört; die Eintracht zwischen ihnen wäre vollkommen hergestellt und der erwünschte Friede der Kirche wieder geschenkt. Da Johannes die Gesinnungen des Theodorets kannte, so erlaubte er sich, um diesem zu genügen, den Kaiser zu bitten, die entsetzten Bischöfe ihren Kirchen wieder zu geben. Daß diese Bitte nur zum Theil erfüllt werden konnte, machte Johannes bald selbst die traurige Erfahrung, indem er kurze Zeit nachher sich gezwungen sah, selbst noch auf die Absetzung mehrerer andern Bischöfe anzutragen. Auch an den Pabst hatte der Bischof von Antiochien in sehr ehrfurchtsvollen Ausdrücken geschrieben. In diesem Brief nennt er den Pabst das Gestirn, welches

Till. to. 14. p. 550.

den Tag verkündet, dessen Strahlen den ganzen Erdkreis erleuchten. Das Schreiben des Johannes kam einige Tage nach jenem des Cyrillus in Rom an. Beide Briefe beantwortete der Pabst im Monat September. Dem Cyrillus dankt er wegen seines, zur Wiederherstellung des Friedens in der Kirche, bewiesenen Eifers, lobt dessen Mäßigung und weise Nachgiebigkeit und wünscht ihm Glück, daß er gewürdiget worden sey, des Namens Jesu und der Wahrheit wegen, Verfolgungen zu leiden. Auch Johannes, von welchem der Pabst, wie er sich in seinem Brief an Cyrillus äusserte, ohnehin glaubte, daß er in seinem Herzen nie der Ketzerei des Nestorius angehangen hätte, ward in dem päbstlichen Schreiben mit der größten Schonung und wahrhaft väterlicher Milde behandelt.

Bar. ann. t. 7. p. 451. §. 12.

26. Die Mehrzahl der orientalischen Bischöfe freuete sich aufrichtig über den in der Kirche nun wiederhergestellten Frieden. Die verderblichen Folgen des ärgerlichen Schisma waren ihnen sichtbar geworden und nur falsches, übel verstandenes Ehrgefühl hatte bisher Manchen davon zurückgehalten, seiner bessern Einsicht zu folgen und an die orthodoxen Bischöfe sich anzuschließen. Indessen war der Friede noch nicht vollkommen; demselben beizutreten weigerten sich Theodoret von Cyrhus, Alexander von Hierapolis, Maximinus von Anazarbus in dem zweiten Cilicien nebst seinen Suffragan-Bischöfen, endlich noch Hellades von Tarsus, Eutherius von Tyana und auch, wie es allen Anschein hat, Nestorius innigster Freund, Macarius von Laodicäa.

27. Theodoret zeigte viele Mäßigung, erkannte den Cyrillus für einen orthodoxen Bischof und war keinesweges abgeneiget, dem Beispiel des Johannes zu folgen; nur die Absetzung und Verdammung des

Nestorius schien ihm eine Bedingung, welche er durchaus nicht erfüllen zu können glaubte. Ganz unerträglich und auf keine Weise zu behandeln war dagegen der in Jahren schon weit vorgerückte Alexander von Hierapolis. Untadelhaft in seinem Wandel, streng gegen sich selbst, genau in Erfüllung seiner bischöflichen Pflichten, mild gegen die Armen, herablassend, sanft und freundlich gegen alle, welche mit ihm zu thun hatten; aber im höchsten Grade von eigener Meinung eingenommen, daher voll Vorurtheile, eigensinnig und halsstärrig, empörte er sich gegen die von Jesu Christo selbst in seiner Kirche festgestellte Ordnung und ward am Ende mit allen seinen übrigen, sogenannten Tugenden, blos ein Gegenstand des Mitleidens und mancher sehr ernsten, beugenden Betrachtung. Dieser Alexander blieb also, trotz Allem, was Johannes und viele der übrigen Bischöfe ihm vorstellten, ja selbst Theodoret ihm hierüber sagte, nicht nur fest dabei, daß Cyrillus ein Ketzer sey; sondern er behandelte auch jetzt den Johannes nicht viel besser, und hob mit diesem, wie mit den übrigen Bischöfen, welche dem Frieden beigetreten waren, alle Kirchengemeinschaft auf. Theodoret, dessen Metropolit er war, und auch Andreas von Samosata schlugen ihm vor, entweder in Hierapolis oder irgend einer andern Stadt seiner Provinz, ein Concilium zu berufen, um sich gemeinschaftlich zu benehmen, was jetzt bei ganz veränderter Lage der Dinge zu thun sey. Aber Alexander antwortete ihnen, daß er gar nicht einsehe, zu welchem Zwecke Bischöfe, denen das Betragen des Johannes nicht ein Gräuel wäre, sich noch versammeln könnten. Er für seine Person werde sich gewiß nicht dabei einfinden.

Conc. app. c. 93. 94. et seq.

c. 100 102.

28. Das zwischen Theodoret und Andreas von Samosata verabredete Concilium kam indessen den-

Till. art. 126.

noch in Zeugma zusammen. Die hier versammelten Bischöfe erkannten einstimmig den Cyrillus für orthodox. Nur die Verdammung des Nestorius blieb ein Stein des Anstoßes; aber die Bischöfe glaubten sich deswegen nicht von der Kirchengemeinschaft des Cyrillus und Johannes trennen zu müssen, sobald man nur nicht von ihnen fodern würde, jener Verdammung schriftlich beizutreten und solche zu unterzeichnen. Als Theodoret und Andreas den gefaßten Beschluß dem Alexander bekannt machten, antwortete er ihnen, daß er nichts mit ihnen zu thun haben wolle. Es sey ganz das Nämliche, einen Unschuldigen verdammen, oder mit jenen, welche ihn verdammt hätten, Kirchengemeinschaft machen. Natürliche Beschränktheit des Verstandes, oder, wahrscheinlicher, die mit Stolz auf eigene Einsicht stets verbundene Geistesverfinsterung ließ auch hier dem halsstärrigen Greis den Mittelweg überschauen. Mit denjenigen, welche einen Unschuldigen unbefugt und ohne dessen gesetzliche Richter gewesen zu seyn, verdammt haben, ist es freilich nicht erlaubt und kann auch in keinem Falle erlaubt seyn, in Gemeinschaft zu bleiben. Wenn aber gesetzlich berufene, zahlreich versammelte Richter, und unter welchen sich viele notorisch tadellose, tugendhafte, ja heilige Männer befanden, einen Menschen verurtheilt haben, und man dennoch von der Gerechtigkeit ihres Ausspruches sich nicht überzeugt fühlt; dann mag es immer erlaubt seyn, seine eigene individuelle Überzeugung sich vorzubehalten, die Entscheidung, ob jener Spruch gerecht war, blos Gott und dem Gewissen der Richter zu überlassen und, sein eigenes Urtheil zurückhaltend, dennoch mit jenen in Gemeinschaft zu beharren. Übrigens konnte in gegenwärtigem Fall über der Schuld oder Unschuld des Nestorius auch nicht der leiseste Zweifel mehr schwe-

ben. Ein unter dem Oberhaupte der Kirche versammeltes, aus mehr als 300 Bischöfen bestandenes Concilium, und welchem die päbstlichen Legaten beiwohnten, dessen Beschlüssen einmüthig beistimmten, hatte den Nestorius verdammt, und der römische Stuhl, der Mittelpunkt ungetrübter Wahrheit, hatte mit Zuziehung vieler abendländischen Bischöfe, nach sorgsamer Prüfung der Akten, mit weiser Bedächtlichkeit und reifem Urtheil diesen Spruch bestätiget. Welcher Katholik, ich will nicht sagen, welcher katholische Bischof, darf oder kann sich hier noch Zweifel oder Einwendungen erlauben? Dürfte und wollte man in solchen, besonders so wichtigen, das Fundament unsers Glaubens betreffenden Fragen, die Ansichten, Bemerkungen und Einwendungen eines jeden beachten; dann würde bald alles Kirchenregiment und mit diesem die Einheit der Kirche verschwinden, und Jesus Christus hätte seine Kirche nicht auf einen Fels, sondern auf Flugsand, das heißt auf menschliche Ansichten und Einsichten gegründet.

29. Als Andreas sah, daß Alexander durchaus keinen freundschaftlichen Vorstellungen Gehör geben, auch keine Briefe mehr von ihm annehmen wollte; so schrieb er den Priestern und Oconomen der Kirche von Hierapolis, daß er an Johannes von Antiochien sich angeschlossen, und mit dem römischen Stuhl, mit Cyrillus und allen orthodoxen Bischöfen in ununterbrochener Gemeinschaft beharren wolle.

30. Maximinus von Anazarbus und seine Suffraganbischöfe hielten indessen und ungefähr zu gleicher Zeit ebenfalls ein Concilium. Auch Helladès von Tarsus, welcher zu diesem Zweck nach Anazarbus gekommen war, wohnte demselben bei. Hier ward nun die in Ephesus von den Schismatikern ausgesprochene Absetzung des Cyrillus auf das neue

bestätiget; übrigens auch noch der Bann über alle ausgesprochen, welche mit ihm in Kirchengemeinschaft bleiben würden. Einige Bischöfe dieses Conciliabulums, unter andern Proponianus von Eurethe sprachen öffentlich in der Kirche dem heil. Cyrillus das Anathema. Ob Hellades von Tarsus und Alexander von Hierapolis, wie sie es gesonnen waren, auch noch Concilien dieser Art versammelten, muß man dahingestellt seyn lassen. Geschah es aber; so wurden wahrscheinlich, wie in Anazarbus, ähnliche, saubere Beschlüsse darauf gefaßt.

31. Da sie indessen wohl einsehen mochten, daß diese Afterconcilien weder der Sache des Nestorius noch ihrer eigenen eine große Stütze gewähren würden; so fielen einige der schismatischen Bischöfe aus Cilicien und Capadocien auf den sonderbaren Gedanken, sich unmittelbar nach Rom zu wenden, Cyrillus und Johannes bei dem Pabst anzuklagen und ihn um Schutz gegen ihre Unterdrücker anzuflehen. Eutherius von Tyana entwarf das Schreiben, schickte es zur Unterschrift an die Vornehmsten der Partei und eilte um so mehr, es nach Rom gelangen zu lassen, als er sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß dasselbe vielleicht noch vor den Briefen des Cyrillus und Johannes allda eintreffen könnte. Wäre damals schon die feine Distinktion bekannt gewesen, vermöge welcher man de Papa male informato ad Papam melius informandum apelliren kann; so dürfte man sich über diesen Schritt des Eutherius und seines Anhanges nicht wundern; denn in jedem Fall, und so ungünstig auch die Entscheidung hätte ausfallen mögen, wäre ihnen immer noch ein Auskunftmittel übrig geblieben. Da man aber in jenen Zeiten diese Dialektik noch nicht kannte; so ist es gewiß eine sehr seltsame Erschei-

daß Bischöfe, welche schon 3 Jahre lang nicht nur den Beschlüssen zweier Päbste und eines allgemeinen Conciliums, sondern auch den Befehlen des Kaisers trotzten, welcher eben diese Beschlüsse in Ausführung gebracht wissen wollte, es nun für das einzige und letzte Rettungsmittel ansahen, ihren Recurs nach Rom zu nehmen, und in dem strengsten Sinne des Wortes von einem Concilium an den Pabst zu appelliren; und da ferner auch noch ihr Brief in den ehrfurchtsvollsten und unterwürfigsten Ausdrücken abgefaßt war; so mag das Eine wie das Andere als ein Beleg mehr zu den ohnehin schon so vielen, Schritt vor Schritt in der Geschichte sich zahllos häufenden Belegen, betrachtet werden: welche hohen, klaren und anschaulichen Begriffe, nicht von dem, einer zweideutigen Auslegung, so sehr unterworfenen Primat, sondern von dem Alles leitenden, alle Angelegenheiten der Kirche, aus eigener, von Jesu Christo übertragenen Machtvollkommenheit, ordnenden obersten Hirtenamt des römischen Bischofes, schon in den frühesten Jahrhunderten des grauesten, christlichen Alterthums allgemein und in allen Kirchen geherrscht hatten.

Conc. ap. Bal. c. 117. p. 817.

32. Abgefaßt war dieses Schreiben im Namen sämmtlicher Bischöfe der Provinz Euphratensis, der beiden Cilicien, des zweiten Capadocien, endlich auch Bithiniens und Mösiens, welche, wie in dem Brief gesagt wird, ihn alle, wenn die Kürze der Zeit es erlaubt hätte, unterzeichnet haben würden. Indessen war dieses eine offenbare Unwahrheit und es erhellt aus Allem, daß von eilf dem Patriarchat von Antiochien untergeordneten Provinzen nur drei dem Kirchenfrieden nicht beitraten, und daß selbst in diesen 3 Provinzen sie und noch einige Bischöfe mit Johannes in Kirchengemeinschaft vereint geblieben sind. — Daß übrigens dieses Schreiben der Schismatiker in Rom nicht

beachtet ward, daher ohne Wirkung und Antwort blieb, versteht sich von selbst.

XXIV.

1. Während dieser Umtriebe der in dem Schisma halsstärrig verharrenden Bischöfe Syriens und Klein-Asiens starb Maximianus, Patriarch von Constantinopel am 12. April des Jahres 434. Auf den Patriarchenstuhl erhoben am 25. Octob. 431, hatte derselbe 2 Jahre 5 Monate und 19 Tage seiner Kirche mit Weisheit vorgestanden. Zwar gelang es ihm noch nicht, alle Katholiken zu einer einzigen Gemeine zu vereinigen*), aber er wußte doch durch Milde und schonungsvolle Nachsicht allen Ausbrüchen der getrenn-

*) Die Rückkehr der Nestorianer zur Kirchengemeinschaft mit ihrem Patriarchen kam erst unter Proclus, dem Nachfolger des Maximianus, zu Stande; und zwar erst, als auf der einen Seite durch die Verbannung des Nestorius den Anhängern desselben jeder Schimmer von Hoffnung, ihren alten Patriarchen wieder zurückzuerhalten, benommen war; aber auch auf der andern Seite Proclus die volle Überzeugung erlangt hatte, daß die schismatischen Christen in Constantinopel nicht den verkehrten Lehren des Nestorius, sondern bles, und in der irrigen Voraussetzung, daß ihm Unrecht geschehen wäre, dessen Person anhingen, übrigens aber in ihrem Glauben mit der Kirche vollkommen übereinstimmten. Da auf diese Art die Reinheit der Lehre unverfälscht unter ihnen erhalten war; so gab ihnen Proclus die feierliche Versicherung, daß man keine Umänderung ihres Glaubens von ihnen fodern, sondern blos daß sie sich wieder mit ihrem gegenwärtigen Patriarchen in Kirchengemeinschaft vereinigen möchten. Dieselben kehrten hierauf wieder in die Kirche zurück und die Vereinigung der bisher Getrennten mit den übrigen Katholiken von Constantinopel war zu Stande gebracht.

ten Gemüther vorzubeugen und so den äussern Frieden in seiner Kirche zu erhalten.

Soc. l. 7. c. 40. 2. Sobald die Nachricht von dem Tode des Maximianus sich verbreitet hatte, fingen auch die Anhänger des Nestorius schon wieder an, ihren gesunkenen Muth durch neue Hoffnungen zu beleben. Haufenweise rotteten sie sich zusammen, füllten die öffentlichen Plätze, erhuben lautes Geschrei, foderten den Nestorius zurück. Sie droheten, die Hauptkirche zu verbrennen, ja die Stadt selbst anzustecken, wenn man ihnen nicht ihren alten, rechtmäßigen Patriarchen zurückgeben würde. Theodosius, noch größere Unruhen ja selbst blutige Auftritte befürchtend, gab einigen Bischöfen, welche zufällig sich gerade am Hoflager befanden, den Auftrag, unverzüglich zur Wahl eines neuen Patriarchen zu schreiten. Die Bischöfe schlugen dem Kaiser den Proclus vor, und Theodosius ermächtigte sie, denselben ohne allen Verzug und bevor noch die Leiche des Maximianus zur Erde bestattet wäre, zum Patriarchen von Constantinopel zu ordiniren. Nicht zu tadeln ist hier das Benehmen des Kaisers und der Bischöfe. Proclus war in jeder Hinsicht des Patriarchenstuhles würdig, dabei ungemein beliebt bei dem Soc. l. 7. c. 41. Volk, mithin dessen Erhebung einzig und allein geeignet, einen möglicher Weise durch die Nestorianer zu veranlassenden Volksaufstand zu verhindern. Zwar schreiben die Canons ausdrücklich vor, daß bei der Wahl eines Bischofes nicht nur einige und dazu noch fremde Bischöfe, sondern *sämmtliche Bischöfe derselben Provinz* gegenwärtig seyn sollen; aber gewiß wird hier die Umgehung dieser Formalität durch die dringenden Umstände, in welchen man sich befand, vollkommen gerechtfertiget; und die päbstliche Bestätigung, so wie die allgemeine Freude aller orthodoxen Bischöfe über die Wahl des Proclus entkräften alle Einwendungen und Zweifel, die man gegen die Erhe-

bung dieses, von der Kirche nachher, heiliggesprochenen Patriarchen noch erheben könnte.

3. Proclus und die Bischöfe, welche ihn geweihet hatten, erließen nun an alle Kirchen die gewöhnlichen Synodalschreiben. Zu gleicher Zeit wurden alle Bischöfe, welche sich der Kirchengemeinschaft des neugewählten Patriarchen weigern würden, mit Entsetzung ihrer Würde bedrohet. Die schismatischen Bischöfe befanden sich dadurch in nicht kleiner Verlegenheit. Wenigen war es Ernst ihre Kirchen zu verlassen; gingen sie aber mit Proclus Kirchengemeinschaft ein, so traten sie eben dadurch auch wieder in Kirchengemeinschaft mit Cyrillus und Johannes von Antiochien. Viele von denjenigen, welche den Frieden aufrichtig und sehnlich wünschten, unter andern Melecius von Nöa=Cäsarea hielten den gegenwärtigen Augenblick für den wahren Zeitpunkt, an einer allgemeinen, jedem Zwist ein Ende machenden Vereinigung zu arbeiten. Aber leider scheiterten alle ihre Bemühungen an einem jetzt ganz zur Unzeit eintretenden Ereigniß, welches wieder neuen Stoff zu Zwist gab und die Erbitterung jener Bischöfe gegen Johannes noch um vieles vermehrte. In der Provinz Euphratensis nämlich fanden sich zwei bischöfliche Stühle erlediget; der eine zu Dolichium, wegen Altersschwäche und gänzlichen Unvermögens des Bischofes Abibus, sich ferner den bischöflichen Amtsverrichtungen zu unterziehen; der andere zu Barbilissa, wo Acilinus eines Vergehens wegen, dessen die Geschichte nicht erwähnt, von seiner Kirche sollte vertrieben werden. *)

*) Das Vergehen kann nicht sehr bedeutend und vielleicht, da Ancillinus zu den schismatischen Bischöfen gehörte, ein bloßer Vorwand gewesen seyn; denn wir werden bald sehen, daß eben dieser Ancillinus, nachdem er mit den meisten übrigen orientalischen Bischöfen dem Schisma

Um diesen Kirchen vorzustehen, gab nun Johannes einem gewissen Athanasius, Priester und Oconom der Kirche von Dolichium die bischöfliche Weihe, und zwar ohne alle Zuziehung des Metropoliten und der andern Bischöfe der Provinz. Was diesen Schritt des Johannes nicht nur entschuldigen, sondern vielleicht selbst rechtfertigen konnte, war unstreitig der Umstand, daß der Metropolit der Provinz der schon oft erwähnte Alexander von Hierapel war und daß man von dessen nun schon so lange bewiesenen unbeugsamen Halsstarrigkeit voraussehen konnte, daß er selbst nun bald von seiner Kirche würde vertrieben werden müssen. Eben so gab es unter den euphratensischen Bischöfen noch manche Schismatiker, und es war nicht wohl anzunehmen, daß unter diesen Verhältnissen, bei einer den Vorschriften der Canons gemäßen Wahl eine sehr große Eintracht unter den wählenden Bischöfen herrschen würde. Endlich konnte die Kirche von Antiochien auch noch behaupten, daß sie, vermöge einer ehemals von dem Pabste Innozenz dem Bischof Alexander von Antiochien ertheilten Ermächtigung, vollkommen hiezu befugt gewesen sey. Wie dem aber nun auch seyn mag, das Verfahren des Johannes erregte ungemeines Aufsehen, ward als eine Verletzung der Canons, als ein gewaltthätiger Eingriff in die Rechte fremder Kirchen betrachtet. Die euphratensischen Bischöfe, zu welchen auch Theodoret von Cyrhus gehörte, versammelten sich unter Alexander von Hierapolis zu einem Concilium, trennten sich nun förmlich von der Kirche von Antiochien und hoben alle Kirchengemeinschaft mit Johannes auf. Damit noch nicht zufrieden, verklagten sie auch den Patriarchen von Antiochien bei dem Kaiser; sie

onc. app. c. 129.

---

entsagt und mit Johannes und Cyrillus sich in Kirchengemeinschaft vereint hatte, auch wieder auf seinem bischöflichen Stuhl hergestellt ward.

wollten sogar eine Deputation von Bischöfen nach Constantinopel schicken. Aber man ward am Hofe ihr Vorhaben inne, und ein kaiserlicher Befehl verbot allen Bischöfen des Reiches, ohne besondere hiezu erhaltene Erlaubniß an das Hoflager zu reisen.

4. Johannes hatte sich nun überzeugt, daß auf dem Wege der Güte die Eintracht unter den Kirchen nicht wiederhergestellt werden würde. Er schrieb also ziemlich dringend an Taurus, damaligen Präfektus Prätorio, ihn bittend, sich seines ganzen Einflusses zum Schutze der Kirche von Antiochien zu bedienen. Dieser Taurus stand damals in großer Gunst bei dem Kaiser, auch scheint er eine besondere Freundschaft für den Bischof Johannes gehabt zu haben. Nach der Wahl des Proclus hatte er ihm geschrieben und die Erhebung des neuen Patriarchen, als eine für ihn höchst erfreuliche Nachricht, angezeigt. Überdies schickte auch noch Johannes, um diese große Angelegenheit desto besser zu betreiben, einen gewissen Verius, Priester der Kirche von Antiochien, nach Constantinopel.

Conc. app. c. 123.

5. Der Brief des Johannes an den Präfektus Prätorio und die Bemühungen des Verius blieben nicht ohne Wirkung, und ein bald darauf erfolgter, an den Quästor Domitianus gerichteter Befehl des Kaisers gebot, alle Bischöfe, welche sich noch ferner der Kirchengemeinschaft mit Johannes weigern würden, von ihren Kirchen zu vertreiben. Domitianus wollte, bevor er die kaiserlichen Befehle in Vollziehung setzte, noch einmal den Weg der Überredung versuchen. Er schrieb an Hellades von Tarsus, benachrichtigte ihn von den erhaltenen Befehlen und erschöpfte alle Gründe, um ihn zu bewegen, sich mit den übrigen Bischöfen der beiden Cilicien wieder mit Johannes zu vereinigen. Dieses Ermahnungsschreiben des Domitianus hatte nun ein vielseitiges Hin- und Herschreiben unter den schismatischen Bischöfe zur Folge. Zu dem Ma-

lecius von Mopsuesta hatte Hellades ein besonderes Zutrauen; aber Melecius antwortete ihm, daß er weder den Proclus und Cyrillus noch auch den Johannes für rechtmäßige Bischöfe erkenne; von Letzterm habe er, seit dessen Vereinigung mit Cyrillus, einen Brief erhalten, statt aller Antwort aber denselben dem Boten in das Gesicht geworfen. Noch drei andere Bischöfe aus dem zweiten Cilicien antworteten ungefähr in dem nämlichen Sinne. Alle übrige fingen an zu wanken, gaben aber für jetzt noch keine bestimmte, entscheidende Antwort.

Fleury hist. eccl. l. 26. §. 31.

6. Während jedoch die schismatischen Bischöfe noch über Ergreifung gemeinschaftlicher Maßregeln sich schriftlich beratheten, erschien schon ein zweiter, noch ungleich mehr geschärfter kaiserlicher Befehl und in welchem vier Bischöfe namentlich bezeichnet waren, welche, wenn sie nicht der ärgerlichen Spaltung unverzüglich ein Ende machen und mit dem Patriarchen von Antiochien sich vereinigen würden, sogleich und ohne das Resultat fernerer Unterhandlungen abzuwarten, von ihren Stühlen sollten gestoßen werden. Die in dem kaiserlichen Rescript erwähnten Bischöfe waren Hellades von Tarsus, Maximianus von Anazarbus, Alexander von Hierapolis und Theodoret von Cyrhus. Wie es scheint, hatte man diesen Befehl des Kaisers an den Johannes selbst geschickt. Der Bischof von Antiochien übersandte denselben dem Dionysius, Oberbefehlshaber der Truppen und Statthalter der Provinz, und Dionysius beauftragte mit Vollstreckung der kaiserlichen Befehle einen seiner Unterfeldherren, den Comes Titus. Aber auch diesen schmerzte es tief, gegen allgemein geachtete, zum Theil auch aller Achtung würdige Bischöfe, der Vollstrecker solcher strengen Befehle zu seyn. Entschlossen, mit seinem erhaltenen Auftrag nicht gar zu sehr zu eilen, schrieb er daher an Theodoret, ermahnte ihn, die traurigen Folgen zu berück-

sichtigen, welche aus einer fernern Weigerung entstehen müßten, bat inständig, durch freiwillige Unterwerfung und unverzügliche Vereinigung mit Johannes und den orthodoxen Bischöfen, ihn der traurigen Pflicht zu entheben, dem erhaltenen Auftrag Genüge zu leisten. Werde er sich auch diesen Bitten nicht fügen; so würden, ohne die mindeste fernere Zögerung, die kaiserlichen Befehle, ihrem ganzen Inhalt nach und mit der größten Strenge in Vollziehung gesetzt werden. Diesen Brief dem Bischof zu überbringen, ward der Tribun Euricianus nach Cyrhus gesandt.

7. Die Drohungen des Comes machten wenig oder gar keinen Eindruck auf Theodoret. Er liebte die klösterliche Abgeschiedenheit, war bereit, seiner Würde zu entsagen, seine Kirche zu verlassen und sehnte sich von ganzem Herzen nach den stillen Mauern seines ehemaligen Klosters zurück. Aber Titus hatte auch an Simeon, den Styliten, an den heil. Baradatus und die übrigen, durch heiligen Wandel sich auszeichnenden Einsiedler und Mönche geschrieben; und was die Drohungen der weltlichen Macht nicht vermocht hatten, bewirkten nun die vereinten Vorstellungen dieser frommen und heiligen Männer. Theodoret widerstand nicht länger, gab seine Einwilligung zu einer Zusammenkunft mit Johannes, jedoch nicht in Antiochien, sondern in dem ungefähr auf halbem Wege zwischen Cyrhus und Antiochien gelegenen Gindara; und die von dem Geiste des Friedens und der Liebe beseelten Einsiedler übernahmen es, auch den Johannes zu bewegen, der Versöhnung die Hand zu bieten und sich nach dem so eben erwähnten Gindara zu begeben. Durch einen Eilboten ward Titus von dem guten Fortgang der Sachen benachrichtiget, zugleich ersucht, mit Vollziehung der kaiserlichen Befehle nichts zu übereilen. Die Unterredung zwischen dem

Bischof von Antiochien und jenem von Cyrhus kam bald zu Stande. Bischöfe, wie Theodoret von jeher gewesen und Johannes, seit seiner Vereinigung mit Cyrillus, nun auch geworden war, durften sich einander nur nähern, sich einander nur sehen und sprechen und der Bund ihrer Eintracht war geschlossen. Theodoret trat wieder in Kirchengemeinschaft mit Johannes, und zugleich auch mit dem, bisher von ihm in seinen Schriften, so sehr mißhandelten Cyrillus; nur machte er die Foderung, daß in dem Akt seiner Vereinigung mit Johannes nicht des Nestorius, in jenem mit Cyrillus nicht der zwölf Anathematismen Erwähnung geschehen möchte. Über diesen Punkt ward man bald einig; denn da weder das Eine noch das Andere den Glauben betraf; so konnte füglich, was man darüber denken zu müssen glaubte, der individuellen Ansicht eines jeden überlassen bleiben.

8. Dem Vereine traten alle Bischöfe Ciliciens bei; nur nicht Melecius von Mopsuesta und Zenobius von Zephyrus. Nichts lag nun Theodoret mehr am Herzen, als auch den, wegen seines Alters und seiner übrigen guten Eigenschaften, so ehrwürdigen Alexander von Hierapolis für die gute Sache zu gewinnen. Er schickte einen Geistlichen seiner Kirche nach Hierapel, schrieb selbst mehrere Briefe, und zwar in den flehentlichsten, unterwürfigsten Ausdrücken, an Alexander. Er werfe sich ihm zu Füßen, umfasse seine Kniee, beschwöre ihn bei Allem, was ihm heilig sey, der Eintracht der Kirchen doch nicht länger ein Hinderniß zu seyn. Alexander blieb unbeweglich. Er möchte, antwortete er dem Theodoret, ihn doch nicht länger mehr beunruhigen. Wenn die heiligen Einsiedler auch noch so fromme und heilige Männer wären, ja wenn sie sogar die Todten wieder zum Leben erwecken könnten; so würden sie ihn doch nie überzeugen, daß Cyrillus und Johannes keine Ketzer wären. Da Theo-

Fleury l. 26. §. 32. 2.

doret ihm geschrieben hatte, daß Liebe und Sorgfalt für sein Heil es ihm zur Pflicht mache, mit Briefen und Bitten in ihn zu dringen; so bemerkte er ihm nun hierüber mit bitterer Laune, er könne sich hierüber vollkommen beruhigen, er habe ja mehr als der gute Hirt in dem Evangelium gethan; dieser habe das verlohrne Schaf nur einmal, er aber es mehrmal gesucht, und da dieses sich nun nicht finden lassen wollte, so könne ihm auch sein Gewissen keine fernern Vorwürfe mehr darüber machen. Einige Zeit vorher hatte er dem Theodoret schon geschrieben, daß wenn auch Johannes ihm das Himmelreich geben wollte, er dennoch weder mit diesem, noch mit Cyrillus in Kirchengemeinschaft treten würde. „Ihr habt," sagte er, „die Concilien, Rom, die Bischöfe und selbst die weltliche Macht auf eurer Seite; ich stehe ganz allein, aber auf meiner Seite ist Jesus Christus." — Welche bejammernswerthe Verblendung! Wer sagte, wer bürgte dem bethörten Greis, daß Jesus Christus auf seiner Seite sey; auf der Seite desjenigen, der die Stimme der Kirche, welcher Jesus Christus seinen Geist, daß er ewig über ihr walte, verheißen hatte, nicht hören wollte, nicht gehorchen wollte den Ermahnungen und Befehlen Desjenigen, dem doch Jesus Christus die Schlüssel des Himmelreiches übergeben, das oberste Hirtenamt über seine, an den Brüsten ewiger Liebe gesäugten und großgezogenen Kirche übertragen hatte. — Ohne stetes, zagendes Mißtrauen in die eigenen Kräfte, ohne völlige Verleugnung Seiner Selbst gibt es keine wahre Demuth und ohne wahre Demuth keine ächte Tugend; und alle von der Welt noch so bewunderten, noch so schimmernden Eigenschaften, wenn nicht jener himmlischen Wurzel entsprossen, sind und bleiben nichts anderes, als verdorrte, ewig unfruchtbare Äste einer nur bald mehr bald weniger sich selbst verrathenden Selbstsucht und Eigen-

liebe. Aber am unheilbarsten ist das Übel, wenn der ganze Nimbus von Tugend gar nur auf dem, heute zu Tage, so hochgepriesenen, so sehr gefeierten stolzen Selbstgefühl beruhet.

9. Da Alexander unbeugsam und taub gegen alle Vorstellungen blieb — auch Dionysius, Titus und Labienus, Statthalter von Euphratensis hatten an ihn geschrieben, ihm alle Vorstellungen gemacht, welche nur immer Vernunft, Überzeugung und aufrichtiges Wohlwollen gegen seine Person ihnen eingeben konnten — so wurden die kaiserlichen Befehle nun in Vollziehung gesetzt. Labienus erhielt den Auftrag, den bisherigen Bischof von Hierapolis von seiner Kirche zu vertreiben. Da das Volk mit Enthusiasmus dem Alexander anhing und man daher Unruhen befürchtete; so wurden dem Labienus sämmtliche, in Hierapolis liegende Truppen zu seiner Verfügung überlassen. Sollte es, schrieb ihm Titus, noch einer größern bewaffneten Macht bedürfen; so möchte er es ihm nur unverzüglich melden; er würde sogleich Verstärkung schicken, ja selbst, wenn die Umstände es nothwendig machten, sie an Ort und Stelle verfügen. Indessen bedurfte es aller dieser Zurüstungen nicht. Ohne Widerrede gehorchte Alexander dem kaiserlichen Befehle, begehrte blos, daß man ihn, eben um keine Volksbewegungen zu veranlassen, in nächtlicher Stunde aus der Stadt fortbringen möchte. Ohne sich auch nur das Geringste von dem, was in der bischöflichen Wohnung sich vorfand, anzueignen, verließ er seine Kirche, der er länger als 30 Jahre nicht ohne großen Segen und mit allgemeinem Beifall vorgestanden hatte. Da es ihm sogar an dem nöthigen Geld gebrach, um die erforderlichen Fuhren herbeizuschaffen; so mußten einige aus seinen zahlreichen Freunden diese Sorge übernehmen. Ganz Hierapolis ward durch die Entfernung seines Bischofes in die tiefste Trauer

versenkt. Alle Einwohner hatten ihn, wie Kinder ihren Vater, geliebt. Allgemein und unverstellt war die Trauer um denselben. Alle Geschäfte standen in den ersten Tagen stille, alle öffentlichen Plätze waren öde, die Werkstätten wurden verlassen, ja sogar die Kirchen geschlossen. Auf den Straßen hörte man nichts, als lautes Wehklagen. Labienus selbst war Zeuge davon, und innigst gerührt, erstattete er darüber einen umständlichen Bericht an den Comes Titus. Auch die Einwohner von Hierapolis sandten Klag- und Bittschriften an den Patriarchen von Antiochien. Johannes suchte sie zu trösten, gab ihnen die Versicherung, daß nicht die ihm von Alexander zugefügten Beleidigungen, sondern dessen wiederholte Weigerung, dem Gebote der Kirche zu gehorchen, ihrem bisherigen Bischofe dieses Loos bereitet hätten. Würde derselbe auch jetzt noch sich eines bessern besinnen, so wollte er ihn augenblicklich wieder zurückrufen, ohne allen Verzug, der Kirche und den Bitten der Einwohner ihn wieder zurückgeben.

Conc. ap. c. 188.

10. Alexander von Hierapolis vereinte in sich alle Eigenschaften, welche einem Bischofe nöthig sind, um das Herz zu gewinnen, Ehrfurcht einzuflößen und Bewunderung zu erregen. Seine würdevolle Haltung, sein hoher bischöflicher Ernst, sein sanftes, einnehmendes Wesen, seine Milde gegen die Armen, seine thätige Theilnahme an dem zeitlichen und leiblichen wie ewigen Wohl seiner Heerde, sein lauterer Wandel, seine ausgezeichnete Frömmigkeit hatten ihn längst schon zum Gegenstand der allgemeinen Huldigung seines ganzen Kirchsprengels gemacht; und die Geistlichkeit seiner Kirche, so wie seine Genossen in dem heiligen Amte, die benachbarten Bischöfe, theilten ohne Ausnahme diese Gefühle und diese Gesinnungen des Volkes. Viele Stunden brachte er täglich im Gebete zu, ganze Nächte durchwachte er in demselben; und da er stets knieend

Till. t. 14. p. 600. art. 13.

dem Gebete oblag, so waren seine Kniee davon ganz abgeplattet und entkräftet. Der Dienst des zeitlichen Mamons war ihm ein Gräul, und seine Uneigennützigkeit war so groß, daß sie endlich in vollkommene, evangelische Armuth überging. Von seiner Kirche zog er beinahe gar nichts; denn alle ihre Einkünfte hatte er auf den prachtvollen Bau der Kirche des heil. Sergius verwendet. — Wer könnte bei dem Anblick eines solchen Mannes sich des Mitleidens erwehren? Aber wie schrecklich und gefährlich können nicht auch solche Beispiele werden und wie nothwendig wird es daher nicht, ohne Unterlaß die Gläubigen an jene Worte zu erinnern, welche in den heiligen Büchern des neuen Bundes der Geist Gottes selbst geredet hat: „Wenn jemand die Kirche nicht höret, sollte er auch einem Engel vom Himmel gleichen; so soll seine Lehre nicht mehr, als die Lehre eines Heiden und Publikanen angehört werden.“ — Die Handlungen der Menschen darf die Geschichte vor ihren Richterstuhl fodern; sie kann dieselben um so zuversichtlicher prüfen, würdigen und darüber absprechen, als der Werth oder Unwerth derselben gewöhnlich schon in ihren Folgen erkannt wird. Aber über den Menschen selbst kann sich nicht immer und oft nur selten ihr Richteramt erstrecken. Diese auf der haarscharfen Wage der Wahrheit zu wägen, ihren innern moralischen Werth oder Unwerth zu bezeichnen, ihre größere oder mindere Culpabilität zu bestimmen: dies vermag nur jenes allsehende Auge, welches auch die tiefsten und verborgensten Falten des menschlichen Herzens durchschaut und alle innere und äussere Umstände kennt, unter welchen der Mensch so und nicht anders gehandelt hat. Durch die Schwäche sinkender Jahre konnte der in seinem Leben uns so ehrwürdig scheinende Greis, indem er irrte, dennoch glauben, daß er dem Evangelium gehorche; er konnte wähnen, daß die Folgen, welche seine Hals-

starrigkeit ihm zuzog, blos Opfer wären, welche zu seiner Läuterung jetzt Gott von ihm fodere und in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sie brachte, vielleicht gar noch eine täuschende Beruhigung gefunden haben. Bedauern wir seine Verblendung; beten wir aber auch zugleich zitternd jene unerforschlichen Rathschlüsse an, welche einen solchen Mann, einen solchen Bischof in solche Verblendung fallen ließen.

11. Alexander ward nach Ägypten, in eine kleine Stadt nahe an den famothinischen Berggruben verbannt. An seinem Verbannungsort lebte er, wie in Hierapolis, beharrte bei seinen vorgefaßten Meinungen und starb ausserhalb der Gemeinschaft der Kirche. Bemerkt zu werden verdient, daß Alexander, bald nach Antritt seines bischöflichen Amtes, einen gewissen Julianus, der ebenfalls durch Lauterkeit des Wandels und Übung jeder Tugend, weit und breit umher verehrt und bewundert wurde, und in dem größten Rufe der Frömmigkeit stand, dennoch aus den Diptychen seiner Kirche hinwegstrich, weil er der von der Kirche verworfenen Lehre des Apolinaris noch ergeben zu seyn schien.

12. Durch die Vertreibung des Alexanders und noch einiger andern widerstraubenden Bischöfe war nun das ärgerliche Schisma gehoben. Begonnen hatte dasselbe zu Ephesus im Monat Junius 431. und sein Ende erreicht im Monat Mai 435. *) Ausser dem

*) So wie Gott, so oft es ihm gefällt, selbst aus dem Samen der Thorheit, welche der Mensch streuet, wohlthätige Pflanzen zu erwecken weiß; eben so hatten auch die von den Schismatikern erhobenen Zänkereien und ihr langer Widerstand gegen die Beschlüsse des Conciliums nachher für die Kirche die heilsamsten und ersprießlichsten Folgen. Durch den Streit unter den Bischöfen nämlich wurden von beiden Seiten eine Menge Schriften veranlaßt, in welchen die Lehre der Kirche von der Vereinigung der beiden Naturen, jedoch ohne alle Vermi-

Alexander wurden noch 13 schismatische Bischöfe ihrer bischöflichen Stühle entsetzt; einige davon wurden eben-

---

schung, in Christo, nun überall besprochen, deutlich entwickelt und allgemein festgestellt ward. Als daher einige Jahre nachher Eutyches mit seiner Ketzerei auftrat, waren die Christen in der Lehre der allgemeinen Kirche schon so gut unterrichtet, so fest gegründet und gestärkt, daß sie nun auch diesem neuen Wahn desto kräftiger widerstehen, nicht so leicht von ihm beschlichen werden konnten. Viel größer wäre, ohne diese heilsame Vorbereitung, die Gefahr gewesen; besonders da Eutyches, bevor er auf Abwege gerieth, allgemein, bei der Kirche, wie bei dem Volke, in dem Rufe der Heiligkeit und höherer Frömmigkeit stand und dabei seinen Irrthum mit allen den Heresiarchen eigenen Künsten der Gewandheit vorzutragen wußte. Die von dem heil. Cyrillus während dem Schisma verfaßten Schriften dienten lange Zeit der Kirche (und dienen auch noch jetzt) gleichsam als Schild und Speer, womit sie wechselsweise die Nestorianer, Eutychianer, Severianer und noch andere spätern, das hochheilige Geheimniß der Menschwerdung Jesu, nicht minder frevelhaft deutende Sekten siegreich bekämpfte.

Überhaupt gab es unter den orientalischen Bischöfen nur äusserst wenige, welche dem Irrthum des Nestorius wirklich ergeben waren. Da derselbe lange in Antiochien unter ihnen gelebt hatte; so liebten sie ihn, waren stolz darauf, daß ein Priester aus ihrer Provinz auf den Patriarchenstuhl von Antiochien war erhoben worden. Sie wünschten daher, daß er unschuldig seyn möchte. Was aber der Mensch wünscht, das glaubt er nur gar zu leicht. Mit Vorurtheilen kamen sie also nach Ephesus, und durch Vorurtheile geriethen sie in ein Labyrinth, aus welchem, nachdem die Hitze des Streites sie ohnehin weiter, als sie wollten, geführt hatte, nicht so leicht mehr ein Ausgang zu finden war. Der heil. Euthymius, durch Gottseligkeit in engster Freundschaft mit Cyrillus verbunden, sagte von Johannes von Antiochien, daß er, selbst während seiner Verirrungen, doch stets die Lauterkeit seines Herzens noch erhalten habe.

falls verbannt. Die abgesetzten, schismatischen Bischöfe waren: Abidus von Dolichium, Eutherius von Tyana, Zenobius von Zephyrium, Melecius von Mopsuesta, Anastasius von Tenedos, Pausianus von Hypara, Theosebius von Ceos in Bithynien, Dorotheus von Marcianopolis, Metropolitan von Mösien; nebst noch zwei andern Bischöfen eben dieser Provinz; ferner Basilius von Larissa, Metropolit von Thessalien, nebst dem Maximinus, welcher ebenfalls Bischof in Thessalien war, und endlich Julianus von Sardika, Metropolitanbischof von Illyrien. Ancilinus von Barbalissus ward zwar ebenfalls seines Amtes entsetzt, aber bald nachher, weil er reuig und aufrichtig in die Kirchengemeinschaft des Patriarchen von Antiochien zurückkehrte, auf seinem bischöflichen Sitze wieder hergestellt.

Fleur. l. 26. §. 34. a.

13. Ungekränkt und ungestört, ja selbst mit Anstand und Auszeichnung hatte Nestorius bisher in seinem Kloster bei Antiochien gelebt. Seine Freunde schickten ihm häufige und bedeutende Geschenke. Die ihm anhangenden Bischöfe erfreuten ihn durch ihre Briefe, nannten ihn darin ihren ehrwürdigen Vater, behandelten ihn völlig als den rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel. Aber alles, was der heilige Pabst Cölestinus in seinem Schreiben an Theodosius vorhergesagt hatte, traf nun auch nach und nach ein. Von einem Irrlehrer fodern wollen, daß er sich ruhig verhalte, seinen verkehrten Lehren wenigstens nur für sich allein anhange, sie nicht auch noch weiter zu verbreiten suche: dieß ist ein, durch die Erfahrungen aller Zeiten, als eitel erwiesenes Verlangen. Nestorius suchte daher ebenfalls seinen Irrthum, theils schriftlich, theils mündlich, immer noch weiter zu verbreiten, und trieb am Ende diesen Unfug so weit, daß selbst Johannes von Antiochien sich gezwungen sah, auf dessen Entfernung bei dem Kaiser anzutragen.

Evag. hist. ecc. p. Valer. l. 1. c. 7. p. 262.

Bar. ann. 436. §. 4.

Col. m. g. t. 1. p. 46.

Theoph. chronogr. p. 78.

14. Durch einen kaiserlichen Befehl vom 10. August 435. ward Nestorius nach Petra in Arabien und gleich darauf nach Hibe, einem in Mittelägypten, über der großen Oase, liegenden kleinen, höchst traurigen Ort verbannt und sein Vermögen zum Besten der Kirche von Constantinopel eingezogen. Gleiches Loos der Verbannung und Gütereinziehung traf nun auch den, inzwischen auf den bischöflichen Stuhl erhobenen Grafen Irenäus und den Priester Photius, welcher im Jahre 430. für Nestorius gegen den heiligen Cyrillus geschrieben hatte. In Nachahmung Constantins des Großen, welcher, um die Arianer zu brandmarken, ihnen den Namen Porphirianer zu geben befohlen hatte, befahl jetzt auch Theodosius, daß man die Anhänger des Nestorius von nun an Simonianer nennen sollte. Wie es sich von selbst versteht, ging dieser Befehl des Theodosius eben so wenig in Erfüllung, als jener des großen Constantins. Jede Sekte nennt sich und wird genannt nach dem Namen ihres Stifters. Dies liegt in der Natur der Sache; und so blieben trotz den kaiserlichen Befehlen die Arianer Arianer und die Nestorianer Nestorianer.

15. Nestorius hatte Raum und Zeit zur Buße gehabt; aber unbenutzt ließ er dieselbe verstreichen. Ermüdet war jetzt die Langmuth Gottes, vorüber die Zeit der Erbarmung; die furchtbare Stunde des Gerichtes hatte für ihn geschlagen und unsichtbar umschwebten ihn von nun an die schrecklichen Boten der strafenden Gerechtigkeit Gottes. Ununterbrochenes Unglück verfolgte jetzt Schritt vor Schritt den unseligen Irrlehrer. Hybe lag in der Nähe der Mazyker und Blemmier. Ein zahlreicher Schwarm dieses wilden, räuberischen Volkes brach in das Land ein, verheerte alles mit Feuer und Schwerd, plünderte Hybe und führte eine Menge Gefangener und unter diesen auch Nestorius mit sich fort. Unterweges setzten sie ihn in Frei-

heit, nachdem sie ihm alles, was er noch bei sich führte, abgenommen hatten. Da er Kunde hatte, daß auch ein Haufe wilder Mazyken im Anzuge gegen Hybe wäre, trauete er sich nicht, in diese Stadt zurückzukehren. Nachdem er lange genug, kämpfend mit jeder Art des Elendes und Ungemaches, in der Wüste herumgeirret war, kam er endlich in die Thebaide nach Panopolis. Von hier aus schrieb er an den Kaiser und an den Befehlshaber der Provinz; bat um Schutz, um anständigen Unterhalt für seine Person. Aber der Fluch lastete auf Nestorius, den Einwohnern von Panopolis war er ein Abscheu; die ganze Gegend stieß ihn von sich zurück und der Statthalter der Provinz schickte fremde Soldaten an ihn ab, um ihn von Panopolis nach Elephantine, einer an dem äussersten Ende der Thebaide, auf einer Insel im Nyl liegenden Grenzstadt zu bringen. Als er nach vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten nun bald das Ziel seiner Reise erreicht zu haben glaubte, kam ein zweiter Befehl des Statthalters an, welcher wieder anders über den Nestorius verfügte und ihn sogleich nach Panopolis zurückzuführen gebot. Seine Begleiter scheinen ihn mit Härte behandelt zu haben und der angekommene neue Befehl war nichts, als eine Verlängerung und Verdoppelung seiner vielfachen Leiden. Aber jetzt versagte auch das Pferd, das er besteigen wollte, ihm den Dienst, warf ihn ab und durch den Sturz ward ihm eine Rippe gebrochen und seine rechte Hand schwer verwundet. Demungeachtet mußte dem Befehle gehorchet, die Rückreise angetreten werden. Eine schmerzhafte Krankheit plagte längst schon seinen Körper, verbissener Groll, Mißmuth und Trübsinn nagten an seinem Herzen. Von den Menschen zurückgestoßen, von seinen ehemaligen Anhängern und Freunden verlassen, von den Mächtigen gedrückt und verfolgt, von Vorwürfen seines Gewissens gefoltert, durch alle Rücken-

innerungen der Vergangenheit gebeugt, noch tiefer gebeugt durch die peinvolle Aussicht in eine noch schrecklichere Zukunft, war Nestorius jetzt ein schauderhaftes Zerrbild alles, durch die Sünde, in die Welt gekommenen physischen und geistigen Elendes; und dennoch hätte vielleicht seine zagende Seele auch jetzt noch da Rettung gefunden, wo auch der sterbende Schächer am Kreuz sie einst noch fand. Aber wie jeder Irrlehrer, blieb auch Nestorius bis an sein Ende verstockt. Indessen, sollte man denken, hätte sein so bejammernswerther Zustand doch wenigstens einiges Mitleiden noch einflößen müssen; aber sein Verhängniß wollte, daß gerade die entgegengesetzte Wirkung dadurch hervorgebracht wurde. In seiner Nähe sich zu fühlen, hielt man für ein Unglück. Man erblickte in ihm blos einen Elenden, dessen Stirne schon der Stempel der Verwerfung aufgedrückt wäre, den die furchtbare Hand des Weltrichters schon ergriffen hätte. Lange wollte man ihn also nicht in Panopolis dulden und ein neuer, von Constantinopel gekommener Befehl wieß ihm abermals einen neuen, weit entfernten Ort zu seiner Verbannung an. Aber seine Krankheit hatte indessen schreckliche Fortschritte gemacht, seinen Körper völlig verwüstet. Scheusliche Geschwüre bedeckten seinen Leib, Würmer fraßen an seinem Fleisch und die Zunge verfaulte ihm in dem Munde. Seine ganz erschöpften Kräfte mußten den Mühseligkeiten einer neuen, weiten Reise unterliegen. Unter Weges gab er seinen Geist auf, nachdem vorher alle Glieder seines Körpers, bei lebendigem Leibe noch in Fäulniß übergegangen waren. — So starb Nestorius, ein schreckliches, allen hochgestellten Frevlern warnendes Beispiel der zwar langsam einherschreitenden, aber stets und unfehlbar, obgleich oft erst an der Schwelle der Ewigkeit, sie ereilenden göttlichen Rache. Nähere Umstände seines Todes sind uns nicht bekannt; aber Theodoretus von

Evag. p. 263.

Theod. lect. p. Valer.

Theoph. p. 79.

Cyrhus sagt selbst, daß die sichtbaren Spuren der strafenden Hand Gottes unverkennbar darin gewesen seyen. Und wahrscheinlich waren es eben diese Zeichen, welche Theodorets so lange anhaltenden Täuschung nun plötzlich ein Ende machten. Selbst nach seiner Vereinigung mit Cyrillus und Johannes hatte Theodoret noch immer den Nestorius für schuldlos gehalten, ihn als ein durch Ungerechtigkeit gefallenes Opfer betrachtet, seine Feder durch dessen Vertheidigung auf das neue entweihet. Aber nun erklärte er ihn in seinen Briefen für strafbar, schrieb in Ausdrücken gegen ihn, deren Heftigkeit sogar einigen zum Anstoß gereichte und sprach endlich auf dem Concilium von Chalcedon dem Nestorius und seiner Lehre feierlich das Anathema. Das Todesjahr des Nestorius ist ungewiß; am wahrscheinlichsten wird es zwischen die Jahre 440 und 447 gesetzt.

Thdrt. haeret. l. 4
Bar. ann. 436. §. 9.

16. Die von Nestorius hinterlassenen Schriften bestehen größtentheils in Homilien, welche er als Patriarch von Constantinopel gehalten hatte. Pater Garnerius sammelte und ordnete dieselben und gab sie in einem besondern Werke heraus. Noch als Priester von Antiochien schrieb er, wie Gennadius erzählt, viele Abhandlungen und Predigten, in welchen er, obschon mit vieler Vorsicht, das Gift seiner Neuerung zu verbreiten anfing. Auf uns ist nichts davon gekommen, obwohl Garnerius, jedoch ohne besondere Gründe dafür anzugeben, der Meinung ist, daß mehrere derselben noch vorhanden wären, sich aber in die Sammlung der den heiligen Asterius, Amphilochus, Basilius und Chrisostomus zugeschriebenen Reden eingeschlichen hätten. Ausser den Homilien haben wir von Nestorius noch drei Briefe an den heiligen Pabst Cölestinus, zwei an den heil. Cyrillus, einen an Cölestius, einen an den Kaiser Theodosius und endlich noch die zwei, von Evagrius aufbewahrten Briefe an den Statthalter der Thebaischen Provinz. Auch eine

noch vorhandene Liturgie tragt ebenfalls den Namen des Nestorius.

17. Mit dem im Jahr 435 gegen Nestorius geschleuderten kaiserlichen Verbannungsdekret hatte Theodosius auch ein Gesetz, und zwar in griechischer und lateinischer Sprache, bekannt machen lassen, in welchem allen Obrigkeiten geboten ward, eine strenge und genaue Nachsuchung aller Schriften des Nestorius anzustellen. Diejenigen, welche man fände, sollten öffentlich verbrannt werden. Mit scharfer Strafe ward jeder bedrohet, der die Bücher verheimlichen oder verbergen würde. Wer sich aber gar erkühnte, solche noch weiter zu verbreiten, oder nur einem andern mitzutheilen, dessen Vermögen sollte eingezogen werden. Den Anhängern des Nestorius wurden, unter der nämlichen Strafe der Gütereinziehung, alle Versammlungen auf dem Lande, wie in der Stadt, untersagt. Auch denjenigen, auf dessen Ländereien sie statt haben würden, oder der, wenn sie statt gehabt hätten, solches nicht, obschon er Kunde davon gehabt, der Obrigkeit angezeigt hätte, sollte in gleiche Strafe verfallen.

18. Alle diese an sich heilsamen Verordnungen kamen aber jetzt viel zu späte. Der Irrthum hatte sich schon zu weit verbreitet, war durch das Schisma der Bischöfe zu lange genährt, zu sorgsam gepflegt worden. Da der Name wie die Schriften des Nestorius jetzt gebrandmarkt und verpönt waren, dessen Anhänger aber wohl wußten, daß er seine Lehre aus den Werken des Theodorus von Mopsuesta und Diodorus von Tarsus geschöpft hatte; so wurden nun die Bücher dieser letztern desto eifriger gesucht, desto gieriger gelesen, und mit der dem Sektengeiste eigenen rastlosen Thätigkeit überall und bis jenseits der Grenzen des römischen Reiches verbreitet. Man trieb die Bosheit so weit, daß man sie beinahe in alle lebende orientalische Sprachen, in das Syrische, Armenische, Persische rc.

übersetzte. Sogar Geistliche unterzogen sich dieser unlautern Arbeit, und Ibas, nachheriger Bischof von Edessa wird beschuldiget, selbst eine solche Übersetzung verfertiget zu haben. Rabula von Edessa und Acacius von Melitene setzten sich zuerst dem reißenden Strom entgegen. Rabula sprach dem Theodor und Diodor öffentlich in seiner Kirche das Anathema. Ein gleiches that auch Acacius in der seinigen. Aber die Cilicischen Bischöfe übernahmen die Vertheidigung des Theodors und seiner Schriften. Von jeher hatten diese in einem ganz ungewöhnlichen Ansehen bei allen Kirchen des Morgenlandes gestanden. Desto lebhafter und hitziger ward jetzt darüber gestritten. Rabula hatte an Cyrillus, Acacius an die angrenzenden Bischöfe Armeniens geschrieben, sie aufgefodert, den ketzerischen Schriften des Theodors und Diodorus keinen Eingang in ihre Provinz zu gestatten. Die armenischen Bischöfe traten in einem Concilium zusammen, sandten Priester und Diaconen an den Patriarchen nach Constantinopel, fragten diesen, wie sie sich zu verhalten hätten, äußerten jedoch zugleich ganz unumwunden ihre Meinung wie ihren Wunsch, daß man nicht nur die Bücher des Theodors und Diodors, sondern sie selbst, gleich dem Nestorius, verdammen müsse. Beigefügt dem Briefe waren Schriften und Auszüge aus den Schriften des Theodors.

19. Proclus war ein Eiferer für die wahre Lehre; aber sein Eifer war erleuchtet, und Schonung, Milde und Nachgiebigkeit waren ohnehin Hauptzüge in dem Charakter dieses heiligen Bischofes. In einem sehr langen höchst merkwürdigen Schreiben, und welches auch auf uns gekommen ist, entwickelte nun Proclus den armenischen Bischöfen die wahre und reine Lehre des katholischen Glaubens, und fügte diesem Synodalschreiben (wenn anders, wie es höchst wahrscheinlich ist, Proclus die in Constantinopel anwesenden Bischöfe

dieses Gegenstandes wegen zu einem Concilium zusammen berief) ein vollständiges Verzeichniß aller aus den Büchern des Theodors und Diodorus ausgezogenen, ketzerischen Sätzen. Diesen sprach er das Anathema, ohne jedoch der Namen des Theodors und Diodorus zu erwähnen. Abschriften dieses Sendschreibens schickte Proclus an Cyrillus, an Johannes von Antiochien und die orientalischen Bischöfe. Diese letztern, unter Johannes in einem Concilium zu Antiochien versammelt, nahmen das Glaubensbekenntniß des Proclus an, bekannten sich zu demselben, weigerten sich aber, den aus den Schriften des Theodors gezogenen Propositionen, das Anathema zu sprechen. Von der andern Seite waren auch die Armenier mit dem gemäßigten und schonenden Betragen des Proclus nicht zufrieden. Sie bestunden darauf, daß nicht nur den aus Büchern Theodors ausgezogenen Stellen, sondern dem Theodor und Diodor selbst das Anathema müsse gesprochen werden. Cyrillus zeigte bei dieser Gelegenheit wieder seinen gewöhnlichen warmen, aber von Weisheit und Klugheit geleiteten Eifer. Er schrieb an Proclus, Johannes und die orientalischen Bischöfe. Diesen letztern ließ er die Wahl, entweder den von Proclus ausgezogenen Propositionen, oder dem Theodor und Diodorus selbst das Anathema zu sprechen. Er drang darauf, daß wenigstens eines von beiden geschehen müsse. Aber mit gleicher Hartnäckigkeit widersetzten sich die orientalischen Bischöfe auch dem Ansuchen des Cyrillus. Selbst das Volk in diesen Provinzen, wahrscheinlich von den Bischöfen dazu aufgemuntert, erhob nun lautes Geschrei, nahm Antheil an dem Streit wie an dem Widerstande seiner Bischöfe. Neue Unruhen standen zu befürchten, der so schwer errungene Friede in den Kirchen war auf das neue bedrohet. Proclus und Cyrillus gaben daher nach und Theodosius — wahrscheinlich auf Anrathen des Patriarchen von Constantino-

pel — erließ kaiserliche Schreiben an die Orientalen, in welchen er sie nachdrücklich ermahnte, jede Gelegenheit, welche neue Verwirrung veranlassen könnte, zu vermeiden, alle auf Theodor, Diodor und deren Schriften sich beziehende Fragen gar nicht mehr zu berühren, kurz die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen. Auf diese Art ward wenigstens für jetzt der Friede in der Kirche erhalten. Aber lange nachher, und als das Übel sogar in sich selbst keine Remedur mehr fand, wurden auf dem zweiten constantinopolitanischen allgemeinen Concilium im Jahr 553 die Namen des Theodors und Diodorus jenem des Nestorius beigefügt und ihren Lehren das Anathema gesprochen.

43[illegible]

20. Der nestorianische gotteslästerliche Irrthum hatte indessen in den beiden Cilicien zu tiefe Wurzeln gefaßt. Großgezogen in der dunkeln Verborgenheit, in welche er sich einige Zeit verkrochen hatte, drang er nun in die benachbarten Provinzen, verbreitete sich in Mesopotamien und selbst in dem tiefsten Innern von Indien. Rabula von Edessa und Acacius von Melitene hatten das Unglück, schon bei Lebzeiten ihre Provinzen davon angesteckt zu sehen; und in den Ländern am Tigris und Euphrat setzte derselbe sich so fest, gewann nach und nach eine solche Consistenz, daß man bald in diesen Gegenden einen nestorianischen Patriarchen, sammt einer Menge Erzbischöfe und Bischöfe erblickte, und welche leider von jenen Zeiten an bis auf unsere Tage sich dort fortgepflanzt haben.

Um den Faden der widerlichen Geschichte der nestorianischen Ketzerei und der daraus in der Kirche entstandenen Unruhen nicht so oft abzubrechen und wieder anzuknüpfen, haben wir verschiedene Ereignisse, die, obgleich nicht gerade von universalisch-historischer Wichtigkeit, dennoch einer Geschichte der Religion Jesu nicht ganz fremd bleiben dürfen, bisher unberührt lassen

müssen. Wir eilen demnach, das Versäumte jetzt nachzuholen.

XXV.

1. Gegen das Ende des Jahres 432 ward ganz Kreta, diese damals äußerst bevölkerte und durch Handel bereicherte Insel, Zeuge eines — wenn nicht glaubwürdige Schriftsteller es erzählten, der damals lebende Socrates es selbst bezeugte — durchaus unglaublichen Beispiels der Allmacht tief gewurzelter Vorurtheile, so wie der unerhörtesten Ausschweifungen des Aberglaubens, in welche jene gewöhnlich zu fallen pflegen, die aus Härte des Herzens und mit verstockter Beharrlichkeit, der Wahrheit, dem Lichte des Evangeliums ihr Auge verschließen.

2. Unter den auf dieser Insel sehr zahlreich lebenden Juden trat auf einmal ein Mann von ungemein ehrwürdigem Ansehen auf. Seine gebleichten Haare zeugten von hohem Alter, aber das Feuer seiner Augen und seine blühende Gesichtsfarbe waren Zeugen einer selbst durch die Zeit noch nicht zerstörten jugendlichen Kraft. Er gab sich für einen Propheten des lebendigen Gottes aus. Ein ganzes Jahr brachte er damit zu, daß er alle Städte, Flecken und Dörfer der Insel durchreiste. Überall versammelte er seine Glaubensgenossen um sich her, stellte ihnen ihre bedrückte, unter allen Völkern des Erdbodens zerstreute Lage vor, kündete ihnen nahe Rettung, Befreiung von der Knechtschaft an. Der Herr, sagte er, habe sich seines Volkes erbarmt. Er sey Moises, zum zweitenmal auf die Erde gesandt, um Israel wieder in das Land seiner Väter zu führen, es wieder in den Besitz seines alten Erbtheils zu setzen. Alle Wunder, welche er ehemals gethan, werde er wiederholen. Auf das neue würden

Socr. l. 7. c. 36. Paul. Diac. miscel. l. 14. Nic. ep l. 14. c. 40.

auf sein Gebot die tobenden Fluthen sich theilen; sie alle trocknen Fußes über den Boden des Meeres hinübergehen. Ein Tag in dem nächst kommenden Jahre ward festgesetzt, an welchem diese Verheißungen in Erfüllung gehen sollten. Bis dahin, sagte der Betrüger, möchten sie sich hier um das Zeitliche nicht mehr abmühen, sich vielmehr der Ruhe überlassen, wohl leben und fröhlichen Muthes seyn.

3. Das, weil es betrogen seyn wollte, leicht zu täuschende Judenvolk glaubte den Worten des Verführers. Von Hoffnungen berauscht, und eines nahen, immer mehr zunehmenden Wohlstandes schon ganz versichert, verließ es nun seine Gewerbe und gewöhnlichen Geschäfte, vernachläßigte sein Hauswesen, lebte in den Tag hinein und vergeudete und verschenkte sein Eigenthum an jeden, der es nur haben mochte.

4. Als der Tag zum Aufbruch erschien, strömten große Schaaren von Männern, Weibern, Greisen, Jünglingen und Kindern von allen Seiten zusammen. Der vermeintliche Prophet befand sich an dem bezeichneten Ort, stellte sich nun selbst an die Spitze des wandernden Volkes und zog damit gegen die östliche Küste der Insel. Angekommen an einem Vorgebirge derselben, ermahnte der Betrüger aufs neue das Volk, in seinem Glauben an ihn ja nicht zu wanken; im festen Vertrauen auf seine Verheißungen sollten sie sich jetzt alle kühn in das Meer hineinstürzen, die Wogen würden sie nicht verschlingen, alle unversehrt den Boden des Meeres erreichen. Kaum hatte der Lügenprophet diesen Befehl ausgesprochen, als auch der ganze Vortrab, gleich einem Haufen Wahnsinniger, sich von der Höhe in das Meer hinabstürzte. Schon wollten alle Übrigen folgen; aber eben so schnell erblickten sie auf einmal eine Menge an den Felsen zerschellter Leichen ihrer Unglücksgefährten, hörten das Geschrei derer, die mit den Wellen kämpften, sahen, wie sie rettungslos

vor ihren Augen verschwanden. Zum Glück befanden sich in der Nähe eine Menge Fischerbarken, auch verschiedene Kauffahrtheischiffe. Viele wurden daher noch gerettet; aber eine ungleich größere Anzahl ward das Opfer ihrer unglaublichen Verblendung. Wuth und Rachsucht bemächtigten sich nun des ganzen Haufens. Steinigen, in Stücke zerreißen wollte man den Bösewicht; aber dieser war in dem Gewirre und entstandenen Tumult verschwunden. Auf der ganzen Insel ward er nachher noch sorgfältig aufgesucht; und da man ihn nirgends fand, so entstand die allgemeine Volkssage, der dem Ansehen nach so ehrwürdige Greis sey ein böser Dämon gewesen, welcher unter erborgter Gestalt die unglücklichen Juden der Insel noch völlig habe verderben wollen. Eine Folge dieser unerhört boshaften Betrügerei war indessen, daß Tausenden von den Juden die Decke von den Augen fiel. Sie erkannten die Wahrheit, ließen sich taufen und bekannten mit freudigem und aufrichtigem Herzen die Lehren des Evangeliums.

Greg. Tour. Gest. Franc. l. 2. c. 1 et 10. 31. Baron. 432. §. 88.

5. In Rom ward in eben dem Jahr eine, die gallicanischen Bischöfe betreffende und durch Appellation vor den römischen Stuhl gebrachte Sache von dem Pabste Sixtus entschieden *). — Beinahe 30 Jahre schon hatte der heilige Briccius, Nachfolger des heiligen Martinus, auf dem bischöflichen Stuhl von Tours

*) Pagius, in seinen Annotationen zu Baronius, ordnet die Wiederherstellung des heiligen Briccius auf seinem bischöflichen Stuhle in Tours, in das Jahr 437. Da aber dessen Gründe nicht ohne alle Einwendung sind, es übrigens auch bei diesem, mit den Hauptfäden der Geschichte in keiner unmittelbaren Verbindung stehenden Ereigniß nicht besonders darauf anzukommen scheint; so glaubten wir, die Zeitfolge des gelehrten Cardinals hier ohne weiters beibehalten zu können.

gesessen. Nie hatte man auch nur die leiseste Klage gegen ihn gehört, nie auch nur der mindeste Verdacht irgend einer unsittlichen oder einem Bischofe nicht geziemenden Handlung ihn getroffen. In dem gerechten Besitze der allgemeinen Verehrung und Liebe, schien sein fest gegründeter Ruf schon selbst der Verläumdung nicht mehr erreichbar, als plötzlich ein unseliger Zufall alle Gemüther der Einwohner von Tours nicht nur von ihrem Bischofe abwandte, sondern auch in dem höchsten Grade gegen denselben erbitterte.

6. Eine Frauensperson, die durch Handarbeit sich nährte und zu welcher die Diener des Bischofes gewöhnlich dessen Leinwandzeug zum Waschen zu tragen pflegten, und welche entweder wirklich in ehelosem Stande sich Gott geweihet hatte, oder vielleicht auch nur zum Schein größerer Frömmigkeit das Gewand solcher, in völliger Enthaltung, dem Dienste Gottes sich vorzüglich weihenden Frauen trug, war auf einmal schwanger geworden und hatte ein Kind zur Welt gebracht. Das Ärgerniß erregte allgemeines Aufsehen. Wer wohl der Vater von dem Kinde seyn möchte, konnte niemand errathen. Plötzlich entsteht in der Gemeinde das Gemurmel, der Vater des Kindes sey der Bischof. Was heute nur noch Wenige sich in die Ohren flüsterten, ward morgen schon ein allgemeines Stadtgespräch, und eben so bald ward die von einer verläumderischen Zunge, vielleicht blos als eine boshafte Vermuthung, ausgesprochene Klatscherei dem leichtsinnigen Volk schon eine ausgemachte, nicht mehr zu bezweifelnde Wahrheit. Die ganze Stadt tobte und wüthete nun gegen ihren Bischof; und von nichts Geringerem war die Rede, als ihn aus seiner bischöflichen Wohnung herauszureißen und vor den Thoren der Stadt zu steinigen. Unbekümmert, was lästernde Zungen gegen ihn sagen möchten, blieb der Bischof ganz ruhig bei diesem Sturm; der Bosheit seiner Feinde

setzte er blos Geduld und Gelassenheit entgegen; überließ übrigens Gott allein den Ausgang des ganzen Handels.

7. Am nächsten Sonntag, als der Bischof die Kirche betrat, ward er mit Schmähungen von dem Volke empfangen. Laut und öffentlich beschuldigte man ihn der Unzucht, machte ihm die bittersten Vorwürfe, nannte ihn einen Heuchler, dessen lange verborgene Schandthaten aber Gott nun endlich habe kund werden lassen. Mit eben so vieler Würde als Ruhe vertheidigte sich Briccius. Vor den Augen Gottes und der Gemeinde betheuerte er feierlich, daß er unschuldig sey, an jenem Verbrechen keinen Theil habe. Aber niemand wollte ihn hören. Das Geschrei begann auf das neue. Jetzt begehrte der Bischof, daß man das neugeborne Kind in die Kirche bringen möchte. Das Kind ward gebracht. Vor dem versammelten Volk foderte nun der heilige Briccius das Kind auf, laut zu sagen, ob Er, der Bischof, sein Vater sey; und der kaum 8 Tage alte, noch nicht einmal lallende Säugling antwortete laut und vernehmlich: „Nein, Du bist nicht mein Vater.“ Erstaunen ergriff alles Volk ob diesem Wunder. Aber sogleich drang man jetzt auch von allen Seiten in den Bischof, daß er nun weiter fragen möge, wer denn eigentlich der Vater des Kindes sey. Dieser Zumuthung weigerte sich Briccius. „Ich habe,“ sagte er, „blos um das fragen können, fragen dürfen, was mich selbst betrifft, was meine eigene Angelegenheit ist. Ein Mehres zu wissen und zu fragen, geziemt mir nicht. Wollt Ihr durchaus wissen, wer der Vater des Kindes ist, so macht selbst einen Versuch und fragt das Kind.“ Diese höchst weise, in wenigen Worten so belehrende Antwort erregte bei der unverständigen Menge nichts als Unwillen. Das geschehene Wunder schrieb man jetzt den Zauberkünsten des Bischofs zu, und bestand nun

um so mehr darauf, daß Briccius nicht länger mehr Bischof seyn könne. Dieser, dem alles Lärmen und Toben nicht das Gleichgewicht seiner Seele rauben konnte, befahl einem seiner Diakonen, eine Menge glühender Kohlen herbeibringen zu lassen. Briccius schüttete dieselben in sein Gewand, schlug dasselbe von allen Seiten fest zusammen und sagte dem Volk, daß er zu dem Grabe des heiligen Martinus gehen und dort seine Unschuld beweisen wolle. Sogleich macht sich der Bischof auf den Weg. Alles Volk folgt ihm nach. An dem Grabhügel des Heiligen angekommen, entfaltet Briccius sein langes Gewand, schüttet die Kohlen auf die Erde, und indem er jenes, welches nicht im mindesten auch nur gesengt war, allen Umstehenden zeigt, sagt er mit dem festen Ton des schuldlosen Bewußtseyns: „So unversehrt von der Gluth dieses Kleid geblieben ist, so rein und unversehrt ist auch mein Gewissen von jedem Verbrechen jener Art.

8. Durch ein doppeltes Wunder hatte Gott die Unschuld seines Dieners bekräftiget. Aber nicht mit Unrecht sagt man, daß Leidenschaft den Menschen blind macht. Die Einwohner von Tours blieben bei ihrem nun einmal gegen den Bischof gefaßten, leidenschaftlichen Vorurtheil, ließen ihn nicht mehr in die Kirche zurückkehren, warfen ihn sogar aus seiner bischöflichen Wohnung heraus. Jetzt bekannte der heilige Briccius unter vielen Thränen, daß die Prüfung, welche Gott über ihn verhängt habe, eine gerechte Strafe sey wegen des Mangels an Ehrfurcht, den er so oft an seinem großen Vorgänger im bischöflichen Amte, dem heiligen Martinus, bewiesen habe. Manche seiner salbungsvollen Worte und Lehren, manche fromme Äußerung habe er der Schwäche greisender Jahre zugeschrieben, nicht selten in seinem Herzen sie verlacht. Er wolle, setzte er hinzu, nun nach Rom gehen, dem Pabste seine Sünde bekennen, aber auch Klage führen bei demselben

gegen die schreiende Ungerechtigkeit, mit der man ihn jetzt behandle.

9. An die Stelle des heiligen Briccius ward nun ein gewisser Justinianus zum Bischof geordnet. Als dieser erfuhr, daß der vertriebene Bischof wirklich auf der Reise nach Rom begriffen wäre, beschloß er, auf Anrathen einiger Priester seiner Kirche, demselben nachzureisen, wahrscheinlich um vor dem Pabste als Kläger gegen ihn aufzutreten. Aber kaum hatte er den Boden Italiens betreten, als schon die Hand Gottes ihn ergriff. Er erkrankte plötzlich und ward zu Vercelli begraben. Als die von Tours den Tod des Justinianus erfuhren, gingen ihnen noch nicht die Augen auf. An die Stelle des verstorbenen Justinianus wählten sie sich nun einen eben so unbekannten Priester, Namens Armentius, zu ihrem Bischof.

10. Cölestinus saß noch auf dem Stuhl des heiligen Petrus, als der von Tours vertriebene Bischof in Rom ankam. Derselbe trug seine Angelegenheit sogleich dem Pabst vor, bekannte, daß er die Verfolgung, welche ihn getroffen, als eine gerechte Strafe für seine ehemaligen Vergehungen gegen den heiligen Martinus betrachte, und überließ den Ausspruch seiner Schuld oder Unschuld gänzlich der Weisheit des römischen Stuhles. Wahrscheinlich geschah es durch göttliche Fügung, daß die päbstliche Entscheidung lange nicht erfolgte. Mehrere Jahre gingen darüber hin. Der heilige Briccius lebte indessen in tiefster Abgeschiedenheit in Rom, lag Tage lang und oft Nächte hindurch in der Kirche an den Stufen des Altars, flehete unaufhörlich zu Gott, brachte oft das heilige Opfer dar, und suchte, durch sein strenges, büßendes Leben und ungeheuchelte Frömmigkeit, die Schuld seiner ehemaligen, jugendlichen Unbesonnenheit zu tilgen.

11. Als Sixtus III. dem heiligen Pabste Cölestinus in dem Kirchenregiment gefolgt war, nahm er

gleich im ersten Jahre nach seiner Erhebung die Sache des Bischofes von Tours vor, entschied dieselbe zu Gunsten des heiligen Briccius und verfügte dessen Wiederherstellung auf seinem ehemaligen bischöflichen Stuhl. Mit päbstlichen Breven versehen, machte Briccius sich also wieder auf die Reise nach Tours. Angekommen in Laudiakum, dem heutigen Montlouis, einem damals eben so wenig wie jetzt bedeutenden, jedoch mit einer Kirche versehenen und nur einige Stunden von Tours entlegenen Ort, beschloß er, so lange Armentius leben würde, hier zu bleiben, nicht Ursache zu werden einer Spaltung und neuer Unordnungen in seiner Kirche. Aber noch in der nämlichen Nacht ward ihm eine Erscheinung, welche ihn belehrte, daß Armentius am verflossenen Tage gestorben wäre, er mithin ungestört von seiner Kirche Besitz nehmen könnte. Briccius machte sogleich Anstalt zur Abreise, weckte seine Begleiter auf und sagte ihnen, er habe Eile, weil er bei dem Begräbniß seines gestern gestorbenen Bruders, des Bischofes Armentius, gegenwärtig seyn wolle. Als Briccius unter das Thor von Tours trat, ward gerade und in dem nämlichen Augenblick der entseelte Körper des Armentius durch das entgegengesetzte Thor der Stadt hinausgetragen. Sobald dieser begraben war, begab sich der heilige Briccius nach der bischöflichen Kirche, nahm, ohne von jemand beunruhiget zu werden, Besitz von derselben, ließ die päbstlichen Breven bekannt machen und stand seiner Gemeinde noch sieben Jahre, das heißt bis an seinen Tod, mit gewöhnter Frömmigkeit und erleuchtetem Eifer vor.

12. Ungefähr um die nämliche Zeit sah auch der heilige Prosper sich wieder gezwungen, in zwei Schriften als Vertheidiger des heiligen Augustinus und dessen Lehre von der Gnade aufzutreten. Der Leser wird sich des Schreibens erinnern, welches der heilige Papst Cölestinus, nicht lange vor seinem Tod, auf die von

Fleury liv. 26

Prosper und Hilarius in Rom gegen die Gegner des heiligen Augustinus geführte Klage an die gallicanischen Bischöfe erließ. Sie werden sich ferner der neun Propositionen erinnern, welche dieser Pabst seinem Schreiben beifügte, und welche das Wesentlichste enthielten, was die Kirche in der Gnadenmaterie als Glaubensartikel aufstellt und von jeher als solche aufgestellt hat. Dieses Schreiben des Cölestinus that indessen in Gallien nicht die Wirkung, welche man davon hätte erwarten sollen. Man fuhr fort, den heiligen Augustinus des Irrthums zu beschuldigen, seinen Schriften von der Gnade einen ganz falschen, höchst verkehrten Sinn unterzuschieben. Zwar lag bei jenen, welche den heiligen Augustinus anfeindeten, keine offenbare Ketzerei zum Grunde. Die Lehre der Kirche wollten sie nicht verlassen, nur jene des heiligen Augustinus nicht annehmen, weil sie, den Geist und wahren Sinn derselben nicht auffassend, gleich den Jansenisten in Frankreich, eine jedes Herz eben so empörende, als der unendlichen Güte und Gerechtigkeit Gottes zuwiderlaufende Schlußfolge daraus herleiteten. Waren aber auch die Gegner des heiligen Augustinus nicht geradezu als Irrlehrer zu betrachten, so muß man doch gestehen, daß sie in eben dem Maße, in welchem sie von dessen Lehre abwichen, sich bald mehr bald weniger zu dem Semipelagianismus hinneigten. Immer ward der Unfug groß genug, um noch größere Übel und endlich neue Sekten und Spaltungen, als Folgen davon befürchten zu müssen.

13. Da unter jenen, welche den heiligen Augustinus bekämpften, sich Männer von ausgezeichneten Gaben und großem Ansehen befanden, welchen die Übrigen blindlings folgten; so hielt der heilige Prosper für das rathsamste, diesen unmittelbar in seinen Schriften, und zwar mit aller Kraft, zu Leibe zu gehen. Er schrieb also gegen Cassianus. Zwar nannte er densel-

ben nicht bei seinem Namen. Da er aber sein Buch überschrieb: Gegen den Verfasser der geistlichen Unterredungen; so war jener dadurch hinlänglich bezeichnet. Ebendas.

14. Cassianus war ein wegen seiner Gelehrsamkeit sehr angesehener und in besonderem Rufe der Beredsamkeit, wie der Frömmigkeit stehender Priester der Kirche von Marseille. In einem Kloster zu Bethlehem in Palästina erzogen, führte frühzeitig ein glühendes Verlangen nach höherer Vollkommenheit ihn, nebst einem gewissen Germanus, einem nahen Anverwandten von ihm, zu den heiligen Einsiedlern Egyptens. Er weilte einige Zeit in den Klöstern von Diolkos, Panophysis und unter den Vätern der Wüste Siete; machte die Bekanntschaft des Queremon, Nesteros, des Abtes Moyses, des Paphnucius, Serapions, Daniels und noch anderer, durch vorleuchtende Heiligkeit und strenges, büßendes Leben ausgezeichneter und nachher von der Kirche den Heiligen zugezählter Einsiedler; ging hierauf wieder nach Bethlehem zurück, von da nach Constantinopel, ward von dem heiligen Chrisostomus zum Diakonus geweihet, kam in Geschäften des Patriarchen von Antiochien nach Rom, und erhielt endlich die Priesterwürde zu Marseille*), wo er zwei Klöster stiftete, wovon das eine nachher die berühmte und reiche Abtei St. Viktor ward. Auf Begehren des heiligen Castor, Bischofes von Apt, schrieb Cassian Regeln und Vorschriften für die unter der Leitung dieses Bischofes stehenden Klöster; und um die frommen

Till. mem. t. 14.

---

*) In der Angabe des Geburtsortes des Cassianus stimmen die Geschichtschreiber nicht mit einander überein. Wahrscheinlich war derselbe aus Thracien gebürtig. Sein wahrer Name war Johannes, Cassianus blos der Zuname. Er selbst nennt sich in seinen Schriften stets Johannes.

Mönche und Einsiedler zu einem höhern contemplativen und vollkommenern Leben zu führen, schrieb er nun auch seine geistlichen Unterredungen, vier und zwanzig an der Zahl, und in welchen er alle die großen und ausgezeichneten Väter der Wüste, deren Bekanntschaft er in dem Orient gemacht hatte, redend einführte. Aber eben diese geistlichen Unterredungen waren hie und da nicht ganz frei von Irrthümern; auch begegnete man darin manchen Stellen, welche ein über göttliche Dinge meditirender Christ schwerlich darin zu finden wünschen konnte. Besonders anstößig war die dreizehnte dieser geistlichen Unterredungen, welche man in offenbarem Widerspruch mit den Schriften des heiligen Augustinus über die Lehre von der Gnade fand. Gegen diese dreizehnte Unterredung richtete also der heilige Prosper seine Schrift, und es scheint, daß er seinen Zweck erreichte und dem über diesen Gegenstand entstandenen Streit zwar nicht plötzlich, aber doch nach und nach dadurch ein Ende machte. Wenigstens erfolgte von Cassianus keine Antwort darauf; und da dieser, von dem nachmaligen Pabst Leo dem Großen dazu veranlaßt, auch gegen die Irrlehre des Nestorius schrieb, und die genaue Verwandtschaft der nestorianischen und pelagianischen Ketzerei vollständig auseinander setzte; so wird es hieraus höchst wahrscheinlich, wenn man es auch nicht als einen vollkommenen Beweis annehmen wollte, daß Cassianus, durch die Schriften des heiligen Prosper belehrt, von seinen über die Gnadenmaterie geäußerten irrigen, dem Semipelagianismus sich hinneigenden Meinungen gänzlich zurückgekommen ist.

15. Da die geistlichen Unterredungen des Guten und Herrlichen sehr viel enthielten, es mithin ein Verlust gewesen wäre, sie, des darin enthaltenen Anstößigen wegen, den ascetischen Betrachtungen frommer Mönche und Geistlichen zu entziehen; so sammelte der

heilige Eucherius sie in ein einziges Buch, nahm das Anstößige davon hinweg, ließ nur das Treffliche stehen und kürzte ab, wo eine bisweilen zu große, ermüdende Weitschweifigkeit den Eindruck nothwendig hätte schwächen müssen. Das Buch des heiligen Eucherius ist nicht auf uns gekommen, wohl aber die geistlichen Unterredungen, so wie solche ursprünglich von Cassianus sind verfaßt worden. Dieselben standen lange in einem ganz vorzüglichen Ansehen bei den Kirchen. Große Heiligen, berühmte Ordensmänner und viele spätere Kirchenväter betrachteten sie als einen wahren ascetischen Schatz, und der heilige Fulgentius, der heilige Benediktus, der heilige Gregorius der große, der heilige Dominikus und der erleuchtete Thomas von Aquin empfehlen nachdrücklich das wiederholte Lesen derselben und sprechen überhaupt von allen cassianischen Schriften stets mit dem größten Lobe. Es wird behauptet, daß schon sehr frühe von den Schriften des Cassians zwei ganz verschiedene Exemplare, und wovon das eine von allen irrigen oder anstößigen Sätzen völlig gereiniget gewesen, vorhanden waren. Kann dieses auch nicht bewiesen werden, so ist es doch höchst wahrscheinlich; denn anders läßt es sich sonst nicht erklären, wie jene, so eben genannten, großen Männer das Lesen derselben so ganz unbedingt und ohne alle Einschränkung hätten empfehlen können. Wenn aber Baronius anzunehmen scheint, daß die Bücher des Cassians, so wie wir sie jetzt besitzen, von allem ursprünglich Fehlerhaften gereiniget wären; so irret sich derselbe offenbar, indem wir noch alle jene Stellen darin finden, welche der heilige Prosper vorzüglich bekämpfte und zu widerlegen suchte.

Baron. 433, §. 29.

16. Cassian starb bald nachher. Das Jahr seines Ablebens kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Ganz gewiß aber überlebte er nicht das Jahr 434. Gleich einem Heiligen, ward sein An-

denken von mehrern Kirchen gefeiert; und ohne die in seinen Schriften enthaltenen irrigen Sätze, welche auch auf einem Concilium in spätern Zeiten förmlich verdammt wurden, würde selbst die römische Kirche ihn feierlich den Heiligen zugezählt haben.

XXVI.

1. Pabst Damasus I., welcher in dem Jahre 366 auf den Stuhl des heiligen Petrus war erhoben worden, hatte, wie es aus sichern und unverfälschten Urkunden hervorgeht, den heiligen Ascholius, Bischof zu Thessalonich, zu seinem Vikarius in Illyrien ernannt. Mit dieser neuen Würde wurden große Vorrechte verbunden, welche sogar sich dahin erstreckten, daß die Wahl und Ordination aller Bischöfe dieses großen, seinem Umfange nach, ein eigenes Reich bildenden Landestheiles, dem vom Pabste ernannten Vikarius übertragen waren. Alle folgende Päbste wußten diese Verfügung des Damasus aufrecht zu erhalten. Nur höchst ungerne unterwarfen sich jedoch die illyrischen Bischöfe der Jurisdiktion des Bischofes von Thessalonich. Sie glaubten, daß man ihnen ein Joch auferlegt habe, von welchem weder das nicänische Concilium, noch das alte Herkommen etwas wüßten. Nachdem unter Gratian das östliche und unter Valentinian III. auch das westliche Illyrien von dem Abendlande getrennt und mit dem orientalischen Reiche vereint worden waren, erneuerten die Bischöfe um so mehr ihre Versuche, sich der Gerichtsbarkeit des Bischofes von Thessalonich zu entziehen, als sie bemerkt zu haben glaubten, daß ihr Streben auch von dem Hofe von Constantinopel begünstiget werden würde.

Stolb. Gesch. B. 12. 26. §. 4.

2. Rufus, Bischof von Thessalonich und Vicarius des römischen Stuhles, der nämliche, den wir

auf dem Concilium von Ephesus gesehen haben, war jetzt gestorben. Sixtus III. glaubte in dessen Nachfolger Anastasius hinreichendes Verdienst zu finden, um ihm ebenfalls die Würde eines päbstlichen Vikarius, nebst allen damit verbundenen Prärogativen, zu ertheilen. Sixtus wollte zwar gestatten, daß jeder Metropolit die Bischöfe in seinem Metropolitansprengel ordinire, jedoch nicht eher, als bis der Bischof von Thessalonich, dem das Recht zustünde, das in Vorschlag gebrachte Subjekt zu prüfen und zu examiniren, seine Genehmigung dazu gegeben hätte. Alle kirchliche Angelegenheiten höherer Art, so wie alle Streitigkeiten zwischen den Bischöfen, sollten der Entscheidung des päbstlichen Vikarius unterworfen bleiben; dieser habe dergleichen Sachen zu untersuchen, oder durch andere Bischöfe, wenn er sie dazu beauftragen wolle, untersuchen zu lassen. Über Gegenstände, welche er zu entscheiden sich nicht getrauen sollte, müßte an den römischen Stuhl berichtet, die ganze Sache nach Rom verwiesen werden. Sixtus ertheilte ferner seinem Vikarius die Macht, Concilien zusammen zu berufen, bei welchen alle illyrische Bischöfe sich einfinden müßten. Das Resultat ihrer Berathungen aber, das heißt, die Beschlüsse solcher Concilien sollten zur Bestätigung nach Rom geschickt werden. Endlich ward den Bischöfen untersagt, ohne von dem Bischof von Thessalonich besondere Erlaubniß dazu erhalten zu haben, sich an das Hoflager nach Constantinopel zu begeben.

Concil. t. 1. p. 91. 92. 97.

3. Daß die Bischöfe Illyriens zu dieser Ernennung und Handhabung der Vorrechte des Bischofes von Thessalonich als päbstlichen Vikarius sehr scheel sahen, versteht sich von selbst. Aber vorzüglichen Anlaß zur Unzufriedenheit gab dem neuen Bischof von Thessalonich der Bischof Perigenes von Corinth. Anastasius berichtete darüber an den Pabst, und versammelte ein Concilium in Thessalonich. Sixtus schickte

einen Priester und einen Diakon, in welche er ein großes Vertrauen setzte, als Legaten dahin ab. Sie hatten den Auftrag, im Namen des Papstes dem Concilium beizuwohnen und durchaus nicht zu gestatten, daß von den dem Stuhle von Thessalonich ertheilten Rechten und Attributen das Geringste vergeben würde. Auch erließ der Pabst unter dem 8. Julius 436 ein Rundschreiben an sämmtliche zu dem Concilium berufene Bischöfe.

4. Den päbstlichen Legaten gelang es, die Sache beizulegen und die Eingriffe des Perigenes in die Rechte des Bischofes von Thessalonich zu hemmen. Indessen, wie es scheint, war die Ruhe doch nicht von Dauer; denn der Pabst sah sich gezwungen, noch einigemal in dieser Angelegenheit, theils an Perigenes, theils an die übrigen Bischöfe Illyriens zu schreiben. Auch schrieb Sixtus unter dem 8. Dec. 437 an den Patriarchen Proclus in Constantinopel, um ihn zu ersuchen, über der Aufrechthaltung und genauen Beobachtung der Canons zu wachen, auch wo möglich zu verhindern, daß man nicht unter leerem Vorwande von dem Kaiser Dispensationen oder andere sich dahin beziehende Gnadenakte erschleiche, wodurch die in der Kirche eingeführte Ordnung gestört werden könnte. In diesem nämlichen Briefe schreibt der Pabst auch dem Patriarchen von Constantinopel, daß er in der den Bischof Idduas betreffenden Sache es bei dem von Proclus darin gefällten Spruch gelassen habe *).

---

*) Dieser Idduas, wahrscheinlich Bischof von Smirna — indem wir unter den Vätern des Conciliums von Ephesus einen Bischof von Smirna, Namens Iddua finden — war vor dem Proclus angeklagt, von diesem aber freigesprochen worden. Die Kläger appellirten nun nach Rom. Da aber Sixtus die Heiligkeit und Gerechtigkeitsliebe des Patriarchen von Constantinopel kannte;

5. Ungeachtet dieser päbstlichen Schreiben dauerte das Streben der illyrischen Bischöfe, sich der Gerichtsbarkeit des Bischofes von Thessalonich zu entziehen, noch immer fort; so daß in dem folgenden Jahre 438 abermals ein Concilium wegen dieser Angelegenheit zusammen berufen ward. Da das Concilium von Ephesus, bei Gelegenheit der von der Kirche von Cypern gegen den Patriarchen von Antiochien geführten Klage, verordnet hatte, daß jede Kirche bei den ihr von den ältesten Zeiten her zustehenden Rechten erhalten werden, mithin alle Bischöfe, welche bisher gegen das alte Herkommen, ihre Gerichtsbarkeit über Provinzen und andere Kirchen, welche derselben nicht von den ältesten Zeiten her unterworfen gewesen wären, widerrechtlich ausgedehnt hätten, verpflichtet seyn sollten, diesen usurpirten Rechten auf immer zu entsagen; so wandten nun die illyrischen Bischöfe diesen Beschluß des ephesischen Conciliums auch auf sich an, und behaupteten, daß sie dadurch ebenfalls von der Jurisdiktion des Bischofes von Thessalonich wären befreiet worden *). Aber Sixtus blieb standhaft, schrieb noch

Cotel. p. 192.

so nahm der Pabst die Appellation nicht an und befahl, ohne in eine neue Untersuchung der Klage sich einzulassen, daß es bei dem von Proclus gefällten Spruch sein Bewenden haben sollte.

*) Auch Tillemont scheint auf diesen Grund ein sehr großes Gewicht zu Gunsten der illyrischen Bischöfe legen zu wollen. Ich indessen muß aufrichtig gestehen, daß ich denselben äußerst seicht, ja wohl möchte ich sagen, höchst albern finde. Das Concilium von Ephesus hatte nur von Bischöfen gesprochen, welche über andere Bischöfe sich Rechte angemaßt hatten, oder noch anzumaßen suchten, welche doch nichts weniger als in den apostolischen Zeiten gegründet waren. Der Beschluß, den das Concilium faßte, war demnach sehr weise und am besten geeignet, allen Neid, alle Herrschsucht, alle

einmal an die Bischöfe Illyriens, schickte den Artemius, einen Priester der römischen Kirche, an das illyrische Concilium und gab durchaus nicht zu, daß

---

verderbliche Zwiste und Zänkereien unter den Bischöfen aus der Kirche zu verbannen und ein gemeinschaftliches Streben aller Oberhirten zum Besten und zur Verbreitung der Religion Jesu zu bewirken. Aber welchen Bezug kann eben dieser Beschluß auf den römischen Stuhl haben? auf den obersten Bischof? auf den Bischof aller Bischöfe? Waren dessen Gerichtsbarkeit nicht alle bischöfliche Stühle des Erdkreises unterworfen? Wenn aber dem also ist, wie es wenigstens jetzt niemand mehr läugnen wird, so konnte auch der Pabst, so oft er es für zweckmäßig fand, sich zu jeder ihm beliebigen Kirche verfügen, sich von ihrer Lage mit eigenen Augen unterrichten, eingeschlichene Misbräuche abstellen, andere den individuellen oder localen Verhältnissen anpassende, die Kirchenzucht betreffende Anordnungen einführen. War nicht der heilige Petrus, bevor er seinen festen Sitz in Rom nahm, meistens wandelbar? finden wir ihn nicht bald bei dieser, bald bei jener Kirche, so wie der Zweck und die Pflichten seines obersten Hirtenamts es mit sich brachten? Da dieses alles nun längst erkannte und bekannte Wahrheiten sind; so folgt nun unmittelbar daraus, daß, wenn das allgemeine Kirchenregiment dem Pabste keine Entfernung aus Rom gestattet, derselbe aber doch, theils der Zeitverhältnisse, theils anderer Umstände wegen, die Kirchen einer Provinz oder eines Landes unter nähere und schärfere Aufsicht zu nehmen, für nothwendig erachtet, er auch unstreitig einen andern Bischof dazu zu beauftragen, oder einen Stellvertreter zu ernennen berechtiget ist, mithin die Bischöfe alsdann einem solchen Stellvertreter, eben weil er Stellvertreter ist, den nämlichen Gehorsam, wie dem Pabste selbst, zu leisten verpflichtet sind. Die Bischöfe Illyriens waren also der Gerichtsbarkeit des Bischofes von Thessalonich, nicht weil er Bischof von Thessalonich, sondern weil er päbstlicher Vikarius war, mit Recht unterworfen, und das von der heiligen Synode in Ephesus gegebene

sein Stellvertreter, der Bischof von Thessalonich in irgend einem seiner Rechte gekränkt ward.

XXVII.

1. Seit dem Jahre 434 saß Proclus, wie der Leser sich erinnern wird, auf dem Patriarchenstuhl von

---

Decret fand auf ihre specielle Lage durchaus keine Anwendung. Auch hat gewiß kein einziger von den bei dem Concilium anwesenden Vätern an eine solche falsche Deutung gedacht. Nicht nur Rufus, der damalige Vikarius und Bischof von Thessalonich, sondern auch die drei päbstlichen Legaten, Projektus, Arcadius und Philippus waren gegenwärtig gewesen. Hätte also eine solche falsche Auslegung des gegebenen Decrets nur irgend jemand in den Sinn kommen können; so würden sicher, besonders die drei letztern, sich nachdrücklich darüber geäußert haben; hätten auch, ohne ihre Pflicht zu vergessen und ihren ganzen Charakter zu verleugnen, gar nicht stillschweigen können und dürfen; indem ja der heilige Pabst Cölestinus selbst, dessen Legaten sie waren, die von seinem Vikarius in Illyrien auszuübenden Rechte, gleich seinen Vorfahren, stets mit Kraft und Nachdruck aufrecht zu erhalten gesucht hatte.

Lieber gehorchen, als befehlen, lieber verachtet, als hochgeehrt seyn, lieber der Letzte als der Erste seyn wollen, und sich selbst stets als den geringsten, niedrigsten und erbärmlichsten betrachten: dieß ist der Geist des Evangeliums. Hätte dieser süße, holdselige, himmlische Geist zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit die Vorsteher unserer Kirche geleitet; welches herrliche, Geist entzückende und Herz erhebende Gemälde würde dann nicht eine Kirchengeschichte darbieten? Nie hätte der Geschichtschreiber die für ihn so traurige, tief beugende Pflicht, seine Blätter hie und da durch Bilder und Darstellungen zu entweihen, welche man wohl in der Geschichte der Sekte des Dalai-Lama, aber gewiß nicht in der Geschichte der nichts als Heiligkeit, Liebe, Demuth und Einigkeit athmenden Religion Jesu finden sollte!

Constantinopel. Eine große, vieles Aufsehen erregende Bekehrung sollte das zweite Jahr seiner höhern, bischöflichen Amtsführung verherrlichen. Was den wiederholten Bemühungen des größten Kirchenlehrers, des heiligen Augustinus nicht gelungen war; was die vereinten Anstrengungen mehrerer frommen und erleuchteten Bischöfe fruchtlos unternommen hatten, dieß sollte ein schwaches Weib jetzt ausführen; denn stark ist Gott in den Schwachen, und in der demüthigen Erkenntniß unserer Schwäche besteht unsere ganze, wie unsere einzige Stärke.

2. Volusianus, aus einem der ältesten Geschlechter Roms, und der unter mehrern Kaisern die höchsten Würden des Reiches bekleidet hatte, war der mütterliche Oheim der jüngern heiligen Melania, eben jener Melania, die, im Schoße des Überflusses geboren und von allen Freuden dieser Welt umgaukelt, dennoch frühzeitig und zwar noch in der Fülle blühender Jugend und Schönheit, allem Glanz und allen Herrlichkeiten Roms entsagte, um an der Krippe des Erlösers zu Bethlehem eine demüthige und aufmerksame Schülerin Jesu zu werden.

3. Ihr Oheim Volusianus war ein trefflicher Mann. Im Besitze königlicher Schätze und Ländereien, hatte Reichthum doch sein Herz nie verderbt. Frei von Schwungsucht und Stolz, und tadellos in seinen Sitten, war er mit Recht ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung. Aber bei Allem dem war Volusianus noch immer ein Heide und, obschon mit vorzüglichen Gaben des Geistes geschmückt, hatten dennoch die erhabenen Wahrheiten des Evangeliums, ungeachtet aller von dem heiligen Augustinus erhaltenen Belehrungen, seinem Verstande nie recht einleuchten wollen.

Phot. c. 53.

4. In Angelegenheiten des abendländischen Reiches von Valentinian III. gesandt, befand sich Volu-

stanus jetzt an dem Hofe von Constantinopel. Seit ungefähr 24 Jahren hatte er seine geliebte Melania nicht mehr gesehen. In Jahren schon sehr weit vorgerückt, wünschte er jetzt, an dem sich immer tiefer senkenden Abend seines Lebens, sie noch einmal zu sehen, noch einmal und vielleicht zum letztenmal an seine Brust zu drücken. Er schrieb ihr also nach Palästina, sie zärtlich bittend, ihm, der sie wie ein zweiter Vater liebte, noch einmal die Wonne des Wiedersehens zu gewähren.

5. Pinianus, Melaniens Gemahl, welchem sie aber seit 26 Jahren eine zärtliche Schwester geworden war und der mit ihr in gleichem Eifer sich dem Dienste des Herrn ausschließlich geweihet hatte, war gerade erst im vorhergehenden Jahre gestorben. Ein inneres Gefühl sagt der verwaisten Schwester, daß sie bald dem geliebten Bruder folgen würde. Jetzt beschloß Melania, die wenigen Tage, welche ihr noch übrig seyn möchten, mit doppeltem Eifer, mit noch höher entflammter Innbrunst und unter noch strengern Bußübungen, ganz und ungetheilt der Ewigkeit zu leben. Kurze Zeit vorher hatte sie noch ein Kloster gestiftet, die Verfassung desselben geordnet und den darin aufzunehmenden, Gott geweiheten Jungfrauen Regeln und Vorschriften entworfen. Die neue, junge Gemeinde bat sie dringend, ihre Vorsteherin, ihre Führerin auf dem Wege zur Vollkommenheit zu werden. Aber Melania lehnte dieses Ansuchen ab. Eine andere mußte das Amt einer Äbtissin übernehmen. Sie selbst blieb eine dienende, oft die niedrigsten Dienste verrichtende Magd des Klosters. Von jetzt an wollte sie ihre enge Zelle gar nicht mehr verlassen; allem Irdischen wollte sie völlig entsagen; ununterbrochenes Gebet sollte von nun an der einzige und letzte Athemzug ihres Lebens seyn.

Sur. 31. 1 §. 27.

6. Mit einer Art von Bestürzung empfing daher Melania die Briefe ihres Oheims. Ihren kaum gefaßten Entschluß für einige Zeit wieder aufzugeben; sich noch einmal der schimmernden Pracht des Hofes von Constantinopel zu nahen, noch einmal gerade die gefährlichste und geräuschvollste Schaubühne der großen Welt zu betreten, schien ihr ein zu großes Opfer. Unentschlossen, was sie thun sollte, flehete sie um Erleuchtung zu Gott. Plötzlich entstand in ihrer Seele der Gedanke, daß sie vielleicht ihren Oheim dem Irrthum entreißen, ihrem gekreuzigten Erlöser ihn vielleicht gewinnen könnte. Immer heller und klarer ward es in ihr, daß der Herr ihre Wege segnen werde, und diese freudige, immer wachsende Überzeugung, verbunden mit dem Rath frommer und erleuchteter Männer, bestimmten sie endlich zu der Reise nach Constantinopel.

7. An allen Orten, wo sie durchzog, ward sie von den Bischöfen, von allen Ordnungen der Geistlichkeit, von Einsiedlern, Mönchen und frommen Jungfrauen feierlichst empfangen; und der ehemaligen Melania, in aller ihrer weltlichen Hoheit, wurden nie jene Ehrenbezeigungen erwiesen, die man jetzt der mit jeder Tugend der Demuth und Selbstverläugnung geschmückten Braut Jesu zu erzeigen sich überall beeiferte. In Chalcedon angekommen, wo nur eine schmale Meerenge sie noch von dem Brennpunkte aller Eitelkeit und Leerheit der Menschen trennte, begab sie sich sogleich in die Kirche der heiligen Euphemia, und, schon ahndend, welchen schmeichelhaften Empfang man ihr an dem Hofe bereiten werde, flehete sie nun zu Gott um Einfalt und Demuth des Herzens; flehete zu Gott, daß er sie in dem Kampf mit jeder Regung der Eitelkeit stärken möge; flehete endlich zu Gott auch um die Gnade der Erleuchtung für ihren Oheim Volusianus. Ein aus dem Grabe der Heiligen auf einmal hervor-

duftender, himmlischer Wohlgeruch verkündete ihr, daß sie Erhörung gefunden vor Dem, der den Waffen der Demuth nicht widerstehen kann, stets von denselben sich überwältigen läßt. Sur. §. 28.

8. Bei Lausus, dem obersten Kämmerer des Kaisers, einem Manne, den seine Tugenden noch mehr als seine hohen Würden zierten, nahm Melania in Constantinopel ihre Wohnung. Ohne zu zögern, eilte sie zu ihrem Oheim. Volusianus lag krank darnieder, als seine Enkelin bei ihm eintrat. Vor der Seele des Greisen schwebte noch immer das zuletzt gesehene Bild der jugendlichen, von jeder Pracht umgebenen, mit allen Reizen der Schönheit prangenden Melania. Wie sehr mußte er also nicht erschrecken, als er jetzt in dieser blassen, magern, abgezehrten, zur Erde gebeugten und in dem dürftigen Gewand der Armuth gekleideten Gestalt seine ihm so theure, zärtlich geliebte Nichte erkannte. Wehmuthsvoll brach er in die Worte aus: „Ach, meine Melania! wie sehr, wie unbegreiflich hast du dich verändert, seitdem ich dich das Letztemal gesehen habe.“ Diesen Eindruck, diese Bemerkung hatte Melania erwartet, und mit Klugheit diesen Moment benutzend, fragte sie nun unter anderm ihren geliebten Oheim: ob er wohl glaube, daß es ein vernünftiges, denkendes und empfindendes Wesen gebe, welches freiwillig auf alle Freuden und Gaben dieses Lebens verzichten, von der glänzenden Höhe, auf welche es der Zufall gestellt, freudig herabsteigen, sich selbst aller seiner Güter berauben, der Armuth, dem Mangel und der Entbehrung sich preisgeben, kurz, welches jedes Opfer mit Freudigkeit darbringen, und Kreuz und Leiden und jede Art von Mühseligkeiten und Beschwerden allen Genüssen und Vergnügungen dieser Erde weit vorziehen könnte, wenn es nicht die lebendigste, vollkommenste Überzeugung hätte, daß in einer künftigen, höhern Welt über-

schwängliche Herrlichkeit der Lohn eines solchen Lebens, der Preis für solche Opfer seyn würde.

9. Ohne sie zu suchen, ergriff nun die heilige Melania jede sich von selbst darbietende Gelegenheit, ihren Oheim auf die Verheißungen und so trostvollen Wahrheiten des Evangeliums aufmerksam zu machen. Aber voll Mißtrauen in ihre eigenen Kräfte, nahm Melania jetzt noch ihre Zuflucht zu dem Patriarchen von Constantinopel. Gerne und willig bot der heilige Proclus zu einem so gottgefälligen Werke seine hülfreiche Hand. Er hatte mehrere und immer länger dauernde Unterredungen mit Volusianus. Die Stunde der Gnade war gekommen. Gott befruchtete die Worte des Patriarchen und die schwere Binde, welche so lange seinen Blick dem Lichte der Sonne verschlossen hatte, fiel endlich dem Volusianus von den Augen. Bereit zeigte er sich nun, dem Heidenthum zu entsagen, der Kreuzfahne des Erlösers zu huldigen.

10. Schon stand die um das Heil ihres Oheims so sehr bekümmerte Melania im Begriffe, auch an den Kaiser Theodosius und dessen erhabene Schwester, die Augusta Pulcheria sich zu wenden, beide zu bitten, ihre Bemühungen mit jenen des Patriarchen zur Bekehrung ihres Oheims zu vereinigen. Aber noch zu rechter Zeit ward dieser es gewahr. Mit Ernst, aber doch freundlich, bat er nun seine Nichte, dieses ja nicht zu thun. Die Heiden und Ungläubigen, sagte er, möchten dem Schritt, den er jetzt freiwillig und aus voller Überzeugung zu thun bereit sey, eine falsche Deutung geben, nur weltlichen Absichten, blos einem Streben nach größerer Hofgunst ihn zuschreiben.

11. Der Tag, an welchem Volusianus durch das heilige Bad der Taufe dem Himmel sollte geboren werden, ward nun festgesetzt. Auf dringendes Verlangen des Oheims sollte Melania als Taufzeuge der feierlichen, heiligen Handlung beiwohnen. Aber plötzlich

befiel sie ein beinahe unerträglicher Schmerz in der Hüfte und dem rechten Bein. Sie konnte am andern Tage das Bett nicht verlassen, und auch an dem darauf folgenden wüthete der Schmerz noch immer mit gleicher Heftigkeit fort. Indessen hatte der Zustand des Volusianus sich sehr verschlimmert, die Krankheit bedeutende Fortschritte gemacht. Augenscheinliche Gefahr war mit jeder fernern Zögerung verbunden. Von den ängstlichsten Besorgnissen umher getrieben, faßt Melania endlich den Entschluß, sich trotz ihrer unerträglichen Schmerzen in einer Senfte zu ihrem Oheim tragen zu lassen. Auf halbem Wege begegnet sie einem ungemein eilenden Boten ihres Oheims. Sie läßt sogleich die Senfte stille halten und erfährt nun auf ihr Befragen, daß die heilige Handlung so eben vorgenommen, Volusianus getauft worden und nunmehr ein Christ sey. *In dem nämlichen Augenblick, in welchem sie diese frohe Botschaft erhält, verlassen sie nun auch eben so plötzlich alle ihre Schmerzen. Kaum will sie ihrem eigenen Gefühle trauen; aber der freie Gebrauch ihrer Glieder ist ihr wieder geschenkt; sie verläßt ihre Senfte, kann ohne alle Beschwerde auf den Füßen stehen und legt nun wirklich zu Fuß den noch übrigen Theil des Weges zurück.

Sur. §. 29. et 30.

12. An dem bald zu erfolgenden Tod ihres Oheims konnte Melania keinen Augenblick mehr zweifeln. Ihre ganze Sorge ging also dahin, daß er durch den Empfang des allerheiligsten Sacraments des Altars nun noch inniger mit seinem Schöpfer vereiniget würde. Dies geschah unter ihren Augen. Es war wieder einer der schönsten und seligsten Augenblicke ihres Lebens. Wer eine Seele aus dem Verderben rettet, dem winkt eine himmlische Bürgerkrone; und wie Vielen war nicht schon Melania ein heilbringender, rettender Engel gewesen! Volusianus starb wenige Tage nachher.

13. Da unter dem sichtbaren Segen Gottes der Zweck ihrer Reise erfüllt war; so sehnte sich nun auch wieder Melania nach den stillen Mauern ihres Klosters zurück. Zwar war es im Winter und gerade in diesem Jahr war derselbe ungewöhnlich streng. Aber Kälte, stürmische Witterung und alle Beschwerlichkeiten einer weiten, für ihren durch strenge Bußübungen schon ganz erschöpften Körper höchst gefahrvollen Reise konnten die heilige Melania von ihrem frommen Vorhaben nicht abschrecken. Die Gedächtnißtage des Leidens, Sterbens und der glorreichen Auferstehung Jesu wollte sie an heiliger Stätte feiern. Aber Ostern fiel in diesem Jahre auf den 25. März; und wenigstens einige Tage vorher wollte sie durchaus schon in Jerusalem seyn. Vor ihrer Abreise von Constantinopel hatte sie jedoch noch mehrere Unterredungen mit Theosius und dessen Gemahlin, der Kaiserin Eudokia. Diese letztere ermunterte Melania, ihren gefaßten Vorsatz einer Reise nach Palästina nicht zu lange aufzuschieben, so bald als möglich das heilige Land zu besuchen. Auch noch mit einigen andern, am Hofe bedeutenden Personen hatte Melania, während ihres Aufenthalts in Constantinopel, freundschaftlichen Umgang gepflogen. In welches Haus sie kam, dem brachte sie den Frieden, der in ihrem eigenen Herzen wohnte, und einige von denen, die sie ihres Umganges gewürdiget hatte, im Stillen aber bisher dem Irrthum des Nestorius ergeben gewesen waren, kehrten nun wieder auf den wahren Weg zurück und söhnten sich mit der Kirche aus.

14. Im folgenden Jahre nach Melaniens Rückkehr nach Jerusalem, kam auch wirklich die Kaiserin Eudokia in Palästina an. Melania ging ihr bis Antiochien entgegen, empfing sie mit der größten Ehrfurcht, war ihre Begleiterin, so oft sie die heiligen Örter besuchte; und als die Kaiserin an einer schweren

Fußverrenkung krank darnieder lag, und Melania, um ihr einige Erleichterung zu verschaffen, von dem Verband etwas hinwegnehmen wollte, folglich mit der Hand den stark geschwollenen Fuß berührte, richtete dieser sich augenblicklich von selbst ein; die Geschwulst verschwand und die Fürstin fühlte sich vollkommen geheilt. Noch mehrere Wunder erzählt die Geschichte von der heiligen Melania. Aber so lange sie lebte, wußte sie solche aus Demuth stets zu verheimlichen, oder schrieb sie auch ausschließlich dem Gebete anderer frommen und heiligen Männer zu.

Sur. §. 31 et 33.

15. Beinahe ein ganzes Jahr hielt die Kaiserin sich in Jerusalem auf. Sichtbar war der Einfluß des öftern Umganges mit der heiligen Melania auf die ganze Denk- und Handlungsweise dieser Fürstin. Seit der Mutter des großen Constantins hatte kein Monarch, hatte keine Fürstin so ungeheure Summen zu Werken der Wohlthätigkeit verwandt, keine solche Ehrfurcht gegen die dem lebendigen Gott errichteten Kirchen gezeigt, keine so herrliche Tempelgaben dargebracht, als die Gemahlin des jüngern Theodosius; und zu jener Frömmigkeit, von welcher die Geschichte der letzten, oft kummer- und gefahrvollen 20 Jahre dieser Kaiserin so viele Beweise aufzuführen hat, ward jetzt durch die heilige Melania der Grund gelegt. Aber nicht blos auf die Kirchen und Gemeinden von Jerusalem, auch auf alle Kirchen und Gemeinden der Städte, welche sie durchzogen hatte, erstreckte sich die Freigebigkeit der Kaiserin. Überall hinterließ sie Denkmäler und sprechende Beweise ihres edeln, wohlthätigen Herzens. Um den frommen Sinn dieser Fürstin zu ehren und im Namen aller orientalischen Kirchen ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen, überließ Juvenalis, Patriarch von Jerusalem ihr mehrere kostbare Reliquien. Ein Theil derselben ward nachher an die einer solchen

Socr. l. 7. 47. Cedr. h

Baron. 439. §. 4. Mutter würdige Tochter Eudoxia, Gemahlin Valentinians III., nach Rom gesandt.

16. Bald nach der Abreise der Kaiserin starb auch die heilige Melania. Über ihren nahenden Tod schon voraus belehrt, besuchte sie noch einmal jene Höhle, in welcher einst das Verlangen der Völker als Kind in einer Krippe geweint hatte. Von da begab sie sich in das daran erbaute Kloster, nahm Abschied von demselben, sagte, daß sie auf Erden diese ihr stets so theure Gemeinde nun nie mehr sehen werde. Betend an dem Grabe des Erlösers in Jerusalem ward sie am folgenden Tage von einem heftigen Fieber ergriffen. Daß der Tod darauf folgen werde, zeigten sogleich alle Simptome der Krankheit. So bald die traurige Kunde davon ruchbar ward, begab sich sogleich der Patriarch von Jerusalem an das Lager der Sterbenden. Auch die Priester, Diakonen, Mönche, Einsiedler, selbst der Bischof von Eleutheropolis mit seiner ganzen Geistlichkeit und eine Menge Volkes aus der ganzen Gegend kamen herbei. Alle trauerten, alle bejammerten den ihnen jetzt so nahe bevorstehenden Verlust. Alle ließ Melania nach und nach vor sich kommen, suchte sie alle zu trösten, sie aufzurichten durch die gewisse, jede Bitterkeit des Todes so sehr mildernde Hoffnung eines einstigen, frohen Wiedersehens bei Gott. Allen gab sie noch manche treffliche Lehre, ertheilte allen mit sterbender Hand ihren letzten Segen. Unauslöschlich graben sich die Worte eines Sterbenden in das Herz der Zurückbleibenden. Vor dem furchtbaren Moment des Hinscheidens schwebt der Sterbende gleichsam zwischen dem Himmel und der Erde. Alle Täuschungen der letztern verschwinden, und ist nicht Verwerfung sein schreckliches Loos, so leuchtet ihm jetzt kein anderes Licht mehr, als jenes der ewigen Wahrheit. Welche himmlischen Früchte müssen also nicht hervorsprossen aus dem Segen eines

Sur. §. 34. 35. et 36.

sterbenden Heiligen, dessen Geist nun auf völlig entbundenen Flügeln der Liebe und Anbetung sich zu seinem Gott emporschwingt, schon das Wehen der Lüfte einer höhern Welt fühlt, immer mehr und mehr die nahende Gegenwart des Ewigen ahndet; der mithin jetzt keinen Wunsch mehr äußert, den nicht auch der Himmel genehmiget, keinen Segen ertheilt, den nicht auch der Allmächtige erbarmend über den Gesegneten ausspricht. — Sanft und im Vorgefühl himmlischer Wonne, entschlief Melania am nächsten Sonntag darauf in dem Herrn, mit welchem vollkommen vereint zu seyn längst schon ihr sehnlichster, heißester Wunsch gewesen war. Der Tag ihres Todes war der nämliche, an welchem auch nachher ihr Andenken sowohl von der lateinischen als griechischen Kirche gefeiert ward; nämlich der 31. December des Jahres 439. Es war eine wahrhaft heilige, von Gott vorzüglich gesegnete Familie; denn ohne der ältern heiligen Melania zu erwähnen, oder auch des heiligen Paulinus, Bischofes von Nola, welcher ein naher Verwandter dieses Hauses war; so wurden auch Pinianus, der Gemahl der jüngern Melania, und deren Mutter Albina, welche letztere 6 Jahre früher als die gottselige Tochter, ebenfalls in Jerusalem gestorben war, von der Kirche den Heiligen noch zugezählt.

XXVIII.

1. Theuer und unvergeßlich war noch immer den Einwohnern Constantinopels das Andenken an ihren ehemaligen, durch himmelschreiende Ungerechtigkeit von seinem bischöflichen Sitze vertriebenen und in der Verbannung gestorbenen Patriarchen, den heiligen Johannes Chrisostomus. Gleich im Anfange, als dieser heilige Kirchenlehrer das Opfer der tückischen Bosheit

seiner Feinde geworden war, hatte eine Menge der Rechtgläubigen in Constantinopel sich von der Kirchengemeinschaft des dem heiligen Chrisostomus zum Nachfolger erwählten Patriarchen Atticus getrennt. Man nannte sie Johanniten, und das Gefühl der gegen Chrisostomus begangenen Ungerechtigkeit war bei ihnen so stark, daß sie auch nachher, nachdem die durch die ungerechte Behandlung des heiligen Chrisostomus entstandene Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche unter dem Pabst Innocenz gehoben und das Andenken des Heiligen in allen Kirchen des Morgenlandes und selbst in der Kirche von Constantinopel wieder hergestellt war, dennoch weder zu der Kirchengemeinschaft des Atticus, noch dessen Nachfolger wieder zurückkehren wollten. Diese Trennung bestand also auch noch jetzt unter dem Patriarchen Proclus.

Theoph. chrgr. Par. 1665. p. 72.

2. Niemand war indessen ein größerer Verehrer der Verdienste des heiligen Chrisostomus, als der heilige Proclus selbst. Er war in seiner Jugend nicht nur ein frommer Schüler, sondern, wie einige behaupten, im Anfange sogar ein Diener desselben gewesen.

Nphr. l. 14. c. 38.

3. Seit dem Jahre 428 ward der Gedächtnißtag des heiligen Chrisostomus, am 26. September jedes Jahres, feierlich in Constantinopel begangen. Als nun Proclus im Jahre 437 an diesem Feste eine treffliche Lobrede auf den Heiligen hielt, dessen Andenken an diesem Tag gefeiert ward, wurde er öfters durch freudiges Zurufen des anwesenden Volkes in seinem Vortrage unterbrochen, und als er seine Rede geendiget hatte, erhob sich die ganze Gemeinde, laut flehend, zu ihrem Patriarchen, sich bei dem Kaiser zu verwenden, daß die Gebeine ihres ehemaligen, heiligen Bischofes wieder nach Constantinopel möchten zurückgebracht werden. Der Hirte, hieß es, müsse bei

Bar. 438. 2. 5. 6.

seiner Heerde ruhen; keine Stadt habe ein so großes Recht, als Constantinopel, im Besitze dieser heiligen Reliquien zu seyn.

4. Lange schon hatte Proclus den nämlichen Wunsch in seiner Brust genährt. Willkommen waren ihm also jetzt die Bitten des Volkes, und zwar um so mehr, als ein noch weit wichtigerer Beweggrund, nämlich die vollkommene Vereinigung seiner noch immer dreifach getrennten Kirche, ihn längst schon zu einem solchen, dem Kaiser zu machenden Antrag bestimmt hatte. Es war mit beinahe völliger Gewißheit vorauszusehen, daß dadurch nicht nur die Vereinigung der Johanniten mit der Kirche von Constantinopel werde bewirkt werden, sondern daß auch eine Menge Nestorianer, welche, ohne dem Irrthum des Nestorius anzuhangen, dennoch der Person desselben anhingen, blos weil sie, getäuscht durch eine falsche Zusammenstellung des Nestorius und Chrisostomus, immer noch in dem Wahn standen, daß auch jener gewaltsamer Weise sey entsetzt und verbannt worden, nun desto leichter von dieser falschen Ansicht zurückgebracht, sich in der Kirchengemeinschaft mit Proclus und allen übrigen Katholiken in Constantinopel wieder vereinigen würden.

Socr. l. c. 45

5. Daß Theodosius den Antrag seines Patriarchen genehmigen würde, war von einem so aufrichtig frommen Kaiser zu erwarten. Männer von senatorischer Würde wurden also nach Comana in Pontus gesandt. In einem kaiserlichen Schreiben ward der Bischof des Ortes aufgefodert, die dort aufbewahrten heiligen Überreste des Chrisostomus den abgesandten Senatoren zu überliefern, und allen Befehlshabern, allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten der Städte und Provinzen, durch welche der Zug kommen würde, ward auf das strengste geboten, denselben auf alle nur [illegible] Art zu verherrlichen. Nie, selbst nicht zu

Bar. 438.

den Lebzeiten des heiligen Chrisostomus, war es je der Bosheit gelungen, die Meinung der Völker über denselben irre zu leiten, und in seinem Leben wie nach seinem Tode war Chrisostomus stets ein Gegenstand der Liebe und Verehrung des ganzen Morgenlandes geblieben.

6. Aller Orten bemüheten sich daher Bischöfe und Priester, fromme Mönche und Einsiedler und zahllose Haufen des selbst aus entferntern Gegenden herbeiströmenden Volkes, der Reise des entseelten Chrisostomus den Glanz und das Ansehen eines feierlichen Triumpfzuges zu geben. Wo man übernachtete, wurden alle Straßen beleuchtet, alle Kirchen geöffnet, das Lob und die Erbarmungen Gottes in seinen Heiligen verkündiget. Weit und breit hörte man nichts als feierliche Gesänge, und von den äußersten Grenzen des Reiches, bis an die Thore der großen Kaiserstadt, ertönten nichts als Triumpflieder, Hymnen und Lobgesänge auf den Heiligen. Der ganze Orient trug auf seinen Schultern die Leiche des heiligen Chrisostomus wieder nach Constantinopel zurück. — Nimmt ein seliger, in einem Ocean von Wonne und Licht sich sonnender Geist noch einigen Antheil an den Handlungen seiner ehemaligen Brüder; o, mit welchem Wohlgefallen mußte jetzt der heilige Chrisostomus aus dem Sitze seiner Seligkeit auf alle diese feierlichen und lauten Huldigungen herabblicken, in welchen ein ungeheures Reich und ein ganzes großes Volk ihm nun gleichsam ein Sühnopfer für alle seine hienieden erduldeten Leiden und Drangsale darbrachte!

7. Als der Zug in Chalcedon angekommen und der Kaiser davon unterrichtet war, legte Theodosius sogleich Purpur und Diadem ab. Eine bereit stehende, prächtig geschmückte, kaiserliche Galeere führte ihn über die Meerenge. Ihm folgten der Patriarch und die sämmtliche Geistlichkeit, alle Beamten des kaiser-

Thdrt. l. 5. c. 36.

lichen Hofes, alle Großen des Reichs, der ganze Senat, alle richterlichen und administrativen Behörden des Staates, und ohne Unterschied des Alters, des Standes oder Reichthums, alle Einwohner der ungeheuern Stadt. Constantinopel war wie verödet; aber zahllose Segel bedeckten den Bosphorus; die Meeresfläche war jetzt verschwunden, und die in unabsehbaren, nach mehrern Richtungen sich durchkreuzenden Reihen geordnete unzählbare Menge von Schiffen, Galeeren, größern und kleinern Barken zeigten dem erstaunten Blick das Bild einer plötzlich aus den Fluthen sich erhobenen beweglichen Stadt.

8. Sobald der Kaiser jenseits an das Land getreten war, begab er sich in die Kirche. In der Kleidung eines Büßenden näherte er sich der heiligen Reliquie, warf sich vor ihr auf die Erde nieder, berührte mit der Stirne und den Augen den silbernen Sarg, und bat, im Namen seiner verstorbenen Eltern, den verklärten, längst in die Herrlichkeit seines Herrn eingegangenen Geist des heiligen Chrisostomus, daß er nicht mehr eingedenk seyn wolle der Unbilden und Beleidigungen, welche er von seinem übel unterrichteten Vater Arkadius und seiner leider nur zu oft mißleiteten Mutter hier auf Erden habe erdulden müssen. Nach beendigtem, feierlichen Gottesdienst ging der Zug nach Constantinopel: der feierlichste, zahlreichste und glänzendste, welchen das zweite Rom jemals, weder vor noch nachher, gesehen hatte.

Baron. 438 §. 12.

9. Die gesegneten Überbleibsel des heiligen Chrisostomus wurden nun nach der Kirche der Apostel, dem gewöhnlichen Begräbnißort der Kaiser und Patriarchen von Constantinopel, gebracht. Der Sarg ward in der Kirche dem Altar gegen über gesetzt. In Gegenwart des Kaisers, der Augusta Pulcheria und des ganzen glänzenden Kaiserhofes begrüßten jetzt Proclus und das anwesende Volk den heiligen Chrisostomus, gleich-

Socr. Thdr. Evag. l. 4. c.

sam als wenn er noch am Leben, auf das neue wieder als ein liebevoller Oberhirt in die Mitte seiner ihm von Gott anvertrauten Heerde getreten wäre. Endlich erhob Proclus seine Stimme wieder zu dem Heiligen, bat ihn, daß er auch jetzt noch in den Gefilden der Seligen seiner ehemaligen Gemeinde eingedenk seyn, durch seine Fürbitte an dem Thron des Allmächtigen, Heil und Segen auf dieselbe herabflehen möge. Zwei Tage dauerten die Feierlichkeiten; am Ende des zweiten ward der Sarg in der Nähe des Altars eingesenkt. Ein und dreißig Jahre waren verflossen, seitdem Chrisostomus den, obschon unblutigen Tod eines Märtyrers in Comana gestorben war; und in Erfüllung war nun gegangen, was Chrisostomus mit prophetischem Geiste, mithin in verhülltem Sinne, aus seiner Verbannung in Kukusum an eine fromme Matrone, Namens Olimpias, geschrieben hatte: Er werde einst wieder nach Constantinopel zurückkehren*).

Chr. . p. 2.

10. Der Tag, an welchem der Sarg, der die kostbaren Reliquien des heil. Chrisostomus verschloß, in der Kirche der heiligen Apostel beigesetzt ward, war

*) Baronius erzählt mehrere Wunder, welche sowohl bei der Hinwegführung der Leiche des heiligen Chrisostomus aus Comana, als auch bei deren Beisetzung in der Kirche der heiligen Apostel in Constantinopel, sich ereignet haben sollen. So z. B. soll, nachdem Priester und Volk den Heiligen um seine Fürbitte angerufen, plötzlich eine Stimme aus dem Sarg gehört worden seyn, welche deutlich und laut die Worte aussprach: *pax vobiscum*. Da aber dieß und alles Übrige, was der würdige, ungemein belesene Cardinal bei dieser Gelegenheit erzählt, blos auf dem Zeugniß des Nycephorus und anderer spätern griechischen Geschichtschreiber beruhet, die gleichzeitigen oder weit frühern aber gar nichts davon erwähnen, mithin jene Erzählung auch keine Bürgschaft ihrer Ächtheit mit sich führt; so glaubten wir ebenfalls, dieselbe hier gänzlich mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

der 28. Januar 438. An diesem Tage, und nicht mehr an dem 26. Sept. ward nun von jetzt an das Andenken des Heiligen gefeiert. Anfänglich war es blos ein Gedächtnißtag für die Kirche; unter dem Kaiser Emanuel Commenes aber ward er zu einem allgemeinen Feiertag erhoben, auch dem Volke eine geziemende Begehung desselben geboten, alle an den Wochentagen gewöhnliche Arbeiten ihm untersagt, und dieser allgemeine Feiertag auf den 30. Januar verlegt. Zugleich mit dem heiligen Chrisostomus wurde nun auch an demselben Tage noch das Andenken zweier andern Heiligen, nämlich des heiligen Basilius und des heiligen Gregorius von Nazianz von der griechischen Kirche gefeiert. Die Geschichte der Entstehung dieser dreifachen Feier verdient hier eine kurze Erwähnung. In der Gemeinde von Constantinopel war ein Streit entstanden, welcher von den drei Heiligen, nämlich dem heiligen Chrisostomus, Basilius und Gregorius, wohl der größte seyn möchte. Der Streit begann hitzig zu werden, denn der Gegenstand desselben war albern und ungereimt. Die Sache kam endlich so weit, daß man wirklich noch ernsthaftere Auftritte, ja sogar Spaltungen in der Kirche, nicht ohne Grund, zu befürchten hatte. Als die Gemüther immer mehr und mehr sich zu erbittern anfingen, soll der Bischof Johannes von Eucaites eine Erscheinung gehabt haben. Die drei Heiligen standen vor ihm und sagten ihm, wie eitel und Gott ungefällig solch müßiges, geist- und herzloses Gezänke sey. Sie alle drei lebten in ungestörtem Frieden, ohne miteinander zu streiten, wer der erste oder zweite wäre. Jeder habe in seiner Zeit für das Heil der Menschen gearbeitet, nach der Leitung des Geistes Gottes, von welchem sie gelernt, was sie ihren Gemeinden wieder gelehrt hätten; von dem Ihrigen hätten sie nichts gegeben, was sie mitgetheilt, hätten sie von oben empfangen. Wer also den einen

Boll. 27. Jan.

Menaea mag. Graec.

wahrhaft ehre, ehre auch den andern und Gott vor Allem und in allen seinen Heiligen; denn Er allein sey aller Anbetung, wie alles Lobes, aller Ehre und alles Preises würdig. — Lassen wir diese ganze Erzählung dahin gestellt seyn. Immerhin ist das, was jene Heiligen gesagt oder gesagt haben sollen, gerade die wahre Ansicht und einzige Lehre der Kirche in Beziehung auf die Heiligen.

11. In dem folgenden Jahre ward auch das Grab der vierzig Märtyrer, welche zu Sebaste, auf Befehl des Kaisers Licinius, des Namens Jesu wegen waren hingerichtet worden, wieder entdeckt. In frühern Zeiten waren die heiligen Reliquien dieser Märtyrer lange Zeit ein Gegenstand der Verehrung der Christen gewesen. Zahlreich fanden sich oft fromme Seelen an dem Grabe derselben ein, um durch Betrachtung und Verehrung ihrer, ihnen durch Gott geschenkten Verdienste, den Geist der wahren Andacht und die Gnade der Beharrlichkeit in einem heiligen, Gott wohlgefälligen Wandel zu erhalten. Sie lobten und preisten alsdann Den, durch welchen diese heiligen Märtyrer das geworden sind, was sie in ihrem Leben waren, und fleheten zu den letztern um ihre Fürbitte in allen jenen geistigen und leiblichen Angelegenheiten, in welchen der Allmächtige, Den wir Vater zu nennen von seinem ewigen Sohne aufgemuntert werden, es selbst will, daß wir Ihn anrufen, mithin auch die Fürbitte der vollendeten, verklärten Freunde Gottes erflehen sollen. Man weiß nicht zu welcher Zeit und durch welche Veranlassung oder welchen Zufall diese heiligen Reliquien der Verehrung der Andächtigen entzogen wurden; genug sie kamen in Vergessenheit, und kein Mensch wußte endlich mehr, wo sie begraben waren.

12. Der Augusta Pulcheria hatte jetzt die Kirche von Constantinopel die Wiederauffindung jener kostbaren Überbleibsel heiliger Blutzeugen zu verdanken. Dieser heiligen Fürstin ward eine himmlische Offenbarung. Während dem Gebet erschien ihr der heilige Thyrsus und nannte ihr die Kirche, in einer der Vorstädte Constantinopels, wo die Asche jener 40 Märtyrer ruhete; bezeichnete ihr auch genau die Stelle, wo sie sollte graben lassen *). Auf Befehl der Pulcheria ward unverzüglich mit der Arbeit angefangen. Diese hatte noch nicht lange gedauert, als die Arbeiter auf einen mit einer marmornen Platte bedeckten Sarg stießen, der eine Öffnung hatte, aus welcher ein himmlisch lieblicher Wohlgeruch hervorduftete. Nachdem derselbe völlig ausgegraben und geöffnet worden war, fand man darin zwei silberne Urnen, welche die Asche der Märtyrer enthielten; auch war an der so eben erwähnten Öffnung das linnene Tuch angebracht, mittelst dessen, wie es in jenen Zeiten auch in den abendländischen Kirchen üblich war, die Rechtgläubigen solche Reliquien zu berühren pflegten. In feierlichem Zuge, welchen Theodosius und dessen Schwester Pulcheria durch ihre Gegenwart verherrlichten, wurden die beiden Urnen nach der, nach dem heiligen Thyrsus benannten Kirche gebracht und in einem, von der Fürstin eben dieser Kirche geschenkten, kunstvoll gearbeiteten, silbernen Schranke zur allgemeinen Verehrung und Erbauung aller Frommen ausgestellt.

Sozom. l. 9. c. 2.

13. Ungefähr um die nämliche Zeit wurden auch die Reliquien, welche die Kaiserin Eudokia von Jerusalem gebracht hatte, unter geziemenden Feier-

*) Der heilige Thyrsus war selbst einer jener vierzig heiligen Blutzeugen gewesen.

Baron. 439. §. 4.

Mutter würdige Tochter Eudoxia, Gemahlin Valentinians III., nach Rom gesandt.

16. Bald nach der Abreise der Kaiserin starb auch die heilige Melania. Über ihren nahenden Tod schon voraus belehrt, besuchte sie noch einmal jene Höhle, in welcher einst das Verlangen der Völker als Kind in einer Krippe geweint hatte. Von da begab sie sich in das daran erbaute Kloster, nahm Abschied von demselben, sagte, daß sie auf Erden diese ihr stets so theure Gemeinde nun nie mehr sehen werde. Betend an dem Grabe des Erlösers in Jerusalem ward sie am folgenden Tage von einem heftigen Fieber ergriffen. Daß der Tod darauf folgen werde, zeigten sogleich alle Simptome der Krankheit. So bald die traurige Kunde davon ruchbar ward, begab sich sogleich der Patriarch von Jerusalem an das Lager der Sterbenden. Auch die Priester, Diakonen, Mönche, Einsiedler, selbst der Bischof von Eleutheropolis mit seiner ganzen Geistlichkeit und eine Menge Volkes aus der ganzen Gegend kamen herbei. Alle trauerten, alle bejammerten den ihnen jetzt so nahe bevorstehenden Verlust. Alle ließ Melania nach und nach vor sich kommen, suchte sie alle zu trösten, sie aufzurichten durch die gewisse, jede Bitterkeit des Todes so sehr mildernde Hoffnung eines einstigen, frohen Wiedersehens bei Gott. Allen gab sie noch manche treffliche Lehre, ertheilte allen mit sterbender Hand ihren letzten Segen. Unauslöschlich graben sich die Worte eines Sterbenden in das Herz der Zurückbleibenden. Vor dem furchtbaren Moment des Hinscheidens schwebt der Sterbende gleichsam zwischen dem Himmel und der Erde. Alle Täuschungen der letztern verschwinden, und ist nicht Verwerfung sein schreckliches Loos, so leuchtet ihm jetzt kein anderes Licht mehr, als jenes der ewigen Wahrheit. Welche himmlischen Früchte müssen also nicht hervorsprossen aus dem Segen eines

Sur. §. 34. 35. et 36.

sterbenden Heiligen, dessen Geist nun auf völlig entbundenen Flügeln der Liebe und Anbetung sich zu seinem Gott emporschwingt, schon das Wehen der Lüfte einer höhern Welt fühlt, immer mehr und mehr die nahende Gegenwart des Ewigen ahndet; der mithin jetzt keinen Wunsch mehr äußert, den nicht auch der Himmel genehmiget, keinen Segen ertheilt, den nicht auch der Allmächtige erbarmend über den Gesegneten ausspricht. — Sanft und im Vorgefühl himmlischer Wonne, entschlief Melania am nächsten Sonntag darauf in dem Herrn, mit welchem vollkommen vereint zu seyn längst schon ihr sehnlichster, heißester Wunsch gewesen war. Der Tag ihres Todes war der nämliche, an welchem auch nachher ihr Andenken sowohl von der lateinischen als griechischen Kirche gefeiert ward; nämlich der 31. December des Jahres 439. Es war eine wahrhaft heilige, von Gott vorzüglich gesegnete Familie; denn ohne der ältern heiligen Melania zu erwähnen, oder auch des heiligen Paulinus, Bischofes von Nola, welcher ein naher Verwandter dieses Hauses war; so wurden auch Pinianus, der Gemahl der jüngern Melania, und deren Mutter Albina, welche letztere 6 Jahre früher als die gottselige Tochter, ebenfalls in Jerusalem gestorben war, von der Kirche den Heiligen noch zugezählt.

XXVIII.

1. Theuer und unvergeßlich war noch immer den Einwohnern Constantinopels das Andenken an ihren ehemaligen, durch himmelschreiende Ungerechtigkeit von seinem bischöflichen Sitze vertriebenen und in der Verbannung gestorbenen Patriarchen, den heiligen Johannes Chrisostomus. Gleich im Anfange, als dieser heilige Kirchenlehrer das Opfer der tückischen Bosheit

seiner Feinde geworden war, hatte eine Menge der Rechtgläubigen in Constantinopel sich von der Kirchengemeinschaft des dem heiligen Chrisostomus zum Nachfolger erwählten Patriarchen Atticus getrennt. Man nannte sie Johanniten, und das Gefühl der gegen Chrisostomus begangenen Ungerechtigkeit war bei ihnen so stark, daß sie auch nachher, nachdem die durch die ungerechte Behandlung des heiligen Chrisostomus entstandene Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche unter dem Pabst Innocenz gehoben und das Andenken des Heiligen in allen Kirchen des Morgenlandes und selbst in der Kirche von Constantinopel wieder hergestellt war, dennoch weder zu der Kirchengemeinschaft des Atticus, noch dessen Nachfolger wieder zurückkehren wollten. Diese Trennung bestand also auch noch jetzt unter dem Patriarchen Proclus.

Theoph. chrgr. Par. 1665. p. 72.

2. Niemand war indessen ein größerer Verehrer der Verdienste des heiligen Chrisostomus, als der heilige Proclus selbst. Er war in seiner Jugend nicht nur ein frommer Schüler, sondern, wie einige behaupten, im Anfange sogar ein Diener desselben gewesen.

Nphr. l. 14. c. 38.

3. Seit dem Jahre 428 ward der Gedächtnißtag des heiligen Chrisostomus, am 26. September jedes Jahres, feierlich in Constantinopel begangen. Als nun Proclus im Jahre 437 an diesem Feste eine treffliche Lobrede auf den Heiligen hielt, dessen Andenken an diesem Tag gefeiert ward, wurde er öfters durch freudiges Zurufen des anwesenden Volkes in seinem Vortrage unterbrochen, und als er seine Rede geendiget hatte, erhob sich die ganze Gemeinde, laut flehend, zu ihrem Patriarchen, sich bei dem Kaiser zu verwenden, daß die Gebeine ihres ehemaligen, heiligen Bischofes wieder nach Constantinopel möchten zurückgebracht werden. Der Hirte, hieß es, müsse bei

Bar. 438. 2. 5. 6.

seiner Heerde ruhen; keine Stadt habe ein so großes Recht, als Constantinopel, im Besitze dieser heiligen Reliquien zu seyn.

4. Lange schon hatte Proclus den nämlichen Wunsch in seiner Brust genährt. Willkommen waren ihm also jetzt die Bitten des Volkes, und zwar um so mehr, als ein noch weit wichtigerer Beweggrund, nämlich die vollkommene Vereinigung seiner noch immer dreifach getrennten Kirche, ihn längst schon zu einem solchen, dem Kaiser zu machenden Antrag bestimmt hatte. Es war mit beinahe völliger Gewißheit vorauszusehen, daß dadurch nicht nur die Vereinigung der Johanniten mit der Kirche von Constantinopel werde bewirkt werden, sondern daß auch eine Menge Nestorianer, welche, ohne dem Irrthum des Nestorius anzuhangen, dennoch der Person desselben anhingen, blos weil sie, getäuscht durch eine falsche Zusammenstellung des Nestorius und Chrisostomus, immer noch in dem Wahn standen, daß auch jener gewaltsamer Weise sey entsetzt und verbannt worden, nun desto leichter von dieser falschen Ansicht zurückgebracht, sich in der Kirchengemeinschaft mit Proclus und allen übrigen Katholiken in Constantinopel wieder vereinigen würden.

Socr. l. c. 45.

5. Daß Theodosius den Antrag seines Patriarchen genehmigen würde, war von einem so aufrichtig frommen Kaiser zu erwarten. Männer von senatorischer Würde wurden also nach Comana in Pontus gesandt. In einem kaiserlichen Schreiben ward der Bischof des Ortes aufgefodert, die dort aufbewahrten heiligen Überreste des Chrisostomus den abgesandten Senatoren zu überliefern, und allen Befehlshabern, allen geistlichen und weltlichen Obrigkeiten der Städte und Provinzen, durch welche der Zug kommen würde, ward auf das strengste geboten, denselben auf alle nur gedenkbare Art zu verherrlichen. Nie, selbst nicht zu

Bar. 428. §.

den Lebzeiten des heiligen Chrisostomus, war es je der Bosheit gelungen, die Meinung der Völker über denselben irre zu leiten, und in seinem Leben wie nach seinem Tode war Chrisostomus stets ein Gegenstand der Liebe und Verehrung des ganzen Morgenlandes geblieben.

6. Aller Orten bemüheten sich daher Bischöfe und Priester, fromme Mönche und Einsiedler und zahllose Haufen des selbst aus entferntern Gegenden herbeiströmenden Volkes, der Reise des entseelten Chrisostomus den Glanz und das Ansehen eines feierlichen Triumpfzuges zu geben. Wo man übernachtete, wurden alle Straßen beleuchtet, alle Kirchen geöffnet, das Lob und die Erbarmungen Gottes in seinen Heiligen verkündiget. Weit und breit hörte man nichts als feierliche Gesänge, und von den äußersten Grenzen des Reiches, bis an die Thore der großen Kaiserstadt, ertönten nichts als Triumpflieder, Hymnen und Lobgesänge auf den Heiligen. Der ganze Orient trug auf seinen Schultern die Leiche des heiligen Chrisostomus wieder nach Constantinopel zurück. — Nimmt ein seliger, in einem Ocean von Wonne und Licht sich sonnender Geist noch einigen Antheil an den Handlungen seiner ehemaligen Brüder; o, mit welchem Wohlgefallen mußte jetzt der heilige Chrisostomus aus dem Sitze seiner Seligkeit auf alle diese feierlichen und lauten Huldigungen herabblicken, in welchen ein ungeheures Reich und ein ganzes großes Volk ihm nun gleichsam ein Sühnopfer für alle seine hienieden erduldeten Leiden und Drangsale darbrachte!

7. Als der Zug in Chalcedon angekommen und der Kaiser davon unterrichtet war, legte Theodosius sogleich Purpur und Diadem ab. Eine bereit stehende, prächtig geschmückte, kaiserliche Galeere führte ihn über die Meerenge. Ihm folgten der Patriarch und die sämmtliche Geistlichkeit, alle Beamten des kaiser-

bdrt. l. 5. c. 36.

lichen Hofes, alle Großen des Reichs, der ganze Senat, alle richterlichen und administrativen Behörden des Staates, und ohne Unterschied des Alters, des Standes oder Reichthums, alle Einwohner der ungeheuern Stadt. Constantinopel war wie verödet; aber zahllose Segel bedeckten den Bosphorus; die Meeresfläche war jetzt verschwunden, und die in unabsehbaren, nach mehrern Richtungen sich durchkreuzenden Reihen geordnete unzählbare Menge von Schiffen, Galeeren, größern und kleinern Barken zeigten dem erstaunten Blick das Bild einer plötzlich aus den Fluthen sich erhobenen beweglichen Stadt.

8. Sobald der Kaiser jenseits an das Land getreten war, begab er sich in die Kirche. In der Kleidung eines Büßenden näherte er sich der heiligen Reliquie, warf sich vor ihr auf die Erde nieder, berührte mit der Stirne und den Augen den silbernen Sarg, und bat, im Namen seiner verstorbenen Eltern, den verklärten, längst in die Herrlichkeit seines Herrn eingegangenen Geist des heiligen Chrisostomus, daß er nicht mehr eingedenk seyn wolle der Unbilden und Beleidigungen, welche er von seinem übel unterrichteten Vater Arkadius und seiner leider nur zu oft mißleiteten Mutter hier auf Erden habe erdulden müssen. Nach beendigtem, feierlichen Gottesdienst ging der Zug nach Constantinopel: der feierlichste, zahlreichste und glänzendste, welchen das zweite Rom jemals, weder vor noch nachher, gesehen hatte.

Baron. 438 §. 12.

9. Die gesegneten Überbleibsel des heiligen Chrisostomus wurden nun nach der Kirche der Apostel, dem gewöhnlichen Begräbnißort der Kaiser und Patriarchen von Constantinopel, gebracht. Der Sarg ward in der Kirche dem Altar gegen über gesetzt. In Gegenwart des Kaisers, der Augusta Pulcheria und des ganzen glänzenden Kaiserhofes begrüßten jetzt Proclus und das anwesende Volk den heiligen Chrisostomus, gleich-

Socr. Thdt. Evag. l. 4. c.

sam als wenn er noch am Leben, auf das neue wieder als ein liebevoller Oberhirt in die Mitte seiner ihm von Gott anvertrauten Heerde getreten wäre. Endlich erhob Proclus seine Stimme wieder zu dem Heiligen, bat ihn, daß er auch jetzt noch in den Gefilden der Seligen seiner ehemaligen Gemeinde eingedenk seyn, durch seine Fürbitte an dem Thron des Allmächtigen, Heil und Segen auf dieselbe herabflehen möge. Zwei Tage dauerten die Feierlichkeiten; am Ende des zweiten ward der Sarg in der Nähe des Altars eingesenkt. Ein und dreißig Jahre waren verflossen, seitdem Chrisostomus den, obschon unblutigen Tod eines Märtyrers in Comana gestorben war; und in Erfüllung war nun gegangen, was Chrisostomus mit prophetischem Geiste, mithin in verhülltem Sinne, aus seiner Verbannung in Kukusum an eine fromme Matrone, Namens Olimpias, geschrieben hatte: Er werde einst wieder nach Constantinopel zurückkehren*).

Chr. . p. 2.

10. Der Tag, an welchem der Sarg, der die kostbaren Reliquien des heil. Chrisostomus verschloß, in der Kirche der heiligen Apostel beigesetzt ward, war

*) Baronius erzählt mehrere Wunder, welche sowohl bei der Hinwegführung der Leiche des heiligen Chrisostomus aus Comana, als auch bei deren Beisetzung in der Kirche der heiligen Apostel in Constantinopel, sich ereignet haben sollen. So z. B. soll, nachdem Priester und Volk den Heiligen um seine Fürbitte angerufen, plötzlich eine Stimme aus dem Sarg gehört worden seyn, welche deutlich und laut die Worte aussprach: *pax vobiscum.* Da aber dieß und alles Übrige, was der würdige, ungemein belesene Cardinal bei dieser Gelegenheit erzählt, blos auf dem Zeugniß des Nycephorus und anderer spätern griechischen Geschichtschreiber beruhet, die gleichzeitigen oder weit frühern aber gar nichts davon erwähnen, mithin jene Erzählung auch keine Bürgschaft ihrer Ächtheit mit sich führt; so glaubten wir ebenfalls, dieselbe hier gänzlich mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

der 28. Januar 438. An diesem Tage, und nicht mehr an dem 26. Sept. ward nun von jetzt an das Andenken des Heiligen gefeiert. Anfänglich war es blos ein Gedächtnißtag für die Kirche; unter dem Kaiser Emanuel Commenes aber ward er zu einem allgemeinen Feiertag erhoben, auch dem Volke eine geziemende Begehung desselben geboten, alle an den Wochentagen gewöhnliche Arbeiten ihm untersagt, und dieser allgemeine Feiertag auf den 30. Januar verlegt. Zugleich mit dem heiligen Chrisostomus wurde nun auch an demselben Tage noch das Andenken zweier andern Heiligen, nämlich des heiligen Basilius und des heiligen Gregorius von Nazianz von der griechischen Kirche gefeiert. Die Geschichte der Entstehung dieser dreifachen Feier verdient hier eine kurze Erwähnung. In der Gemeinde von Constantinopel war ein Streit entstanden, welcher von den drei Heiligen, nämlich dem heiligen Chrisostomus, Basilius und Gregorius, wohl der größte seyn möchte. Der Streit begann hitzig zu werden, denn der Gegenstand desselben war albern und ungereimt. Die Sache kam endlich so weit, daß man wirklich noch ernsthaftere Auftritte, ja sogar Spaltungen in der Kirche, nicht ohne Grund, zu befürchten hatte. Als die Gemüther immer mehr und mehr sich zu erbittern anfingen, soll der Bischof Johannes von Eucaites eine Erscheinung gehabt haben. Die drei Heiligen standen vor ihm und sagten ihm, wie eitel und Gott ungefällig solch müßiges, geist- und herzloses Gezänke sey. Sie alle drei lebten in ungestörtem Frieden, ohne miteinander zu streiten, wer der erste oder zweite wäre. Jeder habe in seiner Zeit für das Heil der Menschen gearbeitet, nach der Leitung des Geistes Gottes, von welchem sie gelernt, was sie ihren Gemeinden wieder gelehrt hätten; von dem Ihrigen hätten sie nichts gegeben, was sie mitgetheilt, hätten sie von oben empfangen. Wer also den einen

Boll. 27. I

Menaea m Graec.

wahrhaft ehre, ehre auch den andern und Gott vor Allem und in allen seinen Heiligen; denn Er allein sey aller Anbetung, wie alles Lobes, aller Ehre und alles Preises würdig. — Lassen wir diese ganze Erzählung dahin gestellt seyn. Immerhin ist das, was jene Heiligen gesagt oder gesagt haben sollen, gerade die wahre Ansicht und einzige Lehre der Kirche in Beziehung auf die Heiligen.

11. In dem folgenden Jahre ward auch das Grab der vierzig Märtyrer, welche zu Sebaste, auf Befehl des Kaisers Licinius, des Namens Jesu wegen waren hingerichtet worden, wieder entdeckt. In frühern Zeiten waren die heiligen Reliquien dieser Märtyrer lange Zeit ein Gegenstand der Verehrung der Christen gewesen. Zahlreich fanden sich oft fromme Seelen an dem Grabe derselben ein, um durch Betrachtung und Verehrung ihrer, ihnen durch Gott geschenkten Verdienste, den Geist der wahren Andacht und die Gnade der Beharrlichkeit in einem heiligen, Gott wohlgefälligen Wandel zu erhalten. Sie lobten und preisten alsdann Den, durch welchen diese heiligen Märtyrer das geworden sind, was sie in ihrem Leben waren, und fleheten zu den letztern um ihre Fürbitte in allen jenen geistigen und leiblichen Angelegenheiten, in welchen der Allmächtige, Den wir Vater zu nennen von seinem ewigen Sohne aufgemuntert werden, es selbst will, daß wir Ihn anrufen, mithin auch die Fürbitte der vollendeten, verklärten Freunde Gottes erflehen sollen. Man weiß nicht zu welcher Zeit und durch welche Veranlassung oder welchen Zufall diese heiligen Reliquien der Verehrung der Andächtigen entzogen wurden; genug sie kamen in Vergessenheit, und kein Mensch wußte endlich mehr, wo sie begraben waren.

12. Der Augusta Pulcheria hatte jetzt die Kirche von Constantinopel die Wiederauffindung jener kostbaren Überbleibsel heiliger Blutzeugen zu verdanken. Dieser heiligen Fürstin ward eine himmlische Offenbarung. Während dem Gebet erschien ihr der heilige Thyrsus und nannte ihr die Kirche, in einer der Vorstädte Constantinopels, wo die Asche jener 40 Märtyrer ruhete; bezeichnete ihr auch genau die Stelle, wo sie sollte graben lassen *). Auf Befehl der Pulcheria ward unverzüglich mit der Arbeit angefangen. Diese hatte noch nicht lange gedauert, als die Arbeiter auf einen mit einer marmornen Platte bedeckten Sarg stießen, der eine Öffnung hatte, aus welcher ein himmlisch lieblicher Wohlgeruch hervorduftete. Nachdem derselbe völlig ausgegraben und geöffnet worden war, fand man darin zwei silberne Urnen, welche die Asche der Märtyrer enthielten; auch war an der so eben erwähnten Öffnung das linnene Tuch angebracht, mittelst dessen, wie es in jenen Zeiten auch in den abendländischen Kirchen üblich war, die Rechtgläubigen solche Reliquien zu berühren pflegten. In feierlichem Zuge, welchen Theodosius und dessen Schwester Pulcheria durch ihre Gegenwart verherrlichten, wurden die beiden Urnen nach der, nach dem heiligen Thyrsus benannten Kirche gebracht und in einem, von der Fürstin eben dieser Kirche geschenkten, kunstvoll gearbeiteten, silbernen Schranke zur allgemeinen Verehrung und Erbauung aller Frommen ausgestellt.

Sozom. l. 9. c. 2.

13. Ungefähr um die nämliche Zeit wurden auch die Reliquien, welche die Kaiserin Eudokia von Jerusalem gebracht hatte, unter geziemenden Feier-

*) Der heilige Thyrsus war selbst einer jener vierzig heiligen Blutzeugen gewesen.

lichkeiten, in die von Pulcheria erbauten und nach dem heiligen Erstlingsmärtyrer genannten Kirche gebracht.

Theod. L. l. 1.

14. Die vorzüglichsten dieser Reliquien waren: die rechte Hand des heiligen Stephanus; ein von dem Evangelisten Lucas gemaltes Bild der hochgebenedeiten, jungfräulichen Mutter des Erlösers und endlich die Ketten, mit welchen der heilige Petrus, nachdem Herodes Agrippa ihn hatte ergreifen lassen, gefesselt im Kerker zu Jerusalem gelegen war *). Die Geschichte der Auffindung und frühern Aufbewahrung dieser Ketten beruhet blos auf einer alten, ehrwürdigen Tradition. Fehlen dieser aber auch jene strengen historischen Beweise, welche durchaus keinem Zweifel mehr Raum geben; so wird man doch gestehen müssen, daß sie schon deswegen einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit mit sich führt, weil alle Umstände, deren sie erwähnt, sich wechselseitig und vollkommen genügend aus einander selbst erklären, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ganz angemessen sind, mithin durchaus nichts Widersprechendes, Auffallendes oder Zeit, Ort und übrigen Umständen Unpassendes enthalten. Es wäre eine sonderbare, die Grenzen des historischen Wissens gewiß sehr enge zusammenziehende Kritik, welche über alle geschichtlichen Thatsachen gleich strenge Beweise fordern wollte. Es lassen sich eine Menge Ereignisse denken, welche ihrer Natur nach und auch in Beziehung auf die Zeit und Umstände, unter welchen sie

---

Niceph. Call. hist. eccles. Gr. et Lat. l. 14. c. 2.

*) Nycephorus erwähnt noch mehrerer andern damals nach Constantinopel gebrachten Reliquien. Da aber diese das ganze christliche Alterthum nicht kennt, nie davon spricht, und überdies die Erzählung des Nycephorus so ziemlich ungereimt, ja wohl abgeschmackt zu seyn scheint; so glaubten wir gar keine Rücksicht darauf nehmen zu müssen.

sich zugetragen haben, beinahe schon den nächstfolgenden Generationen durchaus keine solche, alles erschöpfende, und bald möchte ich sagen, mathematisch-historische Beweise darbieten können. Und überhaupt wie Vieles beruhet nicht auch in der Profangeschichte, in der Geschichte jedes einzelnen Volkes, besonders in der Geschichte seines Ursprungs, seiner Entwickelung und seiner frühesten Perioden, ganz allein blos auf Tradition? Wollte man Alles, was nicht auf vollständigen, jeden Zweifel und jede Einwendung beseitigenden und allen Foderungen einer strengen und nachsichtslosen Kritik vollkommen genügenden Urkunden und Documenten beruhet, aus den Tafeln und Jahrbüchern der Geschichte hinwegstreichen: zu welchem magern, formlosen und selbst in seinen Gliedern nicht mehr verbundenen Skelette würde nicht die Geschichte beinahe aller untergegangenen Völker zusammenschrumpfen?

15. Zufolge jener Tradition also war es ein Kriegsbeamter des Herodes selbst, welcher die Ketten des heiligen Petrus aus dem Kerker heimlich hinwegschaffte und mit sich in sein Haus nahm. Herodes, äußerst entrüstet über die Entweichung seines Gefangenen, hatte jenem Beamten nebst noch einigen andern den Auftrag gegeben, sich in das Gefängniß zu verfügen, die Wache zu verhören und, wenn sie sich eines Vergehens schuldig gemacht, zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Daß Petrus nur durch ein nie erhörtes Wunder habe entkommen können, war hier so offenbar, so augenscheinlich, daß man den Finger der Allmacht durchaus nicht verkennen konnte *). Von dieser Betrachtung ergriffen,

*) Eben deßwegen ließ auch Herodes die ganze Wache, welche aus vier Rotten, mithin aus sechszehn Mann bestand, unverzüglich tödten. Durch diese schnelle und

und von einem Strahle der Gnade Gottes getroffen, öffnete jener Beamte sein Herz dem Glauben an Christus, faßte den Entschluß, in den Lehren desselben sich genauer unterrichten zu lassen und dann sich jenen zuzugesellen, welche jetzt eben dieses heiligen Namens wegen von dem Könige so hart und so heftig verfolgt würden. Die Ketten, mit welchen der heilige Apostel gebunden war, und welche für die andern gar kein Gegenstand der Beachtung seyn konnten, mußten ihm nun, als ein Gedächtnißzeichen des so eben von Gott, zur Beglaubigung der Christuslehre, gewirkten, auffallenden Wunders, ein Gegenstand der tiefsten Verehrung, ja ein wahres Heiligthum werden. Er nahm sie also mit sich nach Hause und ließ sich und seine Familie bald darauf taufen *). Als ein kostbares, unveräußer-

harte Bestrafung wollte er das Volk in der Meinung bestärken, daß blos der Nachläßigkeit, oder vielleicht gar der erkauften Beihülfe und Mitwirkung der Bestraften die Entweichung des heiligen Petrus zuzuschreiben sey. Aber von wem hätten diese 16 Kriegsknechte erkauft seyn sollen? Allenfalls von der noch sehr kleinen, furchtsamen, damals sehr geängstigten und schon halb zerstreuten christlichen Gemeinde in Jerusalem? Aber wären die Soldaten dies gewesen, so würden sie sicher zugleich mit Petrus entronnen seyn; indem sie ja voraus wissen mußten, daß nach der strengen, auch bei dem herodianischen Heere eingeführten, römischen Kriegszucht die Todesstrafe ihr unvermeidliches Loos seyn werde.

*) Dieser Schritt konnte bei Entstehung des Christenthums sehr leicht ganz in Geheim geschehen. Diejenigen, welche an Jesum glaubten, führten damals noch nicht den Namen Christen. Gleich den übrigen Juden besuchten sie ebenfalls noch bisweilen den Tempel von Jerusalem; beobachteten auch anfänglich immer noch die in dem jüdischen Gesetze vorgeschriebenen Gebräuche. Dem Äußern nach war also der Christ nicht leicht von dem Ju-

liches Erbe kamen die Ketten des Apostels von Vater auf Sohn; und als endlich unter Constantin dem Großen die christliche Religion die herrschende ward, und furchtlos, froh und freudig ein jeder sich öffentlich dazu bekennen durfte, auch durch die Frömmigkeit der Mutter des Kaisers, der heiligen Helena, das Kreuz, an welchem der Gottesmensch für das Heil der Welt bluten wollte, aufgefunden ward, und die vielen dabei geschehenen Zeichen und Wunder den Eifer, den Glauben und die Liebe der jerusalemitischen Christenheit auf das Höchste entflammten; da brachte der damalige Besitzer das seiner Familie so lange anvertraute Heiligthum zu dem Bischof, damit es für die Zukunft an einem würdigern und heiligern Ort aufbewahrt, in der bischöflichen Kirche der andächtigen Verehrung aller Rechtgläubigen ausgesetzt würde.

16. In Rom wurden damals längst schon auch jene eisernen Banden verehrt, in welchen der heilige Petrus, bevor er zum Tode geführt ward, in dem mamertinischen Kerker in Rom gefangen lag *). Von

den zu unterscheiden; und wenn jenem nicht irgend ein Ereigniß ein freies Bekenntniß seines Glaubens zur Pflicht machte, so konnte er lange Zeit ein Christ seyn, ohne seines Glaubens wegen bei den Juden in Verdacht zu gerathen.

*) Nicht nur diese Reliquie, auch die Gräber der beiden großen Apostel waren schon in den ersten Zeiten und gleich nach dem Tode derselben für die ganze Christenheit der Gegenstand einer grenzenlosen Verehrung; und der heilige Pabst Gregorius der Große erzählt, daß so viele Wunder und furchtbare Zeichen dort geschahen, daß man nur mit Zittern und Schrecken diesen heiligen Stätten zu nahen es wagte. Ungestraft durfte niemand es versuchen, auch nur das Geringste an diesen, durch die heiligen Gebeine, welche darin ruheten, gleichfalls

Hier. vir. illust. c. 1. Aug. ep. 42. Prud. cor. Mart. Greg. N. dial. l. 3. c. 25.

den, von Juvenalis, dem Patriarchen von Jerusalem der Kaiserin Eudokia zum Geschenke gemachten Ketten schickte Theodosius nun eine an seine mit

---

geheiligten Grabmälern zu ändern; und der eben erwähnte große Pabst versichert, daß sowohl unter seinem eigenen Pontificat, als auch kurz vorher unter der Regierung Pelagius II., und zwar in der Person dieses Pabstes selbst, Gott durch augenblickliche und wunderbare Bestrafung des Verwegenen, sein Mißfallen darüber zu erkennen gegeben habe. Als die beiden heiligen Apostel Petrus und Paulus hingerichtet wurden, befanden sich gerade einige orientalische Christen in Rom. Entflammt von dem Verlangen, sich und ihre Gemeinde im Orient in Besitz der heiligen Leichname der so eben vollendeten Märtyrer zu setzen, versuchten sie solche den römischen Christen zu entwenden. Der Versuch gelang ihnen. In der Nacht verließen sie Rom, und waren schon bei den ungefähr zwei Stunden von Rom gelegenen Catacomben angekommen, als plötzlich ein schreckliches Gewitter sich zusammenzog. Heulender Sturm, furchtbar zückende Blitze und ununterbrochen rollender Donner setzten nun die Orientalen in solche Verwirrung, daß es ihnen unmöglich ward, ihren Weg fortzusetzen. Sich und ihre kostbare Beute flüchteten sie also jetzt in die Catacomben. Aber schon am folgenden Tage ward die Gemeinde in Rom ihres Verlustes gewahr. Man warf Verdacht auf die gestern so plötzlich verschwundenen orientalischen Christen, ließ ihnen nachsetzen und erreichte sie noch bei den Catacomben. Ihr aus falscher Frömmigkeit begangenes Verbrechen bereuend, zeigten sie nun selbst den Ort an, wo sie die heiligen Reliquien verborgen hatten. Letztere wurden bald darauf wieder nach Rom zurückgebracht. Der heilige Paulus ward auf der Straße nach Ostia begraben; aber den Leib des heiligen Petrus gab die Gemeinde den in Rom zum Christenthum bekehrten Juden, und diese begruben ihn auf dem Vatikan, einem diesseits der Tiber liegenden und damals blos von Juden bewohnten Theil der Stadt. Es war geziemend, und, wie es scheint, auch offenbar der Wille Gottes, daß nur in Rom, dem Mittelpunkte göttlicher Wahrheit, dem Grundsteine der von Christus

Greg. l. 3. ep. 30.

Greg. l. 3. ep. 30. Eine, lange von Carl G., in Frkr. am Feste des h. Pet. geles. Lect. enthält ebenf. diese Gesch.

Tillem. hist. eccl. t. 1. S. P. art. 37.

Valentinian III. verheirathete Tochter Eudoxia nach Rom. Valentinians Gemahlin war über dieses kostbare Geschenk so sehr erfreut, daß sie auf dem esquilinischen Hügel eine neue Kirche, ad vincula sancti Petri genannt, erbauen ließ. Dahin wurden beide Werkzeuge des ehemaligen Martyrthums des Apostelfürsten gebracht. In alten römischen Kirchenbüchern steht aufgezeichnet, daß, als der Pabst beide Ketten in der Kirche, um sie zu vergleichen, neben einander gelegt, dieselben sich plötzlich und in einem Augenblick so fest ineinander geschlungen, daß sie nur eine einzige, in keinem ihrer Theile mehr zu unterscheidende Kette gebildet hätten. Da die von Eudoxia erbaute Kirche am 1. August eingeweihet ward; so wurde auch auf diesen Tag die allgemeine Feier verordnet, durch welche die gesammte Christenheit Gott für die Befreiung des heiligen Petrus aus den Händen des Herodes dankt: für eine Befreiung, welche für die in jenen Zeiten kaum hervorgesproßte, noch nicht verbreitete, noch nicht befestigte und der Stärkung und Leitung ihres, von Christus ihr gegebenen Oberhirten so höchst bedürftigen Kirche einer der größten Beweise der stets über ihr waltenden, sie stets schützenden und bis an das Ende der Tage ihrer sich erbarmenden Allmacht gewesen war.

Baron. 439 §. 7.

Um über die Natur, den Zweck, die Entstehung und Zeit der Entstehung eines Festes — (Pe-

---

errichteten Heilsanstalt und dem ewigen Sitze der Nachfolger des hohen Apostelfürsten, auch die Gebeine desselben eine geheiligte Ruhestätte finden sollten.

In der Kirche des heiligen Johannes von Lateran ward zu den Zeiten Pabstes Urban V. das Haupt des heiligen Petrus, wie auch jenes des großen Heidenapostels in zwei, auf Befehl dieses Pabstes verfertigten und von dem französischen Könige Carl V. mit vielen Kostbarkeiten geschmückten silbernen Büsten aufbewahrt.

tri Kettenfeier) — welches bis auf den heutigen Tag noch in allen katholischen Kirchen auf dem ganzen Erdkreis gefeiert wird, die Leser hinreichend zu belehren, war es nothwendig, in obiges, den Faden der Geschichte hie und da kurz unterbrechendes Detail uns einzulassen.

XXIX.

1. Gegen das Ende des nämlichen Jahres 439, vielleicht auch schon im Monat August, ward Thalassus von Proclus zum Bischof von Cäsarea geweihet. Der bisherige Bischof Firmius war gestorben, und die Kirche von Cäsarea hatte sich an Proclus gewandt, um aus seinen Händen einen neuen Bischof zu erhalten. Während Proclus bei sich überlegte, wen er wohl zu dieser eben so hohen als furchtbaren Würde wählen sollte, geschah es, daß sämmtliche Senatoren an einem Samstage, um ihren Patriarchen zu begrüßen, in die Kirche desselben kamen. Unter diesen Senatoren befand sich auch Thalassus. Derselbe war Präfekt von Illyrien gewesen, und schon ging das Gerücht, daß der Kaiser ihn nun zum Präfekten des Orients ernennen werde. Als Proclus ihn sah, ging er plötzlich auf ihn zu, legte ihm die Hand auf und erklärte ihn zum künftigen Bischof von Cäsarea. Der Kaiser gab seine Einwilligung dazu. Aber die Rolle, welche Thalassus nachher auf dem falschen Concilium von Ephesus spielte, beweist, daß durch eine solche, und wie man sagen sollte, sehr übereilte Ordination eines Layen, der Kirche nicht immer sehr ersprießliche Dienste geleistet werden.

Socr. l. 7. c. 48.

2. Weit merkwürdiger, besonders für die Geschichte der gallicanischen Kirche endigte im Abend-

lande sich dieses Jahr mit einem zu Riez in der Provence versammelten Concilium *). Dasselbe bestand aus 13 Bischöfen. Der heilige Hilarius von Arles hatte dabei den Vorsitz. Die Veranlassung dazu war folgende. Der Bischof von Embrün war gestorben; die Geistlichkeit wollte, daß die Wahl des neuen Bischofs nach den Vorschriften und Canons der Kirche geschehe. Aber unter den Layen hatte sich eine Faktion gebildet, welche durchaus ein Subjekt ihrer eigenen Wahl auf den bischöflichen Stuhl erhoben wissen wollte. Die Frechheit dieser Unruhestifter ging so weit, daß sie endlich zu Gewaltthätigkeiten schritten, sogar einige Priester thätlich mißhandelten, und da sie sahen, daß, wenn den Canons gemäß verfahren würde, der bischöfliche Stuhl wohl nicht, wie sie es wünschten, besetzt werden könnte, so suchten sie jede Wahl zu verhindern.

Till. h. eccl. t. 15. St. Hil. art. 12.

3. Schon seit 20 Monaten war der Stuhl von Embrün unbesetzt, als jene Menschen zwei fremde Bischöfe zu bethören wußten, die, entweder unkundig der Canons, oder von den Aufrührern in Schrecken gesetzt, ohne alle Ermächtigung von Seiten des Metropolitan-Bischofs, einen gewissen Armentarius zum Bischofe von Embrün weiheten **). Dieser Armentarius war zwar ein noch junger aber gottesfürchtiger Mann. Leider unterlag er diesmal der Versuchung, sich so frühe schon auf einen bischöflichen Stuhl erhoben zu sehen. Kaum gewählt, gereuete ihn jedoch, so wie die beiden andern Bischöfe, des von beiden Theilen gethanen Schrittes. Die letztern machten nun

*) Concilium Regiense.

**) Die Canons der Kirche erforderten damals, daß bei jeder Wahl eines neuen Bischofes sämmtliche Bischöfe der Provinz sich unter ihrem Metropolitan versammeln sollten.

Till. to. 14. S.Cyr.art.121.

Anzeige davon an die übrigen Bischöfe der Provinz, und Armentarius verließ noch am Abend des nämlichen Tages, an welchem er erwählt worden, die Stadt, schrieb an die Geistlichkeit der Kirche von Embrün, er sehe ein, daß seine Wahl den Canons zuwiderlaufend, mithin ungültig sey; eine Würde, die ihm nicht gebühre, verlange er nicht; man möchte seinen Namen in den Diptychen ausstreichen.

4. Indessen unterlag Armentarius bald wieder den Regungen der Eitelkeit. Er ging nach Embrün zurück und erlaubte sich nun einen Schritt, der noch weit straffälliger war, als der erstere. Einigen Klerikern nämlich, und unter welchen sich sogar zwei befanden, die verschiedener Vergehungen wegen von der Kirchengemeinschaft der Geistlichkeit ausgeschlossen waren, ertheilte Armentarius die Priesterweihe. Diesem Ärgerniß, so wie dem ganzen, schon lange dauernden Unfug konnten die benachbarten Bischöfe nicht ruhig zusehen, und ein Concilium von dreizehen Bischöfen trat also, unter dem Vorsitze des heiligen Hilarius, in Riéz zusammen. Die versammelten Väter handelten mehr im Geiste der Liebe, als nach der Strenge des Canons. Die beiden Bischöfe, welche sich eines so großen Vergehens schuldig gemacht hatten, wurden von der Gemeinschaft der Bischöfe nicht ausgeschlossen; aber zur heilsamen Buße ward ihnen jedoch, und zwar in Gemäßheit des dritten, auf gegenwärtigen Fall sich beziehenden Canons des Conciliums von Turin, für ihre ganze Lebenszeit untersagt, sich je wieder bei der Weihe eines Bischofes einzufinden, oder einem Provincial-Concilium beizuwohnen. Die Wahl des Armentarius ward für ungültig erklärt; indessen überließ das Concilium — was auch schon auf dem Concilium von Nicäa in Betreff der Novatianer geschehen war — es der Bruderliebe der Bischöfe, dem Armentarius, in irgend einer andern Provinz, eine Kirche

auf dem Lande, aber durchaus nicht in einer Stadt, anzuweisen. Dieser sollte er als Chorbischof vorstehen, jedoch keine der geistlichen Weihen ertheilen, auch ihm nie die Leitung von mehr als einer Kirche übertragen werden dürfen *). Von den bischöflichen Verrichtungen wurden ihm blos die Firmung, die Einweihung der dem Dienste Gottes sich widmenden Jungfrauen und die Ertheilung des Segens zugestanden; und alles dieses nur in der ihm angewiesenen Kirche, jedoch mit Ausnahme des letztern Punktes, in Betreff dessen ihm auch erlaubt ward, in andern Kirchen auf dem Lande dem Volke den Segen zu ertheilen **).

5. In Ansehung der von Armentarius geweihten Priester beschloß das Concilium, daß die, welche excommunicirt waren, der priesterlichen Würde wieder entsetzt, die andern aber, gegen welche nichts einzuwenden wäre, entweder von dem künftigen Bischof von Embrün, wenn er es für gut fände, in seiner Kirche beibehalten, oder in dem entgegengesetzten Fall demjenigen zugeschickt werden sollten, welcher sie zu Priestern geweihet hätte.

6. Um künftigen ähnlichen Unordnungen vorzubeugen, verordnete endlich noch das Concilium, daß,

---

*) Indessen geschah es damals doch nicht selten, daß Chorbischöfe mehrern Kirchen vorstanden und auch geistliche Weihen ertheilten.

**) In den abendländischen Kirchen durften damals blos die Bischöfe dem Volke in der Kirche den Segen ertheilen. Den Priestern war dieses nicht erlaubt; und noch auf dem Concilium von Agatha (Agde) in dem Jahre 506 ward die Ertheilung des Segens in der Kirche den Priestern ausdrücklich untersagt; obschon es ihnen in den morgenländischen Kirchen längst schon erlaubt gewesen war.

bei dem Tode eines Bischofes, der Bischof der zunächst gelegenen Kirche, sich dahin begeben, das Begräbniß des Verstorbenen besorgen und hierauf alle Verfügungen treffen sollte, welche die Erhaltung der Einigkeit und des Friedens und die einstweilige Administration der erledigten Kirche erfodern möchten. Sein Aufenthalt allda dürfe jedoch nicht länger als von 7 Tagen seyn, auch sollte, bis der Metropolitanbischof zur Wahl eines neuen Bischofes einige andere Bischöfe dahin berufen hätte, keiner derselben an dem Orte der erledigten Kirche sich sehen lassen. Schließlich ward noch festgesetzt, daß ein Provincial-Concilium, wenn die Zeitumstände es erlaubten, zweimal, und wenn diese es erschweren würden, wenigstens einmal in jedem Jahre sich versammeln sollte.

XXX.

1. Harte, oft unerhörte Drangsale waren beinahe schon seit zehen Jahren das traurige Loos der einst so schön aufblühenden, mit so herrlichen Früchten prangenden Kirchen von Afrika. Indessen war jedoch die Verfolgung, diese Zeit über, noch immer unblutig gewesen. Ja, man möchte das, was die afrikanischen Gemeinden damals zu leiden hatten, nicht sowohl eine Verfolgung, in dem eigenthümlichen Sinne des Wortes, als blos eine, obschon unmenschliche, grausame und unerhörte Bedrückung nennen. Kirchen wurden zwar geplündert und verbrannt, Bischöfe und Priester verjagt, verbannt, selbst einige davon erwürgt; jedoch war alles dieses mehr Folge der unersättlichen Raubsucht der Barbaren, als Wirkung eines nach dem Blute der Rechtgläubigen dürstenden Ketzerfanatismus. Aber in diesem Jahre, nachdem Genserich mitten im Frieden, völkerwiderrechtlich und gegen die Heiligkeit ein-

gegangener Verträge, sich plötzlich Karthagos bemächtiget hatte (19. Oct. 439), und sein neu gegründetes Reich nun genugsam befestiget glaubte, öffnete der Barbar seiner arianischen Verfolgungswuth einen weit größern, und von jetzt an auch blutigen Spielraum.

2. Unstreitig war die Eroberung und Verheerung des römischen Afrikas durch die Vandalen eines jener schrecklichen Strafgerichte, welche die erbarmende Langmuth Gottes anfänglich in der Ferne zeigt, die, gleich schweren Gewitterwolken, langsam an dem Horizonte hinziehen, sich immer mehr nähern und endlich, wenn auch die letzte noch zur Buße gegönnte Frist unbenützt verstrichen ist, plötzlich über dem Haupt eines in Freveln versunkenen Volkes hereinbrechen.

3. Haarsträubend ist das Gemälde, welches Salvianus von der Verderbtheit der afrikanischen Christenheit jener Zeiten entwirft. Carthago, an Größe, Pracht, Reichthum und Verfeinerung, nach Rom die erste Stadt des abendländischen Reiches, war der Mittelpunkt und Zusammenfluß aller Laster, aller Ausschweifungen und Abscheulichkeiten, die nur immer einst in dem heidnischen Rom, unter seinen wahnsinnigsten Cäsaren und zur Zeit seines größten Sittenverderbnisses, im Schwung waren, die Menschheit entehrten, viele Stufen sogar unter die Thierheit sie herabwürdigten. Grenzenlose Üppigkeit und Verschwendung, schamlose Raubsucht, Plünderung und Unterdrückung der Wittwen und Waisen, Ehebruch, Unzucht und selbst Laster, vor welchen die Natur erröthet, waren an der Tagesordnung. Tugend war ein leeres Wort. Zucht und Schamhaftigkeit waren verbannt. Das Laster war die gemeine Weise, die gewöhnliche Sitte; und wer von dem Strudel sich nicht völlig hinreißen ließ, der Schande sich nicht öffentlich in die Arme warf, der galt für einen Sonderling, einen Hypochonder, einen Mann ohne Welt und

Salv. de vero jud. et provid. Dei. l. 7.

4. So wie aber, nach der Bemerkung des heiligen Augustinus, die heilige Schrift oft von den Bösen redet, als wenn es keine Guten, und von den Guten, als wenn es keine Bösen gebe; eben so darf uns auch das, was Salvian von dem moralischen Zustande der afrikanischen Gemeinden sagt, nicht auf den irrigen Gedanken führen, als wenn die ganze Christenheit in jenen Gegenden, ohne alle Ausnahme, im Pfuhl der Sünde und des Lasters erstickt gewesen wäre; und das Blut der Märtyrer, welches nun bald überall den Boden von Afrika tränkte, beweist hinreichend, daß es auch hier, wie einst in Israel, noch Tausende gab, welche vor den Götzen der Wollust, der Raubsucht und viehischen Sinnlichkeit ihr Knie noch nicht gebeugt hatten. Auf dem Lande und in den kleinen Städten gab es derselben zwar mehr, als in Carthago; aber es gab ihrer doch auch in dieser Stadt, ja selbst an dem

---

ten, sogleich alle öffentliche Häuser der Schande zerstörten, die unzüchtigen Schaubühnen schlossen, den Ehebruch bestraften, keine feilen Dirnen duldeten, gegen Trunkenheit und jede Art der Schwelgerei den größten Abscheu zeigten, und der alle Grenzen überschreitenden Sittenlosigkeit durch strenge Gesetze zu steuern suchten. Indessen war dieser nüchterne Zustand nichts weniger als von langer Dauer. Nur kurze Zeit widerstanden die Vandalen dem Einfluß des milden, wollustathmenden, zu jedem Sinnengenuß einladenden Clima. Schon nach wenigen Jahren waren sie durchaus eben so verdorben, als die Römer es nur immer gewesen seyn mochten. Sie badeten, schminkten und salbten sich, ergaben sich dem Müßiggange und der Schwelgerei, wurden Trunkenbolde und Wollüstlinge und verbanden nun mit ihrer natürlichen Rohheit, Raubsucht und Grausamkeit auch alle Laster und Schändlichkeiten eines in Verfeinerung und Überbildung bis zu zügelloser Lüderlichkeit vorgerückten Volkes. (Papae Leonis Magni epistolae ep. 1.)

Hofe des Genserichs; und die vielen edlen Bekenner, welche unter Marter und Tod standhaft für die Wahrheit der Religion Jesu zeugten, sind ein neuer Beweis, daß, je verderbter und verworfener ein Volk ist, desto herrlicher auch Gott jene krönet, welche, troß dem allgemeinen Verderbniß und der hinreißenden Macht des Beispiels, dennoch ihr Herz rein und unbefleckt zu erhalten gewußt hatten.

5. Sobald Genserich Herr von Carthago war, bewies er durch die härtesten und ungerechtesten Verfügungen, daß in Zukunft in allen, seinem Scepter unterworfenen Ländern, der Arianismus die einzige, nicht blos herrschende, sondern auch allein nur geduldete Religion seyn sollte. Alle Kirchen der Hauptstadt wurden von ihm geplündert, dann verschlossen oder zu weltlichem, unheiligem Gebrauch verwendet. Nur mit der erzbischöflichen Kirche ward eine Ausnahme gemacht; denn diese übergab er den Arianern. Alle Bischöfe wurden von ihren Stühlen verjagt, verbannt oder zu Sclaven gemacht. Den Bischof Quoltvultdeus ließ Genserich mit dem größten Theil seiner Geistlichkeit auf alte, unbrauchbare, ganz lecke Schiffe bringen. Daß sie Schiffbruch leiden, auf dem Meere zu Grunde gehen würden, war vorauszusehen und lag auch ganz in der Absicht des Tyrannen. Aber durch ein Wunder, oder wenigstens auf ganz unerklärbare Weise wurden sie dennoch erhalten, landeten glücklich an den Küsten Neapels und wurden wie heilige Bekenner empfangen.

T. Prosp. Chr.

6. Bisher waren blos Bischöfe und die Geistlichkeit ein Gegenstand des Hasses des Vandalen gewesen. Aber nachdem er, durch Verrätherei und Treulosigkeit, Herr von Carthago geworden war, erstreckte sich derselbe, ohne Unterschied des Standes, des Alters oder

Geschlechts, über Alle, welche an die Gottheit Jesu glaubten, dem Sohne Gottes, als ihrem Gott und Herrn, ihre Huldigung anbetend darbrachten. Vier gebornen Spaniern aus seinem Gefolge, Namens Arkadius, Probus, Paschasius und Eutichianus, welche sämmtlich ihrer Treue und Brauchbarkeit wegen in sehr großer Gunst bei ihm standen, befahl er ohne weiters, Arianer zu werden und sich auf das neue wieder taufen zu lassen. Als diese dem Befehl sich nicht fügten und dem König vorstellten, daß dieses der einzige Punkt wäre, in welchem sie ihm nie gehorchen würden, nie gehorchen dürften; entsetzte er sie sogleich ihrer Ämter, nahm ihnen ihr Vermögen und verbannte sie, nach vielfachen erduldeten Mißhandlungen, in entfernte, öde Gegenden seines Reiches. Aber bald gereuete den Wütherich des gegebenen Befehls. Die Strafe schien ihm viel zu gelinde. Auf das neue befahl er, sie zu ergreifen und ließ alle vier, nachdem er sie vorher noch auf das grausamste hatte martern lassen, jeden auf verschiedene Weise, erwürgen. Prosp. Chron.

7. Der Überrest der Donatisten, getrennt von den Katholiken blos durch eine, die Kirchenzucht betreffende Meinung, welche aber die Kirche verwerfen mußte, weil sie die Gefallenen zur Verzweiflung gebracht hätte, mithin mit dem Geiste der Liebe der Religion Jesu durchaus unvereinbar war: diese in dem Glauben an die Gottheit Jesu mit der katholischen Kirche vereinten, aber blos durch irrige Ansicht in Disciplinarsachen von ihr getrennten Donatisten machten nun mit den Arianern gemeinschaftliche Sache und verbitterten noch mehr und so viel sie wenigstens konnten, das ohnehin schon so traurige Schicksal der so grausam verfolgten, ihres Eigenthums beraubten, im ganzen Reiche geächteten,

überall mit Marter und Tod bedroheten Katholiken *).

8. Die Ländereien der eroberten Provinzen theilte Genserich in zwei Theile; den einen und größten Theil davon machte er zu königlichem Krongut, den andern, meistens in Zeugitanien und der Proconsularprovinz gelegenen Theil vertheilte er unter sein Heer. Der bisherige Besitzstand erlitt nun

Procop. d. bell. Van. l. 1. c. 5.

*) Jeder anfänglich auch noch so unmerkbar scheinende Abweg von der Ordnung und den Satzungen der Kirche entfernt immer mehr und mehr, und je weiter man ihn verfolgt, auch desto weiter von der Wahrheit, mithin nicht minder von der Gerechtigkeit. War also auch der Grund der Trennung der Donatisten von der katholischen Kirche im Anfange höchst unbedeutend und schwach; so ward doch bald das ganze Verfahren der Schismatiker, besonders ihrer Bischöfe und Vorsteher ein ununterbrochenes Gewebe von Ränken, unlauterer Scheu der Wahrheit, von Stolz, Haß und Verfolgung gegen die Katholiken. Die Leser werden sich noch der Grausamkeiten und Greuelthaten erinnern, welche die sogenannten Circumcellionen unter den Donatisten, oft selbst unter der Anführung ihrer Priester, in verschiedenen Zeiten sich gegen die Katholiken erlaubten; und wie liebevoll und schonend im Gegentheil diese gegen ihre verirrten, leidenschaftlich verblendeten Brüder sich stets benahmen; und wie sie, als die weltliche Macht jene wegen öffentlichen an den Katholiken verübten Raubs und begangenen Mordes zu wohlverdienter Strafe ziehen wollte, sogleich als Mittler auftraten und für ihre Dränger und Verfolger Schonung und Verzeihung bei der weltlichen Obrigkeit erflehten. Zur Zeit des Einfalls der Vandalen in die römischen Provinzen gab es zwar nur noch sehr wenige Donatisten in Afrika; aber immerhin war doch noch ein schmutziges Überbleibsel dieser fanatischen Sekte vorhanden. Dieses erhob nun sein Haupt und ließ dem lange genährten, bisher durch gesetzliche Ordnung unterdrückten Groll gegen die Katholiken freien Lauf.

eine völlige Umwälzung. Den ehemaligen Grundbesitzern wurden ihre Güter genommen, sie selbst zu Leibeigenen oder Sclaven gemacht, oder auch ein kleiner, größtentheils der unfruchtbarste Theil ihres bisherigen Grundeigenthums, ihnen unter mancherlei Verpflichtungen, zum Anbau überlassen. Auf allen seinen Domänen befahl der König unter Todesstrafe allen Bischöfen und Priestern, das Eigenthum ihrer Kirchen, sammt allen denselben zugehörigen heiligen Gefäßen ihm auszuliefern. Es fehlte nicht an solchen, welche an dem ihnen anvertrauten geheiligten Gut zu Verräthern wurden. Der Verrath half ihnen indessen nichts; denn nachdem man ihnen ihre Schätze genommen hatte, wurden sie gleich den andern verbannt, oder zur Sclaverei verdammt. Seine Lehensleute in Zeugitanien und der Proconsularprovinz foderte und munterte er zu gleicher Mißhandlung der in dem Bezirke ihres neuen Besitzes wohnenden Geistlichkeit auf; und Verbannung oder Sclaverei ward nun auch hier überall das Loos nicht nur des Clerus, sondern selbst mehrerer Laien vom ersten Range.

Vict. Vit. d. Persec. Vand.

9. Valerianus, Bischof von Abbenza in Zeugitanien, ein mehr als 80jähriger, hülfloser Greis ward aus seiner Stadt vertrieben. Aber man wollte ihn nicht blos von seiner bisherigen Gemeinde vertreiben; man wollte ihn, nachdem er alle Stufen des menschlichen Elendes durchlaufen hatte, verschmachten lassen. Dräuende Befehle ergingen daher, daß niemand, weder auf dem Lande noch in der Stadt, den Valerianus beherbergen, niemand ihm auch nur einen Trunk Wasser darreichen, auch nur die geringste Erleichterung seines Elendes gewähren sollte. Von aller Welt verlassen, zurückgestoßen, ohne einen Begleiter, der seinem hinfälligen Alter in diesem schrecklichen Zustand eine Stütze

hätte seyn können, und ohne irgend eine theilnehmende, mitleidige Seele zu finden, irrte der schwache Greis einige Zeit unter freiem Himmel, in Höhlen und Klüften umher. Sein ganz erschöpfter Körper unterlag endlich so vielem Elende; er sank nieder und gab den Geist auf. Halb nackend und gleich einem Skelette abgezehrt, ward seine Leiche gefunden. In der nämlichen Provinz raubte ein Beamter des Genserich, Namens Proclus, die von der Geistlichkeit verborgenen Gefäße und Paramente der Kirche. Seinen Frevel begleitete er noch mit Spott und Hohn. Die Altartücher wollte er zu dem niederträchtigsten, verächtlichsten Gebrauch bestimmen. Aber über ihn kam die Hand Gottes; plötzlich ward er seiner Sinne beraubt, zerbiß sich stückweise die Zunge und starb in der Raserei.

10. Unter mehrern katholischen Sclaven wurden auch vier Brüder, von welchen der älteste Martinianus hieß, nebst einer zarten Jungfrau von seltener Schönheit, Namens Maxima, einem Vandalen zu Theil. Der unverdrossene Fleiß und das besonnene, ernste und stets doch so bescheidene Wesen der Maxima erregten bald die Aufmerksamkeit ihres neuen Herrn. Sein ganzes Hauswesen übergab er ihrer Leitung. Um sie noch mehr an sich und seine Familie zu fesseln, wollte er sie nun mit Martinianus, welchem er sich ebenfalls geneigt zeigte, verheirathen. Aber Maxima hatte sich Gott geweihet. Da man ihr die Freiheit gestattete, mit Martinianus allein zu sprechen; so machte sie denselben mit ihrem Gelübde bekannt; suchte ihn hierauf zu überreden, der Welt völlig zu entsagen, und in gleichem heiligen Entschluß sein Herz ganz und ungetheilt seinem Gott zu schenken. Unter dem mächtigen Einfluß der Gnade Gottes fanden die Worte der Maxima Eingang bei Martinianus. Fest ent-

Vic. v. l. 1. c.

schlossen, dem neuen Rufe zu folgen, wollte er nur, daß auch seine drei übrigen Brüder gleiches Glückes mit ihm theilhaftig würden. Er redete mit ihnen, fand leichten Eingang, gleiche Bereitwilligkeit, und alle vier Brüder nebst der Maxima bildeten nun unter sich eine fromme, gottgeweihete Genossenschaft. Aber das ketzerische Haus eines Arianers war für ihre Unschuld keine sichere Freistätte. Sie faßten daher alle fünf den Entschluß, zu entfliehen, führten ihn bald nachher aus und erreichten glücklich die in Numidien gelegene Stadt Tabraca. Martinianus und seine Brüder gingen hier in ein Mönchskloster, Maxima ward die Genossin eines Vereins frommer, gottgeweihter Jungfrauen.

11. Wüthend ward der Vandal über die Flucht dieser Frommen. Weit und breit umher ließ er sie aufsuchen, setzte Belohnung auf ihre Entdeckung, ließ von seinen Nachforschungen durchaus nicht ab, und erfuhr endlich, leider, den Ort ihres Aufenthalts. Gebunden wurden sie zurückgebracht, und heftiger als vorher bestand jetzt der Arianer nicht nur auf einer ehelichen Verbindung zwischen Maxima und Martinianus, sondern auch darauf, daß alle fünf Arianer werden und zum zweitenmale sich taufen lassen sollten. Um sie dazu zu zwingen, ließ er sie enge einsperren, auf alle Art und auf das empfindlichste mißhandeln, und wußte nicht, daß er gerade der Wohlthäter derjenigen ward, deren Peiniger er seyn wollte, und denen er nun das Glück bereitete, des Namens Jesu wegen, Schmach, Mißhandlung und Verfolgung zu leiden. Indessen kam die ganze Geschichte auch bald zu den Ohren Genserichs. Für diesen war es eine erwünschte Gelegenheit, seinem wüthenden Haß gegen die Rechtgläubigen neue, blutige Opfer bringen zu können. Von dem Könige aus erhielt daher der

Vandal den Befehl, durchaus nicht nachzulassen, bis jene 5 Katholiken sich seinen Wünschen fügen würden. Zu jeder Unmenschlichkeit ward er ermächtigt, und jede Grausamkeit, welche er üben würde, erhielt schon zum voraus die königliche Genehmigung. Mit sägeförmig geschnittenen Stäben wurden sie jetzt so lange und so grausam geschlagen, daß ihr Gebein sich entblößte und ihre Eingeweide sichtbar wurden. So am ganzen Leibe zerfleischt, wurden sie mehr todt als lebend in ihr Gefängniß zurückgebracht. Aber am andern Tage fand man sie geheilt und vollkommen gesund. In starke Spangketten wollte man sie nun einschließen; aber auch diese zersprangen wunderbarer Weise von selbst, in Gegenwart vieler Zeugen *). Da alle diese Wunder das Herz

Vict. Vit. pers. vand. L. 1.

*) Überall hatte sich das Gerücht dieser Wunder verbreitet. Den Arianern waren sie eben so bekannt, als den Christen; und Viktor, dessen sehr schätzbare, obschon nicht ganz vollständige Geschichte der vandalischen Christenverfolgung in Afrika auf uns gekommen ist, erzählt, daß selbst derjenige, welchem die Aufsicht und Bewachung der fünf Bekenner übertragen gewesen war, ihm mit einem Eide die Wahrheit jener Wunder bekräftiget hätte.

Die Leser werden schon bemerkt haben, daß wir den Arianismus als einen, das Christenthum zerstörenden Gegensatz, mithin die Arianer nicht als Christen betrachten. Einem alten Sprachgebrauche zufolge schreibt und sagt man zwar auch: arianische Christen. Aber dieser Sprachgebrauch ist sinnlos, ja wohl gar empörend. Wie kann man diejenigen als Christen betrachten, oder ihnen diesen Namen beilegen, denen Christus unbekannt ist; und unbekannt ist er allen, welche seine Gottheit leugnen, gerade den wesentlichen, seiner geheiligten Person beiwohnenden, distinktiven, göttlichen Charakter verkennen, Ihm nicht, als ewigem Gott und ganz gleichen Wesens mit dem Vater, anbetend huldigen. Der Glaube an die Gottheit Jesu ist der Grundpfeiler des Christenthums.

des Barbaren nicht rührten, nicht zur Besinnung bringen konnten; so ward er nun selbst von der rächenden Hand der Allmacht getroffen. Er starb plötzlichen Todes; gleich darauf starben alle seine Kinder, dann alle seine Sclaven, und endlich alles Vieh und alle Heerden, die er hatte. Seine Wittwe sank in die größte Armuth; völlig verarmt, verkaufte sie an einen nahen Anverwandten des Königs das Einzige, was Tod und Unglücksfälle ihr nicht entrissen hatten, nämlich, eben diese 5 heiligen Bekenner.

12. Kaum bei ihrem neuen Herrn angekommen, verbreiteten sie in dessen Haus sogleich eine allgemeine Trauer. Der Herr, seine Gemahlin, seine Kinder, alle Knechte und Mägde des Hauses wurden auf einmal mit mancherlei Plagen und schmerzhaften Krankheiten geschlagen. Man war so

Wird dieser gestürzt, so fällt auch das ganze Gebäude zusammen, und alle Lehren und heiligen Gebräuche, und selbst die Sacramente sind nichts als — leere Hülsen. Da die Arianer den Sohn nicht kannten, so konnten sie auch nicht im Namen des Sohnes taufen. Die unter den Christen bei der heiligen Taufe eingeführten Ceremonien konnten sie wohl nachäffen; aber taufen konnten sie nicht. Der geborne Arianer war also nicht getauft, und von einem ungetauften Christen, müssen wir gestehen, können wir uns keinen Begriff machen. Die Arianer waren keine Heiden, so wie auch die Mahomedaner keine sind, weil beide nur einen einzigen Gott glauben; aber sie waren auch keine Christen, sie waren — Arianer, welche übrigens jedoch, obschon mit Ausnahme der arianischen Gothen in Gallien und Italien, das mit den Heiden gemein hatten, daß sie, so oft die Übermacht auf ihrer Seite war, die Christen eben so hartnäckig, grausam und blutig verfolgten, als die Gottlosesten unter den Heiden es nur immer gethan hatten.

klug, die Ursache davon einzusehen, und eilte daher, der neuen Hausgenossen, so bald als möglich, sich wieder zu entledigen. Allen 5 Bekennern würde man wahrscheinlich die Freiheit geschenkt haben; wenn nicht Genserich den tückischen Rath gegeben hätte, die 4 Brüder an einen Fürsten auf der Grenze Mauritaniens, Namens Capsur, zu schicken. Nur Maxima allein erhielt ihre Freiheit; sie lebte noch lange Zeit nachher und ward Vorsteherin eines Vereins frommer Jungfrauen. Capsur und seine Unterthanen waren Heiden. Die Gegend, welche sie bewohnten, war rauh und unfruchtbar, glich einer Wüste und ward durch noch ödere Länderstrecken von den, durch die Römer cultivirten Provinzen getrennt. Das Christenthum war dort sogar dem Namen nach noch unbekannt. Der Gottesdienst dieser Barbaren bestand in göttlicher Verehrung eines bösen Geistes, dem sie alle Übel zuschrieben, und den sie, daß er ihnen nicht schaden möge, durch gottlose Opfer und alberne Gebräuche zu sänftigen suchten. Die vier, dem Capsur als Sclaven übergebenen Brüder wurden nun die Apostel dieses unglücklichen Volkes; sie predigten demselben den wahren Gott; belehrten es, wie Derselbe geehrt werden müsse, auf welche, Desselben allein würdige Weise, Er geehrt werden könne. Der Segen von Oben ruhete so sichtbar auf den Worten der vier Bekenner, daß in kurzer Zeit eine Menge Volkes zu dem Christenthum bekehrt ward. Da aber in jenen Zeiten die Kirche den Laien noch nicht gestattet hatte, in irgend einem Falle die heilige Taufe zu ertheilen; so wurden nun etliche Neophyten, auf unbekannten, selten besuchten Wegen, in die wenigen von Römern noch bewohnten Örter geschickt, um wo möglich einige Priester zu finden, welche bereit wären, in diesem erst kürzlich angelegten Wein-

berge des Herrn ebenfalls nach Kräften zu arbeiten. Mit leichter Mühe wurden dieselben gefunden, und von etlichen derselben begleitet, kamen die Abgeordneten bald wieder zurück. Täglich ward jetzt eine große Anzahl dieser Mauren getauft und die neue Christengemeinde ward bald so beträchtlich, daß sie sich im Stande sah, da, wo man einst dem Teufel einen Altar errichtet hatte, nun eine dem lebendigen Gott geweihete Kirche zu erbauen.

13. Diese Verbreitung des Christenthums unter seinen Unterthanen konnte natürlich dem Capsur nicht lange verborgen bleiben. Mit dem Vandalenkönig stand er in einer Art von abhängigem, zinsbarem Verhältniß. Das, was bei ihm geschehen war, glaubte er also unverzüglich an Genserich berichten zu müssen. Dieser gerieth darüber in Wuth, sandte Eilboten an Capsur, mit dem Befehle, die vier Brüder sogleich des schmerzhaftesten Todes sterben zu lassen.

Vict. Vit. l. 1.

14. Nur zu pünktlich ward dem Befehl des Wütherichs gehorcht. An Wagen, mit wilden Pferden bespannt, wurden die Brüder gebunden, und zwar so, daß von zweien stets das Gesicht des einen gegen das Gesicht des andern gerichtet war. Nicht nur unmenschliche Qual sollte jeder für sich leiden; sondern die Qualen des Einen sollten durch die Qualen des Andern noch vermehrt werden. Mit Peitschenhieben wurden die unbändigen Rosse über steinige, felsige und mit abgehauenen Baumstämmen besäete Gegenden gejagt. Als die Wagen schon fortrollten, hörte man noch, wie jeder der vier Märtyrer dem andern zurief: bete für mich. Schrecklich wurden ihre Körper zerfleischt; aber unter lautem Gebete und dem Preise Gottes gaben sie ihren Geist auf. Durch Wunder verherrlichte Gott seine Knechte, und ihr Blut befruchtete nun noch mehr

den Saamen, den sie in ihrem Leben ausgestreut hatten. Die Zahl der Christen nahm immer mehr zu; und so wie sie, während ihres Lebens, diesem Volke Boten des Heils gewesen; so ward nun auch ihr Tod demselben eine neue Quelle des Heils. In dem römischen Martyrologium ist das Fest dieser Märtyrer, zugleich mit jenem der heiligen Maxima auf den 16. October angezeiget.

15. Zu Regis, einer in der Mauritania Cäsarensis gelegenen Stadt, hatten die Christen sich am ersten Osterfesttage versammelt und, um wenigstens dieses hohe Fest würdig zu feiern, es gewagt, eine von den Arianern ihnen geschlossene Kirche wieder zu öffnen. Kaum erfuhr dieß ein gewisser Andiotus, einer der sogenannten arianischen Priester, als er sogleich einen Trupp bewaffneter Soldaten dahin schickte, mit der Weisung, alles, was sie dort finden würden, zu vertilgen. Mit gezückten Schwertern drangen Soldaten in die Kirche; andere erstiegen das Dach und schossen mit Pfeilen durch die Fenster. Ein Lektor, gerade in dem Augenblick, als er das Alleluja sang, ward von einem Pfeil in die Kehle getroffen, sank zur Erde und war todt. Mit Pfeilen und Wurfspießen wurden viele an dem Fuß des Altars getödtet. Wer dem Morden entging, ward auf der Straße ergriffen, in das Gefängniß geworfen, und auf Befehl des Genserichs so lange und so grausam gemartert, daß der größte Theil davon unter den Händen ihrer Henker den Geist aufgab.

16. Unter den geringen Hofbeamten des Königs befand sich unter andern auch ein Christ, Namens Archinimus, aus Mascula in Numidien. Diesem war Genserich nichts weniger als abhold. Um ihn zum Abfall zu bewegen, nahm er daher zu allen nur erdenklichen Künsten der Verführung seine Zu-

Vict. Vit. Boll. 29. Mä

flucht. Weder Verheißungen noch Drohungen wurden gespart. Archinimus blieb jedoch standhaft. Der König befahl, ihn zum Tode zu führen; da er ihn aber um die Ehre des Märtyrthums beneidete, so gab er zugleich geheimen Befehl, daß, wenn er sich zaghaft und zum Abfall bereit zeigen würde, man ihm ohne weiters den Kopf abschlagen, ihm aber das Leben lassen sollte, wenn er bei seinem bisherigen Bekenntniß beharrte. Das letztere geschah und Archinimus ward wieder zurückgeführt, seiner Stelle am Hofe entsetzt, seines Vermögens beraubt und aus der Stadt verwiesen. Die Märtyrerkrone konnte Genserich dem Archinimus rauben, aber nicht die Palme der Bekenner; denn als einen solchen verehrt ihn die Kirche am 29. März.

Vict. Vit.

17. Hunerich, ein Sohn Genserichs, hatte zum Intendanten seiner Hofhaltung einen gewissen Satur, einen sehr eifrigen und erleuchteten Christen. Trotz aller Grausamkeit des Königs, hatte Satur oft schon sehr laut und mit Nachdruck gegen die Sekte der Arianer gesprochen. Ein arianischer Pfaff, Namens Marivadus, führte endlich Klage darüber bei Genserich. Jetzt sollte Satur ein Arianer werden. Zu schmeichelnden Worten nahm Genserich im Anfang seine Zuflucht. Reichthum und die größten Ehrenstellen wurden dem Satur in naher Perspective gezeigt. Die Freundschaft und das unbegrenzte Vertrauen des Königes sollten der Lohn seines Abfalls seyn. Alles dieß machte indessen wenig Eindruck auf das Gemüth des Saturs, und da Genserich endlich sah, daß keines seiner Mittel der Verführung anschlagen wollte; so verfuhr er nun wieder mit der gewöhnlichen Grausamkeit eines Tyrannen. Satur ward ergriffen, in das Gefängniß geworfen und bedrohet, daß man, wenn er sich nicht augenblicklich dem Willen des Königes fügte, alle seine

Güter einziehen, seine Sclaven und Heerden verkaufen, seine Kinder ihm rauben, ja sogar seine Gattin mit einem Kameeltreiber verheirathen und sie in seiner Gegenwart diesem Elenden überlassen werde. Schrecklich ward jetzt das Herz des Saturs zerrissen; denn zärtlich liebte er seine Kinder, eben so heiß und zärtlich auch seine Gattin, die ihm das Theuerste war, was er auf Erden hatte, ihm noch theurer als sein eigenes Leben. Aber demungeachtet blieb er standhaft; sie möchten nur, sagte er, thun, was ihnen zu thun beliebte; seinem Gott würde er nie untreu werden.

18. Die letzte jener Drohungen war indessen, entweder zufällig oder durch absichtliche Veranstaltung, auch zu den Ohren der Gattin des Saturs gelangt. Athemlos und voll Verzweiflung kam nun noch auch diese herbei, gerade als Satur in einer kleinen Entfernung von seinen Wächtern dem Gebet oblag. Beinahe unkenntlich war ihm die Gestalt seiner von ihm so heiß geliebten Gattin. Ihre Haare waren zerstreut, ihre Kleider in Unordnung, alle Spuren der Verzweiflung auf ihrem Gesicht. Ihre Kinder folgten ihr in minderer oder weiterer Entfernung nach den Kräften ihres Alters; das jüngste, einen kaum lallenden Säugling hatte sie in ihren Armen. Zu seinen Füßen warf sie sich nieder, benetzte sie mit ihren Thränen und beschwur ihn in der Sprache der feurigsten, zärtlichsten Liebe und wovon jeder Accent die liebende Brust des Saturs durchbohrte, er möchte doch ihrer und ihrer Kinder sich erbarmen, eingedenk seyn des hohen Adels ihres Geschlechtes, sie, die treue, zärtliche Gattin nicht unvertilgbarem Schimpfe, nicht ewiger Schande und Schmach Preis geben. Eine Ohnmacht machte dem Lauf ihrer Klagen ein Ende. Wer wäre hier noch länger widerstanden? wer hätte

gewöhnlich zu thun pflegten, bei solchen grauenvollen Marterscenen gegenwärtig war, machte den Prinzen darauf aufmerksam, daß, wenn er ihn auf diese Art hinrichten ließ, die römische Kirche ihn zuverlässig den Heiligen zuzählen würde. Um dieses zu verhindern, sagte er, sey es zweckmäßiger, durch die unmerksamern Qualen harter und schnöder Behandlung ihn nach und nach eines, dem Anschein nach, natürlichen Todes sterben zu lassen. Der Rath des Jokondus ward befolgt und Armogast in die Bergwerke von Byzacene geschickt. Bald darauf führte man ihn auf Befehl Genserichs wieder nach Carthago zurück. Schmerzhafter als alle Qualen, wähnte man, würden ihm Schmach und öffentliche Beschimpfung seyn; und so mußte Graf Armogast, der Erbe des Namens und der Reichthümer eines der edelsten und angesehensten Geschlechter des Reichs, nun in Lumpen gehüllt und jeder Mißhandlung Preis gegeben, unter den Augen von ganz Carthago, als Sclave das Vieh hüten. Endlich nahete sich das Ziel seiner Leiden. Durch göttliche Offenbarung wußte Armogast, daß er nach wenigen Tagen sterben würde. Er bat daher den Felix, einen sehr frommen und eifrigen Christen, und welcher gleichfalls in dem Hauswesen des Theodorichs angestellt war, ihn nach seinem Tode unter einem gewissen Baum, den er ihm bezeichnete, zu begraben. Felix, welcher in Armogast einen heiligen Bekenner verehrte, weigerte sich anfänglich dieses Ansinnens. Seine, jedem Christen theuern Gebeine, sagte er, müßten in einer Kirche ruhen, mit aller Feierlichkeit, wie nur immer die traurigen, grausamen Zeitumstände sie zuließen, zur Erde bestattet werden. Der heilige Armogast bestand indessen auf seinem Begehren; Felix gab nach und als dieser, nach gleich darauf erfolgtem Tode des Heiligen, unter dem be-

zeichneten Baum die Grube graben wollte, fand er, ziemlich tief unter der Erde, ein aus dem schönsten und blendendsten Marmor gehauenes Grab, prächtiger, als es vielleicht je noch einem Götzen dieser Erde zu Theil worden.

20. Beinahe alle alten und neuen Martyrologien setzen das Fest des heiligen Armogastes mit jenem des heiligen Archinimus und Saturs auf den 29. März.

21. Ungefähr 35 Jahre wüthete diese Verfolgung ununterbrochen fort. Erst nach dem, zwischen dem Kaiser Zeno und den Vandalen, geschlossenen Frieden hörte dieselbe auf, aber nur auf sehr kurze Zeit und um, wie wir in der Folge sehen werden, unter Genserichs Sohn und Nachfolger, dem unmenschlichen Hunerich, desto heftiger, grausamer und blutiger auf das neue wieder zu beginnen.

22. Erst gegen das Ende der Regierung Hunerichs, ungefähr in dem letzten Jahre seines Lebens, ward das Christenthum, durch ein königliches Edikt, förmlich aus allen Staaten des vandalischen Reiches verbannt. Nie hatte Genserich diesen Schritt gewaget. Wegen der ungeheuern, ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl der rechtgläubigen Einwohner schien ihm derselbe stets zu bedenklich. Durch Plünderung und Zerstörung der Kirchen, durch grausame, blutige Verfolgung der Bischöfe und Priester, und durch die qualvollen Todesstrafen, mit welchen er gegen die Christen wüthete, hoffte er, nicht ohne Grund, auf bequemerm und gefahrloserm Wege dennoch das nämliche Ziel zu erreichen. Die völlige Vertilgung der christlichen Religion lag ihm nicht minder, als seinem noch weit blutdürstigern, noch weit unmenschlichern Sohne Hunerich, am Herzen. Einige Bischöfe, die sich über die Zerstörung und Verödung der Kirchen gar nicht mehr zu trösten

vermochten, und denen besonders der ganz verwaiste, bejammernswerthe Zustand der vielen ihrer Hirten beraubten christlichen Gemeinden tief zu Herzen ging, wagten es einst, dem Genserich eine Bittschrift zu überreichen. Sie beschwerten sich nicht über Beraubung, Druck und grausame Mißhandlung. Gerne wollten sie unter dem Joch der Vandalen alles erdulden; nur möchte man nicht alle Priester vertreiben, sich nicht aller Kirchen bemächtigen, die christlichen Gemeinden doch nicht alles Trostes der Religion berauben, ihnen wenigstens im Stillen und nur einigermaßen freie Ausübung ihres Gottesdienstes gestatten. Genserich ging gerade am Gestade des Meeres spazieren, als die Bischöfe ihm vorgestellt wurden. Wüthend fuhr sie der Barbar an: „Wie dürft Ihr euch erkühnen, mir vor das Gesicht zu treten. Wißt Ihr nicht, daß ich euch und euerm ganzen Geschlechte ewigen, tödtlichen Haß geschworen habe?" Auf der Stelle befahl er, die Bischöfe in das Meer zu stürzen. Nur mit vieler Mühe gelang es den Umstehenden, den Grimm des Tyrannen zu sänftigen. Durch schnelle Flucht retteten die Bischöfe für diesmal ihr Leben.

23. Bemerkenswerth ist es, daß während dieser langen, blutigen Verfolgung, und selbst in den Jahren, in welchen sie am heftigsten wüthete, dennoch die Klöster, sowohl Manns- als Frauenklöster, am meisten geschont, am wenigsten beunruhiget wurden. Der Grund davon mag wohl vorzüglich darin zu finden seyn, daß in jenen Zeiten die Mönche, als eine Art Einsiedler betrachtet, gewöhnlich nicht zu der Geistlichkeit, sondern zu den Laien gerechnet wurden. Mancher verfolgte oder vertriebene Priester fand also hinter den Klostermauern nicht selten noch eine so ziemlich sichere Zufluchtsstätte. Freilich, wenn er entdeckt ward, riß man

ihn mit Gewalt heraus; aber dieß geschah doch nur selten. Auch mag den Klöstern ihre Armuth gute Dienste geleistet haben; denn da die Vandalen nichts zu rauben und zu plündern darin fanden, so blickten sie mit Verachtung auf sie herab, und betrachteten sie gar nicht mehr als einen Gegenstand, der ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte.

XXXI.

1. In das Jahr 439, wo nicht schon früher, vielleicht in das Jahr 437 oder 38 fällt auch die Entstehung der, aus Gründen, welche wir am Ende der Erzählung der eigenen Beurtheilung der Leser vorlegen werden, höchst merkwürdigen Legende von den 7 Knaben aus Ephesus.

2. Als nämlich der Kaiser Decius in dem Jahre 250 eine der fürchterlichsten Christenverfolgungen verordnet hatte, verbargen sich sieben edle Jünglinge aus Ephesus in einer sehr geräumigen Höhle an dem Abhange eines nahe gelegenen Berges. Leider wurden sie bald in ihrer Zufluchtsstätte entdeckt, und von dem Statthalter der Provinz zum Hungertode in eben dieser Höhle verdammt. Der Eingang derselben, oder vielmehr ein Theil der Höhle ward demnach mit einer Menge großer und schwerer Steine verschüttet. Sie wieder aufzuräumen hätte mehrerer Menschen Hände und eine Arbeit von einigen Tagen erfodert. Aber die christlichen Jünglinge fielen sogleich in einen tiefen, sanften Schlaf. Schon waren ungefähr 187 Jahre verflossen, seitdem man sie in diese Höhle eingeschlossen hatte, als es einem gewissen Adolius, dem nunmehrigen Besitzer des Grundstückes, auf welchem die

Greg. Tour. gl. mart. l. 1. c. 95.

Höhle gelegen war, einfiel, sie räumen zu lassen, um die Steine bei einem Bau, den er auf seinem Landgute aufführen lassen wollte, zu verwenden.

3. Kaum waren, nach beinahe zweihundert Jahren, die ersten Strahlen der Sonne wieder in die Höhle gefallen, als auch die sieben Jünglinge aus ihrem langen Schlafe erwachten. Wunderbar waren sie am Leben, wie in dem Gefühl ihrer physischen und geistigen Kräfte erhalten worden. Aber jetzt trat auch die Natur wieder in ihre alten Rechte. Sie fühlten sich hungerig, sehnten sich nach Speise. In der Meinung, nur wenige Stunden geschlafen zu haben, beschlossen sie, daß einer von ihnen sich heimlich in die Stadt schleichen, bei dem nächsten besten Bäcker für alle sieben Brod kaufen sollte. Der Jüngling, dem dieser Auftrag ward, hieß Jamblichius. Als er aus der Höhle hervortrat, fand er die ganze Gegend fremd. Nirgends ruhete sein Auge auch nur auf einem einzigen, der ehemals ihm so sehr bekannten, vertrauten Gegenstände. Hätte er die von der Ferne her ihm winkenden Thürme von Ephesus nicht erblickt, schwerlich würde er den Weg nach der Stadt gefunden haben. Aber wie groß war nicht erst sein Erstaunen, als er über dem Hauptthore von Ephesus das triumphirende Zeichen des Kreuzes sich erheben sah. Jetzt hatte er blos noch das Bewußtseyn der Person; das Bewußtseyn des Orts und der Zeit fehlte ihm gänzlich; ob er in wachendem oder träumendem Zustande sich befinde, wußte er selbst nicht zu entscheiden.

4. Die bizarre, seltsame Kleidung des Jünglings, noch mehr dessen ungewöhnliche, ganz fremdartige Sprachweise hatten schon die Aufmerksamkeit des Bäckers im höchsten Grade erregt. Als aber

jener das gekaufte Brod mit einer, mit dem Bilde des Decius geprägten, längst schon gar nicht mehr gangbaren Münze bezahlen wollte, gerieth dieser auf den Gedanken, der Jüngling müsse einen Schatz gefunden haben. In der Erde verborgene oder vergrabene Schätze aber gehörten dem Kaiser. Der Bäcker machte also gehörigen Orts die Anzeige. Der Jüngling ward vor die Obrigkeit gebracht. Waren dem Jamblichius die Fragen des Richters befremdend; so erstaunte dieser nicht minder über die Antworten des Jünglings. Nach vielem Fragen und Antworten ward endlich die, beide Theile in gleiches Erstaunen setzende Entdeckung gemacht, daß nun beinahe zwei Jahrhunderte verflossen, seitdem Jamblichius und seine Gefährten, um sich der Wuth der Christenverfolger zu entziehen, die Höhle betreten hatten, und daß sie, in sanftem Schlummer eingewiegt, alle diese vielen Generationen hindurch auf wunderbare Weise am Leben erhalten worden waren.

5. Der Bischof von Ephesus, die ganze Geistlichkeit, viele Magistratspersonen, eine Menge Volkes, ja, wie die Legende sagt, Theodosius selbst, eilten nun die wunderbare Höhle zu besuchen. Die Jünglinge erzählten noch einmal ihre Geschichte, ertheilten allen Anwesenden den Segen und gaben in demselben Augenblick ruhig den Geist auf.

6. Die Entstehung dieser sonderbaren Geschichte kann unmöglich, weder der bekannten Leichtgläubigkeit der neuern griechischen Geschichtschreiber, noch auch einem spätern frommen Betrug zugeschrieben werden. Auf sichern, nicht zu bezweifelnden Spuren läßt sie sich bis auf 30 oder höchstens 40 Jahre nach der Zeit zurückführen, wo die wunderbare Begebenheit statt gehabt haben soll. Das Erwachen

der Jünglinge aus hundertjährigem Schlafe fiel ungefähr in das Jahr 439; und Jacob von Sarug, nachmaliger Bischof von Batná, welcher im Jahre 452, mithin nur 13 Jahre nach dieser Begebenheit geboren war, widmete diesem Ereigniß und der Verherrlichung der ephesischen Jünglinge eine eigene Homilie; und in dem sechsten Jahrhundert ließ Gregor diese Geschichte aus einem alten syrischen Manuscript in das Lateinische übersetzen.

Assem. T. 1. de puer eph.

7. Eben so bemerkenswerth ist es, daß nicht blos die katholische Kirche, sondern auch alle schismatischen, in den Morgenländern von der römischen getrennten Kirchen das Andenken der Jünglinge von Ephesus ehren. Nicht blos in dem römischen Kirchenkalender, auch in dem nestorianischen, abyssinischen, russischen ꝛc. wird ihrer rühmlichst und sie verherrlichend erwähnt.

Boll. mensis Jul.

8. Endlich hat diese Legende sich nicht blos auf den christlichen Erdkreis beschränkt. Über Afrika, über ganz Asien bis tief nach Indien hat dieselbe sich verbreitet; und sogar in den äußersten Gegenden Skandinaviens, kurz überall, wohin nur immer ein Strahl des Christenthums gedrungen war, wurden auch Spuren davon gefunden. Selbst Mahomed, der, wie man weiß, von allen ihm bekannten Religionen etwas entlehnte, hat, nur mit einigen albernen Zusätzen, dieselbe gleichfalls in seinem Koran aufgenommen. Ein ziemlich klarer Beweis, daß die Tradition allgemein verbreitet war und eben so allgemein geglaubt ward. Was aber viele Jahrhunderte hindurch allgemein und von so vielen, durch Religion, Sprache, Sitten und die Stufen der Cultur, auf welchen sie stehen, durchaus verschiedenen Völkern erzählt und geglaubt wird, dem, sollte man denken, müßte doch, in so fern es

eine historische Thatsache ist, auch nothwendig irgend etwas Reelles zum Grunde liegen *).

Wir haben übrigens die ganze Geschichte unsern Lesern blos für das gegeben, was sie in jedem

---

*) Selbst Gibbon macht, in dem achten Band seiner Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches, von dieser sonderbaren Tradition eine sehr umständliche, in das kleinste Detail eingehende Erwähnung. Er nennt es eine höchst merkwürdige Fabel. Da aber in dem Geiste seines Systems alles, was sich auf irgend eine Religion bezieht, bei ihm stets blos superstition (Aberglaube) ist; so muß auch nothwendig alles, was an ein Wunder grenzt, bei ihm stets blos Fabel seyn. Freilich lag es in dem Interesse der Geschichte überhaupt, daß Gibbon auch hätte beweisen müssen, daß es eine bloße Fabel sey, wie dieses wirklich bei so mancher andern Erzählung der Fall ist, und alsdann auch stets sehr bündig und gründlich bewiesen werden kann. Indessen wird der englische Geschichtschreiber doch dadurch in keine kleine Verlegenheit gesetzt, daß man diese Tradition auf gar nicht zu bezweifelnden Spuren bis auf wenige Jahre nach ihrer Entstehung zurückführen kann. Noch sichtbarer vermehrt sich diese Verlegenheit durch die vielen andern damit verbundenen Umstände, als: ihre allgemeine Verbreitung über den ganzen Erdkreis; der Glaube, welche so viele, durch Sprache, Kultur und Religionsbegriffe verschiedene Völker ihr schenken; das Zusammentreffen so vieler von einander getrennten Kirchen in der Verehrung des Andenkens der ephesischen Jünglinge ꝛc. Um alles dieses zu erklären, weil durchaus doch etwas erklärt werden muß — denn das Klarmachen ist ja so recht eigentlich das Geschäft der Philosophen — schreibt Gibbon es blos der sinnreichen Erfindung und dem innern Werth der Dichtkunst zu. Indessen müssen wir gestehen, daß, wenn es wirklich blos eine Dichtung ist, wir wahrlich keinen größern Werth darin wahrnehmen können, als den wir nicht auch in jeder Erzählung aus Tausend und einer Nacht oder jedem andern orientalischen Mährchenbuch zu finden glauben.

Fall seyn muß und worüber gar keine Einwendungen möglich sind; nämlich für eine, im grauen christlichen Alterthum entstandene, beinahe über die ganze Erde verbreitete und von zahllosen Völkern, ohne Unterschied ihrer Religionsbegriffe, als wahrhaft geglaubte Legende. Dieselbe kann blos eine sinnreich erfundene, fromme Dichtung seyn; aber eben so möglich ist es auch, daß sie die wahrhafte Erzählung eines wirklichen Ereignisses seyn könnte. Der Katholik hat die lebendige Überzeugung, daß Gott in allen Jahrhunderten, durch außerordentliche Krafterweisungen, die Heiligkeit seiner Lehre, wie seiner Kirche, bekräftiget hat und, obschon nur seltener, auch jetzt noch bekräftiget. Auf unleugbaren, historischen Urkunden gestützt, hat die Geschichte der Religion Jesu eine Menge solcher unleugbaren, vollkommen erwiesenen, göttlichen Wunder in ihren Büchern aufgezeichnet. Vermessenheit würde es demnach seyn, bestimmen zu wollen, welches ein der göttlichen Allmacht würdiges, und welches andere ein der göttlichen Allmacht unwürdiges Wunder wäre. Wer hierüber abzusprechen im Stande ist, der muß wahrhaftig sehr tief in das Protokoll der Gottheit, sehr tief in die, jedem menschlichen Verstande undurchdringlichen, unerforschlichen Rathschlüsse göttlicher Allmacht geblickt haben.

XXXII.

1. Seit dem Jahre 425 lagen noch immer in dem abendländischen Reiche die Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes *). Valentinianus

*) Unstreitig müßte die Geschichte der Weltereignisse stets der Geschichte der Schicksale der Religion Jesu voran-

war unmündig, blieb unmündig sein ganzes Leben hindurch. Statt seiner regierte Placidia, seine Mutter. Nicht ohne Gaben des Geistes und von der Na-

---

gehen; denn ohne eine klare Übersicht jener, können auch diese weder in ihrem vollen Zusammenhange, noch mit einleuchtender und überschauender Klarheit dargestellt werden. Aber der unsterbliche Graf von Stolberg hatte in seinem 15ten und letzten Bande, durch einen durchaus nothwendig gewordenen Vorgriff, in der Weltgeschichte schon das Ende des Jahres 432 erreicht; während er in der Erzählung der kirchlichen Begebenheiten, wegen Reichthums des sich darbietenden Stoffes, kaum noch bis an der Schwelle des Jahres 431 angelangt war. Indessen hatte jedoch zu gleicher Zeit dessen gelehrte, gründliche und dabei so klare und allgemein verständliche Entwickelung der nestorianischen Irrthümer, ihrer Fortschritte und Verbreitung, der fruchtlosen Bemühungen der dem Übel entgegen arbeitenden Bischöfe und der daraus entstandenen Nothwendigkeit eines öcumenischen Conciliums, die Aufmerksamkeit wie das Interesse der Leser an diesen so ungemein wichtigen Gegenstand im höchsten Grade gefesselt, und durch eine fortlaufende Erzählung sie gleichsam selbst schon bis in die Vorhallen der Kirche von Ephesus geführt, jener Kirche, in welcher die von Theodosius, vom Aufgang bis zum Niedergang, berufenen Bischöfe sich eben jetzt versammeln sollten. Hier standen also die Leser am Ende des 15ten Bandes, mit gespannter Aufmerksamkeit, voll der Erwartung der Erscheinung der Väter des Conciliums und durchaus unempfänglich für jedes gemeine, niedere, vergängliche Interesse.

Der Fortsetzer der Geschichte der Religion Jesu mußte also nothwendig mit der Erzählung der Begebenheiten dieses in der Geschichte der Religion Jesu ewig merkwürdigen Conciliums den Anfang machen. Es war die Geschichte eines Kampfes, bei welchem selbst die Kräfte der Hölle nicht unthätig blieben, und bei welchem es auf nichts geringeres, als die völlige Zerstörung der einzigen und festesten Grundlage des ganzen christlichen Gebäudes angesehen war. Den Anker unsers

tur mit einem trefflichen Herzen begabt, wäre diese Fürstin ganz geschaffen gewesen, um einem wohlorganisirten, noch in der Periode seines Wachsthums und

---

Glaubens und unserer Hoffnung wie unserer Liebe wollte ein Haufen stolzer und aufrührerischer Heresiarchen über Bord werfen.

Hatte man aber einmal mit dem Concilium von Ephesus begonnen, so durfte auch, selbst nach Beendigung desselben, der Faden noch nicht abgebrochen werden, weil die Schwingungen der durch Nestorius erregten Unruhen noch bis in den Jahren 437 und 38 in allen Kirchen des Morgenlandes merkbar waren, auch der Tod des Nestorius, dessen fernere Schicksale der Geschichtschreiber nicht übergehen durfte, erst in dem Jahre 439, vielleicht auch erst noch einige Jahre später erfolgte. Daß man die minder merkwürdigen — wenn es anders in der Geschichte der Religion Jesu etwas minder Wichtiges giebt — daß man also die weniger merkwürdigen kirchlichen Ereignisse dieser ungefähr zehnjährigen Periode unmittelbar darauf folgen ließ, dieß liegt theils schon in der Natur der Sache, theils war es auch durchaus nothwendig, sowohl um dem Gedächtniß der Leser die Rückerinnerung an die Zeitfolge der Begebenheiten zu erleichtern, als auch um dessen Totalvorstellung von dem Zustande der Kirche, während jenes Decenniums, noch mehr zu vervollständigen. — Aber angelangt nunmehr auf der breiten Heerstraße, welche zwischen den Welthändeln und den Schicksalen der Kirche Jesu mitten hindurchführt, werden wir es uns von jetzt an zur bindenden Norm machen, stets den politischen Zustand der Reiche und die Geschichte des menschlichen Treibens in einer Periode, der Geschichte unserer heiligen Religion von eben diesem Zeitraum vorangehen zu lassen; und zwar nicht blos, um diese dadurch noch mehr zu beleuchten, sie dadurch noch verständlicher zu machen, sondern auch vorzüglich, um durch den auffallenden Contrast des Irdischen, Hinfälligen, wie Rauch dahin Schwindenden mit dem Überirdischen, Ewigen und Unwandelbaren, ihr noch ein heiligeres Interesse, eine noch höhere Würde zu ertheilen.

seiner vollen Kraft befindlichen Reiche eben so würdig als ruhmvoll vorzustehen. Es fehlte ihr nicht an Scharfsinn, die innern und äußern Verhältnisse ihres Reiches zu durchschauen; und obschon thätig und unverdrossen in den Geschäften, hörte sie doch mit folgsamer Aufmerksamkeit den Rath jener, deren Verstand sie huldigte und deren Vorschläge sie als die gereiften Früchte selbstgemachter Erfahrungen betrachtete. Unter den Mitteln, die man ihr zu Erreichung ihrer Zwecke vorschlug, wußte sie nicht selten mit großer Besonnenheit zu wählen. Stets ward das Verdienst von ihr erkannt, Tugend und Rechtschaffenheit geehrt und das Verbrechen nie anders, als mit Nachsicht und schonender Milde bestraft. Wahrhaft fromm, war sie ihr ganzes Regentenleben hindurch für das Beste der Kirche aufrichtig besorgt, ehrte und schätzte den geistlichen Stand und alle äußere Werke der Frömmigkeit übend, verwechselte sie nie das Außerwesentliche des Cultus mit dem Wesentlichen der Religion. In ihrem Charakter lag eine seltene Mischung von edelm Stolz und gefälliger Herablassung, von jugendlicher Raschheit und klug berechnender Besonnenheit, von männlicher Stärke und der ihrem Geschlechte eigenen Zartheit, jedoch ohne Laune und weiblichen Leichtsinn. Wäre sie unter andern Umständen und in einer andern Periode die Vormünderin eines Thronerben gewesen, wahrscheinlich würde dann ihr Name unter den großen Fürstinnen in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen *). Aber in der Lage, in welcher sich

Chrys. S. 11

Tir. Prosp. Soz. l. 9. c. 1

*) Das ungünstige, absprechende Urtheil, welches Cassiodorus sich über Valentinians Mutter erlaubte, kann und darf gar nicht in Betracht gezogen werden. Cassiodor ließ sich es einfallen, zwischen Placidia und seiner eigenen, regierenden, königlichen Gebieterin Amalasuntha eine Parallele zu ziehen. Natürlich führte nun

das Reich befand, dessen Regierung sie übernommen hatte, fehlte es ihr an jener anhaltenden und ausdauernden Stärke und Lebhaftigkeit des Temperaments, an jener unbezwingbaren Festigkeit des Charakters und an jener imponirenden Geistesüberlegenheit, welche durchaus erfodert werden, um unter den endlosen Umtrieben und stolzen Anmaßungen des Ehrgeizes schwungsüchtiger Großen, ein in sich völlig erschöpftes, in seinem Innern zerrüttetes, von zahllosen Barbarenhaufen unaufhörlich angefeindetes und alle Keime eines völligen Verfalles längst schon in sich nährendes Reich dem Untergange zu entreissen. Eine wilde, gesetzlose und daher gefahrvolle Zeit, die nichts als die Faust der Gewalt mehr achtet, kann nur von der kräftigen Hand eines Heros gebändiget werden.

2. Als Placidia die Zügel der Regierung übernahm, standen den Legionen des Abendlandes zwei Männer vor, deren hoher, durch keinen Wechsel des Schicksals zu beugender Geist an die schönen Tage der nun längst entflohenen Größe Roms wieder erinnerte. Der Comes Bonifacius und der Dux Ätius. Schönheit und äußere Wohlgestalt entsprachen bei Beiden den trefflichsten Eigenschaften des Herzens wie des Verstandes. Schwer war es zu bestimmen, welchem von Beyden der Vorzug gebühre. Gleich groß an der Spitze eines Heeres, oder an der Spitze der Verwaltung eines weitschichtigen Reiches: gleich fruchtbar an großen, weitaussehenden Entwürfen: gleich rasch und

---

Schmeichelei den Griffel wie die Hand des Geschichtschreibers. Um ein desto glänzenderes Licht über seine Gebieterin zu verbreiten, stellte er Placidia in Schatten und in den Hintergrund. Aber so, wie der Geruch aus einer Blume, geht auch aus den Handlungen eines Menschen dessen Charakter hervor.

schnell in der Ausführung kühn entworfener Plane: gleich furchtbar den Feinden, durch Feldherrngenie wie durch die Stärke ihres Armes, und dabei alle Tugenden des geselligen Lebens in sich vereinigend, hätten Beide zu herrschen verdient, weil Beyde das Regiment trefflich verstanden *).

---

*) Die verrätherische Schlinge, welche Ätius dem Bonifacius legte und in welcher dieser sich fangen ließ, ist unstreitig ein sehr großer Flecken in dem Leben des Erstern. Aber auch edle Seelen reißt Ehrgeiz bisweilen zu Frevel hin. Diese einzige, zwar höchst verwerfliche, aber gewiß in den Augen eines Höflings jener Zeit in einem ungleich mildern Licht erscheinende Handlung abgerechnet, war Ätius ein wahrhaft großer und auch edler Mann. Sich auszeichnend in jeder ritterlichen Übung, war er des Krieges kundig und der schönen Wissenschaften nicht unkundig; war tapfer und kühn und doch vorsichtig und besonnen. In Allem groß, liebte er die Pracht in seinem Hauswesen und in Allem, was ihn umgab, jedoch ohne Verschwendung und prahlende Eitelkeit. Er war dabei freigebig, uneigennützig, unbestechbar und streng gerecht; auch war das himmlische Vergnügen, die Wonne des Verzeihens seinem Herzen nicht fremd. Voll Liebenswürdigkeit im Kreise seiner Vertrauten, hatte er eine Menge wahrer Freunde, die ihm mit Treue und Liebe, im Leben wie im Tode, ergeben waren. Wenn nicht ausgezeichnete Eigenschaften des Herzens die Großen und Gewaltigen dieser Erde schmücken, dann können sie wohl einen Haufen bezahlter, in ihrem Glanze sich sonnender Schmeichler und Miethlinge, und zwar so groß und dicht, als sie ihn sich nur immer wünschen, sehr leicht finden; aber Freunde werden sie nie haben; und Ätius hatte ihrer viele. Übrigens beschränkte sein Ehrgeiz sich blos darauf, am Hofe, beim Heer und im Cabinette der Erste zu seyn. Hier duldete er keinen Nebenbuhler; aber nach der auf Valentinians schwachem Haupte wankenden Kaiserkrone streckte er nie die Hand aus, so leicht ihm auch dieses Wagestück gewesen wäre, besonders nach dem Tode der Kaiserin Mutter.

Frig. ap. Gr. Tur.

3. Aber an Verdiensten um Valentinian und sein Reich waren Ätius und Bonifacius bis jetzt sich noch sehr ungleich geblieben; denn während jener mit einem Hunnenheer dem Emporkömmling Johannes zu Hülfe eilte, focht dieser für die gerechtern Ansprüche des Valentinians, unterstützte dessen Mutter Placidia mit ungeheuern Geldsummen und wußte, bei dem allgemeinen Abfall Italiens und der angrenzenden Länder, das schöne Afrika, das heißt, die reichsten und fruchtbarsten Provinzen des römischen Reiches in der Treue gegen das Kaiserhaus zu erhalten. Nicht nur auf Achtung und Anerkennung seiner Verdienste, auch auf die Dankbarkeit der Kaiserin hatte demnach Bonifacius die gerechtesten Ansprüche. Während der Hof von Ravenna ihn als seinen Stolz und seine Stütze betrachtete, nannte der heilige Augustinus ihn die Freude der Kirche; und während die ihm anvertrauten Provinzen, wegen seiner weisen und uneigennützigen Verwaltung, ihn wie einen Vater liebten, ward er den Legionen, durch unermüdete Sorgfalt für die Erhaltung des einzelen Soldaten und unerbittliche Aufrechterhaltung strenger Kriegszucht, zu gleicher Zeit ein Gegenstand des Schreckens und einer enthusiastischen Ergebenheit. Unter den vielen Zügen seiner eben so strengen, als unpartheiischen Gerechtigkeitsliebe finde hier nur folgender seine Stelle: Ein Bauer klagte bei ihm über die strafbare Vertraulichkeit zwischen seiner Frau und einem Soldaten aus einer der römischen Legionen. Bonifacius beschied den Kläger, am folgenden Tage vor seinem Richterstuhle zu erscheinen. Ob die Klage des Bauern gegründet sey, wollte der Feldherr sich selbst überzeugen. Genau erkundiget er sich also nach dem Ort der Zusammenkunft, setzt sich noch am Abend desselben Tages zu Pferd, legt in der Nacht einen Weg von zehn Meilen zurück, überrascht das schuldige Paar und

G. d. R. S. 15. B.

Olymp. ap. Phot. p. 196.

läßt dem Soldaten auf der Stelle den Kopf abschlagen. Als im Gerichtsaal des Bonifacius am Morgen des folgenden Tages der Kläger wieder erschien, ward ihm, auf ein Zeichen des Statthalters, der Kopf des Ehebrechers überreicht.

4. Ätius und Bonifacius vereinte Kräfte hätten den sinkenden Staat wieder aufrichten, seine Dauer vielleicht noch um ein ganzes Jahrhundert verlängern, vielleicht gar ihn mit einem Schimmer seiner ehemaligen Größe wieder umgeben können. Aber der Ehrgeiz des Ätius lagerte sich zwischen Beyde, und trennte auf immer zwei Helden, welche nicht mit Unrecht Procopius die zwei letzten Römer genannt hat. Nicht zu berechnen waren die verderblichen Wirkungen dieses unseligen Zwistes. Die ersten und nächsten Folgen davon waren: der Verlust Afrikas, der schönsten und reichsten Perl in Roms Diadem; bald darauf ein offener Krieg zwischen Bonifacius und Ätius. Ein blutiges Treffen ward geliefert. Bonifacius siegte, ward aber tödtlich verwundet *); und Ätius entfloh,

*) Für nichts sollte dem Menschen mehr bangen, für nichts sollte er mehr zurückschrecken, als vor dem ersten Fehltritt. Nur zu oft ist derselbe entscheidend für das ganze übrige Leben; besonders wenn er von der Art ist, daß sogleich jeder Rückweg unmöglich wird, nur durch eine besondere nie mit frevelnder Zuversicht zu erwartende Gnade Gottes möglich wird. — Bonifacius hatte, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, lebenslängliche Enthaltsamkeit Gott gelobt. Aber auf einer Reise nach Spanien fesselten ihn die bezaubernden Reize einer jungen Spanierin. Er brach Gott sein Gelübde, schritt zu der zweiten Ehe und heirathete eine Arianerin, die jedoch noch vor dem Beilager zu der katholischen Kirche übertrat. Von nun an nahmen alle seine Schicksale eine, seinem bisherigen Leben gänzlich zuwiderlaufende Richtung. Sah er vorher alle seine Unterneh-

nach verlorner Feldschlacht, zu den Zelten der Hunnen (432).

---

mungen von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, so ward von jetzt an sein Leben nichts als eine ununterbrochene Kette von Unfällen und der beugendsten Ereignisse. Er, der so kluge, umsichtige und zugleich furchtlose Mann ließ sich nun durch eine elende Hofintrigue bethören, verlor die Besinnung und erhob, ohne selbst seine Kräfte berechnet zu haben, die Fahne des Aufruhrs. Dem Kaiserhaus, dessen Stolz und Stütze er bisher gewesen war, ward er nun ein Gegenstand des Abscheues, und die Kirche, die ihn *ihre Freude* genannt hatte, bejammerte und betrauerte ihn nun als einen tief gefallenen, mit den Feinden des Vaterlandes in verrätherischem Bunde stehenden, öffentlichen Sünder. Er, ehemals das Bollwerk von Afrika, führte nun selbst räuberische, verheerende Schaaren in das Herz eben jener Provinzen, deren blühender Wohlstand, deren Reichthum und Überfluß zum Theil die Folgen seiner weisen, wohlthätigen Administration gewesen waren. Er, sonst das Schrecken aller Barbaren, mußte sich nun vor einem Genserich demüthigen, mußte eingestehen, daß ein roher Barbar ihn überlistet, getäuscht, betrogen hätte. Er, der tapfere Vertheidiger Marseilles, der unbesiegte Feldherr, ward jetzt in drei Feldschlachten von einem Vandalen-Heerführer überwunden, und endlich mußte Er, dessen starken Arm man in jedem Zweikampf für unüberwindlich gehalten, nun gerade in einem Zweikampfe seinem Gegner unterliegen und von den Händen seines Nebenbuhlers den Tod empfangen. — Wer seine Würde als Mensch genug fühlt, um in der Geschichte ganzer Nationen, wie einzelner Individuen, nichts dem Zufall zu überlassen, der wird hier auch gewiß nicht die züchtigende Hand der Vorsehung verkennen. Aber nie sind die Erbarmungen Gottes dem Menschen näher, als gerade wenn der strafende Arm der Allmacht ihn in seinen zeitlichen Verhältnissen erreicht. Auch Bonifacius kehrte endlich zur Besinnung zurück, fühlte bittere und heiße Reue über seine Fehltritte, deren traurige Folgen er freilich nicht mehr gut machen konnte, und starb, an

Tillemon. ecc. t. 13.

5. Nach dem Tode des Bonifacius erhielt dessen Schwiegersohn, der Comes Sebastianus, die oberste Feldherrnstelle und alle übrigen Ämter des Verstorbenen. Aetius ward für einen Rebellen, für einen Feind des Reichs erklärt. Aber dieser fand bei seinen alten Freunden, den Hunnen, freundschaftliche Aufnahme, wußte ihnen nach und nach Theilnahme an seinem Schicksale einzuflößen, und die Hunnen, die noch nie anders, als mit reicher Beute beladen, aus den römischen Provinzen zurückgekehrt waren, zeigten abermals sich bereit, ihres Gastfreundes vermeintliche Ansprüche zu unterstützen. Kaum waren also zwei Jahre verflossen, und schon war wieder Aetius mit einem neuen Hunnenheer im Anzuge gegen Italien. An der Spitze von sechzigtausend Mann wollte er seine Begnadigung von der Kaiserin erflehen.

6. Entweder daß Sebastianus auf der Wagschale des Verdienstes in den Augen der Placidia dem Aetius nicht das Gleichgewicht hielt, oder auch daß das durch den vandalischen Krieg erschöpfte Reich jenem weder Mittel des Angriffes, noch der Vertheidigung darbot; genug, die Kaiserin zog einen gütlichen Vergleich dem ungewissen Ausgang eines verzweifelten Krieges gegen einen rebellischen Unterthanen vor. Aetius erhielt Verzeihung, schickte seine Hunnen nach Hause, ward wieder zum obersten Feldherrn der Legionen des Abendlandes ernannt und von der Kaiserin sogar zur Würde eines Patriciers erhoben. J. n. C. G. 434.

---

der von Aetius erhaltenen tödtlichen Wunde, als ein ächter und frommer Christ, vergab seinem Feinde von ganzem Herzen, und hinterließ ihm sogar ein Unterpfand, nicht nur der vollkommensten Versöhnung, sondern selbst einer aufrichtigen und ungeheuchelten Bruderliebe.

9. Als ein Opfer dieses Vergleiches mußte Sebastianus jetzt fallen. In Italien glaubte er seine persönliche Sicherheit gefährdet, er floh also nach Constantinopel. Aber ein unfruchtbares, dabei noch demüthigendes Mitleiden war das Einzige, was er an dem Hofe des Theodosius fand. Dieses, natürlicherweise, genügte nicht seinem regsamen, nach Thaten dürstenden Geiste. An träge Ruhe konnte er sich nicht gewöhnen und die kalte Geringschätzung, mit der man ihn behandelte, verwundete noch empfindlicher seinen ohnehin schon tief gekränkten Stolz. Zu gerade und zu offen, um sein Mißvergnügen hinter der stets lächelnden Miene eines geschmeidigen Höflings zu verbergen, fiel er bald in den Verdacht strafbarer, schwungsüchtiger Entwürfe. Ob derselbe gegründet, oder blos die Geburt des furchtsamen, stets spähenden Argwohns war: wer vermag dieß jetzt zu entscheiden? Sebastianus fand indessen für rathsam, die Stadt und den Hof von Constantinopel heimlich zu verlassen; sammelte eine Schaar Abenteurer um sich her, ging mit ihnen zu Schiffe und plünderte eine Zeit lang alle Inseln des Archipelagus. Dieses eben so unedeln als gefahrvollen Handwerkes jedoch bald müde, stellte er seine Seeräubereien wieder ein und begab sich mit einem großen Gefolge an den Hof Theuderichs, des Königes der Westgothen. Aber der Gothen König bedurfte entweder seiner Dienste nicht, oder wollte sich ihrer nicht bedienen. Sebastianus ging jetzt mit seinem, und wie es scheint, ziemlich zahlreichen Gefolge nach Spanien, überrumpelte Barcellona, und machte sich Meister dieser Stadt. Hier wollte er einen eigenen, unabhängigen Staat für sich gründen. Bei der damaligen Verwirrung und dem, seit der Niederlage des Castinus, durch die Vandalen und Sueven äußerst beschränkten und unsichern Besitzstand der Römer auf der spanischen Halbinsel, wäre dieß

vielleicht möglich gewesen; aber dennoch gelang es ihm nicht. Von neuen, an Zahl ihm weit überlegenen Feinden gedrängt, ward er auch hier bald wieder verjagt, schiffte nun nach Afrika über und bot Genserich seine Dienste an. Dieser, der den Mann schon kannte, nahm ihn freundlich auf, benutzte bei verschiedenen wichtigen Gelegenheiten seinen Kopf, seinen Arm; aber sich erinnernd, daß auch Bonifacius, einst sein Freund, aber von Placidia wieder gewonnen, nachher sein Feind geworden wäre, foderte er von Sebastianus eine noch zuverläßigere Bürgschaft seiner Treue. Er verlangte von ihm, daß er dem Glauben seiner Väter entsagen, sich noch einmal taufen lassen und ein Arianer werden sollte. Der edle Verbannte weigerte sich dieser gottlosen Zumuthung; sein Tod ward nun beschlossen; und als Genserich, nach geschlossenem Frieden, seines Beistandes nicht mehr so sehr benöthiget zu seyn glaubte, ließ er ihn unter einem leicht gefundenen Vorwande, heimlich hinrichten. — Der Charakter des Sebastianus war eine Mischung von Großmuth und Gewaltthat. Er hatte Verstand und Fähigkeit zu großen Entwürfen, und um sie auszuführen, fehlte es ihm auch nicht an Kühnheit; aber dieser reichte kluge Vorsicht nur selten eine schwesterliche Hand. Seine Kühnheit artete gewöhnlich in Verwegenheit aus; denn er war rasch, hitzig, aufbrausend und unbesonnen, dabei aber gerade und offen, nicht selten edelmüthig und stets gewissenhaft in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten *). St. Sid. car. 9.

*) Etwas umständlichere Nachrichten von Sebastianus Schicksalen zu Constantinopel, von seinen seeräuberischen Zügen, von seinen Abenteuern in Sicilien, Gallien, Spanien und Afrika, findet man in den Chroniken des Marcellinus und Idatius. Da die Standhaftigkeit, mit welcher er bei dem Glauben seiner Väter

XXXIII.

1. Als Placidia die Zügel der Verwaltung in die Hände des Aetius legte, wankte das Reich an dem äußersten Rande des Verderbens. Jedem hellsehenden Römer schien schon damals der völlige Untergang desselben unvermeidlich. Die wenigen, dem Reiche noch übrig gebliebenen Provinzen in Afrika standen im Begriffe, den Waffen des furchtbaren Genserichs zu unterliegen. Eine über ganz Gallien verbreitete Gährung drohete mit einem allgemeinen Aufstand des gesammten Landvolkes von den Ufern der Loire bis in das Herz von Belgien. Die Westgothen, Burgunder, Sueven und Franken rüsteten sich auf das neue zum Krieg; und die in römischem Solde stehenden Barbaren waren, durch ihre stets zweideutige, stets höchst verdächtige Treue dem Reiche eben so gefährlich, als den Feinden, gegen welche man sie gedungen hatte. Dabei war die Kriegszucht gänzlich zerfallen, der Staatsschatz erschöpft, die Nation ohne Muth, das Gesetz ohne Kraft und die kaiserlichen Beamten,

---

beharrte, ihm den Tod zuzog; so hatten ihn anfänglich einige Kirchen unter die Zahl der heiligen Bekenner geordnet. Aber Tillemont, der mit Recht das unstäte, herumstreifende, selbst durch Seeraub befleckte Leben des Sebastianus rüget, bemerkt sehr richtig, daß man bei dem Heiligsprechen der Großen und Vornehmen dieser Erde nicht vorsichtig genug seyn könne. War indessen — welches jedoch noch nicht vollkommen erwiesen ist — Beharrlichkeit in der Religion Jesu die einzige Ursache seines Todes; so ist auch nicht einzusehen, warum Sebastianus, nun abgewaschen durch eine Bluttaufe von allen Vergehungen seines frühern Lebens, und von Gott selbst gewürdiget, des Namens Jesu wegen den Tod zu leiden, nicht ebenfalls den heiligen Bekennern dürfte beigezählt werden.

die, wie Feinde, das Volk in den Provinzen plünderten, ohne Ehrgefühl, Patriotismus und Gemeingeist.

2. Im engsten Bunde steht mit der Gegenwart die jüngste Vergangenheit; nie ist diese ganz vorüber, stets blos im Scheiden begriffen. Mit dieser wie mit jener also mußte Aetius sich jetzt beschäftigen. Alte, aber noch blutende Wunden mußte er heilen, den in der Nähe und von Ferne drohenden Gefahren bei Zeiten zuvorkommen, die wenigen noch übrigen, aber eingeschlummerten Kräfte wieder wecken, und die Lebensdauer eines sichtbar dahinschwindenden Staatskörpers wenigstens einige Generationen hindurch noch fristen. Über alle Erwartung erfüllte Aetius diese Forderungen. Mit Genserich wurde ein Vergleich geschlossen und Italien dadurch gegen die Räubereien der Vandalen geschützt. Die Gothen, Burgunder, Sueven und Franken wurden mit Hülfe der Hunnen besiegt. Der Aufstand in Gallien ward gedämpft, das kaiserliche Ansehen in Spanien wieder hergestellt, und die zwar besiegten, aber noch immer furchtbaren Barbaren, deren Vorurtheile Aetius zu berücksichtigen, deren Interesse er genau abzuwägen und deren Ehrgeiz er zu zügeln wußte, wurden zu nützlichen und sichern Bundesgenossen des Reiches gemacht.

3. Von Feinden umgeben, war es unmöglich, die Kräfte zu concentriren, bevor man nicht wenigstens auf einer Seite für dauernde Ruhe gesorgt hatte. Des Aetius erster Gedanke war also, sich die Vandalen vom Halse zu schaffen. Trigetius, Befehlshaber in Carthago und den drei numidischen Provinzen, welche den Römern noch übrig geblieben waren, erhielt vom Hofe in Ravenna Befehl, mit den Vandalen einen Frieden zu unterhandeln, und gegen alle Erwartung zeigte auch Genserich sich nicht minder geneigt, einem dauerhaften Vergleiche mit den Römern die

Hände zu bieten. Procopius ertheilt ihm bei dieser Gelegenheit große Lobsprüche. Aber Procopius hat sich geirret, so wie man sich auch jetzt noch irren würde, wenn man Genserichs Bereitwilligkeit zum Frieden dessen Mäßigung oder Gerechtigkeitsliebe zuschreiben wollte. Eigennutz war der einzige Hebel von Genserichs arglistiger, im Nothfalle auch auf Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit beruhender Politik. Der staatskluge Vandal sah sehr wohl ein, daß er vor allem erst seinen bis jetzt gemachten Eroberungen Festigkeit geben müsse. Genserichs Heer war seit seinem Einfall in Afrika schon ziemlich zusammengeschmolzen und der Zufluß fremder Abenteurer aus Gallien und Spanien hatten dasselbe nicht verhältnißmäßig vermehrt. Durch die Bedrückung der Katholiken, durch die Beraubung und Zerstörung ihrer Kirchen und Vertreibung ihrer Bischöfe, waren alle Eingebornen seine unversöhnlichsten Feinde geworden. Mit Grund mußte er befürchten, daß, bei seinem fernern Vorrücken, sehr leicht in den nun von seinen Truppen entblößten Provinzen ein allgemeiner Aufstand entstehen und, wenn von einer aus den Häfen Spaniens oder Italiens ausgelaufenen römischen Flotte gehörig unterstützt, ihm in seinem Rücken höchst gefährlich werden könnte. Zudem hatte Genserich auch unter seiner eigenen Nation nicht minder furchtbare Feinde. Man machte ihm seine unrechtmäßige Throngelangung zum Vorwurf und sprach laut und frei von den gerechten Ansprüchen der wirklichen Thronerben, nämlich seiner beiden Neffen, der von seinem Bruder, dem König Gonderich, hinterlassenen Söhne. Gefürchtet, wie Genserich war, konnte er zwar durch Strenge die Unzufriedenen in Schranken halten; aber bei dem allem war es immer ein unter der Asche glimmender Funke, der bei dem ersten widrigen Glückswechsel in dem Kriege gegen die Römer zu einer allgemeinen,

ihm Thron und Leben raubenden Empörung aufflammen konnte. Alles dieses war der tückischen, aber Vortheile und Nachtheile stets sehr schlau berechnenden Politik des Genserichs nicht entgangen. Der von Trigetius angetragene Vergleich fand also keine großen Schwierigkeiten und wirklich ward auch, bald nach Eröffnung der Unterhandlungen, ein förmlicher Friedensschluß am 11. Febr. 435 zu Hippo von beiden Theilen unterzeichnet. Die Römer blieben im Besitze von Carthago und den drei Provinzen, welche sie noch von Numidien inne hatten. Abgetreten wurden an Genserich der größte Theil von Numidien, Bizacene und die ganze proconsularische Provinz. Für diese abgetretenen Länder verpflichtete er sich zu einem jährlichen Tribut, auch überließ er den Römern, zum Unterpfand seiner Treue, seinen ältesten Sohn Hunerich als Geissel. Da er aber an nichts weniger dachte, als den geschlossenen Vertrag zu halten; so wußte er, durch wiederholte Betheuerungen seiner Freundschaft und unverbrüchlichen Treue, die Römer so einzuschläfern, daß sie bald nachher seinen Sohn wieder frei ließen und ihn seinem Vater zurücksendeten.

4. Um das Elend seiner, durch den vandalischen Krieg ganz zu Grunde gerichteten numidischen Unterthanen in etwas zu erleichtern, gab Valentinianus nun mehrere sehr menschliche Gesetze. Sie erhielten Nachlaß aller ihrer Schulden. Die von ihnen jährlich zu entrichtenden Steuern wurden auf ein Achttheil herabgesetzt, und endlich ward ihnen auch das Recht ertheilt, von den gerichtlichen Aussprüchen ihrer Provinzial-Magistratur an den Präfekt von Rom zu appelliren.

5. Auch Genserich suchte nun die durch den Frieden ihm gewordene Ruhe recht vortheilhaft zu benutzen; aber freilich auf eine Art, wie nur ein Fürst von seinem Charakter sie benutzen konnte. Um seinen

Thron zu befestigen, fing er damit an, daß er seine beiden Neffen ermorden und ihre Mutter, die Wittwe des verstorbenen Königs, in dem Fluß Ampsaga ersäufen ließ. Aber diese Grausamkeiten in dem Innern des Pallastes mußten das allgemeine Mißvergnügen nur noch vermehren. Hatte man bisher wegen des unrechtmäßigen Thronbesitzes gegen Genserich blos gemurret; so ward derselbe jetzt als ein Tyrann verabscheuet. Bald brachen mehrere gefährliche, häusliche Verschwörungen aus, und nun floß auf dem Schaffot und unter der Hand des Henkers mehr vandalisches Blut, als vorher auf den Schlachtfeldern durch das Schwert der Römer war vergossen worden.

Vict. Vit. l. 2. c. 5.

XXXIV.

1. Kaum war der Friede mit den Vandalen geschlossen, als ein allgemeiner Aufstand in Gallien und ein Einfall der Burgunder der Thätigkeit des Aetius schon wieder neue Beschäftigung gaben. Durch die ununterbrochenen Kriege mit den Barbaren, welche theils an den Grenzen Galliens wohnten, theils in dem Innern desselben sich niedergelassen hatten, war dieser schöne und so fruchtbare Theil des römischen Reiches schon beinahe völlig erschöpft. Aber verheerender als das Schwert der Barbaren, war für die unglücklichen Provinzen die unersättliche Raubsucht der kaiserlichen Beamten, so wie aller Reichen und Angesehenen im Lande. Den gemeinen Mann konnten die Gesetze nicht mehr schützen; denn jene, welche sie aufrecht erhalten sollten, waren entweder die Räuber selbst, oder standen mit diesen im engsten Bunde, und die große Anzahl der

Schuldigen, in Verbindung mit ihrem Ansehen und Einfluß, machte, daß der Arm der Gerechtigkeit nie auch nur einen derselben ergreifen konnte. Raubsucht, Geiz und Geldbegier waren die herrschenden Laster der damaligen Bewohner Galliens, das heißt der vornehmern und obschon kleinern, doch überall stets Ton gebenden Volksklasse. Nach dem Berichte des Salvians, des weiter oben schon erwähnten Priesters von Marseille, waren diese Laster selbst schon in die Kirche eingedrungen und herrschten eben so schamlos in den Klöstern, wie bei den Weltgeistlichen, und bei diesen wie unter den Gott geweiheten Jungfrauen und sogenannten frommen Matronen, und man überließ sich denselben desto zügelloser, als man Mittel gefunden zu haben glaubte, sie mit Andächtelei und falscher Frömmigkeit in schwesterlichen Verein zu bringen. Es übersteigt alle Vorstellung, mit welcher offenkundigen Frechheit man zu Werke ging, wenn man das Volk plünderte, beraubte und bestahl. Unter den vielen Beispielen, welche Salvian erzählt, wollen wir nur eines hier anführen.

Salv. de gul l. 5.

2. Jammernd und halb verzweifelnd kam ein Bauer zu Salvian, ersuchte ihn flehend um seine Fürsprache bei einem reichen und angesehenen Mann, der so eben im Begriffe stünde, ihm das einzige kleine Grundstück, womit er sich und seine Familie ernährte, gewaltsam zu entreißen, und zwar ohne irgend einen Schein des Rechts, ohne irgend einen auch nur einigermaßen scheinbaren Vorwand dazu zu haben. Gerührt von dem Unglück des Armen und empört über die Frechheit des vornehmen Diebes, geht Salvian sogleich zu dem Letztern, stellt ihm alles vor, was nur immer Religion, Ehr- und natürliches Menschengefühl ihm eingeben konnten. Lange und aufmerksam hörte der vornehme Räuber ihm zu; endlich sagte er ihm, daß er sehr gerne in

seine Bitte einwilligen würde, wenn nicht ein unauflösliches Gelübde ihn bände. Er habe Gott versprochen, ja bei dem Namen Jesu geschworen, daß er das Grundstück jenes Mannes sich zueignen wolle. Einen solchen Schwur dürfe er nicht brechen. Außer sich über eine so ganz unerwartete Antwort, wollte Salvian ihm die Gottlosigkeit eines solchen Gelübdes begreiflich machen. Aber dieß half nichts. Dem frommen Mann ging die Heiligkeit eines Gott gemachten Versprechens über jede andere Vorstellung. Das Gelübde ward also gewissenhaft gehalten und der auf himmelschreiende Weise beraubte Bauer konnte mit Frau und Kindern den Bettelstab ergreifen.

3. Wo das Gesetz keinen Schutz mehr gewährt, da muß der Unterdrückte zur Selbsthülfe seine Zuflucht nehmen. Die Bauern in Gallien, welche nur in ihrer Verzweifelung noch eine Remedur ihrer Übel sahen, griffen also zu den Waffen. Ein gewisser Tibaton ward ihr Anführer. Gleich einem elektrischen Schlag verbreitete sich der Aufruhr über ganz Gallien; selbst die belgischen Provinzen nahmen daran Antheil. Auch die Sclaven standen jetzt gegen ihre Herren auf, zerbrachen ihre Fesseln und vergrößerten die Haufen der Aufrührer. Diese und welchen man den Namen Bagauden *) gegeben

---

*) In der baskischen Sprache bezeichnet noch heut zu Tage das Wort Bagan einen Räuber und Landstreicher. Dergleichen Bauernaufstände waren seit ein paar Jahrhunderten in Gallien sehr häufig. Unter Diocletian war die Empörung des Landvolkes so allgemein und so gefährlich, daß der Kaiser dadurch veranlaßt ward, den Maximianus zum Reichsgehülfen zu ernennen und ihm die Beruhigung Galliens zu übertragen. Schon zu Diocletians Zeiten hatte man den bewaffneten Haufen dieser Aufrührer den Namen Bagauden gegeben.

Till. hist. Emp. Valent. art. 3.

hatte, verheerten nun mit Feuer und Schwert das ganze Land, zerstörten die Schlösser und Palläste ihrer Unterdrücker und ließen sich zu allen Gräueln einer lange unmenschlich mißhandelten, verfolgten, gequälten und nun empörten rohen Menge hinreißen. Der Krieg dauerte zwei Jahre. Wie es scheint, erfochten die Bagauden im Anfange einige Vortheile; denn sie fingen nun selbst an, kleine Örter zu befestigen und Schlösser zu erbauen. Diese sollten ihnen zu Stützungspunkten dienen; und man will behaupten, daß das heutige Saint-Maur, ganz nahe bei Paris, einem solchen Bagaudenschloß seine Entstehung zu danken habe. Endlich wurden die Bagauden bezwungen. Tibaton ward gefangen und nebst einigen andern Anführern mit dem Tode bestraft. Der Aufruhr war für jetzt gedämpft, brach aber neun Jahre nachher, wie wir sehen werden, mit gleicher wo nicht noch größerer Wuth auf das neue wieder aus.

4. Gleichzeitig mit dem Aufstand in Gallien war ein Einfall der Burgunder. Diese hatten sich in demjenigen Theil von Gallien niedergelassen, welcher an den Rhein grenzt. Den Römern waren sie zinsbar; hatten sich aber jetzt empört und plünderten die belgischen Provinzen. Gegen diese Feinde zog Ätius selbst zu Felde. Sein Heer bestand aus Herulern, Hunnen, Franken und Sarmaten. Alle diese und noch andere Barbaren hatte die Staatsklugheit des Ätius zu gewinnen gewußt. Er bediente sich ihrer zur Vertheidigung des Reiches gegen andere Barbaren; auch konnte er sicher darauf rechnen, daß im Nothfalle er, an ihrer Spitze oder in ihrer Mitte, selbst gegen jede Nachstellung an seinem eigenen Hof stets Schutz und Sicherheit finden würde. Es kam bald zu einer entscheidenden Schlacht. Die Burgunder und ihr König Gondicar wurden besiegt

und gezwungen, sich jeder Bedingung zu unterwerfen, welche der Sieger ihnen vorschreiben wollte.

5. Aber Gondicar und sein Volk verschmäheten die Früchte des Friedens. Sie rüsteten sich zu neuer Empörung. Aetius ward bei Zeiten davon unterrichtet und gab ganz in der Stille den Hunnen, die er von seinem Heere verabschiedet hatte, die Weisung, sich eines Theils des burgundischen Gebietes zu bemächtigen. Der Hunnenanführer hieß Octar. Zehentausend Mann stark war die Schaar, die ihm folgte. Ehe die Burgunder es sich versahen, fielen die Hunnen über sie her. Gondicar und zwanzigtausend der Seinen wurden im Treffen erschlagen. Kaum dreitausend, der ganze Überrest des Heeres, retteten sich durch schnelle Flucht. Die Hunnen bezogen nun in dem Gebiete der Burgunder ein festes Lager. Von hier aus machten sie häufige Streifzüge in die umliegenden Gegenden, raubten was ihnen unter die Hände fiel, mordeten was ihnen lebend begegnete und gaben zu erkennen, daß sie der Burgunder Land schon als ihr Eigenthum betrachteten.

6. Seit dem Jahre 417 war das Evangelium den Burgundern verkündet worden; aber nur wenige hatten das Christenthum angenommen. Diejenigen, welche Christen geworden waren, benutzten nun die gegenwärtige verzweiflungsvolle Lage, um ihre Landsleute zu bereden, die Religion der Römer anzunehmen, von dem Gotte der Römer Schutz und Hülfe gegen ihre Feinde zu erflehen. Das Unglück macht gelehrig, und wer auf der Erde nichts mehr zu suchen weiß, erhebt gewöhnlich gerne die Augen zum Himmel. Einige tausend Burgunder begeben sich daher sogleich auf den Weg nach Trier zu dem heiligen Severus, machen diesen mit dem Zweck ihrer Reise bekannt und verlangen von ihm die heilige Taufe. Der fromme Bischof unterwirft sie einer kurzen Prüfungszeit, unterrichtet sie

in den Lehren des Evangeliums und ertheilt ihnen als-dann die heilige Taufe. Gekräftiget durch die Worte des Bischofes und kühn gemacht durch die wiederholten Verheißungen seines Gebetes, marschiren diese drei- bis viertausend Burgunder nun gerade gegen die Hunnen, überfallen ihr Lager vor Anbruch des Tages, tödten ihnen über tausend Mann, treiben die andern in die Flucht und jagen sie nach und nach wieder völlig aus ihrem Lande hinaus. Was den Burgundern den Sieg erleichterte, war der in der Nacht, welche dem Angriff voranging, plötzlich erfolgte Tod des Octar. Die Hunnen, ihres Anführers beraubt, verloren den Muth und konnten überhaupt bei der nun unter ihnen eingerissenen Unordnung nur schwachen Widerstand leisten. Von dieser Zeit an ward das Christenthum allgemein unter den Burgundern verbreitet; und einige Jahre nachher wies ihnen Aetius erweiterte Wohnplätze in Savoyen an, welches damals auch noch den größten Theil der heutigen Dauphiné in sich begriff. Gödiak und Chilperich, Gondikars Söhne, folgten ihrem Vater in dem Regiment, und ohne das Land zu theilen, beherrschten beide gemeinschaftlich ihr Volk.

Socr. l. 7. c 3

7. In dem folgenden Jahre fielen auch die Westgothen, welche in Aquitanien wohnten, unter Anführung ihres Königes Theuderich, das römische Gebiet wieder an. Die vor 10 oder 11 Jahren von Aetius erlittene Niederlage hatte diesem thätigen und kriegerischen Prinzen die Lust noch nicht benommen, seine Staaten auf Kosten der Römer bis an die Rhone auszudehnen. Der seit jener Zeit geschlossene Vertrag war inzwischen von den Gothen schon ziemlich oft verletzt worden. Aber jetzt kam es zu einem offenbaren Bruch. Theuderich fiel in das Gebiet der Römer, eroberte verschiedene feste Örter und belagerte nun Narbonne. Die Stadt war in schlechtem Vertheidigungsstande, hatte

Chr. G. 436

nur eine schwache Besatzung und nicht den mindesten Vorrath an Lebensmitteln. Zu den äußern Feinden vor den Thoren gesellte sich nun auch bald ein noch weit gefährlicherer einheimischer Feind; und während jene die Mauern bestürmten, wüthete Hungersnoth in dem Innern der Stadt.

8. Litorius, der erste Feldherr des Reichs nach Ätius, erhielt von diesem den Auftrag, das belagerte Narbonne zu entsetzen. Zeit war jetzt keine zu verlieren; auf jeder Verzögerung stand die Gefahr des Verlustes von Narbonne. Litorius nahm daher gar kein Fußvolk, sondern blos zweitausend auserlesene hunnische Reiter. Mit diesen marschirt er zu dem Entsatz der belagerten Stadt. Da aber die Barbaren, unbekümmert, ob sie in Freundes oder Feindes Lande wären, überall wo sie hinkamen, raubten und mitunter auch mordeten; so geschah es auch dießmal, daß ein hunnischer Reiter, bei seinem Durchzug durch Clermont, einen Knecht des Avitus, welcher sich erst seit kurzem in diese seine Vaterstadt zurückgezogen hatte, muthwilligerweise erschlug. Avitus, welcher nachher noch römischer Kaiser ward, hatte schon in dem letzten Kriege mit den Burgundern viele Proben ausgezeichneter Tapferkeit gegeben. Als ihm jetzt gemeldet ward, was geschehen war, ließ er sich auf der Stelle seine Waffen bringen, bestieg sein Streitroß und jagte den hunnischen Reitern nach. Er war noch nicht sehr weit geritten, so hatte er dieselben schon eingeholt. Mit dem Degen in der Faust öffnet er sich nun eine Bahn durch die hunnischen Schwadronen, forscht sorgfältig nach seinem Feinde, sprengt, als er ihn erblickte, mit verhängtem Zügel auf ihn ein und ruft in gebieterischem Tone ihm zu, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. In offenem Zweikampfe, sagte er, wolle er den schändlichen Mörder eines unbewaffneten Knechtes züchtigen. Ganz erstaunt über die seltsame Erscheinung,

hatten die Reihen der Hunnen sich geöffnet. Die Barbaren bildeten einen Kreis um den kühnen Römer und erwarteten in stiller Ehrfurcht den Anfang des Zweikampfes. Dieser begann sogleich, dauerte aber gar nicht lange; denn auf den ersten Ritt streckte Avitus den Hunnen todt zur Erde. Avitus schloß sich jetzt an Litorius an. In der Nähe von Narbonne angekommen, mußte jeder Reiter zwei Säcke Getreide hinter sich auf das Pferd nehmen. Rasch und in fest geschlossenen Massen ging es nun auf den Feind los: Da die Gothen eine lange, sehr ausgedehnte Linie bildeten; so ward dieselbe auf dem Angriffspunkt leicht durchbrochen. Schnell öffnet die Stadt ihre Thore; Litorius mit seinen hunnischen Reitern zog ein und die mitgebrachten viertausend Getreidesäcke machten der Hungersnoth ein Ende. Theuderich, den der lange Widerstand der Belagerten ermüdet hatte, verzweifelte jetzt an der Eroberung des Platzes, hob die Belagerung auf und zog sich mit seinem Heere zurück. Wegen Dürftigkeit historischer Nachrichten wissen wir wenig oder nichts von den fernern Begebenheiten dieses Krieges. Wahrscheinlich dauerte er, unter kurzen Unterbrechungen und mit wechselndem Glücke bis in das Jahr 439 fort. Welche merkwürdige und unerwartete Catastrophe ihm in diesem Jahre ein Ende machte, werden wir, so Gott will, zu seiner Zeit erzählen.

9. Tief und empfindlich ward ungefähr um die nämliche Zeit das Mutterherz der Kaiserin Placidia verwundet. Aus einer zu furchtsamen, zu mißtrauischen Staatsklugheit und welche in dem künftigen Schwager des Kaisers einst auch einen Nebenbuhler und Feind desselben erblicken zu müssen befürchtete, hatte Placidia beschlossen, die Prinzessin Honoria, ältere Schwester des Valentinians, nie zu verheirathen. Um sie den Werbungen, auch des vornehmsten Unterthanen zu entziehen, ward Honoria frühzeitig

zur Augusta erklärt. Bei der beinahe abgöttischen, in die Rechte der Gottheit eingreifenden Verehrung, welche man den abend- und morgenländischen Kaisern damals erzeigte, konnte und durfte nun kein Großer des Reiches mehr bis zu dieser Höhe seine Hoffnungen oder Wünsche erheben. Aber Jugend und Schönheit, im Gefolge von Leichtsinn und Lebhaftigkeit des Temperaments, binden sich nie oder selten an die kalten Berechnungen einer herzlosen Politik. Das leere, eine Augusta stets umgebende Gepränge konnte der sechzehnjährigen, äußerst lebhaften Honoria blos Langeweile machen, und immer mehr und mehr fing sie nun an zu fühlen, daß eine lästige, an jeder Realität leere Größe sie durchaus nicht für den Verlust aller Aussichten auf die Freuden einer glücklichen Gattin entschädigen könnte. Die durch ihre Erziehung, ihren Charakter und übrigen Verhältnisse unglückliche Prinzessin suchte jetzt Trost und Erholung in den Armen der Freundschaft. Einer ihrer Kammerherren, Namens Eugenius, ward ihr Vertrauter. Aber ihre beiderseitige Vertraulichkeit schweifte bald über alle Grenzen, nicht nur des Wohlstandes, sondern selbst der Tugend hinaus, und die sichtbaren Spuren der Schwangerschaft verriethen endlich die Schuld, wie die Schmach der jungen, unbesonnenen Fürstin. In dem Hause eines obscuren Privatmannes können ähnliche Unfälle leicht unterdrückt werden, mithin verborgen bleiben. In dem Pallaste einer Kaiserin ist dieses unmöglich. Auf Befehl der Placidia ward also die Prinzessin, ohne gerade eingesperrt zu werden, einer äußerst scharfen Aufsicht unterworfen und bald darauf, um den Gegenstand, der stets an die Beschimpfung des kaiserlichen Hauses erinnern mußte, den Augen des Hofes und des Volkes völlig zu entziehen, von Rom verbannt und zu ihren kaiserlichen Anverwandten an den Hof von Constantinopel geschickt. Zu welchen Verirrungen

Mangel an Selbstbeherrschung jugendliche Gemüther führen kann; davon werden uns die fernern Begebenheiten der Prinzessin Honoria bald ein eben so trauriges als lehrreiches Beispiel aufstellen *).

XXXV.

1. Die gänzliche Niederlage des morgenländischen Heeres in der entscheidenden Schlacht gegen Genserich **)

---

*) Einige alten und beinahe alle neuern Geschichtschreiber, besonders Gibbon, tadeln die Kaiserin Placidia, daß sie durch Bestrafung und Entfernung ihrer Tochter die Schmach des kaiserlichen Hauses selbst bekannt zu machen, die Unklugheit gehabt hätte. Die ganze unglückliche Geschichte, sagen sie, hätte die Kaiserin unterdrücken müssen. Wer indessen durch die Geschichte mit den innern Verhältnissen der Höfe von Constantinopel und Ravenna jener Zeit, wer mit dem ungeheuern Heere von Hof- und Pallast-Beamten und mit dem thätig-müßigen und müßig-thätigen Herumtreiben einer zahllosen, überall lauernden, überall spähenden und klatschenden Hoffamulistik bekannt ist, der wird schwerlich die Möglichkeit einsehen, ein solches Ereigniß zu unterdrücken und die Kunde davon der Welt zu entziehen. Die Prinzessin also, welche von ihrer Freiheit einen so übeln Gebrauch gemacht hatte, einer sehr scharfen Aufsicht zu unterwerfen, sie ferner, aus Achtung für die öffentlichen Sitten, auf einige Zeit den Blicken des Hofes und der Stadt zu entrücken, und zu ihrer Besserung sie der Vorsorge und dem belehrenden Umgang der tugendhaften, einsichtsvollen heiligen Pulcheria anzuvertrauen, war unstreitig das Beste und Zweckmäßigste, was eine Mutter, die zugleich Regentin war, an der Stelle der Placidia thun konnte.

**) Im Jahre 431. Das Heer war, unter der Anführung des Aspar, dem Valentinian, zur Wiedereroberung Afrikas, von Theodosius zu Hülfe geschickt worden. Man sehe G. d. R. J. 15. B. K. 44.

war der erste Unfall gewesen, welcher den Glanz der bisher ununterbrochen glücklichen Regierung des Theodosius ein wenig gebleicht hatte. Indessen waren die Grenzen des Reiches dadurch nicht gefährdet worden. Der ganze Verlust bestand in Mannschaft, in Geld und in dem dadurch in etwas gesunkenen Ansehen im Auslande. Durch eine weise und kraftvolle Verwaltung konnte das Verlorne bald wieder ersetzt werden. Aber bei dem besten Willen des Kaisers, bei aller seiner ungeheuchelten Frömmigkeit und einem ungewöhnlich gebildeten Verstand, machte dennoch eine unbegreifliche Charakterschwäche ihn sein ganzes Leben hindurch zu einem Werkzeuge in den Händen seiner Kämmerlinge. Gleich verderblich für die Kirche wie für den Staat war das Regiment dieser Menschen, die in der Herrschaft ununterbrochen auf einander folgten und den Theodosius und das kaiserliche Ansehen, gleich einem ihnen zugehörigen Eigenthum, regelmäßig auf einander forterbten. Daß die Folgen davon nicht noch trauriger wurden, als sie es schon waren; dieß ist blos das Verdienst der eben so frommen als erleuchteten, den Schwachheiten des Bruders bald mit Schonung nachgebenden, bald wieder mit Ernst ihn an seine Pflichten erinnernden, heiligen Pulcheria. Übrigens klagten selbst heilige Männer jener Zeit, besonders der heilige Isidorus von Pelusium, über die vielen und offenbaren Ungerechtigkeiten der Oberkämmerer. Die Rechtspflege war dabei äußerst schlecht, oder vielmehr es fehlte gänzlich an derselben; denn an ihre Stelle war freche Willkühr getreten, die um so drückender, um so unerträglicher war, als sie sogar in die heiligsten Familienrechte nicht selten sich Eingriffe erlaubte. Die großen und allgemeinen Verhältnisse des Staats vermag der geübte Geist eines kraftvollen Mannes zu überschauen; aber in die enge Sphäre des Bürgers, in der dieser lebt und webt, in den kleinen Kreis seiner

häuslichen Verhältnisse, in welchen dessen einzige freie Thätigkeit sich noch bewegt, kann und darf jener nicht eindringen. Hier ist es, wo die Grenzlinie sich bildet, welche Regieren von despotischem Herrschen scheidet. — Die vielen Völker, welche Gott dem Scepter des Theodosius unterworfen hatte, waren demnach unter seiner Regierung nichts weniger als glücklich, und wir werden späterhin noch sehen, daß viele Tausende römischer Unterthanen es für ein Glück erachteten, ihr Vaterland verlassen zu können, um unter den Hunnen und ihrer Herrschaft jene persönliche Sicherheit zu suchen, ohne welche es keinen bürgerlichen Wohlstand gibt, noch nie einen gegeben hat und, wie die Verfassung des osmanischen Reiches es noch bis auf den heutigen Tag beweißt, auch nie einen geben kann und geben wird.

2. Feuersbrünste gehörten zu den gewöhnlichen, sich sehr häufig wiederholenden Ereignissen in Constantinopel. Kaum daß die Geschichte ihrer noch erwähnen sollte. Aber diejenige, welche in dem Jahr 433 ausbrach, war die größte und verheerendste von allen, welche seit Constantins Zeiten in dieser volkreichen Kaiserstadt gewüthet hatten. Der ganze, große nördliche Theil der Stadt ward in einen Steinhaufen verwandelt. Alle öffentliche Kornböden, Magazine und Vorrathshäuser jeder Art, die sogenannten Bäder des Achilles und alle in diesem Theile der Stadt stehenden Häuser wurden ein Raub der Flammen. Nur ein einziges Gebäude, nämlich die Kirche der Novatianer, wurde mitten in diesem Feuermeere erhalten. Sehr viele Bewohner dieses Stadtviertels hatten sich in diese Kirche geflüchtet; aber schon leckten die Flammen an den Mauern derselben. Sprühende Funken und Rauchwolken drangen durch die Fenster hinein; alle sie umgebende oder daran anstoßende Gebäude standen in voller Gluth. An Flucht war nicht mehr zu denken, Ret-

tung schien unmöglich. Jetzt warfen sich die Geflüchteten mit dem Bischofe der Kirche auf die Kniee, flehten laut zu Gott um Fristung und Erhaltung ihres Lebens. Ihr Gebet ward erhört, den Flammen wunderbarerweise eine Grenze gesetzt und die Kirche nebst allen, welche sich darin geflüchtet hatten, durch Gottes Allmacht erhalten. Das Sonderbarste dabei war noch, daß man nachher, wie Socrates erzählt, auch an den Mauern und äußern Theilen des Gebäudes nicht die mindesten Spuren einer Verletzung fand *).

Socr. l. 7. c. 39.

---

*) Socrates war Augenzeuge des Brandes, und schrieb seine Geschichte unter den Augen vieler Tausende, welche gleichfalls Zeugen davon gewesen waren. Was er also in Beziehung auf die wunderbare Erhaltung der Kirche der Novatianer erzählt, muß und wird so lange wahr bleiben, als man nicht einen andern gleichzeitigen, gleich gut unterrichteten Geschichtschreiber auffinden kann, welcher das Gegentheil behauptet. — Daß man auf Socrates, eben dieser Erzählung wegen, den Verdacht werfen wollte, als sey er ein heimlicher Novatianer gewesen; dieses ist eine wahre Ungereimtheit. Blos Verschiedenheit in einer, sich auf die Disciplin der Kirche beziehenden Meinung hatte die Trennung der Novatianer von der Kirche veranlaßt. Strafbar war allerdings dieser Schritt gewesen, noch strafbarer der Eigensinn, mit welchem sie in der Spaltung beharrten. Aber bei allem dem konnte es unter den Tausenden, welche sich in die Kirche geflüchtet hatten, sehr viele geben, deren Trennung von der Kirche nicht sowohl ihrem Herzen, als blos einer gewissen Beschränktheit der Einsicht mußte zugeschrieben werden. Aber vor Gott gilt blos das Herz; nur auf das Herz blickt Gott mit Wohlgefallen oder Misfallen herab. Es ist also nicht einzusehen, warum der Allmächtige, auf das vereinte, demüthige und zutrauungsvolle Gebet so vieler Unglücklichen, nicht der Wuth der Flammen auf eine wunderbare Weise hätte sollen Einhalt thun können. Bei solchen und noch vielen andern ähnlichen Ereignissen kömmt es hauptsächlich

ange blieb diese Kirche, ihrer wunderbaren Erhaltung
egen, ein Gegenstand der Verehrung für Christen,
ie für Heiden. Drei Tage und drei Nächte hatte
nunterbrochen dieser furchtbare Brand gedauert.

3. In dem folgenden Jahre gab Theodosius meh-
re sehr menschenfreundliche Gesetze. Durch das eine
ard den Provinzen der Rückstand gewisser Steuern
lassen; durch das andere wurde die zu den öffentli-
en Kornspenden in Constantinopel bestimmte jährliche
umme von 500 Pfund Goldes auf 611 vermehrt,
d die Präfekten der Stadt mit scharfer Strafe und
ppeltem Ersatz bedrohet, wenn sie von dieser zu
ornankäufen bestimmten Summe das Geringste un-
rschlagen oder zu andern Zwecken verwenden würden.
amit dies Gesetz zur Kenntniß des Volkes gebracht
ürde, ließ Theodosius es in kupferne Tafeln eingra-
n und diese auf allen öffentlichen Plätzen von Con-
antinopel ausstellen. Auch einige, die Geistlichkeit
treffende und für diese höchst lästige, fiscalische Ver-
gungen hob der Kaiser in diesem Jahre auf. Bis
tzt war jede Verlassenschaft eines Geistlichen, der
ne gesetzliche Erben starb, und zwar vom Bischofe
, bis zu dem letzten Klostergeistlichen, dem kaiser-
chen Fiskus anheim gefallen. Durch ein Gesetz vom
5. December dieses Jahres ward nun verordnet, daß

---

darauf an, daß das reine historische Faktum richtig ge-
stellt werde. Ist dies geschehen; ist jenes gehörig histo-
risch begründet; dann sind alle Nebenbemerkungen über-
flüssig. Wie lächerlich, bles deswegen eine unleugbare,
historische Thatsache verwerfen zu wollen, weil dieselbe
nicht zu unsern Systemen paßt! Ungleich vernünftiger
wäre es, eben dadurch einsehen zu lernen, daß unsere
Systeme nicht passen, und zwar gerade deswegen nicht
passen, weil sie durch unleugbare, historische Thatsachen
widerlegt und als unpassend dargestellt werden.

Cod. Theod. edit. Gothof.

wenn ein Geistlicher ohne Erben oder ohne ein Testament gemacht zu haben, stürbe, das Vermögen des Verstorbenen, wäre es ein Bischof oder Priester, der Kirche derselben, wäre es aber ein Klostergeistlicher, dem Kloster desselben anheim fallen sollte. Es ergiebt sich aus diesem Gesetze, daß damals auch die Klostergeistlichen, unbeschadet der freiwilligen Armuth, zu welcher sie sich bekannten, dennoch Herren ihres Vermögens blieben und bei ihrem Tode durch ein Testament über dasselbe verfügen konnten.

4. Aber ein noch weit merkwürdigeres Gesetz gab Theodosius in dem gleich darauf folgenden Jahre. In allen Provinzen des morgenländischen Reiches fanden sich noch eine Menge ärgerlicher Spuren ehemaligen Götzendienstes. In den mehrsten Städten wimmelte es von Wahrsagern, Zeichendeutern und anderm ähnlichen, losen Gesindel. Man versammelte sich in Hainen, bei dem Gemäuer verfallener Götzentempel oder auch in unterirdischen, einer ehemaligen heidnischen Gottheit geweihten Grotten. Um die Zukunft zu erspähen, wurden nun allerlei Gaukeleien gemacht und unter Beobachtung und Nachäffung abgöttischer Gebräuche sogar die Orakel der Dämonen um Enthüllung des Verborgenen befragt. Lange schon hatten die Bischöfe vergebens gegen diesen Unfug geeifert. Jetzt machte Theodosius demselben auf einmal ein Ende. Er ließ alle Tempel, alle Bethäuser, alle zur Verehrung der Götzen geweihten Orter und Haine niederreißen oder umhauen, und verbot allen Unterthanen, ohne Unterschied ihrer Religion, und zwar bei Todesstrafe, irgend etwas heidnischen Gebräuchen ähnliches, weder öffentlich noch heimlich, auszuüben. Sogar die Fundamente der Tempel mußten von Grund aus zerstöret, und da, wo sie gestanden, das triumphirende Zeichen der Christenheit errichtet werden. Diese und noch andere, heidnischen Aberglauben zügelnde Gesetze

Cod. Theod. tit. 10, leg. 25.

gaben indessen in mehrern Provinzen eine Veranlassung zu gefährlichen Aufständen und tumultuarischen Bewegungen. In Syrien, Phönizien, Palästina und dem angränzenden Arabien übten Heiden und Juden, denn diese machten mit jenen gemeinschaftliche Sache, die strafbarsten Ausschweifungen an Christen und christlichen Kirchen. In Laodicäa ergriffen die Juden bei hellem Tage einen Archidiaconus, schleiften ihn in das Amphitheater und ermordeten ihn nach ausgestandener, grausamer Mißhandlung. Durch gerechte Bestrafung der Schuldigen wurden jedoch dergleichen Aufstände bald gedämpft und die gegen Heiden und Juden gegebenen Gesetze mit verdoppelter Strenge aufrecht erhalten.

5. Theodosius brachte einige Wochen in diesem Jahre in Cycicus zu. Diese Stadt lag in einer äusserst reizenden Gegend, an dem Fuße eines Berges auf einer Insel des Propontis, welche mittelst mehrerer Brücken mit dem festen Lande verbunden war. Die Stadt war groß, volkreich, ungemein wohlhabend durch ausgebreiteten Handel, und prangte mit einer Menge der schönsten und prachtvollsten Gebäude. Florus nannte sie das asiatische Rom. Hier ward Gigancius, ein Cappadocier und Statthalter von Augustamnica *), ungeheurer Bedrückungen wegen, bei dem Kaiser angeklagt. Die willkührlichen Steuern, welche dieser Mensch ausschrieb, überstiegen so sehr die Kräfte der Bewohner dieser Provinz, daß viele derselben, weil sie unvermögend waren, die Raubsucht des Statthalters zu befriedigen, ihr Eigenthum verließen und sich selbst aus ihrem Vaterlande verbannten. Theodosius befahl, die Klage zu untersuchen; und als Gigantius

*) Der östliche Theil Niederegyptens, von der phatmetischen Mündung bis zur arabischen Grenze, führte damals den Namen Augustamnica.

schuldig befunden ward, ließ er ihn in Bande legen und durch Einziehung seines ganzen, zusammengeraubten Vermögens bestrafen.

6. Schon im Jahre 424 war der damals kaum sechsjährige Valentinianus mit Eudoxia, der Tochter des Theodosius verlobt worden. Valentinian hatte nun sein achtzehntes Jahr erreicht und Placidia daher eine feierliche Gesandtschaft nach Constantinopel geschickt, um jetzt noch einmal förmlich um die Hand der schönen Kaisertochter für ihren Sohn zu werben. Da beide Höfe diese Verbindung sehnlichst wünschten; so wurden die Unterhandlungen gar nicht in die Länge gezogen. Alles war bald geordnet, und um dem Valentinian seine Reise abzukürzen, ward die Stadt Thessalonich zu den Feierlichkeiten der Vermählung bestimmt. Theodosius stand schon im Begriff, mit seinem ganzen Hofe dahin abzugehen, als er von Valentinian, welcher auf Flügeln der Liebe und Sehnsucht seine Reise gemacht hatte, auf eine eben so unerwartete, als höchst angenehme Weise in Constantinopel überrascht ward. Am 29. October 437 hielt der junge Kaiser seinen feierlichen Einzug. Bald darauf ward die Trauung vollzogen, und die vielen und glänzenden Feste, welche bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, ergötzten und entzückten mehrere Tage hindurch das schaulustige Volk von Constantinopel. In dem Heirathscontrakt ward die, gleich bei der Thronbesteigung Valentinians, als ein Ersatz für die von Theodosius aufgewandten Kriegsunkosten, demselben zugestandene Abtretung des westlichen Illyrien auf das neue bestätiget. Die abgetretenen Provinzen waren: Ober- und Niederpannonien, Dalmatien und das zweifache Noricum, nämlich Mediterraneum und Ripense. Ober- und Niederpannonien begriffen damals dasjenige Stück von Österreich und Ungarn, welches an der römischen Seite der Donau lag; und die beiden Noricum ent-

hielten das ehemalige Erzbisthum Salzburg nebst Steiermark und Cärnthen *). Valentinian blieb bis gegen das Ende des Jahres in Constantinopel, brachte den ganzen Winter in Thessalonich zu und kam erst in der Mitte des Frühjahres mit seiner neuen Gemahlin wieder in Ravenna an.

7. Längst schon war die römische Jurisprudenz nichts als ein ungestalteter, formloser Haufe zahlloser, von einer langen Reihe römischer Kaiser erlassener, sich oft widersprechender, dabei nicht selten höchst ungerechter Gesetze. Dabei waren diese auch lange schon zu

---

*) Wegen Abtretung des westlichen Illyriens wird die Kaiserin Placidia von Cassiodor und den mehrsten alten und neuern Geschichtschreibern heftig getadelt. Aber man hätte bei diesem Tadel auch die Mittel angeben müssen, durch welche Placidia auf eine andere Weise, als mit dem Verlust Illyriens, ihrem Sohne die abendländische Krone hätte erhalten können. Als Honorius starb, lebten Placidia und ihr Sohn als Flüchtlinge an dem Hofe des Theodosius. Mit Ausnahme Afrikas, hatte das ganze Abendland dem Afterkaiser Johannes gehuldiget, und um dessen nun schon nicht mehr sehr wankenden Thron noch mehr zu befestigen, war gar noch Aetius an der Spitze von 60,000 Hunnen im Anzug. Was war also jetzt zu thun, wenn Theodosius unter keiner andern Bedingung, als gegen Abtretung Illyriens, Hülfe leisten wollte? Hätte vielleicht Placidia, wie man allenfalls sagen könnte, das Interesse ihres Sohnes der Integrität des abendländischen Reiches aufopfern sollen? Aber selbst in diesem Falle würde dennoch das westliche Illyrien nicht bei dem abendländischen Reiche geblieben seyn, denn wahrscheinlich würden die schon gegen die Grenzen vorgerückten theodosianischen Schaaren sich jener von Truppen entblößten Grenzprovinzen mit leichter Mühe bemächtiget und der Emporkömmling Johannes sich glücklich geschätzt haben, durch Abtretung derselben, seine Anerkennung als Kaiser von Theodosius so wohlfeil erkaufen zu können.

einer solchen ungeheuern Masse angewachsen, daß Eunapius, welcher unter der Regierung des Kaisers Gratianus lebte, zur Fortschaffung nur der einem Rechtsgelehrten durchaus nothwendigen Schriften und Bücher nicht weniger als einige Kamele verlangte. Nichts war verwirrter, dunkler und, wenn man nach Grundsätzen verfahren wollte, schwerer zu entscheiden, als ein römischer Rechtshandel. War der Advocat in dem, alle Begriffe übersteigenden Wust von Gesetzen wohl bewandert, so konnte er, wie schlecht auch die Sache, die er vertheidigte, seyn mochte, doch immer gewiß seyn, irgend ein oder auch einige Gesetze zu finden, worauf er selbst die ungerechteste Forderung, die abgeschmackteste Behauptung rechtskräftig begründen könnte. Wie es unter diesen Umständen mit der Rechtspflege mochte beschaffen gewesen seyn und welchen grenzenlosen Spielraum die Willkühr und Schlechtigkeit eines Richters in diesem, dem Verstande beinahe unzugänglichen Labyrinth von widersprechenden, sich unaufhörlich durchkreuzenden Gesetzen nothwendig mußten gefunden haben: dies versteht sich von selbst und bedarf keiner sehr umständlichen Erläuterung.

8. Einem so verderblichen, an dem Lebensprinzip eines Staates nagenden Übel hatte Theodosius seit einiger Zeit abzuhelfen gesucht. Acht durch Verstand, Kenntnisse und Redlichkeit ausgezeichnete Rechtsgelehrten hatten daher von dem Kaiser den Auftrag erhalten, unter dem Vorsitze des Antiochus, eines Mannes von consularischer Würde und der schon Präfektus Prätorio gewesen war, alle von Constantin dem Großen an bestehende Gesetze einer neuen und scharfen Revision zu unterwerfen, die veralteten, unanwendbaren, oder mit dem Geiste des Christenthums unvereinbaren Verordnungen zu unterdrücken; alle nützlichen, auf den unwandelbaren Prinzipien des Rechts beruhenden und dem Staatszwecke anpassenden Gesetze aber in ei-

nem Bande zu sammeln, sie, wo es nöthig wäre, abzukürzen und dann so zu ordnen, daß jene, welche sich auf den nämlichen Gegenstand bezögen, auch unter dem nämlichen Titel dieser neuen Gesetzsammlung begriffen wären.

9. Diese ungemein schwere, gründliche Gelehrsamkeit, langjährige Erfahrung, unermüdeten Fleiß und große Anstrengung erfordernde Arbeit war jetzt seit kurzem beendiget worden, und nun ward am 15. Febr. dieses Jahres (438) der neue theodosianische Codex publicirt und jedes andere Gesetz, welches nicht darin enthalten war, für ungültig erklärt und bei allen Tribunälen des Reiches außer Kraft gesetzt. Alle Gesetze, welche nachher noch Theodosius und seine Nachfolger erließen, wurden unter dem Namen Novellä dem Codex beigefügt.

10. Welche Mängel man auch dem theodosianischen Gesetzbuch mit Grund zum Vorwurf machen kann; so war dasselbe doch unstreitig eine der größten Wohlthaten, welche Theodosius der damaligen römischen Welt erzeigen konnte. Auch ward dieser Codex in dem abendländischen Reiche sogleich angenommen, und seine Herrschaft war allda von ungleich längerer Dauer, als in dem Orient, wo er, nach einem nicht sehr langen Zeitlauf von neunzig Jahren, durch den berühmten justinianischen Codex schon wieder verdrängt wurde. In den Abendländern überlebte die theodosianische Gesetzsammlung die römische Herrschaft; und als Theuderich, König der Ostgothen, Italien erobert und die Römer seinem Scepter unterworfen hatte, unterwarf der stolze Sieger sich selbst und sein Volk dem römischen Gesetzbuch. Auch Alarich, der Westgothen König, führte dasselbe, unter einigen kleinen Abänderungen, in seinen Staaten ein, und die Burgunder, Franken und Longobarden, nachdem sie sich in die rö-

mischen Provinzen getheilt hatten, waren verständig genug, um ihre neuen Unterthanen unter der Herrschaft ihrer alten Gesetze zu lassen *).

11. Bisher hatte die Einheit der römischen Staatsverwaltung in den Morgen- wie in den Abendländern, wenigstens der äußern Form nach, noch immer ihren Bestand gehabt. Aber jetzt, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des theodosianischen Codex, ward dieselbe gleichsam constitutionsmäßig aufgehoben. Kraft einer ausdrücklichen Erklärung wurde nämlich die Gültigkeit aller künftigen Gesetze blos auf die Staaten desjenigen Beherrschers, welcher sie gegeben hatte, eingeschränkt. Ausgenommen jedoch, wenn dieser für gut

*) Da alle diese in die römischen Provinzen eingewanderten Völker ihre eigene Gesetzgebung mitbrachten, welcher sie auch in ihren neuen Niederlassungen treu blieben, dabei auch den überwundenen Römern stets freie Wahl ließen, ob in ihren Prozessen und Rechtshändeln, z. B. nach fränkischen oder römischen Rechten sollte gesprochen werden; so mußte natürlich das theodosianische Gesetzbuch dadurch nach und nach an seinem Ansehen verlieren und endlich, besonders bei der gänzlichen Umwälzung aller ehemaligen politischen und bürgerlichen Verhältnisse, in völlige Vergessenheit gerathen. — Nach vielen Jahrhunderten war Johann Sichard, Professor der Rechte zu Tübingen, der erste, welcher in irgend einer Bibliothek unter dem Staube modernder Schriften ein Exemplar jenes Codex wieder fand und durch den Druck der Welt bekannt machte. Indessen war dasselbe sehr mangelhaft und äußerst verstümmelt. Tillet, Greffier bei dem Parlament von Paris, suchte das Mangelhafte zu ergänzen; und Cujas veranstaltete bald darauf eine noch ungleich vollständigere Ausgabe. Aber von allen die beste ist unstreitig die, mit einem trefflichen, eben so sehr durch ausgebreitete Gelehrsamkeit, als scharfes kritisches Urtheil sich auszeichnenden Commentar versehene Ausgabe von Godefroi.

finden sollte, die von seiner eigenen Hand unterzeichneten Verordnungen seinem unabhängigen Reichsgenossen zur Einwilligung und Bestätigung vorzulegen *).

12. Ihre Tochter Eudoxia auf dem Throne des abendländischen Reiches zu erblicken, war seit zwölf Jahren der sehnlichste Wunsch der Gemahlin des Theodosius gewesen. Zwar waren Valentinian und Eudoxia, wie wir so eben erzählt haben, schon in dem Jahre 424 mit einander verlobt worden. Aber das damals noch gar zu zarte Alter des kaiserlichen Brautpaars erregte demungeachtet oft manche nicht ungegründete Besorgnisse bei der Mutter der Prinzessin. Ob Valentinian der Jüngling auch das erfüllen werde, was Valentinian, der noch kaum sechsjährige Knabe, versprochen hatte, blieb für Eudokia lange eine höchst beunruhigende Frage. Die heiligen Örter in Jerusalem und Palästina zu besuchen, hatte sie daher dem Himmel verheißen, wenn diese so sehr gewünschte Verbindung glücklich zu Stande käme. Der Wunsch der Kaiserin war, wie wir gesehen, am Ende des vorigen Jahres erfüllt worden, und nun eilte sie auch das Gelübde zu lösen, welches sie in den Stunden mütterlicher Besorgniß für das künftige Glück ihrer Tochter, dem Himmel gethan hatte. Selbst Theodosius, der für jedes fromme Unternehmen sich interessirte, ermunterte sie, ihr Versprechen zu erfüllen. Mit zahlreichem und ungemein glänzendem Gefolge trat also Eudokia ihre Reise an. Wo sie hinkam, umgab sie der ganze Pomp einer morgenländischen Kaiserin. Aber wenn sie auch hierin nicht dem Beispiel der Mutter des

---

*) Vorher hatte jede Verordnung, welche der eine Kaiser in seinem Reichsantheil erließ, sogleich auch in dem Reichsantheil des Andern ihre volle gesetzliche Kraft.

großen Constantin folgen zu müssen glaubte, so hinterließ sie doch, gleich der heiligen Helena, in allen Städten und Provinzen, welche sie durchzog, nicht minder sprechende Beweise ihrer Milde, ihrer Freigebigkeit und zarten Sorgfalt für die Armen, so wie für alle, die der Hülfe bedurften. Von einem goldenen, mit kostbaren Steinen geschmückten Thron herab, hielt sie in Antiochien eine Rede an den Senat und das versammelte Volk. Sie war sich bewußt, gut zu sprechen; sprach also auch hier mit Anmuth und Würde. Jubelnder Beifall unterbrach sie am Ende ihrer Rede; denn sie schloß dieselbe mit einem Vers des Homers, wodurch sie zu verstehen gab, daß sie sich geehrt fühlte, die Antiochener als ihre Landsleute begrüßen zu können *). Um der Kaiserin ihre Dankbarkeit zu bezeigen, errichteten ihr die Antiochener zwei Bildsäulen; die eine von Gold, die andere von Erz; jene ward in dem Versammlungssale des Senats, diese in der Akademie oder dem Museum der Stadt aufgestellt. Bei ihrer Abreise schickte Eudokia dem Magistrat von Antiochien große Geldsummen zum Besten dürftiger Bürger; auch bewirkte sie bei ihrem Gemahl, daß die durch Feuersbrunst zerstörten Bäder des Kaisers Valens auf Kosten des Theodosius wieder aufgebaut wurden. Eine Verschönerung und Vergrößerung der Stadt von der

*) Eudokia war bekanntlich eine Athenienserin, und Antiochien, wie einige damals behaupten wollten, eine griechische Colonie. Übrigens ward Antiochien als die Hauptstadt [illegible]siens betrachtet. Ehemals der Sitz der syrischen Könige, ward sie in spätern Zeiten die Residenz der römischen Kaiser, so oft dieselben nämlich in das Morgenland kamen. Auch von manchen für das Christenthum wichtigen Begebenheiten war Antiochien der Schauplatz gewesen; und hier war es ebenfalls, wo die Bekenner der Religion Jesu zuerst den Namen Christen annahmen.

Seite gegen Daphne hin *), war ebenfalls eine Folge des kurzen, aber wohlthätigen Aufenthalts der Kaiserin in Antiochien. Große Geschenke, milde Gaben und Gnadenerweisungen jeder Art bezeichneten überall die Spuren der durchreisenden Fürstin. In Jerusalem befand sie sich stets in der Gesellschaft der heiligen Melania; und kehrte endlich gegen das Ende des Jahres, oder gleich im Anfang des darauf folgenden, wieder nach Constantinopel zurück, nicht ahndend, daß sie bald wieder, und zwar leider aus ganz andern Beweggründen, eine zweite Reise nach Jerusalem antreten würde.

S. Kap. 27. §. 16.

13. Das ganze Jahr 439 hindurch beschäftigte sich Theodosius blos mit der Gesetzgebung und Verbesserung der innern Verwaltung seines Reiches. Sehr viele Gesetze wurden in diesem Jahre erlassen, aber leider trugen nicht alle gleiches Gepräg der Weisheit. Constantin der Große und verschiedene seiner Nachfolger hatten es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, die bürgerlichen, auf die Ehe sich beziehenden Gesetze mit den eine weit größere Heiligkeit athmenden Geboten des Evangeliums in Übereinstimmung zu bringen. Durch mehrere ihrer Verordnungen ward daher die Ehescheidung so erschwert, daß sie auch nach den bür-

---

*) Daphne war ein Flecken, ungefähr 5 römische Meilen von Antiochien. Hier blühete einst der berühmte Lorbeer- und Cypressenhain, in dessen Mitte sich ein prächtiger, dem Apollo geheiligter Tempel erhob, welcher nicht nur von den Einwohnern Antiochiens, sondern auch von Fremden sehr fleißig besucht ward. Nahe bei dem Tempel war ein prophetischer Strom, der an Ruhm selbst dem delphischen Orakel gleich stand. Der Götzendienst, mit dem man dem Apoll hier huldigte, beruhete auf schändlicher Unzucht, und das Orakel, das ertheilt ward, auf Pfaffentrug oder Dämonen-Spuk.

gerlichen Rechten beinahe unmöglich ward, oder doch wenigstens nur äußerst selten statt finden konnte. Theodosius fand diese Gesetze zu hart, zu drückend, hob sie also auf und ertheilte den alten, diesfalls viel nachsichtsvollern, schlaffen, dem verderbten Herzen mehr zusagenden, römischen Gesetzen wieder ihre vorige Kraft. Was oder wer den Kaiser hierzu bewogen haben mag, läßt sich jetzt nicht mehr mit Bestimmtheit angeben; indessen bleibt es immer wahr, daß Theodosius nun Fesseln zerbrach, gegen welche freilich menschliche Leidenschaften sich stets äußerst sträuben werden, deren aber gerade eine, wie man zu sagen pflegt, hochgebildete und verfeinerte Nation, zu ihrer eigenen heilsamen Zucht, ungleich mehr bedarf, als ein noch rohes, auf niedrigern Culturstufen stehendes, mithin mit den Wollüsten der Sinne und Einbildungskraft nur wenig oder gar nicht bekanntes Volk *).

14. Die gegen Heiden, Juden und von der Kirche getrennten und von ihr ausgeschlossenen Sekten bestehende Gesetze wurden theils geschärfter erneuert,

---

*) Die Heiligkeit und Unauflösbarkeit der Ehe sind der wahre Höhemesser nicht nur der Sittlichkeit einer Nation, sondern auch der Gediegenheit ihres Charakters wie ihrer ganzen innern, geistigen oder moralischen Kraft. Die Barbaren, unter deren nervigtem Arm das römische Reich in Trümmern zerfiel, werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern, ihrer Keuschheit wegen, gerühmt. Unzucht und Ehebruch waren ihnen kaum dem Namen nach bekannt. Beides war ihnen ein Greuel; und Ehescheidung ward unter ihnen weder durch Gesetz noch Herkommen gerechtfertigt. Wenn die ersten und reinsten Quellen aller bürgerlichen Verhältnisse und Tugenden bei einem Volke getrübt und immer mehr und mehr verdorben werden: wo kann da noch etwas wahrhaft Großes, Gediegenes, Edles und Tugendhaftes erwartet werden?

theils mit andern noch strengern Verordnungen vermehrt. Bis jetzt hatten die Juden in den Städten, wie auf dem Lande, gewisse bürgerliche Ämter bekleiden können. Theodosius schloß sie nun gänzlich davon aus, so daß auch nicht einmal das wenig ehrenvolle Amt eines Kerkermeisters ihnen mehr übertragen werden durfte. Neue Synagogen zu bauen, ward ihnen ebenfalls verboten; nur die vorhandenen zu unterhalten, ward ihnen gegönnt. Mit dem Tode wurde der Jude bestraft, der einen Christen oder ein Christenkind zu dem Judaismus zu verführen suchte, oder gar schon verführt hatte.

15. Von dem Urtheil eines Präfektus Prätorio konnte nicht weiter mehr appellirt werden. Theodosius hob diese Einrichtung auf und erlaubte allen seinen Unterthanen, von den Entscheidungen solcher Präfekte unmittelbar an den Kaiser selbst zu appelliren. Waren aber mehr als zwei Jahre verflossen, seitdem ein Präfektus Prätorio seine Stelle niedergelegt hatte, so konnte auf keine seiner ehemaligen Entscheidungen oder Urtheilssprüche zurückgegangen werden. Dieses Gesetz des Theodosius ist vom 11. August und an Thalassus, damaligen Präfekten von Illyrien gerichtet. Es war dies der nämliche Thalassus, der, als der Kaiser im Begriffe stand, ihn zum Präfekten des Orients zu ernennen, ganz unerwartet von dem Patriarchen Proclus zum Bischof von Cäsarea geweihet ward.

16. Unter noch mehrern andern Gesetzen verdient jenes, welches gegen die öffentlichen Häuser der Unzucht und Schande gegeben ward, blos deswegen hier eine Erwähnung, weil an dasselbe sich zugleich auch das Andenken an eine seltene, in der Geschichte vielleicht beispiellose, tugendhafte Handlung anschließt. — Der, unter dem Schutze der Obrigkeit, dem Laster und der Verführung geöffneten Häuser gab es eine unzählige Menge in Constantinopel. Florentius,

alten Feinde, die caledonischen Pikten und irländischen Schotten (Gälen) zu Hülfe. Die Römer, da sie unvermuthet gelandet waren, hieben viele Feinde zusammen, jagten die übrigen in ihr Land zurück, verließen aber sogleich auch wieder die Insel, nachdem sie vorher noch, zum Schutz der entarteten und muthlosen Einwohner, einen Erdwall auf der Landenge zwischen Edinburg und Dumbritton errichtet hatten.

3. Dieser Wall von Erde hatte indessen die des Krieges ganz entwöhnten Britten nicht lange gegen die Anfälle ihrer wilden Nachbarn schützen können und von diesen hart gedrängt, hatten sie im vorigen Jahre (436) abermals eine um Schutz flehende Gesandtschaft nach Ravenna abgeordnet. Mit zerrissenen Kleidern und Staub auf den Köpfen, erschienen die Gesandten vor Valentinian und Placidia. Beide wurden von Mitleiden gerührt und versprachen ein Heer den Britten zu Hülfe zu schicken. Die Wahl des Feldherrn machte der Einsicht des Aetius Ehre. Er übergab dem Gallio von Ravenna den Oberbefehl über die nach Britanien bestimmten Hülfstruppen. Kaum hatten diese gelandet, als sie die Feinde in verschiedenen Treffen schlugen, eine große Niederlage unter ihnen anrichteten und Britanien von diesen grausamen Gästen für jetzt wieder völlig befreieten. Aber nun erklärte Gallio den Britten frei heraus, daß sie sich künftig keine Hülfe mehr von dem Kaiser versprechen dürften. Nur aus Theilnahme an ihrem bisherigen traurigen Schicksal und nicht um die römische Herrschaft in der Insel auf das neue zu behaupten, hätten Valentinian und Placidia die Legionen geschickt; diese müßten jetzt Britanien das letzte Lebewohl sagen und sogleich wieder auf das Festland zurückkehren, um den zahllosen Schwärmen von Barbaren, die das Reich zu verwüsten droheten, die Spitze zu bieten. Die sich selbst nun überlassenen Britten suchte indessen Gallio, so viel als möglich,

Allg. Weltgesch. B. 17.

wieder zu dem Bewußtseyn ihrer vormaligen Kraft zu erwecken. Er erinnerte sie an den Muth und die Tapferkeit ihrer Vorfahren; er stellte ihnen vor, daß sie, an Zahl ihren Feinden weit überlegen, dieselben leicht überwinden würden, wenn sie nur zu den alten Tugenden zurückkehren und mit Muth und Entschlossenheit für ihr Land, für Frau und Kinder, ja was ihnen noch theurer als alles dieses seyn müßte, für ihre Freiheit fechten wollten. Zu gleicher Zeit gab er ihnen den Rath, um den Einfällen ihrer nördlichen Nachbarn desto besser widerstehen zu können, einen neuen Wall, aber nicht von Erde, sondern von Steinen zu erbauen. Zu dieser Arbeit bot er ihnen die Hülfe seiner Legionen an; er selbst versprach die Aufsicht darüber zu führen. In Vereinigung mit den Römern begannen nun die Britten die Arbeit und in kurzer Zeit stand ein 8 Schuhe breiter und 12 Schuhe hoher Wall in der nämlichen Gegend, in welcher schon ehemals Kaiser Severus ein ähnliches Bollwerk gegen die nämlichen Feinde hatte errichten lassen. Galkio blieb jetzt noch einige Zeit auf der Insel, machte verschiedene treffliche Einrichtungen, übte die Einwohner in der Kriegskunst, lehrte sie Waffen verfertigen, hinterließ ihnen auch Muster allerlei Waffengattungen und verließ endlich Britanien unter der wiederholten Versicherung, daß dessen Einwohner nun nie wieder den Anblick römischer Legionen-Adler zu erwarten hätten. — Das Jahr 437 bezeichnet demnach die wahre Epoche der völligen Emancipation Britaniens von der römischen Oberherrschaft; denn von dieser Zeit an hat kein römischer Feldherr oder Beamte je mehr den Boden dieser Insel wieder betreten *).

*) Was das Jahr betrifft, in welchem diese gänzliche Trennung Britaniens von dem römischen Reiche erfolgte; so sind die Chronologen über dessen Bestimmung nicht ei-

Aufhebung der Belagerung von Narbonne hatten die Gothen, wie schon erwähnt worden, die Waffen noch nicht niedergelegt. Aber mit diesen, wegen ihrer Be-

---

oberste Gesetzgeber verboten, verdammt und mit dem furchtbarsten Fluch belegt hat? Was würde man sagen, wenn es einem neumodischen Staatskünstler einfallen sollte, um die Gesellschaft gegen Mord und die Landstraßen gegen Räuber zu sichern, gewisse privilegirte Raubhöhlen anzulegen, wo ungestraft jeder geplündert und gemordet werden dürfte, der, weil berauscht oder der Gefahr unkundig, von selbst in dieselben gerathen würde? Und doch wären solche Raubhöhlen noch ungleich weniger verderblich, als jene Satanshäuser. Dort würden blos die Körper getödtet, blos zeitliches, vergängliches Eigenthum geraubt werden. Aber hier werden Seelen gemordet, künftige Generationen schon im Keime vergiftet, Geist und Herz geplündert und die Unschuld, für welche es keinen Ersatz mehr giebt, im Gefolge jeder andern holden Tugend auf immer geraubt. Man zerstöre daher nur kühn und unbesorgt alle jene Häuser der Schmach und des Verderbens, und wenn aus ihrer Zerstörung sich andere Übel augenblicklich ergeben sollten; so giebt es ja auch gegen diese sehr wirksame, durchgreifende Maßregeln und welche jeder Regierung, sobald sie nur mit Weisheit und Nachdruck verfahren will, stets und überall zu Gebote stehen. Wann werden die Menschen doch endlich einsehen lernen, daß man mit der, auf alle Zonen und Zeiten, wie auf alle menschlichen Verhältnisse berechneten Moral des Evangeliums, sich durchaus nicht abfinden kann. Soll etwas gedeihen, so müssen, wie dem häuslichen, so auch dem öffentlichen Leben, mithin der Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung, Leitung der äußern Staatsverhältnisse, Kriegs- und Friedensbündnissen, kurz Allem und Allem die Moral und die Lehren des Evangeliums zum Grunde liegen. Nur so erhält man eine sichere und feste Grundlage, und jedes andere Gebäude, welches nicht auf diesem Fundament beruhet, wird, wie wir ja schon erlebt haben und vielleicht noch ferner erleben werden, bei dem geringsten, ich will nicht sagen

sitzungen in dem Herzen des Reiches, ohnehin so gefährlichen Feinden, erschienen nun auch zu gleicher Zeit wieder Franken, Sueven und Vandalen auf dem weiten, römischen Kriegsschauplatze. Es bedurfte jetzt eines Staatsmannes und Feldherrn wie Aetius, es bedurfte der ganzen Kraft dieser letzten Stütze des sinkenden Staats, um das nunmehr blos auf Italien, einen Theil in Gallien, einen noch kleinern Theil in Spanien und einige wenigen Provinzen in Afrika beschränkte römische Reich gegen den Andrang so vieler, von allen Seiten es anfallenden Feinde zu schützen.

2. Auf die Herrschaft über Britanien mußte jetzt auf das neue und noch förmlicher als das erstemal Verzicht geleistet werden. Gewissermaßen hatte schon der Kaiser Honorius ungefähr in dem Jahre 410 die Britten des Gehorsams gegen das römische Reich entbunden; denn als man einige Jahre vorher die letzte römische Legion, nebst der ganzen, waffenfähigen jungen Mannschaft aus der Insel herausgezogen hatte, gab Honorius aus eigenem Antriebe den Britten den Rath, für ihre Sicherheit nun selbst zu sorgen. Indessen konnte dieses, besonders da der Brief des Kaisers mit aller Feinheit einer sich nicht bestimmt aussprechenden Staatsklugheit abgefaßt war, dennoch blos als eine nur einstweilige, von imperiösen Zeitumständen gebotene Maßregel betrachtet werden. Wirklich schickte auch Honorius einige Zeit nachher auf das neue wieder ein kleines Heer den Britten gegen ihre

Zosim. in hist. Aug.
Stolb. Gesch. d. R. J. B. 14. K. 74.

Allg. W. Gesch. B. 17.

Stoß, sondern nur leisen Anhauch von außen oder innen, sogleich zertrümmert. Möchte doch des unsterblichen Bossuets politique tirée de l'écriture sainte das Manual aller jener werden, denen Gott das Wohl der Völker, mithin auch deren ewiges Wohl, — denn ohne dieses giebt es ja gar kein wahres Wohl — in die Hände gelegt hat.

ein hoher, in großer Gunst bei Theodosius stehender Beamte des Reichs, hatte lange darüber nachgedacht, wie er jene Niederlagen des Satans auf immer aus der Kaiserstadt verbannen könnte. Aber leider zahlten dieselben einen regelmäßigen Tribut, welcher keinen kleinen Theil des jährlichen fiscalischen Einkommens ausmachte. Schon damals zu Constantinopel, wie nachher beinahe überall, war das Interesse des Ärariums stets der höchste und letzte entscheidende Grund. Wo es auf ein plus oder minus ankömmt, da ist gewöhnlich die Frage schon a priori entschieden. Florentius konnte indessen den Greuel nicht länger mehr dulden und faßte daher den schönen, eines Christen so würdigen Entschluß, den ganzen, durch Aufhebung jener Mordhöhlen in den kaiserlichen Kassen entstehenden Defekt mit einem Theil seines eigenen, ungemein ansehnlichen Vermögens zu decken. Mit Dank ward der Antrag des frommen, hochherzigen, edeln Mannes angenommen, und nun wurden Kraft eines, unter dem 6. December erlassenen Gesetzes, alle jene, die Menschheit unter das Vieh herabwürdigenden, dem Evangelium höhnenden, das Christenthum schändenden Freistätten des Lasters und der Unzucht auf immer geschlossen, ihre bisherigen Bewohner verbannt oder eingesperrt und der Wunsch und das Verlangen des nach Gerechtigkeit dürstenden Florentius vollkommen erfüllt *).

Till. hist. Emp. t. 6. art. 17.

---

*) Bei dem so verderblichen, Schauer und Ekel erregenden Einfluß solcher öffentlichen Häuser der Schande auf die Jugend wie auf das reifere Alter, auf häusliche wie auf bürgerliche Tugenden, auf häusliches wie auf öffentliches Glück; und endlich bei den furchtbaren, schrecklichen Drohungen, welche die heilige Schrift gegen Unzucht und Unzüchtige und alle, die diesem Laster fröhnen oder es schützen, an hundert Stellen ausspricht, ist es wahrhaft durchaus ganz unbegreiflich, wie noch heut zu Tage in christlichen Staaten, oft in den Residenzen der

XXXVI.

1. Gleicher Ruhe, wie der Orient, hatte das Abendland sich bei weitem nicht zu erfreuen. Nach

---

Monarchen selbst solche schändliche Einrichtungen geduldet, durch Gesetze geschützt und endlich gar noch zu einem Zweig des Staatseinkommens gemacht werden können. — Wäre einst eine ganze Stadt gerettet worden, wenn nur drei Gerechte sich darin befunden hätten; so lernen wir auf der andern Seite auch hieraus, daß, da der unendlichen Barmherzigkeit Gottes stets auch Dessen unendliche Gerechtigkeit zur Seite steht, über solche Städte, wo öffentliche Tempel und Kapellen dem Laster errichtet werden, wo dasselbe in seiner scheußlichsten Gestalt sich triumphirend überall zur Schau stellen darf; wo man, durch Vorbereitung und Erleichterung der strafbarsten und sündhaftesten Genüsse, die unbesonnene Jugend gleichsam zum Laster anführt, sie dazu auffodert und ermuntert; wo die Verführung dem, seiner Sinnlichkeit ohnehin so leicht unterliegenden Jüngling oder Mann überall mit beispielloser Frechheit und Schamlosigkeit entgegen treten darf, und nun das verführerische Bild der Wollust mit seinem brennenden Colorit der Einbildungskraft derselben unaufhörlich vorschweben und so der übermannenden Begierde endlich eine unwiderstehliche Stärke ertheilen muß; daß, sage ich, über solche Städte, mit welchem Glanz und Reichthum sie auch jetzt prangen mögen, nie der Segen des Ewigen walten, Sein reines, heiliges, allsehendes Auge nie mit Wohlgefallen auf sie herabschauen, mithin blos Unglück und mannigfaches Weh sie am Ende nur treffen kann. — Die alberne, stets gedankenlos nachgesprochene Maxime, daß solche öffentlichen Schandhäuser ein, zu Abwendung größern Unfuges, nothwendiges Übel wären, verdient gar keine ernste Widerlegung. Wann und wo hat je das Laster zu irgend einem vernünftigen Staatszweck heilsam mitwirken können? Wie können und dürfen menschliche Gesetze öffentlich dasjenige gestatten, erlauben oder dulden, was der heiligste, weiseste,

4. Wie schwer es aber sey, einem durch Üppigkeit und lange Knechtschaft völlig entnervten Volke wieder Kraft und Energie zu ertheilen, davon gaben eben diese Britten ungefähr acht Jahre nachher abermals wieder einen Beweis. Ungeachtet aller jetzt von den Römern erhaltenen Erklärungen, wendeten sie sich um diese Zeit doch noch einmal an den Hof von Ravenna. Ihr Schreiben an Aetius hatte zur Aufschrift: die Seufzer Britaniens. „Wir wissen nicht," sagen sie darin, „wohin wir uns wenden sollen. Die Barbaren treiben uns an die See; die See schlägt uns zurück auf die Barbaren. Zwischen beiden ist uns nichts mehr übrig, als die Wahl des Todes, ob wir von den Wellen verschlungen, oder von dem Schwerdt der Barbaren niedergemetzelt werden wollen." — Sollte man wohl glauben, setzt hier Robertson hinzu, daß ein so verzagtes Gesindel Nachkommen des braven Volkes seyn könnte, welches einst den Cäsar zurückschlug und seine Freiheit so lange gegen die römischen Waffen zu vertheidigen wußte. Da Aetius, als diese Bittschrift ankam, gerade mit den Rüstungen zum Krieg gegen den fürchterlichen Attila beschäftiget war; so wurde natürlich auf die Seufzer Britaniens wenig Rücksicht genommen; und welche Rettungsmittel den Britten alsdann ihre Verzweifelung eingab, dieß werden wir zu seiner Zeit unsern Lesern erzählen.

Robert. Abr. d. Wachsthum u. Fortg. d. gesellschaftl. Lebens in Europa.

---

nig. Etliche derselben setzen diese letzte Abreise der Römer und ihre förmliche Entsagung auf Britanien in das Jahr 426; einige andere in das Jahr 435 und wieder andere in das Jahr 437. Der Unterschied der Zeitbestimmung zwischen den beiden letztern ist nicht sehr beträchtlich; daher wir auch, in Übereinstimmung mit den der allgemeinen Weltgeschichte beigefügten chronologischen Tabellen, dieses Ereigniß in das Jahr 437 geordnet haben.

5. Auch gegen die salischen Franken mußte Aetius in diesem Jahre wieder einen Zug unternehmen. In dem Jahre 428 hatte er dieselben schon besieget und ihren Übermuth auf einige Zeit gezügelt; sie jedoch in ihren Besitzungen diesseits des Rheins, oder wenigstens in dem größten Theil derselben ruhig gelassen; denn ihr König Clodio, angeblicher Sohn des Pharamonds *) oder Theodomirs, residirte jetzt auf dem Schlosse Dispargum, wahrscheinlich dem heutigen Doesburg, zwischen Brüssel und Löwen. Durch ausgeschickte Kundschafter hatte Clodio den von Truppen

R. Eh. S. 438

Mem. Acad. t. 8.

Le Beau hist. bas-emp. l. 32.

*) Die Geschichte, wie selbst die Person des Pharamonds, sind äußerst ungewiß; daher auch der Pater Daniel und noch andere Geschichtschreiber ihn ganz hinweglassen und erst von Clodio anfangen. Auch Gregor von Tours erwähnt keines Pharamonds, wohl aber des Theodomirs, welcher in einem Treffen gegen die Römer (wahrscheinlich in dem Jahre 428) von denselben erschlagen ward. Da nun Gregor von diesem erzählt, was von andern von Pharamond erzählt wird; so wäre es wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß der angebliche Pharamond kein anderer, als Theodomir und dieser Clodio's Vater gewesen seyn könnte. Übrigens haben Gregor von Tours und die, welche ihm hierin folgen, offenbar Uhrecht, wenn sie den Clodio und zwar blos deßwegen als Stifter der fränkischen Monarchie betrachten, weil er seine Herrschaft in dem Lande, welches man jetzt Frankreich nennt, so fest gründete, daß die Römer ihn nicht mehr daraus vertreiben konnten. Clodio herrschte nur in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Theil von Gallien; auch gab es bis auf die Zeiten des Clovis (auch Clodoväus, Hludovicus, Ludovicus genannt) noch mehrere fränkische Könige, wovon einige ebenfalls Besitzungen in Gallien hatten. Unstreitig muß dieser Clovis oder Ludovicus, welcher aber erst im Jahre 481 zur Regierung kam und ein eben so staatskluger als kriegerischer, dabei auch nicht selten sehr grausamer, aber stets glücklicher Fürst war, als der erste und wahre Stifter der fränkischen Monarchie betrachtet werden.

sen, in welchem er ihnen über achttausend Mann erschlug. Da der Feind durch die verlorne Schlacht nun ziemlich geschwächt war; so übergab Aetius, den die Bedürfnisse des Reiches schon wieder nach einer andern Seite riefen, den Oberbefehl über das Heer dem Litorius. Dieser erfocht in dem folgenden Jahre (439) solche bedeutende Vortheile über die Gothen, daß sie endlich gezwungen wurden, sich in ihrer Hauptstadt Toulouse einzuschließen. Litorius betrieb die Belagerung mit dem seinem Charakter eigenen kriegerischen Ungestüm. Die Sache der Gothen schien verzweifelt und ohne Rettung. Unter den billigsten und gerechtesten Bedingungen bat jetzt Theuderich um Frieden; aber seine Gesandten wurden ungehört zurückgewiesen. Der König ordnete nun eine zweite aus rechtgläubigen Bischöfen bestehende Gesandtschaft an den römischen Feldherrn ab. Unter den Gesandten befand sich auch der heilige Orentius, nachheriger Bischof von Auch. Theuderich versprach, allen Bedingungen, welche der Römer ihm vorschreiben würde, sich zu unterwerfen; was er verlange, wäre blos Leben und Freiheit für sich und seine Gothen. Aber Litorius, stolz auf seine erfochtenen Siege und voll Vertrauen auf die Vorhersagungen seiner Wahrsager und Zeichendeuter, wollte durchaus keinen Vorstellungen Gehör geben, verhöhnte die Bischöfe und gebot ihnen auf trotzige und unwürdige Weise, sogleich wieder in die Stadt zurückzukehren. Nicht blos als Sieger, sagte Litorius, wolle er in Toulouse einziehen, auch ein gefangener Gothenkönig müsse seinen triumphirenden Einzug verherrlichen.

Sid. car. 7. Salv.

Salv.

11. Da Theuderich nun sah, daß nichts Geringeres, als Krone, Freiheit und Leben, auf dem Spiel stünde, legte er die Zeichen seiner königlichen Würde ab, zog ein hährnes Bußkleid an, besuchte zu Fuße alle Kirchen der Stadt, brachte in einer derselben die

ganze Nacht zu und flehete bis zum anbrechenden Morgen, auf den Knien liegend und ohne Unterlaß, zu dem Herrn der Heerscharen um Rettung und Hülfe. Als der Tag zu grauen begann, zog der König sein Bußkleid aus, legte einen Waffenrock an und zeigte sich wieder seinen Gothen. Aber der heutige Tag sollte ihr gemeinschaftliches Schicksal entscheiden. Ein allgemeiner Ausfall gegen den Feind ward daher beschlossen. Theuderich ordnete nun seine Schaaren, durchlief alle Reihen, ermunterte jeden Einzelnen zum Kampf. In einer kurzen Anrede sagte er seinen Gothen, daß sie heute nicht für den Gewinn einer Stadt, nicht für Vergrößerung ihres Gebietes, sondern für Leben und Freiheit zu fechten hätten. Würden sie überwunden werden, so wären schmachvolle Gefangenschaft und schimpflicher Tod ihr unvermeidliches Loos. Die heitere, zuversichtsvolle Miene des Königs belebte auf das neue den gesunkenen Muth der Gothen. Die Römer, welche sich nicht des Angriffes eines, wie sie wähnten, schon vernichteten Feindes vermutheten, geriethen anfänglich etwas in Unordnung. Aber schnell stellte Litorius die Schlachtordnung wieder her. An der Spitze eines Haufens hunnischer Reiter griff er nun selbst die Feinde an. Was sich ihm entgegenstellte, ward zu Boden geschlagen. Immer tiefer drang er in die Feinde ein, und schon begann der Sieg sich auf die Seite der Römer zu neigen, als Litorius, von kriegerischer Hitze hingerissen, die Pflichten des Feldherrn vergaß. Mit einer Schwadron hunnischer Reiterei war er zu weit vorgedrungen, hatte sich von seinem Heere getrennt, war nun zu weit von demselben entfernt. Von allen Seiten sah er sich jetzt auf einmal von Gothen umzingelt. Der Anblick der Gefahr erhöhete seinen Muth; er that Wunder der Tapferkeit, mußte aber endlich der übermäßigen Zahl der Feinde unterliegen, ward vom Pferde gerissen, gefangen ge-

Prosp. Chron.

oder vielmehr des Aetius, folgte mehrere Jahre nachher Merovåus, obgleich jüngerer Prinz, dennoch seinem Vater in der Herrschaft. Zwar theilten, nach fränkischem Herkommen, die Söhne eines verstorbenen Königes sich in dessen Länder; aber Merovåus erhielt den bei weitem größern Theil und beinahe alles, was die Römer dem Clodio in Gallien eingeräumt hatten. Mit Aetius lebte er stets in dem engsten Bunde der Freundschaft und erzeigte den Römern in ihrem Kriege gegen Attila sehr wesentliche Dienste.

8. In diesem nämlichen Kriege eroberten, plünderten und verheerten die Franken auch Trier und Cöln. Seit den Zeiten des Maximianus Herculeus war Trier, nachdem auch die folgenden Kaiser öfters ihr Hoflager hier hatten, bei weitem die vornehmste und reichste Stadt von ganz Gallien. In Pracht und Verschwendung die Nebenbuhlerin Roms, hatte ihr blühender Wohlstand stets vorzüglich den Geiz und die Raubsucht der Barbaren gelockt. In einem nicht sehr langen Zeitraum ward diese Stadt nun schon zum viertenmal auf das schrecklichste verheeret und beinahe völlig verwüstet. Aber gleichzeitige kirchliche Schriftsteller erwähnen auch der schändlichen Lüste und überall überhand genommenen Laster — gewöhnliche Folgen des Reichthums und der Üppigkeit — in welche die Einwohner dieser volkreichen und bis jetzt so blühenden Stadt damals versunken waren. Salvianus betrachtet daher die immer zunehmenden Drangsale Triers als

---

Aufmerksamkeit des Priscus. Aber, wie es scheint, war es ihm unbekannt gewesen, daß lange Haare bei den Franken ein Zeichen hoher Würde und ein ausschließliches Vorrecht der fränkischen Könige und ihrer Familien waren. Alle andere aus der Nation trugen nur von vorne die Haare etwas lang; von hinten waren sie abgeschnitten und sehr kurz.

eben so stufenweis zunehmende Strafgerichte Gottes, welche die verkehrte Stadt, nicht mehr achtend der mahnenden Stimme ihrer frommen Bischöfe, besonders des heiligen Severus, nun selbst auf sich herabgezogen hatte.

9. In Cöln drangen die Feinde ein, als gerade die Einwohner, froh und unbesorgt und keine Gefahr ahndend, zur Feier eines jährlichen Festes in ihren Häusern und an öffentlichen Plätzen schmaußten, sich belustigten und der allgemeinen Freude des Tages überließen. An Widerstand war also nicht zu denken. Die Stadt ward geplündert, jedoch des Lebens der Einwohner geschont, aber der größte Theil davon in die Gefangenschaft hinweggeführt. Viele, die mit dem Verlust ihres ganzen Vermögens ihre Freiheit erkauften, sanken hernach in so tiefe und drückende Armuth, daß sie, die vorher in Wohlstand und Überfluß gelebt hatten, nun für die Barbaren arbeiten mußten, um durch das Verdienst ihrer Hände ihr trauriges und schmachvolles Leben, obgleich nur kärglich zu fristen. Trier ward von den Franken wieder verlassen; aber in Cöln setzten sie sich fest und wir finden zu den Zeiten Clovis oder Chludewigs (Ludewigs I.) einen besondern König, welcher ein Franke von Geburt war und in Cöln seinen Sitz hatte *).

10. Da der Krieg gegen die Gothen noch immer fortdauerte, so zog Aetius noch in dem nämlichen Jahre auch gegen diese Feinde. Er besiegte sie in einem Tref-

*) Der Pater Le Cointe behauptet, daß Cöln bis auf die Zeit des Einfalls der Franken beinahe stets Agrippina und nur äußerst selten Colonia sey genannt worden; erst nachdem die Franken sich der Stadt bemächtiget, habe der Name Colonia die Oberhand erhalten und der erstere sey darüber nach und nach in Vergessenheit gerathen.

fangen genommen und gebunden hinweggeführt. Die Gefangennehmung des Litorius befeuerte nun noch mehr den Muth der Gothen; unwiderstehlich drangen sie auf die römischen Legionen ein. Diese, ihres Feldherrn beraubt, fingen an zu wanken und geriethen in Unordnung; auf Unordnung folgte bald eine allgemeine Flucht und auf diese eine vollständige Niederlage. Römer, Hunnen, Alanen und alle die Haufen fremder Miethlinge, aus welchen das römische Heer zusammengesetzt war, flohen nun in bunter Mischung vor dem siegenden Schwerdt der Gothen. Was nicht erschlagen oder gefangen ward, wurde völlig versprengt und eine gänzliche Vernichtung des römischen Heeres war für die Gothen das glänzende und unerwartete Resultat dieses für sie so glücklichen Tages *).

---

*) Da die kirchlichen Schriftsteller jener Zeiten den Sieg der Gothen einem unmittelbaren Einfluß des Himmels zuschreiben; so hat man ihnen dießfalls in neuern Zeiten hie und da den Vorwurf machen wollen, daß sie hierin in einen Widerspruch mit sich selbst gerathen wären; indem ja Theuderich und seine Gothen Arianer gewesen, mithin nicht wohl durch ein offenbares Wunder von Gott gleichsam die Bestätigung ihres arianischen Irrthums erflehet haben könnten. — Aber nicht zu erwähnen, daß es Gott zu jeder Zeit gefiel, die Stolzen zu erniedrigen und die Demüthigen zu erhöhen; nicht zu erwähnen, daß die Gewährung eines zeitlichen Gutes auf keine Art als die Bestätigung eines religiösen Irrthums betrachtet werden kann; indem ja Gott sogar dem gottlosen Achab, als er sich auf einen Augenblick demüthigte, seine Bitte um ein zeitliches Gut gewährte: von allem diesem also abgesehen, so möchte wohl das vereinte Gebet der in Toulouse befindlichen katholischen Bischöfe nicht weniger dazu beigetragen haben, auf die Waffen der Gothen den Segen des Himmels herabzuziehen. Theuderich war in dem rechtmäßigen Besitze seiner Länder; denn durch Friedensschlüsse und feierliche Verträge waren sie ihm von

13. Noch auf dem Schlachtfelde dankte Theuderich Gott laut für den errungenen Sieg. Aber gegen den Litorius verfuhr er mit Härte, die an Grausam-

den Römern abgetreten worden. Alle in eben diesen Provinzen wohnenden Bischöfe und rechtgläubige Christen mußten also Theuderich als ihr rechtmäßiges, höchstes weltliches Oberhaupt betrachten. Und so wie die ersten Christen bei allen ihren frommen Versammlungen, nach Darbringung des hochheiligen Opfers, selbst für die heidnischen Cäsaren zu Gott beteten; eben so waren nun auch alle damaligen unter dem Scepter Theuderichs wohnende Christen verpflichtet, für ihren König um Sieg, langes Leben, lange und glückliche Herrschaft zu Gott zu flehen. Übrigens fiel es auch dem hochherzigen Gothenkönig nie ein, dem Beispiel der arianischen Vandalen zu folgen, die in seinen Ländern lebenden Christen zu drücken oder gar mit verfolgender Ketzerwuth gegen sie zu verfahren. Im Gegentheil standen die katholischen Bischöfe, besonders der heilige Orentius, bei ihm in der größten Gunst. Als einst einer der Großen am Hofe des Theuderichs in Ungnade gefallen, schon das Todesurtheil über ihn gesprochen war und alle für ihn eingelegten Fürbitten fruchtlos blieben, begab sich der heilige Orentius in den Pallast und wagte es, für den Verurtheilten um Begnadigung zu flehen. Mit ungewöhnlichem Wohlwollen nahm der König den Bischof auf und gewährte ihm auch sogleich den Inhalt seiner Bitte; jedoch unter der Bedingung, daß er ihm die Freude machen müßte, einmal mit ihm an seiner Tafel zu speisen und von den auf der königlichen Tafel aufgesetzten Fleischspeisen etwas zu genießen. Daß der heilige Orentius, um ein Menschenleben zu retten, von seiner strengen, abtödtenden und fastenden Lebensweise nun an diesem Tage etwas nachließ und sehr gerne den Wunsch des Königes erfüllte: dies versteht sich von selbst. Aber aus eben diesem wohlwollenden und liebevollen Benehmen gegen die frommen Bischöfe geht auch die Unlauterkeit der religiösen Denkart Theuderichs hervor. Wahrscheinlich hatte dessen Herz ein Strahl der Wahrheit getrof-

Gall. Chr. Lutet. 15 p. 62. §.

keit gränzte. Mit auf den Rücken gebundenen Händen ließ er den gefangenen Feldherrn durch alle Straßen von Toulouse führen, an allen öffentlichen Plätzen ihn, wie einen gemeinen Missethäter, zur Schau ausstellen, allen Beschimpfungen und den größten Mißhandlungen des niedrigsten Pöbels preis geben. In einen tiefen, scheuslichen Kerker ward er hierauf geworfen und so hart und unmenschlich behandelt, daß er bald darauf aus Gram starb, oder gar, wie einige erzählen, von seinen Wächtern aus Mitleiden getödtet ward. So lange Litorius lebte, war er nach Aetius der mächtigste Mann im Staate und größte Feldherr des abendländischen Reiches.

14. Leicht und ohne Schwerdtstreich hätten nun die Gothen ihre Eroberungen verfolgen und alles Landes bis an die Rhone sich bemächtigen können. Aber Theuderich, eingedenk der großen Gefahren, in welche der Krieg mit den Römern ihn gestürzt hatte, bot auf das neue die Hände zum Frieden. Da er den erhaltenen Sieg als ein offenbares Geschenk des Himmels betrachtete; so wollte er ohnehin schon sich desselben nur mit Mäßigung bedienen. Avitus, Präfekt von Gallien, begab sich demnach in das gothische Lager; und nun kam noch in dem nämlichen Jahre ein dauerhafter Friede, und zwar beinahe unter eben denselben Bedingungen zu Stande, welche der König auch vor der Schlacht den Römern schon angetragen hatte.

Vales. r. franc. l. 3.

15. In dem nämlichen Feldzuge ward auch die den Gothen zugehörige Stadt Bazas von einem, in römischem Solde stehenden, aber von seinem eigenen

---

sen; aber er verschloß es demselben vorsätzlich, vermuthlich aus politischen Rücksichten; denn das Volk, das er beherrschte, dem er angehörte und mit dessen Hülfe er ein Reich in Gallien gegründet hatte, war insgesammt dem Arianismus ergeben.

König Gauserich geführten Hunnencorps belagert. Besatzung und Vertheidigungsanstalten waren schwach. An einen langen und kräftigen Widerstand war nicht zu denken. Bei der Hunnen bekannten, grausamen Art Krieg zu führen, durften die Einwohner Bazas, nach Eroberung ihrer Stadt, nichts anderes als das schrecklichste Schicksal erwarten. In dieser allgemeinen Noth nahm der Bischof des Orts — denn er und der größte Theil der Einwohner Bazas waren rechtgläubige Christen — seine Zuflucht zu Demjenigen, zu welchem jedem gläubigen Gemüthe der Zutritt zu jeder Zeit und jeder Stunde offen steht; und da Gauserich bald darauf, ohne daß man die Ursache davon hätte errathen können, die Belagerung aufhob; so wurde die Befreiung der Stadt dem Gebete des frommen Bischofes zugeschrieben. Gregor von Tours erzählt, daß Gauserich durch eine nächtliche Erscheinung auf den Gedanken gebracht worden, die Stadt habe sich des besondern Schutzes des Gottes der Römer zu erfreuen, und dieser würde ihn, wenn er die Belagerung fortsetzen sollte, sammt den Seinigen vertilgen.

16. Aber weit schmerzhafter, weit verderblicher als die Niederlage des Litorius, war für das römische Reich der bald darauf am 23. October eben dieses Jahres erfolgte Verlust von Carthago. Diese große, ungemein bevölkerte, durch Handel und Manufakturen reiche und alle Vorzüge und Schönheiten der Hauptstadt des abendländischen Reiches nur in etwas verkleinertem Maaßstab in sich vereinigende Stadt war das Rom der afrikanischen Welt. Mitten im Frieden und zum Hohn der heiligsten, erst vor einigen Jahren mit den Römern eingegangenen Verträge, hatte Genserich, durch Verrath und treulosen Überfall, sich dieser Stadt bemächtiget. — Fünfhundert und fünfundachtzig Jahre waren jetzt verflossen, seitdem auf den Ruinen der Vaterstadt eines Hamilcars

Prosp. Chr. Chr. Alex. Salv. de gub.

und Hannibals sich eine römische Colonie erhoben hatte, die unter dem Schutze Roms und begünstiget durch ihre vortheilhafte Lage, bald wieder das Bild wie den Namen des alten Carthago trug. Diese lange und schöne Periode ununterbrochenen, stets mehr und mehr aufblühenden Wohlstandes ward nun durch die schauerliche Catastrophe, welche die Treulosigkeit des Vandalen herbeiführte, auf ewig geschlossen; denn von jetzt an ist es um die Größe, um den Ruhm, Reichthum und Ansehen Carthagos unwiderbringlich geschehen; und noch einige Jahrhunderte später; und selbst der Name der Stadt, die einst die Nebenbuhlerin der weltbeherrschenden Roma war, verschwindet auf immer aus den Jahrbüchern der Geschichte.

17. Der Fall dieser berühmten Stadt wiederhallte an den äußersten Grenzen der bekannten Welt, und ihre Trümmer, wie wir sogleich sehen werden, bedeckten gleichsam die Oberfläche des Erdkreises. Als Genserich in sie einzog, wußte er zwar durch die Furcht, die er seiner eigenen Nation einflößte, die Raubsucht seiner Soldaten zu zügeln. Wer nur die Hand zum Plündern ausstreckte, ward mit dem Tode bestraft. Aber dieß geschah nicht aus Schonung für die Einwohner, sondern blos, weil er von dem ganzen ungeheuern Reichthum der Stadt auch nicht das Mindeste, selbst nicht mit den Gefährten seiner Raubzüge theilen wollte. Durch ein königliches Edikt ward gleich am andern Tage jedem Einwohner, ohne Unterschied der Verhältnisse, unter Todesstrafe geboten, alles Gold, Silber, alle edle Steine, reiche Stoffe und Waarenvorräthe, kurz alles bewegliche Eigenthum an den König einzuliefern. Wer das Unglück hatte, in den Verdacht zu fallen, noch etwas verborgen zu haben, ward der Folter überliefert und so grausam gemartert und zerfleischt, daß völlige Lähmung und Verstümmelung des Körpers das ohnehin schon so drückende Gefühl ungewohnter Ar-

muth nun für alle übrigen Lebenstage noch schrecklicher und unerträglicher machen mußten. Die Privathäuser ließ Genserich natürlicherweise stehen; aber eine Menge öffentlicher Gebäude, alle Theater, alle dem Vergnügen geweihten Örter, Lusthaine, Säulengänge, die öffentlichen, prachtvollen Bäder ꝛc. wurden dem Erdboden gleich gemacht. Von arianischem Ketzereifer entflammt, ordnete er die Kirchen und die aus dem heidnischen Alterthum noch übrig gebliebenen Götzentempel in eine und dieselbe Klasse. Katholische Kirchen und heidnische Tempel wurden ohne Unterschied zerstört und verbrannt. Nur wenige der erstern blieben verschont. Zwei davon übergab er seinen Arianern, die andern bestimmte er zu Kasernen für seine Soldaten.

18. Nach den Bischöfen und der Geistlichkeit waren der Adel, der Senat, und alles was von Ansehen und höherer Würde war, die vorzüglichsten Gegenstände der Erbitterung und Grausamkeit des Genserichs. Um sich auch des unbeweglichen Eigenthums aller Senatoren, aller Edeln, so wie aller angesehenen Männer von Carthago zu bemächtigen, schrieb er ihnen Bedingnisse vor, welche die Religion ihnen anzunehmen nicht erlaubte, welche selbst die Ehre ihnen zu verwerfen gebot. Alle diese wurden nun verbannt und gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen. Zahllose Haufen von Verbannten und Flüchtigen und eben so viele als Sclaven verkaufte, oft den ältesten und edelsten Geschlechtern entsprossene Männer, Frauen und Jünglinge irrten nun, als Bettler und mit Lumpen bedeckt, in Rom, Italien, Gallien und allen Provinzen des Orients umher und verkündeten aller Orten den Fall von Carthago und die Schmach des römischen Reiches. Wo sie hinkamen, erregte der Anblick ihres Elendes das öffentliche Mitleiden; und dieses war nun für alle diese Unglücklichen auch die einzige und letzte

Quelle ihrer traurigen Existenz. Herrlich leuchteten wieder bei dieser Gelegenheit die christliche Nächstenliebe und Milde der Bischöfe hervor. Was sie und ihre Kirchen nur immer thun konnten, das geschah, um das Schicksal der zahllosen, über alle Provinzen des Abend- und Morgenlandes zerstreuten, edeln Verbannten zu erleichtern. Da durch die unerwarteten und unerhörten Drangsale, welche Carthago getroffen, viele Familien auseinander gerissen und getrennt wurden; so gaben die Bischöfe, welche auch, wegen der damals noch nicht unterbrochenen Gemeinschaft der Kirchen des Orients und des Abendlandes, besser als selbst öffentliche Beamten es thun konnten, sich nun jede erdenkliche Mühe, um über die zerstreuten einzelen Glieder solcher Familien sich Kunde und Nachricht zu verschaffen. Ein Bischof schrieb an den andern Bischof; eine Kirche an die andere Kirche; und so geschah es nun oft, daß z. B. an den äußersten Grenzen von Pontus oder Armenien dem trauernden Gatten die treue Gattin aus Italien, dem bekümmerten Vater der für todt gehaltene Sohn aus Gallien und der jammernden Mutter die geliebte, aber jetzt in den Straßen von Rom oder Constantinopel bettelnde Tochter wieder in die Arme geführt wurden. Wie so oft und zu jeder Zeit, war auch jetzt wieder die Kirche die einzige und letzte Zufluchtsstätte, die dem Unglück offen stand, wo es Trost und Unterstützung fand und wohin daher auch alle nun flüchteten, denen rohe Waffengewalt und mißbrauchte weltliche Macht in Afrika Alles und auch das Theuerste geraubt hatten.

19. Eine besondere Erwähnung verdient hier die Geschichte Mariens; schon merkwürdig an sich selbst, noch merkwürdiger als Beweis, daß nicht so selten, als man glaubt, ein edeles, fein fühlendes Herz auch unter dem dürftigen Gewande der niedrigsten Stände schlägt. — Marie war die Tochter Eudemons, eines

ungemein reichen, vornehmen und in dem größten Ansehen stehenden Mannes von Carthago. Als das Ungewitter über diese unglückliche Stadt losbrach und Genserichs räuberische, mörderische und gottlose Edikte, wie zuckende Blitze aufeinander folgten, ward auch Eudemon aller seiner beweglichen und unbeweglichen Reichthümer beraubt, er selbst und seine Familie geächtet und endlich gar noch seine einzige Tochter Marie aus seinen Armen gerissen und als Sclavin an syrische Handelsleute verkauft. Das Glück, oder vielmehr eine, die junge, schuldlose Marie schützende Vorsehung wollte, daß mit ihr zugleich auch eine ihrer bisherigen Aufwärterinnen verkauft, auf das nämliche Schiff gebracht und in Cyrrhus, einer Stadt Syriens, an die nämliche Herrschaft mit Marien verkauft ward. Diese treue, seltene Dienerin konnte sich über das traurige, unwürdige Loos ihrer ehemaligen, von ihr zärtlich geliebten Gebieterin gar nicht trösten. Beide hatte zwar jetzt ein hartes Schicksal auf gleiche Linie gestellt; aber demungeachtet fuhr jene fort, auf dem Schiffe, wie bei der neuen Herrschaft, Marien noch, wie ehemals, die nämliche tiefe Ehrerbietung zu erweisen, die nämlichen Dienstleistungen zu erzeigen und jedes Opfer willig zu bringen, wodurch sie nur immer Mariens Lage jetzt einigermaßen mildern zu können glaubte. Dieses sonderbare und ungewöhnliche Benehmen einer Sclavin gegen eine andere Sclavin entgieng nicht der Aufmerksamkeit der neuen Herrschaft. Beide wurden demnach darüber befragt und Mariens Stand und edle Geburt nun entdeckt. Bald verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht von der so seltenen, selbst im Unglücke noch treuen Anhänglichkeit einer Sclavin gegen ihre vormalige Gebieterin. Die Geschichte erregte Bewunderung und allgemeine Theilnahme an dem harten, unverschuldeten Schicksal der edeln, schon in der Blüthe ihrer Jahre so tief gebeugten Marie. Theodo-

ret, Bischof von Cyrrhus war gerade abwesend; aber der Eindruck, den die Geschichte der Tochter des Eudämons auf die Einwohner gemacht hatte, war so tief und so lebhaft, daß man die Ankunft des Bischofes gar nicht abwarten wollte, sondern sogar mehrere Soldaten aus der Besatzung sich vereinten, ihre Ersparnisse zusammen trugen und Marien aus der Sclaverei loskauften. Als Theodoret zurück kam, freuete er sich über das, was geschehen war, unterzog sich nun selbst der fernern Sorge für Marien und nahm sie bald darauf unter die, in Gemeinschaft mit einander lebenden, Diaconissinnen seiner Kirche auf.

20. Aber Marie ward von stillem, tiefem Kummer verzehrt. Das ihr noch unbekannte, in jedem Falle traurige Loos ihres unglücklichen Vaters lag schwer auf ihrem kindlichen Herzen und die düstern, traurigen und schrecklichen Bilder, die ihre geängstete Phantasie unaufhörlich erzeugte, verbitterten und vergifteten Tag und Nacht jeden Augenblick ihres Lebens. Allem Vermuthen nach war Eudämon entweder todt, oder schmachtete in einem Kerker von Carthago, oder irrte vielleicht jetzt hülflos in irgend einer öden und wüsten Gegend Afrikas umher. Da der nun wieder auf das neue zwischen Genserich und dem römischen Reiche ausgebrochene Krieg alle Verbindungen mit Afrika abschnitt; so war wahrhaftig wenig Hoffnung da, so bald noch eine nur einigermaßen sichere Nachricht über Eudämons Schicksal sich zu verschaffen. Unbedingte Unterwerfung unter den heiligsten Willen desjenigen, ohne dessen Wissen auch nicht ein Sperling auf die Erde fallen kann, machte also Theodoret seiner Pflegetochter nun zur ersten Pflicht. Schon in dieser unbeschränkten, kindlichen Hingebung in die Hände einer stets erbarmungsvollen Vorsehung, sagte er, werde sie Trost, Beruhigung und den verlornen Frieden ihrer Seele wieder finden. Um jedoch einst-

weilen und so viel von ihm abhing, einige Tropfen lindernden Balsams in das wunde Herz Mariens zu gießen, versprach er ihr, nach allen Gegenden und wohin nur immer der ohnehin weit gezogene Kreis seiner Bekanntschaft reichte, sogleich an alle Bischöfe, Freunde und Bekannte zu schreiben, daß sie alle Mittel, die ihnen nur zu Gebote stünden, anwenden möchten, um zu erfahren, was aus Eudämon, dem ehemaligen, durch Geburt, Reichthum und Pracht so sehr ausgezeichneten Senator von Carthago geworden wäre.

21. Es ist eine schon oft gemachte und eben so häufig bewährte Erfahrung, daß auf Bemühungen, welche einer ganz reinen, völlig uneigennützigen Nächstenliebe entspringen, stets auch ein besonderer Segen von oben ruhe. Nach langem und mühsamem Forschen erhielt daher Theodoret auch jetzt endlich wieder die frohe Botschaft: Eudämon lebe noch, sey den Klauen des afrikanischen Tigers entronnen, glücklich in Italien gelandet und bekleide nun in dem Dienste des Kaisers Valentinian in dem Abendlande ein ehrenvolles Amt. Wer war jetzt froher als Theodoret, wer glücklicher als unsere Marie? Da diese ihre fromme kindliche Ungeduld nun nicht länger mehr zügeln konnte; so schickte sie Theodoret ohne ferneres Zögern nach Ägä. An seinen würdigen Mitbruder im heiligen Amte, an den Bischof des Ortes, gab er ihr ein Schreiben mit, welches auf uns gekommen ist und die Geschichte Mariens enthält. Da Ägä eine an der Küste von Cilicien gelegene Seestadt war, in deren Hafen, wegen der jährlichen Messe, zu dieser Zeit viele abendländische Schiffe vor Anker lagen; so fand sich durch Verwendung des ägäischen Bischofes auch bald eine erwünschte Gelegenheit, welche die von der Hand der Vorsehung so sichtbar geschützte, gepflegte und erhaltene Marie nun wieder an die Brust ihres

zärtlichen, jetzt doppelt glücklichen Vaters zurückführte *).

22. Auch in Spanien ward das durch Aetius **) wieder hergestellte kaiserliche Ansehen auf das neue

---

*) An der Seite und in den Armen ihres so lange beweinten, so lange für verloren gehaltenen Vaters konnte nun Marie alle ausgestandenen Drangsale, alle erduldeten Leiden leicht vergessen. Diese waren für sie jetzt, als wenn sie gar nicht gewesen wären. Im Gegentheil, die Rückerinnerung an dieselben mußte nur das Gefühl ihrer gegenwärtigen, von keinem Genserich mehr gefährdeten, glücklichen Lage noch mehr versüßen. Was sie aber alles in jener, für sie vielleicht so nothwendigen Schule harter Prüfungen gelernt haben mochte, besonders jene unbedingte Unterwerfung unter den Willen Desjenigen, Dessen unsichtbarer Vaterarm sie auf rauher Bahn so oft aufrecht erhalten hatte: dieß war ein Gewinn, der jeden andern Verlust überschwänglich aufwog, den ihr niemand mehr rauben konnte und der selbst in der Ewigkeit ihr noch reiche Zinsen und Früchte trug. — Wer unverschuldetes Unglück mit christlichem Sinne zu ertragen und zu benutzen weiß, der ist wahrhaftig nicht zu beklagen, wohl aber vor allen Andern vorzüglich zu beneiden.

**) Die Politik des Aetius ging stets dahin, unter den verschiedenen barbarischen Nationen, welche sich im römischen Reiche niedergelassen hatten und die man nun einmal nicht mehr daraus vertreiben konnte, ein gewisses Gleichgewichtssystem einzuführen. Dadurch wurden alle diese Völker immer noch in einer Art von Abhängigkeit von Rom erhalten; auch ward durch dieses weise Verfahren verhindert, daß keines derselben durch völlige Unterjochung der andern noch mächtiger, mithin dem Reiche noch gefährlicher werden konnte, als es leider ihm jetzt schon war. Diesem System zufolge hatte Aetius, nicht durch offenbare Waffengewalt, sondern blos durch das überwiegende Ansehen seines Namens, zwischen den Sueven, Alanen und den ihre Freiheit muthig vertheidigenden Eingebornen von Gallicien einen Frieden zu Stande gebracht und dadurch dem Reiche den

wieder erschüttert. Hermerich, der Sueven König, hatte in dem vorigen Jahre die Krone niedergelegt *). Sein Sohn Rechila war ihm in der Herrschaft gefolgt. Kriegerische Unternehmungen bezeichneten den Antritt der Regierung dieses kühnen, kriegliebenden und seine ganze Regierung hindurch mit Sieg gekrönten Prinzen. Er überfiel einen gewissen Andevotus **), schlug ihn am Singilis ***), plünderte dessen Schätze, machte ungeheure Beute und setzte sich dadurch in Stand, seine Eroberungen noch weiter zu verfolgen. In diesem Jahre (439) war er in Lusitanien eingefallen, hatte Merida erobert und durch diese Eroberung die wenigen, noch übrig gebliebenen Alanen seiner Herrschaft unterworfen †). Valentinian schickte nun an Rechila den Censorius, einen römischen Senator, welcher durch seine Vermittelung schon einige Jahre vor-

Idat. Chr

Besitz der, nach Abzug der Vandalen, von den Römern auf das neue besetzten Provinzen wenigstens auf einige Zeit wieder gesichert.

*) Hermerich hatte achtundzwanzig Jahre regiert. Er war der Stifter des suevischen Reiches in Spanien, welches zwar nicht eine sehr lange, aber doch eine Dauer von hundert vier und siebzig Jahren erreichte; nämlich von 411 bis auf das Jahr 586, in welchem die Westgothen demselben ein Ende machten.

**) Wer dieser Andevotus gewesen sey, wird uns nirgends gesagt. Daß er ein römischer Feldherr, wozu einige neuere Schriftsteller ihn gemacht haben, gewesen seyn sollte, scheint mir gar nicht wahrscheinlich.

***) Heute zu Tage Xenil. Dieser Fluß ergießt sich in den Guadalquivir.

†) Der größte Theil der Nation der Alanen war schon im Jahre 417 in einer schrecklichen, von dem gothischen König Wallia ihr beigebrachten Niederlage ausgerottet worden.

der zwischen Rechilas Vater und den Eingebornen von Gallicien einen Frieden zu Stande gebracht hatte. Aber diesmal fand der Römer kein Gehör, ward bald darauf von dem König der Sueven in Myrtillis *) belagert und gezwungen, sich ihm zu ergeben. In den beiden folgenden Jahren eroberte Rechila auch die Stadt Sevilla und bezwang die beiden Provinzen Bätica und Carthagena **). Jetzt ward der römische Feldherr Asterius mit einem Heere nach Spanien geschickt, um die Sueven aus diesen Provinzen zu vertreiben. Da aber die Bagauden in einigen Theilen Galliens die Waffen wieder ergriffen hatten, über die Pyrenäen gedrungen und von der Provinz Taraco Meister geworden waren; so beschränkte Asterius seine Operationen blos darauf, daß er jene vertilgte und Taraco wieder eroberte. Gegen die Sueven unternahm er nichts, und Carthagena und Bätica***) blieben in der Gewalt der Sueven. So lange Rechila lebte, dauerte der Krieg gegen die Sueven beinahe ununterbrochen fort †). Aber die gefahrvolle Lage des Reiches in diesen Jahren erlaubte dem Aetius durchaus nicht, sich aus Italien oder Gallien zu entfernen, und wo er nicht selbst seyn konnte, war

*) Dem heutigen Mertola an der Guadiana in der Provinz Alentejo in Portugal.

**) Diese beiden Provinzen gehörten damals wieder den Römern, welche sie nach dem Abzug der Vandalen auf das neue in Besitz genommen hatten.

***) Bätica wird von den spanischen Geschichtschreibern auch Vandalitia genannt, obschon die Vandalen doch nur sehr kurze Zeit darin gehaußt hatten. Von diesem Worte wird auch der heutige Name Andalusien hergeleitet. Die Araber nannten ganz Spanien Dschesitat Andalos, d. h. die Insel Andalusien.

†) Rechila starb im Jahre 447.

auch das Glück den Römern größtentheils ungünstig. Ein anderer römischer Feldherr, Namens Vitus, ward mit einem sehr zahlreichen Heere nach Spanien geschickt. In demselben dienten viele Gothen, welche die Hoffnung reicher Beute angelockt hatte, den Fahnen des Vitus in diesem Heereszug zu folgen. Statt die verlornen Provinzen wieder zu erobern und die noch nicht verlornen gegen die Angriffe der Sueven zu vertheidigen; plünderte das Heer des Vitus die einen wie die andern und verheerte sie eben so sehr, als nur immer die Feinde hätten thun können. Mit einem ungleich schwächern Heere widersetzte sich Rechila dem Einfall der Römer, und da er des Krieges weit kundiger war, als Vitus, so schnitt er ihn im Rücken ab, gieng hierauf einem ziemlich ansehnlichen, aus angeworbenen Gothen bestehenden und dem Vitus zu Hülfe eilenden Heerhaufen entgegen und schlug diesen völlig auf das Haupt. Als die Nachricht von der Niederlage der Gothen in dem Lager des Vitus ankam, bemächtigte sich ein solcher panischer Schrecken des ganzen Heeres, daß es, ohne den Angriff des Rechila abzuwarten, schändlicherweise die Flucht ergriff und völlig auseinander lief. Die unglücklichen Einwohner dieser Provinzen wurden nun auf das neue auch von den Sueven wieder geplündert, und die wenigen Festungen, welche die Römer darin bisher noch besessen hatten, ebenfalls erobert. Die Sueven blieben hierauf in dem Besitze der eroberten Länder, bis auf die Provinz Carthagena, welche den Römern wieder eingeräumt ward *).

---

*) Um den Hauptfaden der Weltgeschichte nicht zu oft zu unterbrechen, werden in der Erzählung der Begebenheiten nicht universalisch-historischer, aber doch mit den Römern in naher Berührung stehender Völker, solche Vorgriffe in die Geschichte, wie wir uns so eben erlaubt haben, hie und da unvermeidlich.

XXXVII.

1. Auf dem Throne, wie in dem Innern seines Pallastes, hatte Theodosius bisher nur heitere und wolkenlose Tage verlebt. Die glücklichsten Erfolge hatten beinahe alle seine Unternehmungen gekrönt; und diese, in Verbindung mit einem Zusammenfluß günstiger Umstände, hatten seinem Reiche einen langen ununterbrochenen Frieden, den Provinzen einen blühendern Wohlstand und dem alten Vorurtheil von der Römer Macht und Überlegenheit auf das neue wieder einen täuschenden Schein von Wahrheit gegeben.

2. Nicht minder glücklich, vielleicht noch glücklicher fühlte Theodosius sich auch in dem engern Kreise seiner Familie. Vollkommene Eintracht herrschte unter allen ihren Gliedern. Die zartesten Verhältnisse brüderlicher und schwesterlicher Liebe zogen die Schwestern an den Bruder und den Bruder an die Schwestern und unter diesen stand die fromme Pulcheria, obschon sie den verderblichen Einfluß der Kämmerlinge nicht hindern konnte, dennoch ihrem Bruder in allen verwickelten Fällen seines Regentenamtes mit erleuchteter Weisheit zur Seite. Neben sich auf dem Throne sah Theodosius eine Gemahlin, die mit blendender Wohlgestalt und jeder Grazie des edelsten Anstandes ungemeine Geistesgaben und die trefflichsten Eigenschaften des Herzens verband, die seiner Liebe mit gleicher Zärtlichkeit lohnte und gegen welche sein Herz noch allen jenen schönen Regungen offen stand, denen es sich vor zwanzig Jahren aufschloß, als er die schöne und geistreiche Athenais, mit seinem Freunde Paulinus, in den kaiserlichen Gemächern der Pulcheria hinter einem Vorhange zum erstenmal erblickte. Konnte je ein gekrönter Sterblicher sich glücklich preisen; so war dieß bisher Theodosius gewesen.

3. Das Jahr 440 war das fünf und dreißigste Jahr seiner Regierung; aber mit eben diesem Jahre sollte leider auch die bisherige lange und schöne Periode seines Glückes sich endigen und nur düstere und traurige Bilder sich in Zukunft in die Erfahrungen seines Lebens mischen. An dem Horizont seiner häuslichen Glückseligkeit zogen sich die ersten trüben, Unheil bringenden Wolken zusammen. Eine schreckliche Blutschuld lastet jetzt bald auf der Seele des Theodosius; und von diesem unseligen Augenblicke an geben Leidenschaften, Verbrechen, Unverstand und Unglück jedem Jahre seiner Regierung kein anderes als blos das tragische Interesse der niederbeugenden Geschichte eines mit einem trefflichen Herzen begabten, zur Frömmigkeit erzogenen, aber seiner selbst nicht mächtigen, seinem hohen Berufe nicht gewachsenen, und daher durch die schlechtesten Menschen von Mißgriffen zu Mißgriffen verleiteten und endlich in der tiefsten Schmach versunkenen Prinzen.

4. In jener schönen, nur leider zu schnell entfliehenden und nie mehr wiederkehrenden Blüthenzeit des Lebens, wo das Herz, stets ruhig und heiter, jedem unverfälschten Eindruck der Natur sich öffnet und empfindsam für ihre leisesten Berührungen, mit allem, was es umgibt, sich so gerne erfreut und noch keine Rücksichten des Eigennutzes, keine Vorurtheile des Stolzes diese Freude stören; in dieser schönen Periode harmloser Kindheit ward Paulinus, der Sohn eines edeln Römers, der unzertrennliche Gefährte des auf gleicher Höhe der Jahre mit ihm stehenden Theodosius. Beide genossen gemeinschaftlichen Unterricht. Miteinander wurden beide erzogen. An den sich entwickelnden Fähigkeiten des einen Knaben sollten auch die Fähigkeiten des andern sich entwickeln. Beide hatten daher ihre Studien und Übungen, ihre Erholungen und Entbehrungen, ihre kindlichen Freuden und Leiden, kurz alles miteinander gemein. Aber nur die Jugend

Marcell. C.
Evagr.
Theoph.
Chr. Alex
Script. his
Byz.

schließt Liebes- und Freundschaftsbündnisse; nur die Jugend giebt und nimmt sich; nur sie zählt heilige Augenblicke rein gestimmter Seelensympathie; und in diesen frohen Tagen seliger Jugend war das engste Band der Freundschaft zwischen Theodosius und Paulinus geknüpft worden. Als Pulcheria in der mit allen Vorzügen des Geistes und der Schönheit geschmückten jungen Athenienserin die künftige Gemahlin ihres Bruders gefunden zu haben glaubte, zog sie Paulinus in das Geheimniß. Mit Theodosius stand dieser hinter dem Teppiche, machte seinen Freund aufmerksam auf die Schönheit und Anmuth der holden Jungfrau, auf die bezaubernde Grazie ihres Anstandes, auf das Geistreiche in ihren Antworten, auf jede Ergießung ihres schönen noch unentweihten Herzens; kurz Paulinus that alles, um den Zweck der Augusta zu erreichen, ihren Bruder leidenschaftlich zu entflammen und dessen Wahl einer Gemahlin nun unwiderruflich zu bestimmen.

5. Des Paulinus herzliche, ungeheuchelte Theilnahme an ihrer Verbindung mit Theodosius erfuhr Eudokia aus dem Munde ihres Gemahls selbst. Hatte Paulinus an sich schon Tugend und Verdienst genug, um die Aufmerksamkeit einer geistvollen Fürstin auf sich zu fesseln; so gab nun das, jeder schönen Seele eigene, süße Gefühl der Dankbarkeit ihm in den Augen der Kaiserin einen noch ungleich höhern Werth. Endlich war auch Eudokia eine warme Freundin der schönen Künste und Wissenschaften, liebte vorzüglich die Poesie, war nicht blos Kennerin, sondern selbst ausübende Künstlerin und übte auch auf dem Throne sich stets noch in Versuchen mancherlei Dichtungsarten. Aber auch Paulinus war der schönen Wissenschaften nicht minder kundig, und da er mit ausgebreiteten Kenntnissen einen sichern und geläuterten Geschmack

verband, so fand die Kaiserin auch in seiner Unterhaltung jene Annehmlichkeiten, welche nur eine reiche und gründliche Ausbildung des Geistes gewähren kann und die mithin Eudokia in dem Umgange mit ihrem übrigen Hofgesinde vergebens gesucht haben würde. Auf diese Art vereinigte sich alles, um dem Paulinus in vollem Maaße auch die Gunst der Kaiserin zuzuwenden; sie erblickte in ihm nicht mehr den Unterthan, sondern blos den würdigen Freund ihres Gemahls und den Urheber ihres eigenen Glückes. Die Freundschaft, die sie gegen ihn fühlte, war auf Hochachtung und Dankbarkeit gegründet, von der Tugend geheiliget und so rein und schuldlos, wie ihre beiderseitigen Seelen. Durch die Freundschaft des Kaisers und die Gunst der Kaiserin stieg nun Paulinus schnell von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten Würden des Reiches.

6. Zwanzig Jahre waren seitdem verflossen, und ungetrübt und unverrückt bestanden noch immer diese schönen Verhältnisse zwischen Theodosius, Eudokia und Paulinus. Aber plötzlich senkte sich jetzt ein der Hölle entstiegener, schwarzer Argwohn in die Brust des Kaisers. Wahrscheinlich war es das Werk der im Finstern schleichenden Bosheit irgend eines schelsüchtigen Höflings. Hat aber Argwohn einmal das Herz vergiftet; dann wird auch das Unschuldigste gehässig gedeutet, selbst die unbefangenste Handlung zum Verbrechen gestempelt, und da nichts leichter ist, als schwache Menschen zu entflammen, so ward nun auch bald in einem Augenblicke überwallender Leidenschaft von Theodosius der Tod des edeln Paulinus, seines alten, treuen Jugendfreundes beschlossen. Unter dem falschen Vorwande wichtiger Aufträge ward er von dem Kaiser nach Cäsarea in Capadocien gesandt; aber kaum allda angekommen, wurde er verhaftet und zu Folge

eines schon früher angekommenen kaiserlichen Befehls sogleich auch enthauptet *).

---

*) Daß der in Theodosius geweckte Verdacht ein Werk der Finsterniß war, ist gar nicht zu bezweifeln. Aber den Schleier, der dieses schauerliche Geheimniß deckt, vermag die Geschichte nicht hinwegzunehmen. Die Erzählung weit späterer Griechen ist eine Dichtung. Alle gleichzeitige Geschichtschreiber wissen kein Wort davon. Der alexandrinische Chronikschreiber war der erste, der ihrer Erwähnung thut und Zonaras, Cedrenus, Nicephorus und die übrigen schrieben das Mährchen dem Chronikschreiber nach. Dieser offenbaren Fabel zufolge soll Theodosius am Dreikönigstag seiner Gemahlin einen Apfel von ganz ungewöhnlicher Schönheit und Größe geschenkt haben. Weil man an diesem Tage sich damals wechselseitige Geschenke zu machen pflegte, schickte Eudokia den Apfel dem Paulinus, und dieser, ganz erstaunt über die seltene Schöne und Größe der Frucht, machte damit wieder dem Kaiser ein Geschenk. Darüber schöpfte Theodosius Verdacht, entließ unter leichtem Vorwand den Paulinus und begab sich sogleich in das Gemach seiner Gemahlin, sie befragend, was sie mit dem von ihm erhaltenen Apfel gemacht habe. Der Ton, in welchem er diese Frage machte und seine etwas dabei verfinsterte Miene setzten Eudokia in Verwirrung. Sie habe den Apfel gegessen, war ihre Antwort. Jetzt zog ihn Theodosius aus der Tasche, verließ im Zorn das Zimmer der Kaiserin, und alles Übrige war eine Folge dieses Auftrittes. — Wäre dieses Geschichtchen nicht eine handgreifliche Erdichtung, so würde es stärker als irgend etwas anderes für die Unschuld der Kaiserin und des Paulinus zeugen. Nur das Verbrechen, das stets selbst seinen eigenen Schatten fürchtet, ist furchtsam, mißtrauisch, daher schlau und äußerst vorsichtig. Nur die Unschuld ist frei, unbefangen, sorgenlos und daher oft leichtsinnig und unüberlegt. Würde wohl der besonnene, mit den Gefahren des Hofes und dem Charakter des Theodosius so vertraute Paulinus den von Eudokia erhaltenen Apfel dem Kaiser gebracht haben, wenn er sich eines strafbaren Verhältnisses mit der Kaiserin be-

7. Die Hinrichtung des Paulinus erfüllte das ganze Reich mit Schrecken und Erstaunen. Aber am schmerzhaftesten wirkte dieses tragische Ereigniß auf das Gemüth der Kaiserin. Die Hände ihres Gemahls sah sie nun mit dem Blute eines Unschuldigen befleckt; ihr Herz wendete sich von Theodosius hinweg und dieser that keinen Schritt, um sich demselben wieder zu nähern. Die zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlin eingetretene Kälte war bald für niemand mehr ein Geheimniß. Das Gefühl ihrer nun gekränkten, tief verwundeten Ehre drückte Eudokia danieder; das Bewußtseyn ihrer Unschuld richtete sie wieder auf. Aber an der Seite eines düstern, mürrischen, den schändlichsten Verdacht noch immer gegen sie nährenden Gemahls ward ihr der Thron bald zum Eckel und alles Gepräng, das ihn umgab, zur unerträglichen Last. Sie verwünschte das Diadem, sehnte sich nach ihrer ehemaligen Verborgenheit zurück und beschloß, in freiwillige Verbannung zu gehen. Wie es scheint, wünschte auch Theodosius Eudokiens Entfernung; denn ihr Gesuch, zum zweitenmal nach Jerusalem gehen zu dürfen, ward ihr auf der Stelle von dem Kaiser bewilliget *).

---

wußt gewesen wäre, oder auch nur ein unlauterer Wunsch sich je in seiner Seele geregt hätte? — Für die tragische Bühne dramatisch bearbeitet, mag das Geschichtchen vielleicht einigen Effekt hervor bringen; aber als einer auch nur einigermaßen wahrscheinlichen Thatsache kann die Geschichte unmöglich davon Erwähnung machen.

*) Das Jahr, in welchem Eudokia Constantinopel und den Hof verließ, wird von den Geschichtschreibern verschieden angegeben. Höchst wahrscheinlich fällt die zweite Reise der Kaiserin nach Jerusalem in die zweite Hälfte des Jahres 441. Von Einigen wird sogar behauptet, Theodosius habe seine Gemahlin etliche Jahre nachher wieder zurückberufen und Eudokia sey erst nach dem Tode des

8. Aber weder der Tod des Paulinus, noch die Entfernung der Eudokia konnten dem Theodosius die verlorne Ruhe seiner Seele wieder geben. Stets noch von den Furien der Eifersucht zerfleischt, entbrannte er in neuem Zorne, als er hörte, daß der Priester Severus und der Diakon Johannes, welche beide in dem Gefolge der Eudokia waren, sich nun des vorzüglichen Wohlwollens der Kaiserin zu erfreuen und schon sehr bedeutende Geschenke von derselben erhalten hätten. Auf der Stelle schickte er den Saturninus, seinen Comes Domesticorum, nach Jerusalem. Welche geheimen Befehle derselbe mag gehabt haben, weiß man nicht; indessen wurden nach seiner Ankunft sogleich die beiden erwähnten Geistlichen unverhörter Sache hingerichtet. Aber auch Eudokia verlor jetzt die erhabene Fassung der Unschuld. Der begangene Mord sollte durch einen neuen Mord gerächt werden, und nun ward auf ihren ausdrücklichen Befehl auch der Comes Domesticorum getödtet. Entrüstet über diese That, beraubte Theodosius seine Gemahlin aller äussern Zeichen der kaiserlichen Würde und schickte an ihren ganzen Hofstaat Befehl, unverzüglich wieder nach Constantinopel zurückzukehren.

Theodosius und zwar zum drittenmale nach Jerusalem gereist, um ihr Leben allda zu beschließen. Dieser Angabe widerspricht indessen die Mehrheit der Geschichtschreiber, welche von einer Zurückberufung der Eudokia gar nichts wissen wollen, und die auch deswegen gar keine Wahrscheinlichkeit hat, weil der elende Chrysaphas, der nach der Entfernung der Kaiserin die ausschließliche Gunst des Kaisers zu erschleichen und alle Gewalt über ihn zu gewinnen wußte, gewiß alles mögliche gethan haben wird, um die einsichtsvolle, ehemals so einflußreiche Eudokia von ihrem Gemahl, mithin auch von den Geschäften entfernt zu halten.

9. Eudokia war jetzt in ihren vorigen Privatstand zurückgesunken. Still, eingezogen und prunklos lebte sie noch über zwanzig Jahre in Jerusalem. Unter Bußübungen und zahllosen Werken christlicher Mildthätigkeit brachte sie alle ihre Tage hin; und war vor wie nach ihrer Thronbesteigung ihr Wandel stets rein und schuldlos gewesen; so war ihr Leben jetzt das Leben einer heiligen Bekennerin. Das Vermögen, welches sie besaß, war ungeheuer, und Theodosius dachte darin doch zu edel, um solches für den kaiserlichen Fiscus einziehen zu lassen. Mit ihren Schätzen ließ sie also die verfallenen Mauern von Jerusalem wieder aufbauen, gründete Klöster, erbaute neue Kirchen, verschönerte und bereicherte die schon vorhandenen, errichtete Spitäler, ward die Mutter aller Armen weit und breit. Als die eutichianische Ketzerei sich zu verbreiten anfieng, neigte sie sich einige Zeit zu den Irrthümern des neuen Heresiarchen, ward aber durch den heiligen Euthimius, nicht ohne vorhergegangenes offenbares Wunder bald wieder auf den Pfad der Wahrheit zurückgeführt. Ihren Gemahl, den Kaiser Theodosius, überlebte sie um zehn Jahre. Nie sehnte sie sich je nach ihrer ehemaligen Größe wieder zurück. Aus dem Bilde ihres ganzen Lebens wirkte nur ein Zug, nämlich der auf ihren Befehl an dem Comes Domesticorum verübte Mord mit Reue und Schmerz auf sie zurück; und auf dem Todesbette, als die Pforten der Ewigkeit sich ihr schon aufschlossen, betheuerte sie noch einmal feierlich *ihre und des hingerichteten Paulinus Unschuld*.

10. In den Sturz der Kaiserin wurden auch noch andere würdige Männer verflochten. Cyrus aus Panopolis in Ägypten war einer der vornehmsten und zugleich redlichsten und einsichtsvollsten Beamten des Reiches. Durch die Gunst der Gemahlin des Kaisers, welche jedes ächte Verdienst zu würdigen wußte, stieg er

Le Beau
bas-em

schnell von einer Ehrenstelle zu der andern, und es wird von den Geschichtschreibern, als eine nur ihm zu Theil gewordene Auszeichnung bemerkt, daß er die beiden höchsten Würden im Staat, nämlich die eines Präfektus Prätorio und jene eines Präfekten des Orients vier Jahre lang in seiner Person vereinte. Blos seiner höhern Brauchbarkeit, seinen ungewöhnlichen Einsichten in Staatssachen und seiner allgemein anerkannten Rechtschaffenheit hatte er es zu danken, daß er in dem Sturme, dem endlich Eudokia selbst unterliegen mußte, einige Zeit lang noch aufrecht stand. Als aber seine erhabene Gönnerin den Hof und Constantinopel auf immer verlassen hatte; dann ward auch Cyrus das Opfer heimtückischer Umtriebe verdienstloser Höflinge. Die Veranlassung seines Falles war folgende. Durch Erbauung einer Mauer um Constantinopel längs dem Meere, wollte Theodosius sich und seiner Regierung ein bleibendes Denkmal errichten. Der Bau hatte im Jahre 439 begonnen und die Aufsicht darüber war dem Cyrus, damaligen Präfekten von Constantinopel, übertragen worden. Schnell erhoben sich unter der Leitung dieses eben so verständigen als thätigen Ministers die neuen Mauern längs dem Meere; aber auch die alten auf der Landseite von Anthemius errichteten Mauern wurden ausgebessert, die schadhaftesten Theile davon niedergerissen und auf das neue wieder aufgebaut. Jetzt war die Arbeit beendiget, und die Höhe und Dicke der Mauern, den Barbaren ein unbezwingbares Bollwerk, waren ein Gegenstand der Freude und Bewunderung aller Einwohner von Constantinopel. Als nun bald darauf der Kaiser in Begleitung des Cyrus bei den öffentlichen Spielen erschien, ward er bei seinem Eintritt in den Cirkus mit dem gewöhnlichen frohen Rufe, Cyrus aber mit einem ungleich länger andauernden Freudengeschrei von dem Volke empfangen. „Constantin,“ riefen zahllose Stimmen, „hat

Constantinopel erbaut, aber Cyrus hat es erneut und befestiget! Die Empfindlichkeit des Theodosius ward darüber rege, und immer noch mehr gereizt, als dieser für Cyrus so ehrenvolle Zuruf nicht nur an diesem Tage noch öfters in Gegenwart des Kaisers erscholl; sondern auch an den folgenden Tagen von dem Volke, dessen Liebe durch gerechte Verwaltung sich Cyrus erworben hatte, auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen von Constantinopel unaufhörlich wiederholt ward. Dem müßigen, stets lauernden Hofgesindel entging nicht die Unzufriedenheit des Kaisers; und nun hatten Neid und Verläumdung auch vollkommen gewonnenes Spiel. Von Nichts war jetzt mehr die Rede, als von den tief angelegten, weit aussehenden, selbst auf den Thron gerichteten, geheimen Entwürfen des Cyrus, von der zahlreichen und mächtigen Partei, welche zu seinen Gunsten unter den Einwohnern von Constantinopel sich schon gebildet, von Cyrus eben so planmäßigem als verdächtigem Streben, durch allgemeine Volksgunst diese Partei noch zu verstärken, von den Gefahren, welche das kaiserliche Haus bedroheten; kurz unter der heuchlerischen Larve ängstlicher und besorgter Treue ward jetzt jede und auch die gehässigste, obgleich unwahrscheinlichste Beschuldigung gegen einen der redlichsten, hellsehendsten und treuesten Diener des Kaisers vorgebracht und Theodosius dadurch so geschreckt, daß er den Cyrus auf der Stelle aller seiner Würden und Ämter entsetzte und dessen ganzes großes Vermögen einzuziehen befahl. Cyrus, der sich nun mit einer Anklage des Hochverraths bedroht sah, rettete sein Leben durch schleunige Flucht, begab sich in den Schutz der Kirche und erhielt die Priesterweihe. Bald darauf ward er, und wie einige erzählen, mit Genehmigung des Theodosius, zum Bischof von Cotyäcum geweiht. Aber seine Feinde ließen noch nicht nach, ihn zu verfolgen. Unter den Einwohnern von Cotyäcum ward

das Gerücht verbreitet, ihr neuer Bischof sey ein Heide, nur dem äußern Scheine nach ein Christ. Als er nun von seiner neuen Kirche Besitz nehmen wollte, wurden alle Einwohner der Stadt erregt. Einen Heiden, schrien sie, wollten sie nicht zum Bischof haben, den Neuangekommenen lieber in Stücken zerreißen, oder ihn steinigen. Mit edler Zuversicht ging indessen Cyrus in die Kirche, bestieg den bischöflichen Stuhl und hielt eine ganz kurze aber nachdrückliche Rede an das Volk. Dieses blieb nun ruhig und ward in kurzer Zeit mit seinem Bischofe vollkommen zufrieden. Aber es dauerte gar nicht lange, so sah sich Cyrus auf das neue wieder den Intriguen und Machinationen seiner Feinde ausgesetzt. Um sich ein für allemal ihren Verfolgungen zu entziehen, beschloß er nun, seine Kirche zu verlassen. Theodosius hatte ihm indessen einen Theil seiner eingezogenen Güter wieder gegeben. Cyrus zog sich demnach gänzlich zurück, lebte in völliger Abgeschiedenheit noch viele Jahre ruhig und ungekränkt, und fand an dem Busen der Religion und in den Armen der Wissenschaften hundertfachen Ersatz für den Verlust seiner ehemaligen, eben so geräusch- als sorgenvollen Größe. In allen Verhältnissen seines Lebens, im Glücke wie im Unglücke, blieb Cyrus stets sich selbst gleich. Kein frohes oder widriges Ereigniß konnte das Gleichgewicht seiner Seele stören. Er war ein ächter Christ, mithin ein wahrer Philosoph. Im größten Glanze der Hofgunst und auf der höchsten Stufe der Größe, wozu ein Unterthan gelangen kann, ward er nie von dem Taumelkelch der Welt berauscht, dachte stets an die Wandelbarkeit des Glückes und bereitete sich schon im voraus darauf vor, daß auch er einst noch dessen wandelbare Laune erfahren würde. Stets huldigte er den schönen Wissenschaften, diesen holden Gefährtinnen des menschlichen Lebens; und selbst in dem Getümmel des Hoflebens übte er sich in mancherlei poe-

tischen Versuchen. Von seinen Gedichten ist leider nichts auf uns gekommen, außer zwei in der griechischen Antologie enthaltene Epigramme und deren Trefflichkeit uns berechtiget, den Verlust der übrigen nur um so mehr noch zu bedauern. Eine zu Ehren der glorreichen Jungfrau von ihm erbaute Kirche, und welche lange unter dem Namen der Kirche des Cyrus bekannt war, bleibt ein sprechendes Denkmal seiner Frömigkeit, so wie die enge Verbindung, in welcher er in den letzten Jahren mit dem heiligen Daniel Stylites stand, ein nicht minder gültiges Zeugniß dafür ablegt.

11. Nach dem Fall des Cyrus verschwanden bald von der Schaubühne die wenigen Männer von Kraft und gediegenem Gehalt, die zum Glücke des Reiches bisher noch den Thron des Theodosius umgeben hatten; und jene, welche sie ersetzen sollten, machten ihren Verlust nur noch schmerzhafter. Selbst Pulcheria ward dem Herzen ihres Bruders immer mehr entfremdet. Der schändlichen Kabale der Kämmerlinge war es gelungen, ihr allen Einfluß in die Geschäfte zu entziehen. Ganz und ungetheilt fiel nun der Kaiser in die Hände des Chrysaphas, des schlechtesten und elendesten aller Kämmerlinge, die sich noch je der Person des schwachen Theodosius bemächtiget hatten. Chrysaphas war von barbarischen Eltern geboren; sein eigentlicher Name hieß Zummas. Körperliche Wohlgestalt war sein einziges Verdienst. In seiner Person vereinte er jetzt die Würde des obersten Kämmerers mit jener des Befehlshabers der kaiserlichen Leibwache und trug daher das Schwerdt, das römische Emblem der Herrschaft, bei feierlichen Gelegenheiten dem Kaiser vor. Aber in der nämlichen Person sah man nun auch ebenfalls einen Verein aller jener Laster, wovon jedes einzele schon ihn zur Geissel der Völker würde gemacht haben. Thätig, um Übel zu thun, weil er das Übel blos des Übels wegen liebte, war er geizig, raubsüch-

Script. hist. Byz.

tig, sittenlos, ein Verächter der Religion und alles Heiligen, grausam, blutdürstig, dabei feig, ohne Treu und Glauben und ohne das mindeste Gefühl von Ehre. Nie schwebte auch nur ein Hauch von Gerechtigkeit auf seinen Lippen; nie glimmte auch nur ein Funke von Edelmuth in seiner von allen Lastern befleckten Brust und durch ihn ward das Ende der Regierung des Theodosius eben so traurig, schmachvoll und unglücklich, als der Anfang derselben, durch einen Anthemius, eine Pulcheria und andere würdige Männer, heiter glänzend und glücklich gewesen war *).

12. Den Anfang seiner Verwaltung bezeichnete Chrysaphas damit, daß er das Reich eines seiner besten Feldherren beraubte. Johannes, mit dem Beinamen der Vandale, weil aus dieser Nation entsprossen, hatte lange schon dem Kaiser auf ausgezeichnete Weise gedient. Seine Treue, sein natürlicher Verstand, seine ungemeine Kriegskunde, verbunden mit ungewöhnlicher Tapferkeit und Stärke des Arms, hatten ihn zur Würde eines römischen Feldherrn befördert; aber dem elenden Eunuchen, der in dem Gefühle seiner Nichtswürdigkeit jedes wahre Verdienst haßte, war er ein Dorn in den Augen. Da die Liebe des Heeres zu dem Johannes und dessen Treue und Unbescholtenheit dem Chrisaphas keine Gelegenheit zu einem gewöhnlichen Justizmord gaben; so ließ er ihn durch einen verkauften Verräther in Thracien, wo Johannes damals das Heer befehligte, überfallen und meuchelmörderischer Weise tödten. Der Elende, den er durch Versprechungen zu dieser Greuelthat verleitete, hieß Anegisiles

Theoph. Marcell. Chron.

*) Dieser Chrysaphas war der einzige, welchen die heilige Pulcheria, als sie nach dem Tode ihres Bruders die Zügel der Regierung wieder ergriffen hatte, hinzurichten befahl. Der Gerechtigkeit war die fromme Fürstin dieses Opfer schuldig.

und hatte unter Johannes in dem Heere in Thracien gedient. Zur Belohnung des begangenen Frevels ward er von dem obersten Kämmerer zu der Stelle des Ermordeten befördert, aber nicht lange darauf von der unsichtbaren Hand der Vorsehung ergriffen und auf eine Art, wie er es verdient hatte, belohnt. — Unheilbar war die Wunde, welche, durch Ermordung des braven und treuen Vandalen, Chrysaphas dem römischen Reiche schlug; denn schon ganz nahe war jetzt die Zeit, wo, wie wir bald sehen werden, Theodosius und sein gewaltig erschütterter und schon wankender Thron mehr als je eines tüchtigen und kühnen Feldherrn bedurften.

XXXVIII.

1. Durch den Verlust von Carthago hatte das abendländische Reich das letzte Bollwerk gegen seine Feinde verloren und selbst das den Römern sonst so befreundete Meer ward nun ein Bundesgenosse der Barbaren. Genserich, obgleich im Besitze der Hauptstadt von Afrika, war doch bei weitem noch nicht gesonnen, seinen Eroberungen jetzt schon ein Ziel zu setzen. Aber die unter der heißen Zone wohnenden schwarzen Völkerschaften konnten unmöglich weder seine Raubsucht, noch seinen Ehrgeiz reizen. Er warf seine Blicke also auf die See, auf die reichen Inseln des Mittelmeers und auf die jenseits desselben so anlockend hingestreckten Küstenländer. Nichts war ihm jetzt leichter, als eine furchtbare, selbst auf die Herrschaft der Meere wieder Anspruch machende Seemacht zu errichten. In den Häfen Afrikas, besonders in jenem von Carthago hatte er sich schon vieler römischen Schiffe bemächtiget. Um neue zu erbauen, lieferten ihm die atlantischen Wälder ungeheure Vorräthe von Holz. Seine neuen Unter-

thanen waren längst schon der Schiffbaukunst kundig und in der Schiffahrt wohl erfahren; unter ihnen und den Einwohnern Mauritaniens fand er mehr Matrosen, als er zu Bemannung seiner Schiffe brauchen konnte; und seine jetzt noch tapfern Vandalen ermunterte er zum Seedienst durch die Aussicht, daß nun bald alle Länder, welche das Meer umspühlte, ihnen zinsbar werden müßten.

Prosp.—Idat. — Procop.

2. Das Gerücht von den außerordentlichen Seerüstungen Genserichs setzte ganz Italien in Schrecken. Schon sah man die Flotte der Vandalen an der Mündung der Tiber, den furchtbaren Genserich schon vor den Thoren von Rom; denn daß er in Italien landen und den Krieg in das Herz des Reiches zu spielen suchen werde, daran zweifelte kein Mensch. Wie groß und allgemein diese Besorgnisse waren, beweisen mehrere in diesem Jahre (440) gegebene Gesetze. Um Rom wenigstens gegen einen Überfall zu schützen, ward es so viel möglich und mit der größten Eile befestiget. Ohne Unterschied des Standes mußten alle Einwohner der Stadt an den Befestigungsarbeiten Theil nehmen. Durch ein kaiserliches Edikt ward allen römischen Unterthanen wieder erlaubt, Waffen anzuschaffen, sie zu tragen, sich darin zu üben. Die Römer wurden in einer Proclamation an ihre ehemalige Tapferkeit erinnert und aufgefodert, ihre Kräfte mit den Anstrengungen des Kaisers gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Die Beute, die jeder machen würde, sollte sein Eigenthum bleiben. An den Theodosius ordnete man Gesandte, um Hülfsvölker von ihm zu begehren. Überall wurden neue Truppen geworben, die Legionen ergänzt und längs der Küste mehrere Heerhaufen in angemessenen Entfernungen aufgestellt. Man errichtete zugleich eben so viele Wachtthürme, um die Annäherung des Feindes bei Zeiten zu erspähen und durch Signale die verschiedenen Armeecorps auf den bedrohe-

Novell. 20. 40. 41.

ten Punkten zu conzentriren. Valentinian und Placidia begaben sich selbst nach Rom; und Aetius eilte mit einem Heere aus Gallien durch die Alpen.

3. Gegen Ende des Monats Junius verließ Genserichs Flotte den Hafen von Carthago. Aber das Ungewitter, das sich zusammen gezogen hatte, brach diesmal nicht über Italien, sondern über Sicilien los. Ohne Widerstand landete Genserich auf der Insel, durchzog raubend und mordend das Land von einem Ende zum andern, machte ungeheure Beute und überließ überall blutige Spuren seiner arianischen Verfolgungswuth. Wie in Afrika, wurden auch in Sicilien Kirchen der Rechtgläubigen zerstört, Bischöfe und Priester verfolgt und auf mancherlei Art zum Abfall versucht. Die Anzahl der Abgefallenen war indessen nicht groß und Pascasinus, Bischof von Lilibäum, über welchen weder die Versprechungen noch die Drohungen des Genserichs etwas vermocht hatten, wurde alles des Seinigen beraubt, als Gefangener hinweggeführt und drei Jahre lang in der schimpflichsten und härtesten Gefangenschaft gehalten. Endlich fiel es Genserich ein, auch Palermo, die Hauptstadt von Sicilien, zu belagern. Aber Cassiodor, Grosvater des nachher unter Theodorich so berühmt gewordenen Cassiodors, war Befehlshaber in der Stadt. Er leistete tapfern Widerstand, schlug herzhaft die Stürme der Barbaren zurück und benahm endlich dem Feinde, dem ohnehin die Belagerung schon lange genug gedauert hatte, alle Hoffnung, sich der Stadt zu bemächtigen. Genserich hob demnach die Belagerung auf, ließ die unermeßliche Beute nebst einer Menge von Gefangenen auf die Schiffe bringen und kehrte mit seinem ganzen Heere wieder nach Carthago zurück. Hocherfreut über den gelungenen Raub und stolz auf den glücklichen Erfolg seines ersten Seezuges nahm Genserich

nun den Titel an eines Königes der Erde und der Meere *).

4. Sobald Genserich nach Afrika zurückgekehrt war, gingen auch die theodosianischen Hülfsvölker, welche schon bis zu den julischen Alpen vorgedrungen waren, wieder nach Hause. Indessen war die Gefahr nur augenblicklich vorüber. Man mußte erwarten, daß Genserich mit verstärkter Macht vielleicht schon das nächste Jahr wieder kommen, vielleicht dann selbst Italien plündernd heimsuchen werde. Valentinian und Theodosius sahen ein, daß gegen einen so gefährlichen, an kein völkerrechtliches Gesetz sich bindenden Feind endlich einmal kräftigere und entscheidende Maasregeln müßten ergriffen werden. Auf das neue begannen also die Kriegsrüstungen in beiden Reichen. Theodosius sammelte eine Flotte von eilfhundert Schiffen. Unter drei Feldherrn, dem Areobindus, Arintheus und Germanus ward der Kern des morgenländischen Heeres

Prosp. Chr. Isid. Chr. Theoph.

*) So toll dieser Titel klingt und so lächerlich uns Genserichs Übermuth scheinen mag; so muß man dennoch gestehen, daß beiden sehr richtige politische Ansichten zum Grunde lagen. Das Abendland, wie wir so eben gesehen, hatte damals keine bedeutende Marine; und der staatskluge, schlaue Genserich sah voraus, daß bei den vielen natürlichen Feinden, welche das morgenländische Reich umgaben, Theodosius ganze Aufmerksamkeit und die Anstrengung aller seiner Kräfte sich blos auf die Führung seiner Landkriege würden beschränken müssen. Bei den ungeheuern Hülfsquellen, welche Genserich zu Gebote standen, konnte er mit Grund hoffen, bald die einzige vorherrschende Seemacht zu seyn. War er aber dieses einmal; so konnte er auch in einem gewissen Sinne sich einen Herrn der Erde nennen; indem eine präponderirende, mit ihren Flotten alle Meere beherrschende Seemacht stets mittelbar oder unmittelbar allen Ländern Gesetze vorschreiben, mittelbar oder unmittelbar alle Länder sich zinsbar machen wird.

eingeschifft. Die Flotte mit dem Heere sollte nach Sicilien segeln, letzteres sich dort mit den Truppen des Valentinians vereinigen, hierauf in Afrika landen und der Herrschaft der Vandalen auf immer ein Ende machen.

5. Genserich erschrack bei der Nachricht von den außerordentlichen Kriegsrüstungen der beiden Kaiserhöfe. Er sah wohl ein, daß er den vereinten Kräften des abendländischen und morgenländischen Reiches nicht würde widerstehen können. Wo aber der schlaue Vandale durch offene Waffengewalt nichts ausrichten konnte, da nahm er zu gewohnter Arglist seine Zuflucht. Durch Wortbrüchigkeit und offenbare Verletzung öffentlicher Treue irgend einen politischen Zweck zu erreichen, ist ein Kunststück, das kein sehr großes Talent erfodert; da es aber im öffentlichen wie im Privatleben nicht wohl sehr oft wiederholt werden kann; so verdienen Theodosius und seine Räthe um so strenger getadelt zu werden, daß sie sich, troz aller gemachten Erfahrungen, jezt auf das neue wieder von Genserich hintergehen ließen.

6. Bevor noch die Flotte Sicilien erreicht hatte, waren schon Gesandte von Genserich in Constantinopel angekommen. Sie sprachen viel und lange von der aufrichtigen Bereitwilligkeit ihres Herrn einen dauerhaften Frieden mit den Römern einzugehen, in ungestörter Freundschaft in Zukunft mit ihnen zu leben. Die Vorschläge, welche sie machten, waren verführerisch und es hatte allerdings das Ansehen, daß es vielleicht wohl rathsamer seyn könnte, den gewissen ehrenvollen Frieden, welchen Genserichs Gesandte jezt anboten, dem noch ungewissen Ausgang eines gefahrvollen Krieges vorzuziehen. Im Rathe des Theodosius waren die Meinungen getheilt; aber getheilte Meinungen haben gewöhnlich schwankende Maasregeln zur Folge. Hätten die beiden Heere unverzüglich in Afrika ge-

landet und die jetzt geschreckten, auf einen vereinten Angriff nicht gefaßten Vandalen muthig angegriffen; so würden sie dieselben wahrscheinlich unter ihrer nun unverhältnißmäßig größern Masse von Streitkräften erdrückt und Afrika wieder in eine Domaine des römischen Reiches verwandelt haben. Geblendet durch den Schimmer eines vortheilhaften Friedens, befahl Theodosius, mit den Kriegsoperationen jetzt einzuhalten. Man fing an zu negoziren; aber der schlaue Genserich wußte die Negotiationen in die Länge zu ziehen. Gesandte gingen hin und her; immer gab es noch etwas zu berichtigen; und war ein Anstand gehoben, so zeigte sich gleich wieder ein anderer, den man jedoch eben so leicht zu heben gar nicht zweifelte. Aber die Flotte blieb indessen müßig in den Häfen von Sicilien und das Heer unthätig in seinen Standquartieren auf der Insel. Die Zeit, welche die Römer unbenutzt verstreichen ließen, wußte der arglistige Feind desto besser zu benutzen. Gleich bei der ersten Nachricht von den Kriegsrüstungen des Theodosius hatte Genserich Gesandte an die Gothen, Perser und Hunnen geordnet. Durch eine Heirath zwischen einem seiner Söhne und einer gothischen Prinzessin, welche er dem Theuderich vorschlagen ließ, wußte er diesen, wo nicht in sein Interesse zu ziehen, doch wenigstens neutral zu erhalten *). Die Hunnen und Perser suchte er durch alle

---

Jorn. d. reb. get.-Idat. Chr.

*) Diese Heirath kam nachher wirklich zu Stande, war aber höchst unglücklich und hatte blos ein neues unerhörtes Verbrechen zur Folge. Die unglückliche gothische Prinzessin ward das Schlachtopfer des Argwohns eines grausamen Tyrannen. Genserich glaubte, oder gab vor zu glauben, die Gemahlin seines Sohnes wolle ihn mit Gift aus dem Wege räumen. Er befahl daher, ihr Nase und Ohren abzuschneiden und schickte sie hierauf an den Hof von Toulouse ihrem Vater zurück. Der

Gründe und Vorspiegelungen, an welchen seine verschmitzte Staatsklugheit so furchtbar war, zu einem Krieg gegen die Römer zu reizen. Den Persern hatte Theodosius so eben einigen Vorwand zur Unzufriedenheit gegeben, und den Hunnen gelüstete es längst schon nach neuer Beute, welche sie in den römischen Provinzen reichlich zu finden hoffen konnten. Genserichs Bemühungen hatten daher überall den glücklichsten Erfolg, und als jetzt ein ganzes Jahr unter täuschenden und trügerischen Unterhandlungen verstrichen war, erhielt Theodosius, und zwar noch während der Anwesenheit der Vandalischen Gesandten in Constantinopel, die unerwartete Botschaft, daß Hunnen und Perser von zwei verschiedenen Seiten in das römische Gebiet eingefallen wären. Eiligst mußte nun Theodosius sein Heer aus Sicilien zurückberufen, und die ganze mit ungeheuerm Kostenaufwand unternommene und nichts Geringeres, als die Wiedereroberung Afrikas verheißende Expedition hatte kein anderes Resultat, als daß das schon vor zwei Jahren so grausam geplünderte Sicilien, durch den jetzigen langen Aufenthalt des theodosianischen Heeres auf der Insel, nun völlig zu Grunde gerichtet war.

Anblick der beschimpften, so grausam verstümmelten Königstochter preßte allen Gothen Thränen aus den Augen, und Theuderich, doppelt gereizt durch die schmerzhaften Empfindungen des Vaters und das Gefühl der beleidigten Ehre seiner Krone, beschloß den Krieg gegen Genserich. Mit Freuden erboten sich die Römer, die Gothen mit Geld und Schiffen zu versehen; aber der Schlauheit des Genserichs gelang es abermals, seine guten Freunde, die Hunnen, welche er durch reiche Geschenke und große Geldsummen gewann, den Gothen über den Hals zu schicken; und da Theuderich, obgleich als Sieger, in der Schlacht gegen die Hunnen fiel; so blieb auch diese Greuelthat des Vandalen wieder unbestraft.

7. An die Vertreibung der Vandalen aus Afrika war nun nicht mehr zu denken. Valentinianus, der Hülfe des morgenländischen Reiches beraubt, sah sich gezwungen, mit Genserich Friede zu machen und die Abtretung Carthagos, so wie aller übrigen von den Vandalen eroberten Provinzen auf das neue zu bestätigen *). In diesen Friedensvertrag ward auch Theodosius eingeschlossen; so daß nun beide Kaiser den Genserich als rechtmäßigen Beherrscher von Afrika anerkannten.

J. n. C. G. 442.

XXXIX.

1. Die so übel geleitete Expedition gegen die Vandalen war gleichsam das Signal, auf welches alle Feinde des römischen Namens, Hunnen, Perser, Äthiopier, Sarazenen, Isaurier, Zaner **) und noch andere bar-

---

*) Die beiden Mauritanien, nämlich Cäsarensis und Tingitana, nebst der kleinen Landschaft Tripolis und einem noch kleinern landeinwärts gelegenen Theil von Numidien, in welchem Cirta lag, wurden jedoch, wie es scheint, dem Valentinian wieder zurückgegeben; denn wir haben ein Gesetz von diesem Kaiser aus dem Jahre 445, dem zu Folge die ohnehin schon sehr geminderten Steuern dieser Provinzen, wegen der außerordentlichen Armuth ihrer Einwohner, auf den achten Theil herabgesetzt wurden.

**) Die Zaner wurden in ältern Zeiten Macrones genannt (Dion. Apoll.). Sie waren ein auf der mitternächtlichen Grenze des Taurus, zwischen Colchis und Iberien, wohnendes, bis jetzt noch unbezwungenes, äußerst wildes Gebirgsvolk. Raub war ihr Hauptnahrungszweig. Das Christenthum hatte bei ihnen noch keinen Eingang gefunden. Ihren Götzendienst übten sie in dichten Wäldern. Hohe alte Bäume, Vögel und noch einige an-

barische Gebirgsvölker das morgenländische Reich anfielen. Gegen die Äthiopier ward Aspar, gegen die Sarazenen, Isaurier und Zaner Armaces, ein Sohn des Plintha, mit Truppen geschickt. Diese unbedeutenden Feinde, die indessen die angrenzenden römischen Provinzen durch Rauben und Morden nicht wenig schon geängstiget hatten, wurden mit leichter Mühe überwunden und in ihre Gebirgs-Schlupfwinkel wieder zurückgejagt. Weit ernsthafter schien der Krieg gegen die Perser.

2. Arsaces, König von Armenien, war vor zwei Jahren gestorben. Kurz vor seinem Tode theilte er sein, seit dem unglücklichen Tode des Para *) (374) durch die Perser ziemlich geschmälertes Reich unter seinen beiden Söhnen Tigranes und Arsaces. Aber der Landesantheil, den Tigranes erhielt, war ungleich größer und bedeutender, als jener, welcher dem Arsaces zu Theil ward. Höchst unzufrieden mit dieser so ungleichen Theilung, welche Arsaces einer ungerechten Vorliebe des Vaters zu dem ältesten Sohne zuschrieb, wendete derselbe sich nach Constantinopel und flehete

Script. hist. Byz.

---

dere wilde Thiere waren die Gegenstände ihrer abgöttischen Verehrung. Um ihre Grenzen gegen dieses unruhige, auf nichts als Beute ausgehende, aber bei dem Anblick geordneter Scharen sich sogleich in seine waldigen und gebirgigen Schlupfwinkel zurückziehende Raubgesindel zu sichern, waren die Römer am Ende genöthiget, ihm jährlich eine gewisse Quantität Goldes zu schicken; worauf es die Bewohner der angrenzenden römischen Provinzen in Ruhe ließ.

*) Para war der Sohn un Nachfolger des armenischen Königs Arsaces. Dieser ward treuloser Weise von dem persischen König Sapor und Para auf noch schändlichere, treulosere und niederträchtigere Weise von dem römischen Feldherrn Trajanus, auf Befehl des Kaisers Valens ermordet.

7. An die Vertreibung der Vandalen aus Afrika war nun nicht mehr zu denken. Valentinianus, der Hülfe des morgenländischen Reiches beraubt, sah sich gezwungen, mit Genserich Friede zu machen und die Abtretung Carthagos, so wie aller übrigen von den Vandalen eroberten Provinzen auf das neue zu bestätigen *). In diesen Friedensvertrag ward auch Theodosius eingeschlossen; so daß nun beide Kaiser den Genserich als rechtmäßigen Beherrscher von Afrika anerkannten.

J. n. C. G. 442.

XXXIX.

1. Die so übel geleitete Expedition gegen die Vandalen war gleichsam das Signal, auf welches alle Feinde des römischen Namens, Hunnen, Perser, Äthiopier, Sarazenen, Isaurier, Zaner **) und noch andere bar-

---

*) Die beiden Mauritanien, nämlich Cäsarensis und Tingitana, nebst der kleinen Landschaft Tripolis und einem noch kleinern landeinwärts gelegenen Theil von Numidien, in welchem Cirta lag, wurden jedoch, wie es scheint, dem Valentinian wieder zurückgegeben; denn wir haben ein Gesetz von diesem Kaiser aus dem Jahre 445, dem zu Folge die ohnehin schon sehr geminderten Steuern dieser Provinzen, wegen der außerordentlichen Armuth ihrer Einwohner, auf den achten Theil herabgesetzt wurden.

**) Die Zaner wurden in ältern Zeiten Macrones genannt (Dion. Apoll.). Sie waren ein auf der mitternächtlichen Grenze des Taurus, zwischen Colchis und Iberien, wohnendes, bis jetzt noch unbezwungenes, äußerst wildes Gebirgsvolk. Raub war ihr Hauptnahrungszweig. Das Christenthum hatte bei ihnen noch keinen Eingang gefunden. Ihren Götzendienst übten sie in dichten Wäldern. Hohe alte Bäume, Vögel und noch einige an-

barische Gebirgsvölker das morgenländische Reich anfielen. Gegen die Äthiopier ward Aspar, gegen die Sarazenen, Isaurier und Zaner Armaces, ein Sohn des Plintha, mit Truppen geschickt. Diese unbedeutenden Feinde, die indessen die angrenzenden römischen Provinzen durch Rauben und Morden nicht wenig schon geängstiget hatten, wurden mit leichter Mühe überwunden und in ihre Gebirgs-Schlupfwinkel wieder zurückgejagt. Weit ernsthafter schien der Krieg gegen die Perser.

2. Arsaces, König von Armenien, war vor zwei Jahren gestorben. Kurz vor seinem Tode theilte er sein, seit dem unglücklichen Tode des Para *) (374) durch die Perser ziemlich geschmälertes Reich unter seinen beiden Söhnen Tigranes und Arsaces. Aber der Landesantheil, den Tigranes erhielt, war ungleich größer und bedeutender, als jener, welcher dem Arsaces zu Theil ward. Höchst unzufrieden mit dieser so ungleichen Theilung, welche Arsaces einer ungerechten Vorliebe des Vaters zu dem ältesten Sohne zuschrieb, wendete derselbe sich nach Constantinopel und flehete

Script. hist. B. a.

dere wilde Thiere waren die Gegenstände ihrer abgöttischen Verehrung. Um ihre Grenzen gegen dieses unruhige, auf nichts als Beute ausgehende, aber bei dem Anblick geordneter Scharen sich sogleich in seine waldigen und gebirgigen Schlupfwinkel zurückziehende Raubgesindel zu sichern, waren die Römer am Ende genöthiget, ihm jährlich eine gewisse Quantität Goldes zu schicken; worauf es die Bewohner der angrenzenden römischen Provinzen in Ruhe ließ.

*) Para war der Sohn un Nachfolger des armenischen Königs Arsaces. Dieser ward treuloser Weise von dem persischen König Sapor und Para auf noch schändlichere, treulosere und niederträchtigere Weise von dem römischen Feldherrn Trajanus, auf Befehl des Kaisers Valens ermordet.

bei Theodosius um Schutz gegen die Ungerechtigkeit des väterlichen Testamentes und die nun darauf beruhenden Anmaßungen des Bruders. Der Kaiser versprach ihn in seinen Rechten zu schützen. Ein kaiserlicher Beamter ward nun an Tigranes abgeordnet, um von demselben die Abtretung einiger Landestheile an seinen Bruder zu fordern. Tigranes, der die Übermacht der Römer fürchtete und doch seinem Bruder durchaus nichts abtreten wollte, zog jetzt die ruhige Existenz eines Privatmannes dem unruhigen Besitze eines von einem so mächtigen Feinde gefährdeten Thrones vor, machte daher mit allen von seinem Vater ihm zugetheilten Ländern dem König von Persien ein Geschenk und zog sich in dessen Staaten zurück. Arsaces erschrack nun eben so sehr über den von Tigranes gethanen Schritt, als dieser vorher über die, in der Erbschaftsangelegenheit von seinem Bruder erbetene Dazwischenkunft des römischen Hofes erschrocken gewesen war. In der Voraussetzung, daß er von Theodosius vielleicht doch nur eine schwache Unterstützung zu hoffen haben könnte, ahmte er das Beispiel seines Bruders nach und machte gleichfalls auch seinen Landesantheil dem Theodosius zum Geschenke; unter dem einzigen Vorbehalt, daß er und seine Nachkommen auf ewige Zeiten von allen Steuern und persönlichen Lasten befreit seyn sollten. Theodosius nahm dieses Anerbieten an, ließ sogleich jenen Theil von Armenien besetzen und erbauete, zum Beweis der Besitznahme, auf den Grenzen desselben eine Festung, welche er nach seinem eigenen Namen Theodosiopolis nannte.

3. Während dieser Ereignisse war Varanes V. gestorben und sein Sohn und Nachfolger Isdegerdes II., der gleich im Anfange seiner Regierung eine gefährliche Empörung in der Provinz Chorasan zu dämpfen hatte, konnte sich bis jetzt nicht in die Angelegenheiten Armeniens mischen. Aber nun waren die Rebellen bezwun-

gen, und da Isdegerdes die Erbauung der neuen Festung Theodosiopolis als einen Friedensbruch von Seiten der Römer betrachtete, so wandte er jetzt gegen diese seine Waffen und fiel mit einem Heere in Mesopotamien ein.

4. Dem Patricier Anatolius, der schon Consul gewesen war, ward der Oberbefehl über das gegen die Perser bestimmte Heer übertragen. Anatolius war ein eben so hell sehender Staatsmann als besonnener Feldherr und wegen der überall bekannten Rechtlichkeit seiner Grundsätze allgemein geehrt. Jetzt sah er ein, daß, da das Reich auf einer andern Seite von einem nicht minder furchtbaren Feind bedrohet würde, der Krieg mit den Persern so schnell als möglich beendiget werden müßte. In angestrengten Märschen eilte er daher mit dem Heere nach Mesopotamien; bevor er jedoch ankommen konnte, war Isdegerdes mit seiner Armee schon über den Tigris gegangen. Bald standen Römer und Perser einander gegenüber. Schon hatten beide Theile ihre Massen in Schlachtreihen entwickelt und man erwartete blos noch das Zeichen zum Angriff; als Anatolius vom Pferde stieg und nur von wenigen Officieren begleitet, sich gerade zu dem König von Persien begab. Isdegertes, dessen Herzen Edelmuth nicht fremd war, fühlte sich hochgeehrt durch das Zutrauen des edeln Römers in seine Großmuth. Ohnehin stand Anatolius, der vor 20 Jahren mit Varannes, dem Vater des Isdegertes den letzten Frieden geschlossen hatte, bei den Persern in hoher Achtung. Der König empfing ihn daher äußerst wohlwollend; als er aber zu Ausgleichung der zwischen den Römern und Persern sich erhobenen Streitigkeiten einige Vorschläge machen wollte, weigerte sich Isdegertes ihn anzuhören. Die Ursache davon war, weil er sich jetzt auf römischem Boden befände. Das Heer des Anatolius bezog also ein Lager und Isdegertes ging mit dem seinigen wieder über den Tigris zurück.

5. Anatolius war dem Könige gefolgt, und dieser zeigte sich bereit, mit den Römern für das ganze folgende Jahr einen Waffenstillstand einzugehen. Während dieser Zeit sollten die beiderseitigen Ansprüche geordnet und alle einem dauerhaften Frieden noch entgegenstehende Schwierigkeiten ausgeglichen werden. Aber ein solcher schwankender Zustand, und der die Römer gezwungen haben würde, ein bedeutendes Heer auf der Grenze von Persien stehen zu lassen, konnte dem staatsklugen Anatolius nicht genügen. Er verwendete also große Summen zu Geschenken, welche er theils dem Könige selbst machte, theils unter dessen vornehmsten Hofbeamten austheilte; und da nun Isdegertes zu gleicher Zeit die Nachricht erhielt, daß in einigen Provinzen seines Reiches wieder neue Unruhen ausgebrochen wären, so kam statt des Waffenstillstandes ein förmlicher Friede zu Stande. Beide Theile blieben in dem Besitze der Länder, welche sie inne hatten; jedoch ward festgesetzt, daß es keinem von ihnen erlaubt seyn sollte, in dem, ihm durch die Schenkung der armenischen Prinzen, zugefallenen Landesantheil eine neue Festung zu erbauen. Dieser Friede, weil ein Bedürfniß für beide Reiche, war von Dauer und wurde in einer langen Reihe von Jahren nicht unterbrochen. Kein Theil gab dem andern Ursache zu gegründeter Klage; und als nachher Isdegertes die in seinen Staaten wohnenden Christen zu verfolgen anfangen wollte, bedurfte es von Seiten des Theodosius nur eines freundlichen Vorwortes, um den König zu bewegen, seine gegen die Christen schon geschleuderten, blutigen Edikte sogleich wieder zurückzunehmen. — Mit Persien waren also die alten friedlichen und freundschaftlichen Verhältnisse wieder hergestellt; aber ein anderer ungleich furchtbarerer Feind blieb jetzt den Römern noch zu bekämpfen übrig.

XL.

1. Unter allen historischen Namen giebt es beynahe keinen, der so traurige und schreckliche Rückerinnerungen erregt, als der Name Attila; an ihn knüpft sich das Andenken einer verheerten, verwüsteten halben Welt; an ihn das Andenken von mehr als hundert, dem Ehrgeiz eines wilden Eroberers hingeschlachteter Völker. Zahllose Könige barbarischer, vorher noch nie bezwungener Nationen zitterten bei diesem furchtbaren Namen; Theodosius erblaßte, so oft er ihn nennen hörte und selbst den hochherzigen Marcian ergriff jedesmal ein unwillkührlicher Schauer.

Jornand. de reb. get. Prisc. de legat. in corp. hist. byz. Cassiod. fast. cons. Chron. Alex. Till. hist. des Emp. t. 6. Allgem. Weltg. Gibb. hist. of the decl. rom. emp.

2. Attila, ein Sohn des Mundschuck, war der Stifter eines der größten Weltreiche, welche die Geschichte kennt. Wie schwankend auch die Vorstellung seyn mochte, nach welcher man eine unermeßliche Länderstrecke Hoch-Asiens unter dem Namen Scythien begriff; so darf dieselbe doch in ihrer größten, ja wohl grenzenlosen Ausdehnung, auf Attilas Reich angewendet werden. Unter allen Eroberern älterer und neuerer Zeiten war er der einzige, der Germanien und zwar in der weitesten Bedeutung dieses Wortes, mit dem ungeheuern Reiche der Scythen verband. Von den Ufern des Rheins bis an die Wolga und von da bis an die mitternächtlichen Gebirge Persiens und die nördlichen Grenzen Chinas erkannten alle Könige und Völker Attila für ihren Oberherrn. Die Inseln des Oceans und alle, welche das baltische Meer bespühlet, waren seinem Scepter unterworfen, und in Pelzwerken lieferten die entlegensten Länder Scandinaviens ihm einen jährlichen Tribut. Die römischen Kaiser vom Aufgang und Niedergang waren ihm zinsbar. Theodosius besaß seinen Thron nur als ein Unterpfand seiner schnellen und bereitwilligen Folgeleistung aller Befehle des Attila;

und hätte nicht Gottes unverkennbarer Arm den Sitz des sichtbaren Statthalters seiner Kirche geschützt; so würde es nur eines Winkes des wilden Eroberers bedurft haben, um Rom in ein hunnisches Dorf und ganz Italien in einen scytischen Weideplatz zu verwandeln.

3. Momentan, wie jede Weltherrschaft *), zerfiel auch Attilas ungeheures Reich schon über dem Grab-

*) Eine Ausnahme davon macht das die Welt einst beherrschende Römerreich. — Daß alle, große wie kleine, irdische und daher vergängliche Weltereignisse dem ungleich höhern, ewigen Zwecke der Menschheit untergeordnet, mithin bloße Mittel zu Erreichung höherer, geistiger und göttlicher Tendenzen sind; dies beweißt die ganze Geschichte, von der Völkertrennung unter dem Thurm von Babylon an, bis auf die neuern und neuesten Zeiten. Um die Geschichte des kleinen, in einen Winkel Syriens gedrängten Volkes der Hebräer drehete sich, wie um einen Mittelpunkt, die Geschichte aller Reiche des mittlern und westlichen Asiens; und Rom ward blos deswegen die Herrschaft über die bekannte Erde zu Theil, weil die unter einer einzigen Regierung, unter einerlei Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten und selbst unter einer vorherrschenden Sprache vereinte Welt den Wahrheiten des Evangeliums einen desto schnellern und leichtern Eingang öffnen sollte. Nur aus diesem Standpunkte betrachtet, erscheint die Geschichte als ein schönes, harmonisches Ganzes, eben so befriedigend für den Verstand, als erhebend für das Herz. Nur aus diesem Standpunkte beleuchtet, hört sie auf, ein ewiges, monotones, sich stets wiederholendes Steigen und Fallen der Völker zu seyn, ein langweiliges, ekelhaftes Gemälde, in welchem nur Laster und Thorheiten, Gewaltthat und Ungerechtigkeit und das Unding, das man Zufall nennt, auf dem Vordergrunde stehen, und wo auf die Frage: warum mußte dies geschehen, warum jenes sich so fügen? nie auch nur die leiseste, befriedigende Antwort erfolgen kann. — Zu einem großen, in allen Zeiten anwendbaren Commentar über die Weltgeschichte,

hügel seines Gründers; und wenn dieser so schnelle Verfall für die Personalgröße des Eroberers zu zeugen scheint; so mag es auch auf der andern Seite dem christlichen Geschichtsforscher eben deswegen erlaubt seyn, in dem furchtbaren, eine halbe Welt mit ihren Trümmern bedeckenden Attila, der, als er aus dem Leben schied, auch nicht eine einzige Spur einer neuen Schöpfung, sondern nur blutige Spuren der Verheerung und Zerstörung hinter sich zurückließ, nichts anders als das zu erblicken, wofür ihn bei seinem Einfall in Gallien schon ein heiliger Einsiedler bezeichnet hatte; nämlich eine Geißel Gottes, bestimmt, die Völker zu züchtigen; dann aber sogleich selbst zerbrochen und von der Erde wieder vertilget zu werden *).

4. In der Beschreibung, welche uns die Schriftsteller von der Gestalt und dem äußern Ansehen des Attila machen, erblicken wir das Bild eines heutigen, häßlichen Kalmücken. Auf einem kurzen, viereckigen aber starkknochigen Körper mit breiter Brust stand ein unförmlicher großer Kopf. In diesem funkelten ein paar kleine, tiefliegende Augen, deren wilder Blick,

---

oder vielmehr zu einer wahren Philosophie der Geschichte könnte vielleicht, so wenig man es auch bisher beachtet haben mag, nichts eine bessere und sicherer führende Anleitung geben, als die Danielschen Prophezeihungen in den heiligen Büchern des alten Bundes.

*) Daß er blos eine Geißel Gottes sey, soll jener Einsiedler dem Attila selbst gesagt, ihm aber zugleich auch bemerkt haben, daß zu seiner Zeit Gott diese Geißel wieder zerbrechen werde. Über diese Benennung, und welche er als eine Vorhersagung steten und gewissen Sieges betrachtete, war der mächtige Hunnenkönig so erfreut, daß er sie auf das lange Register seiner endlosen Titel setzen ließ und von dieser Zeit an, selbst bei seinen Ausfertigungen, sich ihrer bisweilen bediente.

wohin er fiel, nur Entsetzen erregte, und jeden Gedanken wie jede Zunge durch Schrecken fesselte. Seine Gesichtsfarbe war schwarzgelb, die Nase abgestumpft und der Mund weit gespalten. An die starken, hervorstehenden Backenknochen schloß sich ein hellgrauer Bart an und auf dem größtentheils geschornen Schädel sah man in der Mitte nur etliche wenige weiße Haare *). Sein Charakter war eine wilde Mischung von guten und bösen Eigenschaften, von Großmuth und Gewaltthat, von Grausamkeit und Milde, von Habsucht und Gerechtigkeit, von trügerischer Verstellung und biederer Offenheit. Eben so klug und schlau, als klug und unternehmend, verdankte er mehr seinem Kopf als der Stärke seines Armes die Eroberung so vieler Reiche. Bei einem Einfall in das feindliche Land, auf dem Schlachtfelde oder unter dem wilden Siegesgeschrei seines Heeres, war sein Ohr gänzlich der Stimme der seufzenden Menschheit geschlossen. Morden und Würgen waren dann seine Lust und sein Ergötzen, in Flammen auflodernde Städte und Dörfer die Zeugen seiner Gegenwart, und zahllose Haufen von Erschlagenen und weite, mit Trümmern und Leichen bedeckte Gegenden, die glänzendsten, ihm am meisten schmeichelnden Trophäen seiner Siege. Waren aber einmal seine Feinde zu Boden geschlagen; dann öffnete sein Herz sich wieder den Gefühlen des Mitleidens. Auf seine Zusage des Friedens konnten die Über-

---

*) Bei den scythischen Hunnen war es Sitte, den Kopf zu scheren und das Wachsthum der Haare zu verhindern, weil sie, im Gegensatz mit der Meinung aller andern Völker, langes und schönes Haar für weibisch und unanständig hielten. Auch den Kindern wurden die Backen zerschnitten und verstümmelt, damit ihre ganz entstellten, mit scheußlichen Narben bedeckten Gesichter einst den Feinden desto schreckbarer seyn möchten.

wundenen sich alsdann mit Zuversicht verlassen, und auf seine Verheißungen völliger Verzeihung die Geflohenen wieder furchtlos in die verödete Heimath zurückkehren. Von seinen eigenen Unterthanen, so wie von den Beamten und Dienern, die seine Person umgaben, ward er stets als der gerechteste und gnädigste Beherrscher eben so abgöttisch verehrt, als aufrichtig geliebt *). Das Gefühl seiner Überlegenheit und das Bewußtseyn seiner Allmacht äußerten sich in seinem stolzen Gange, in jeder seiner Geberden, in jeder Bewegung, so wie in der ganzen Haltung seines Körpers. Auf den ersten Blick erkannte man in ihm den Mann, der bestimmt sey, den Erdkreis in seinen Grundfesten zu erschüttern. Furchtbar und gräßlich war sein Anblick, wenn seine Stirne sich umwölkte oder er gar in leidenschaftlichem Zorn entflammte. Jedermann suchte ihm dann zu entfliehen; und als einer ganz außerordentlichen, unerhörten Erscheinung erwähnt die Geschichte, daß ein Gesandter des Kaisers Valentinian es wagte, dem vor Wuth schnaubenden Attila kühn unter das Gesicht zu treten, daß er dessen wüthende Vorwürfe, ohne die Gegenwart des Geistes zu verlieren, ruhig anhörte, mit Zuversicht und Festigkeit darauf antwortete, und durch die siegende Stärke seiner Gründe und ein festes

---

*) Nach dem Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller behandelte Attila seine Unterthanen mit der größten Leutseligkeit, hörte ihre Beschwerden mit Geduld und Gelassenheit an, und entschied ihre Streitigkeiten stets nach den strengsten Foderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit. Salvian sagt, daß man in allen Staaten des Attila nie einen Armen gefunden hätte, welcher durch Abgaben gedrückt oder wegen Zahlung rückständiger Steuern wäre verfolgt worden; und Jornandes, obschon ein erklärter Feind der Hunnen, versichert, daß Attila nie einen Menschen verlassen, den er einmal in Schutz genommen hätte.

würdevolles Betragen endlich den gereizten Löwen wieder zu sänftigen und zu schmeidigen wußte.

5. Attila hatte sich kein geringeres Ziel gesetzt, als die Eroberung der ganzen, damals bekannten Welt. Aber so wie zu allen Zeiten Aberglaube und Volkswahn in den Planen der Eroberer eine große Rolle spielten, eben so wußte auch Attila sich derselben als einer mächtigen Springfeder in der Ausführung seiner weitschichtigen Entwürfe zu bedienen. Die alten Scythen kannten keine andere Gottheit, als den Kriegsgott; und dieser Gott war ein altes breites Schwerdt, welches, auf einen jedesmal von ihren Händen errichteten Altar gestellt, durch blutige Opfer von Pferden, Kühen, Ziegen, auch wohl durch Menschenopfer abgöttisch verehrt ward *). Aber leider war dies Schwerdt seit einigen Jahrhunderten verloren worden, und Attila ward nun das außerordentliche Glück, daß dasselbe bald nach dem Antritt seiner Regierung wieder gefunden wurde. Ein Kühhirt hatte bemerkt, daß eine seiner Kühe sehr stark an dem Fuß war verwundet worden. Um den Ort zu finden, wo sie diese Wunde könnte erhalten haben, folgte er der Spur des Blutes. Er war noch nicht weit gegangen; so hatte er das, was

---

*) Jährlich ward von den alten Scythen ihrem Kriegsgott ein Fest gefeiert. In einer weiten Ebene wurde alsdann ein Altar errichtet. Dieser mußte wenigstens dreihundert Ellen in der Länge und eben so viele in der Breite haben und bestand aus aufeinandergethürmten Holzscheitern und Reisbündeln. Auf der Spitze des Holzhaufens stand der scythische Gott, nämlich das Schwerdt. Mit dem Blute geschlachteter Pferde, Rinder und Schafe ward hierauf der Altar eingeweihet; und wenn Menschenopfer statt hatten, so wurde hiezu aus den Gefangenen je der Hundertste genommen. Den Unglücklichen, welche das traurige Loos traf, wurden an den Schultern beide Arme abgehauen, diese alsdann

er suchte, schon gefunden. Er entdeckte nämlich im tiefem Grase die Schneide eines aus der Erde hervorragenden Schwerdts; dieses grub er aus, und nicht ahndend, welchen kostbaren Fund er gemacht habe, brachte er es dem König und machte demselben damit ein Geschenk. Auf den ersten Blick erkannte Attila, daß es das seit mehreren Jahrhunderten verlorene Schwerdt des Kriegsgottes sey. Mit der größten Ehrfurcht und Dankbarkeit nahm er es aus den Händen des Hirten, belohnte diesen königlich und ließ sogleich allen unter seinem Regiment vereinten Volksstämmen das ihm zu Theil gewordene Glück unter den größten Feierlichkeiten bekannt machen. Von diesem Augenblicke an erblickten alle Hunnen in Attila eine Art von höherm Wesen; sie fühlten sich überzeugt, ihr König sey unüberwindlich, von der Gottheit selbst mit der Herrschaft über alle Völker des Erdbodens beschenkt worden. Dieser Volkswahn und welcher gleich durch die glücklichen Erfolge der ersten Unternehmungen des Attila noch tiefere Wurzeln schlug, trug nachher nicht wenig zu der ganz beispiellosen Unterwürfigkeit bei, in welcher alle von ihm einmal überwundene Barbaren ihr ganzes Leben hindurch gegen ihren Oberherrn beharrten. Gleichsam mit einem Winke seiner Augen konnte

---

hoch in die Luft geworfen und aus der Art, wie sie auf den Holzstoß zurückfielen, die Zukunft und das Verborgene gedeutet, gute und böse Anzeigen daraus hergeleitet. Von den vielen Römern, welche bei Gelegenheit der häufig an Attila abgeordneten Gesandtschaften an den Hof desselben kamen, konnte keiner auch nur eine entfernte Spur von noch gebräuchlichen Menschenopfern entdecken. Wahrscheinlich hatte Attila sie abgeschafft, welches er um so eher thun konnte, da er auf unzähligen Schlachtfeldern und in den Ländern, welche der Hunnen Schwerdt entvölkerte, seinen Kriegsgott mehr als hinreichend dafür entschädigte.

Attila sein ungeheures Reich beherrschen. Die Könige und Anführer kriegerischer Stämme und deren Anzahl sich in dem Laufe seiner Regierung immer vermehrte, beobachteten gegen ihn stets das demüthige Verhältniß von Trabanten und Hofbeamten. Zitternd und in schweigender Ehrerbietung standen sie um seine Person, lauschend eines jeden seiner Winke und stets bereit, auf das mindeste Zeichen ihres Herrn, auch dessen strengste und sonderbarste Befehle ohne Murren und Widerrede zu vollziehen. In Friedenszeiten mußten unabhängige Fürsten, der Reihe nach, mit ihren Nationaltruppen das königliche Lager überall hin begleiten. Man hielt dies für eine ausgezeichnete Ehre und um keinen Preis würde man sich dieselbe haben entziehen lassen *). Attila hatte also stets ein schlagfertiges Heer an seiner Seite und welches, seiner Befehle gewärtig, auf das erste Signal gegen den Feind zu marschiren bereit stand. Wollte er aber gar seine ganze Kriegsmacht zusammen ziehen; so konnte er mehr als achtmal hundert tausend Barbaren in das Feld stellen; und von allen diesen zahllosen Völkern, Königen und Fürsten fiel es, so

*) Wenn die Römer sich gezwungen sahen, irgend einem barbarischen Volke oder dessen König einen jährlichen Tribut zu bezahlen; so nannte der römische Stolz dieses einen Sold oder Gehalt; und um consequent zu verfahren, wurde alsdann dem König oder Anführer, dem der Tribut bezahlt werden mußte, auch der Titel eines römischen Feldherrn ertheilt. Mit Attila wollte man die nämliche Comödie spielen und es ward ihm daher ein förmlich ausgefertigtes, von Theodosius unterzeichnetes Patent als römischer Feldherr überreicht. Aber der stolze Beherrscher einer halben Welt wieß es mit Verachtung zurück und sagte den Überbringern; die römischen Feldherren sind Sclaven des Theodosius; aber die meinigen sind Könige und dem Kaiser an Würde und Ansehen gleich.

lange Attila lebte, keinem Einzigen ein, sich je auch nur einen Gedanken der Empörung gegen ihn zu erlauben. In allem, was seine eigene Person betraf, liebte er eine edle Einfachheit. Aus einer Art von raffinirtem Stolz verschmähete er äußere Pracht und allen blendenden Schimmer; er hielt sich für zu groß, um seine Größe hierin zeigen zu müssen. An seiner Kleidung, seinem Schwerdt und der Zäumung seines Pferdes bemerkte man daher nie die geringste Verzierung, während die Kleidungen, die Schwerdter, Sättel und Zäume der Könige und Fürsten, welche ihm an seinem Hofe aufwarteten, mit Gold und den edelsten Steinen bedeckt waren. Nach der Sitte seines Volkes hatte er sehr viele Weiber, oder nach dem Ausdruck des Jornandes, ganze Heerden von Weibern, von welchen er eine zahllose Nachkommenschaft erzielte. Die liebste unter seinen Gemahlinnen war ihm eine gewisse Crecha. Sie wohnte in der Hauptstadt und war die Mutter seines ältesten Sohnes Ellac, den er vorzüglich liebte und allen seinen übrigen Brüdern vorzog. Nach Ellac war der jüngste Sohn Hernac der Liebling seines Vaters. Mit besonderm Wohlgefallen ruheten oft die Blicke des Attila auf diesem seinem jüngsten Sohne; denn seine Wahrsager hatten ihm versichert, daß er alle seine Brüder überleben und den Glanz und unsterblichen Ruhm seines Vaters erhalten würde. Der erste Theil dieser Prophezeihung ging in Erfüllung; aber nicht der zweite. Hernac liebte nichts weniger als den Krieg, begab sich, als innere Unruhen in dem hunnischen Reich ausbrachen, unter den Schutz der Römer und war sehr froh, als nach Zerstückelung des großen Hunnenreiches ihm von dem Kaiser Marcian einige Länder in Kleinscythien angewiesen wurden. — — So war Attila, die berühmte, allbekannte Geißel Gottes, die zwanzig Jahre hindurch den Erdkreis mit dem Geräusch ihrer Waffen erfüllte, zahllose Völker

ihrer Herrschaft unterwarf und die ganze Welt gegen Osten und Westen in unaufhörlicher Bewegung, Unruhe und zagender Erwartung erhielt. — Ergreifen wir jetzt wieder den Faden der Geschichte.

6. Bis zu dem Jahre 432 war Theodosius seit dem mit Rougilas geschlossenen Frieden von den Hunnen nicht mehr beunruhiget worden. Um die wilde Ungeduld der Barbaren zu mäßigen, hatte Theodosius sich in dem Friedensschluß zu einem jährlichen Geschenke von 450 Pfund Goldes verbindlich gemacht. Aber in dem so eben erwähnten Jahre sagten vier an der Donau wohnende Nationen den Hunnen den Gehorsam auf, und diese machten die Entdeckung, daß die Römer jene zur Empörung aufgemuntert, vielleicht gar schon ein Bündniß mit ihnen abgeschlossen hätten. Durch seinen Gesandten Eslav ließ Rougilas dem Theodosius seine gegründeten Beschwerden kund thun, foderte schleunige Abstellung derselben, drohete widrigen Falles mit unvermeidlichem Kriege. Friede war der einstimmige Wunsch des Senats und diesem sich fügend, ordnete Theodosius eine feierliche Gesandtschaft an Rougilas ab. Bevor jedoch diese noch Constantinopel verlassen hatte, war Rougilas gestorben und dessen Neffe Attila in Gemeinschaft mit seinem Bruder Bleda ihm in der Regierung gefolget. Zu den beiden neuen Königen wurden nun der Feldherr Plintha und der Quästor Epigenes, als Abgeordnete des Theodosius gesandt. Epigenes galt allgemein für einen sehr erfahrenen, in Geschäften gewandten, und mit dem Interesse und den Verhältnissen des Reiches innigst vertrauten Staatsmann. Leider entsprach der Erfolg seiner Unterhandlungen bei weitem nicht diesem Rufe, denn der Vertrag, den er abschloß, war einer der schmähligsten, wodurch jemals das Geheimniß der römischen Schwäche und Kraftlosigkeit sich bis jetzt noch verrathen hatte.

7. Die Bedingungen, unter welchen Attila und Bleda den Frieden mit den Römern erneuerten, waren gerade so, wie sie zu seyn pflegen, wenn der Sieger mit dem Besiegten oder die Übermacht mit der Ohnmacht unterhandelt. Das jährliche Geschenk, oder vielmehr der jährliche Tribut von 350 Pfund Gold ward auf 700 Pfund erhöhet. Alle Römer, welche in den letzten Kriegen, als Gefangene, in hunnische Knechtschaft gerathen waren, nachher aber durch Flucht sich aus der Gefangenschaft gerettet hatten, mußten ihren vorigen Herren zurückgeschickt oder für jeden Kopf acht Goldstücke bezahlt werden. Ferner machten die Römer sich verbindlich, alle Hunnen, welche indessen ihr Vaterland verlassen und in das römische Gebiet sich geflüchtet hatten, sogleich der strafenden Gerechtigkeit oder vielmehr der Rachsucht ihrer neuen Beherrscher zu überliefern. Alle diese Flüchtlinge oder Überläufer wurden von den Hunnen als Verräther betrachtet und auf Befehl der beiden Könige, selbst noch während der Anwesenheit der römischen Gesandten, an das Kreuz geschlagen. Unter den Unglücklichen befanden sich zwei Jünglinge aus dem Geblüte hunnischer Könige entsprossen; aber auch nicht einmal diese fanden jetzt Gnade vor den Augen ihrer unerbittlichen Beherrscher. Endlich musten die Römer noch feierlich versprechen, keinem barbarischen Volke, welches Attila und Bleda entweder jetzt oder in der Zukunft mit Kriege überziehen würden, die mindeste Unterstützung zu leisten, noch viel weniger in ein Bündniß mit demselben sich einzulassen. Der Schändlichkeit dieser Bedingungen kam nichts gleich, als der Unverstand und die unbegreifliche Verblendung, welche nicht einsahen, daß, wenn man die Gothen, Gäpiden, Heruler, Jazier, Boisker und andere an der Donau und dem Euxin wohnende, noch unabhängige Völker, die, vereint in einem Bündnisse mit Rom, jetzt noch der Macht der

Hunnen eine Grenze hätten setzen können, nun vereinzelt und isolirt dem Ehrgeize der beiden Eroberer überließ, diese durch Unterjochung aller dieser Völker nothwendig zu einer Macht anschwellen müßten, welcher weder Theodosius noch Valentinian, noch selbst die vereinten Kräfte beider Kaiserhöfe mehr Widerstand würden leisten können.

8. Diesem schimpflichen Vertrage zu Folge konnten jetzt Attila und Bleda so viele Eroberungen machen, als sie nur immer wollten; und bald wurden nun auch alle Völker, von der Donau bis an die entferntesten Ufer des Euxins, gezwungen, die Oberherrschaft der Hunnen zu erkennen. Auch das damals ziemlich mächtige Reich der Acazirer ward jetzt eine Beute Attilas. Dieses Volk wohnte an der mitternächtigen Seite des schwarzen Meeres. Es war in mehrere Völkerschaften getheilt, deren jede ihren eigenen König hatte, wovon jedoch einer als Oberkönig eines größern Ansehens genoß. Alle diese Fürsten wurden bezwungen und ihrer Länder beraubt. Nur einer derselben, der Couridach hieß und mit Attila in engerer Verbindung stand, ward verschont. Bald gereuete indessen Attila diese Großmuth. Er schickte dem Couridach eine Einladung, welche als ein Befehl betrachtet werden mußte, sich sogleich nach seinem Hoflager zu verfügen. Aber der Acazir war nicht minder schlau, als der Hunne, und entschuldigte sich, der gnädigen Einladung nicht Folge leisten zu können, weil er nicht im Stande wäre, den Anblick eines so großen Gottes zu ertragen. Der Stolz des Attila fühlte sich geschmeichelt und Couridach blieb im ruhigen Besitz seiner Länder. Aber mit alle diesen Eroberungen noch lange nicht zufrieden, brach Attila nun auch in die Tartarei ein, besiegte den Chan in einer blutigen Schlacht, drang bis an den östlichen Ocean vor, unterwarf sich die Inseln desselben und trug seine siegreichen Waffen bis nahe an die

Grenzen Chinas, dessen Beherrscher ihm Gesandten entgegen schickte.

9. Von diesen fernen Zügen und Eroberungen waren Attila und Bleda jetzt (441) zurückgekommen. Ihr ungeheures Heer war geübt, mit allen Beschwerlichkeiten und Entbehrungen des Krieges vertraut und unter ihren Anführern zu siegen gewohnt. Da Eroberungssucht durch Eroberungen nie befriediget, sondern nur zu neuen Eroberungen noch mehr gereizt wird, so sann auch Attila nun schon wieder auf einen neuen Krieg gegen die Römer. In dieser Stimmung fanden ihn Genserichs Gesandten, und da sie noch überdies reiche Geschenke mitbrachten, so bedurften sie keines großen Aufwandes von Worten und Gründen, um beide Brüder zu einem Einfall in das römische Reich zu bereden. Der so eben erwähnte, vor neun oder zehn Jahren mit Theodosius geschlossene und den Römern so schimpfliche Friede konnte für Attila kein Hinderniß seyn. Nichts war leichter, als einen Vorwand zum Krieg zu finden und diesen fand Attila auf folgende Art.

10. In dem letzten Friedensschluß war den Hunnen ein freier Markt an dem nördlichen, durch die römische Feste Constantia gedeckten Ufer der Donau zugestanden worden. Ihren mercantilischen, friedlichen Geschäften nachgehend, fanden sich nun eine Menge Römer und Hunnen allda ein. Plötzlich fallen jetzt die Letztern über die Erstern her, ermorden alles, was nicht durch schleunige Flucht sich retten kann, überfallen hierauf die Festung Constantia und machen sie dem Erdboden gleich. Die römischen Befehlshaber, in der Meinung, daß dieser unerhörte Frevel ohne Wissen und Genehmigung des Attila begangen worden sey, führten nun bei ihm gerechte Klage darüber und foderten verhältnißmäßige Genugthuung. Aber Attila fuhr sie hart an, sagte, die Römer hätten die Feindseligkei-

ten zuerst angefangen, denn der Bischof von Margum habe sich in sein Gebiet eingeschlichen und in einem der königlichen Begräbnißorte nächtlicher Weile einen Schatz gestohlen. Den geraubten Schatz müsse man vor allen Dingen ihm zurückgeben, auch den Bischof zu gerechter Strafe ihm ausliefern. Da an der ganzen Sache kein wahres Wort war, so wurde auch der Bischof von Margum nicht ausgeliefert und Attila ging nun mit einem furchtbaren Heere über die Donau. Da der Kern des theodosianischen Heeres noch nicht von Sicilien zurückgekommen, und die übrigen Truppen des Kaisers ebenfalls noch auf den Grenzen von Persien beschäftiget waren; so fanden die Feinde nirgends einen bedeutenden Widerstand. Alle an der Donau von den Römern gegen die Einfälle der Barbaren erbauten Festungen und festen Schlösser wurden schnell nacheinander erobert und von Grund aus zerstört. Der Stadt Margum bemächtigten sich die Hunnen durch Verrath. Gleich einem unaufhaltsamen Strom ergossen sich nun Myriaden von Barbaren über die römischen Provinzen. Vimenacum, Retiarium, Singidunum, Naissus, Sardika, Sirmium — lauter große, volkreiche Städte, die letztere die ehemalige Hauptstadt von ganz Illyricum — wurden mit Sturm erobert, geplündert und zerstört. Theodosius glaubte sich in Constantinopel nicht mehr sicher und flüchtete nach Asien. Die schönsten und fruchtbarsten Gegenden von Obermösien, dem römischen Pannonien und Thracien wurden in Einöden verwandelt. Furchtbar wüthete überall Feuer und Schwerdt. Keines Alters, keines Standes ward geschont. Kaum noch lallende Säuglinge und die selbst unter den Händen der Cannibalen und unter ihrem mörderischen Eisen sie noch anlächelten, wurden mit teuflischer Mordlust erwürget oder in die Flammen brennender Städte und Dörfer geworfen. Die damaligen Geschichtschreiber können

nicht Worte und Ausdrücke finden, um den Greuel der Verwüstung zu schildern; und vier Jahre nachher waren noch ungeheure, durch diesen Krieg ganz verödete und entvölkerte Länderstrecken mit den von der Sonne gebleichten Gerippen und Gebeinen der zahllosen Erschlagenen bedeckt.

11. Dunkel schwebt über dem Ausgang wie über der ganzen Geschichte dieses Krieges. Wie es scheint, kam indessen doch bald der Friede wieder zu Stande; wahrscheinlich schon in dem folgenden Jahre 443. Unter welchen Bedingungen derselbe abgeschlossen wurde, ist uns unbekannt; aber ohne allen Zweifel waren dieselben wieder höchst lästig und demüthigend für die Römer; wenigstens blieben die Hunnen im Besitze einer ziemlich bedeutenden, von ihnen eroberten Länderstrecke.

XLI.

1. Theodosius und sein Reich genossen jetzt wieder einiger Ruhe. Nur Schade, daß man die wenigen, schnell vorübergehenden Friedensjahre so wenig zu benutzen wußte. Es bedurfte wahrhaftig keines sehr scharfen Blickes, um einzusehen, daß der mit Attila geschlossene Friede nur ein Waffenstillstand, mithin ein neuer Einfall der Hunnen beinahe mit jedem Jahre wieder zu erwarten sey. Aber Theodosius schien seinen Feind nicht zu kennen. Die in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen gingen an dem Sohne des Arcadius verloren und, auf die Heiligkeit des geschlossenen Vertrages sich verlassend, übergab er sich nun der Sorglosigkeit und einer trägen Ruhe. Statt die Grenzen des Reiches zu sichern, neue Festen anzulegen, das Heer zu verstärken, ihm taugliche Feldherren vorzusetzen, die alte römische Kriegszucht wieder einzuführen,

die lange noch nicht völlig verschwandene Tapferkeit der Legionen auf das neue zu entflammen, und durch eine weise, alle unnöthigen Ausgaben und jeden leeren Prunk verschmähende Sparsamkeit, die kaiserlichen Kassen zu füllen, ohne das Volk zu bedrücken, kurz, statt in dem Frieden sich gegen einen neuen unvermeidlichen Krieg vorzubereiten, versplitterte er seine Zeit in zahllosen, unzusammenhängenden, isolirten Gesetzen und Verordnungen, mischte sich unberufen in kirchliche Angelegenheiten, verwirrte die Kirchen, nahm Antheil an dem Gezänke selbstsüchtiger Herestarchen, beförderte, ohne es zu wissen und zu wollen, ihre Irrlehren und Ketzereien, verfolgte die rechtgläubigen Bischöfe und blieb taub gegen die bittende und mahnende Stimme des Oberhauptes der Kirche. Aber dafür ward auch an keine einzige große, das wahre Wohl und die äussere Sicherheit des Reiches bezweckende Masregel gedacht. Eine solche lag gar nicht in dem Geiste einer Regierung, die in den Händen des elenden Chrysaphas nichts als ein vollständiges, das Eigenthum des Staats, der Kirche und aller Bürger in Beschlag nehmendes Raubsystem war.

2. Eine, jedoch keine merkbaren Spuren hinter sich zurücklassende Reise des Kaisers in einige seiner morgenländischen Provinzen; ein Volksaufstand in dem Cirkus von Constantinopel, wobei, wie gewöhnlich, viele Menschen das Leben verloren und endlich ein schreckliches, das ganze Morgenland erschütterndes und einen großen Theil von Constantinopel in einen Steinhaufen verwandelndes Erdbeben, im Gefolge von Theurung, Hungersnoth und Pest, sind ungefähr die merkwürdigsten Ereignisse, welche die Geschichte des Theodosius in dem Zwischenraume von dem Jahre 444 bis in das Jahr 448 ausfüllen.

3. Das Erdbeben, von welchem hier die Rede ist, war eines der furchtbarsten, deren die Weltge-

schichte erwähnt. Es war eben so verwüstend, als jenes, welches unter der Regierung des Kaisers Trajan so viele Städte des Orients stürzte und diesem Kaiser beinahe selbst das Leben gekostet hätte. — Am 24. Jänner des Jahres 447, an einem Sonntage des Morgens gegen neun Uhr, hörte man auf einmal in Constantinopel ein ganz ungewöhnliches, unterirdisches Geheule, befolgt von einem dem Rollen zahlloser Wagen ähnlichem Geräusche. Schon ahndend, was darauf erfolgen würde, flohen alle Einwohner eiligst aus der Stadt. Die nicht mehr gehen konnten, wurden getragen, die Kranken in ihren Betten, die Kinder in ihren Wiegen. In weniger als einer Stunde waren alle Kirchen, alle Palläste, Häuser und Straßen von ganz Constantinopel wie verödet. Offenbar wollte Gott der Einwohner schonen; kein einziger kam um; und erst, als alles was Leben hatte, gerettet war, erfolgte unter dem schrecklichen Getöse und Gekrach der einstürzenden Gebäude die erste Erderschütterung. Aber nun folgten nicht minder heftige Erdstöße schnell und ununterbrochen auf einander. Die Grundfesten der Erde schienen zu wanken. Die alten und neuern Mauern von Constantinopel, zwei und fünfzig Thürme, eine Menge von Kirchen und Pallästen und der größte Theil der Häuser, samt allen öffentlichen Denkmälern, Säulen und Statüen stürzten zusammen. Es dauerte mehrere Tage, bis die bebende Erde wieder ruhig ward. Der Kaiser, sein Hof, der Senat und alles Volk brachten diese angstvollen Tage unter lautem Gebete auf dem Felde zu. Die ganze umliegende Gegend von Constantinopel glich einem ungeheuern Tempel, in welchem jedes trauernde und zagende Herz der Altar war, auf welchem der Flehende sein und der Seinigen Leben und Schicksal dem Allmächtigen zum Opfer darbrachte. Das Sonderbarste war, daß alle, welche längst schon das Beten verlernt oder bisher über

die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des Gebetes philosophirt hatten, nun plötzlich von der Wirksamkeit desselben überzeugt wurden und, alle ihre Philosopheme vergessend, aus der Tiefe ihres geängsteten Gemüthes, gleich den Übrigen zu Gott um Erbarmung fleheten. Aber nicht blos über die Hauptstadt des Reichs, auch über einen Theil von Europa, vorzüglich über Thracien und über alle morgenländische Provinzen verbreitete diese furchtbare Naturerscheinung allgemeines Schrecken und Entsetzen. Die lange chersonesische Mauer stürzte ein; eine Menge Städte, Burgen und Dörfer wurden auf beiden Seiten des Hellesponts, in Bithynien und in den beiden Phrygien völlig verwüstet; der größte Theil von Antiochien ward in eine Ruine verwandelt, und sogar die Stadt Alexandrien, da die Schwingungen dieses schrecklichen Erdbebens sich selbst dem entfernten Ägypten mittheilten, zählte mehrere eingestürzte Gebäude und viele unter dem Schutt derselben begrabene Bürger. In einigen Ländern veränderte die Oberfläche der Erde ihre ganze bisherige Gestalt. Gebirge wurden in Ebenen und Ebenen in Gebirgsstrecken verwandelt. Hier vertrockneten Seen und Quellen, während in andern ganz wasserlosen Gegenden auf einmal große Seen sich bildeten und reiche Quellen hervorsprudelten, welche nun ausgetrocknete und verbrannte Sandwüsten in fruchtbare Fluren und lachende Auen verwandelten. An mehrern Orten spaltete sich die Erde und zog Menschen, Vieh, Häuser und Pflanzungen in den Abgrund hinab, bis ein neuer Erdstoß den furchtbaren Schlund wieder zuschloß. Aber nicht blos die Erde, auch das Meer und alle dem Meere ähnliche Seen waren in der schrecklichsten Bewegung. Ganze Inseln verschwanden von der Oberfläche des Meeres und sanken in die Tiefe hinab, während andere, vorhin unbekannte, aus Vulkanerde gebildete Eilande sich plötzlich aus den empörten Fluthen

emporhoben. Überall trat das Meer aus seinen Ufern. Breite Strecken Küstenlandes wurden von den unaufhörlich schäumenden und brandenden Wellen verschlungen. Oft zog das Meer sich schnell zurück; es schien alsdann sich gleichsam in die tiefsten Tiefen der Erde ergießen zu wollen. Alle längs einer Küste fahrende Schiffe geriethen dann auf den Grund und blieben unbeweglich, bis die auf das neue mit Ungestüm herandrängenden, immer mehr anschwellenden Wogen sie wieder ergriffen und dann auch nicht selten an nahe stehende Klippen und Felsen zertrümmerten.

4. Sechs Monate, jedoch unter immer mehr abnehmender Heftigkeit, dauerten diese schrecklichen Erschütterungen der schwankenden Erde und des bewegten Meeres beinahe ununterbrochen fort. In vielen Gegenden war die Atmosphäre ganz glühend, die Luft mit giftigen Miasmen geschwängert. Der Landbau war indessen an vielen Orten vernachlässiget worden. Große Strecken Landes lagen wüst und unbebaut; und nun wütheten auch bald Theurung, Hungersnoth, Pest und ansteckende Seuchen in dem Innern des Reiches, während der furchtbare Attila und seine Myriaden von Barbaren, wie wir sogleich erzählen werden, dasselbe von neuem wieder verheerend und mordend überschwemmten.

5. Die Wiederauferbauung der Mauern von Constantinopel und der eingestürzten Thürme war das erste Geschäft, welches man jetzt vornahm. Um diese Arbeit so schleunigst als möglich zu vollenden, ward eine ungeheure Menge Arbeiter angestellt; auch die Einwohner von Constantinopel, wegen ihrer eigenen Sicherheit besorgt, nahmen gerne und mit Freude an der Arbeit Antheil. Da die unsinnige Vorliebe, welche von jeher die Zuschauer in dem Circus für diese oder jene Farbe der Wagenrenner zeigten, nun gerade das Volk von Constantinopel in zwei Partheien, nämlich in die

blaue und grüne getheilt hatte; so benutzte man jetzt diese große Thorheit mit eben so großer Klugheit zum allgemeinen Besten der Stadt. Beide Parteien wurden nämlich bei dem Bau so angestellt, daß sie, von einem Punkte ausgehend und nach verschiedenen Richtungen hinarbeitend, am Ende der Arbeit zusammen treffen mußten. Welche von beiden die andere an Thätigkeit und unermüdeten Fleiß übertroffen haben würde, ergab sich alsdann von selbst. Ungemein beförderte der leidenschaftliche Wetteifer, welcher beide Parteien beseelte, die gemeinschaftliche Arbeit, und zwar so, daß schon nach sechzig Tagen, einer beinahe unglaublich kurzen Zeitfrist, die blaue und grüne Farbe sich begegneten. An dem Orte, wo sie zusammen trafen, ward ein großes Thor erbaut und in Erinnerung der dort zusammengetroffenen, arbeitenden Menschenmenge Polyandros genannt.

XLII.

1. Hätte Attila nicht längst schon das Geheimniß der römischen Ohnmacht besessen; so würden der letzte Krieg und der darauf erfolgte Friedensschluß es ihm hinreichend entdeckt haben. Nichts glich also dem oft in wahre Barbaren-Insolenz ausartenden Stolz, mit welchem derselbe von dieser Zeit an die Römer behandelte. Attilas Macht hatte ohnehin schon sich indessen um vieles vermehrt. Ungeduldig, die Herrschaft mit einem Genossen theilen zu müssen, hatte Attila seinen Bruder Bleda meuchelmörderisch überfallen und ermorden lassen. Alle dem Ermordeten unterworfenen Hunnenstämme erkannten nun Attila für ihren einzigen Oberherrn; und wahrscheinlich war es das so glücklich und wunderbar gefundene Schwerdt des Kriegsgottes, welches die Greulthat in den Augen

der Barbaren rechtfertigte, allen innern Unruhen zuvorkam und die Unterwerfung so vieler barbarischer Völker ohne allen Widerstand und alles Murren zu Stande brachte.

2. Noch nicht zufrieden mit dem jährlichen Tribut, welchen Theodosius ihm bezahlen ließ, bediente sich nun Attila mancherlei und oft der abgeschmacktesten Vorwände, um unaufhörlich bald Gold, bald andere kostbare Geschenke von Theodosius zu erpressen. Die Erfüllung einer Foderung reizte den Barbaren stets zu einer neuen Foderung, und das Verhältniß, in welches er sich gegen den Kaiser setzte, war vollkommen dasjenige eines Oberherrn gegen seinen demüthigen Lehnsmann. Jedes Ansuchen des Hunnenkönigs ward daher als ein Befehl betrachtet; denn jede seiner Foderungen war auch stets von einer Drohung begleitet und bei dem Worte Krieg zitterten Theodosius, seine Günstlinge, der Senat und vielleicht selbst das ganze Heer. Wegen der vielerlei Vorwände um Geld oder Geschenke zu erpressen, schickte Attila sehr häufig Gesandte nach Constantinopel. Diese in sein Interesse zu ziehen, hielt der kaiserliche Hof für ein Meisterstück der Politik. Geld und die kostbarsten Geschenke wurden daher gewöhnlich an dieselben verschwendet. Als Attila dieses erfuhr, fühlte sein Stolz sich ungemein dadurch geschmeichelt; und so oft er nun einen seiner Günstlinge belohnen wollte, schickte er ihn nur unter irgend einem Vorwande als Gesandten nach Constantinopel; und wer arm dahin kam, kehrte gewöhnlich als ein reicher Mann wieder in sein Vaterland zurück. Dergleichen Gesandtschaften wurden nun wahre Panisbriefe und mit welchen Attila gegen seine Diener sich nichts weniger als sparsam erzeigte. Der Stolz oder vielmehr der Hochmuth des Attila ging nicht selten sogar in wahrhaft kindische, läppische Großsprecherei über. So z. B. soll er einmal zwei

Gothen von seiner Dienerschaft, den einen an Valentinian, den andern an Theodosius, als Gesandten geschickt haben. Jeder der beiden Gothen hatte den Befehl, zu dem Kaiser, zu welchem er geschickt war, zu sagen: „Attila, mein und dein Herr befiehlt dir, einen Pallast für ihn in Bereitschaft zu halten.“ Da diese ganze Gesandtschaft blos eine gar nichts bezweckende, erbärmliche Spiegelfechterei war; so weiß man auch nicht, was Theodosius oder Valentinian auf diese, immerhin für sie demüthigende Posse mögen geantwortet haben.

3. Jedes persönliche Versprechen, das man einem seiner Gesandten in Constantinopel gemacht hatte, betrachtete Attila als eine ihm selbst gemachte Zusage und bestand stets mit der größten Hartnäckigkeit auf dessen Erfüllung. Einem gewissen Constantius *), Geheimschreiber und Liebling des Attila, hatte Theodosius die Hand der jungen, schönen und dabei ungemein reichen Tochter des vor einigen Jahren auf Befehl der Kaiserin Eudokia hingerichteten Comes Saturninus versprochen. Als Zenon, der Anführer ei-

*) Diesen Constantius darf man mit einem frühern Geheimschreiber des Attila, der ebenfalls Constantius hieß, nicht verwechseln. Beide waren geborne Gallier und von Aetius dem Attila zu diesen Stellen empfohlen worden; denn da der König zu seinen Geheimschreibern nur Männer von einer gewissen Bildung brauchen, solche aber unter seinen Hunnen nicht finden konnte; so wandte er sich, so lange seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Aetius dauerten, stets an ihn, so oft er Männer dieser Art in seinen Diensten nothwendig hatte. Der Constantius, welchen Aetius früher an Attila geschickt hatte, war bei weitem nicht so glücklich als der andere und gewann in dem Dienste der Hunnen leider etwas ganz anderes, als eine reiche Frau.

nes Corps Isaurier und welchen Theodosius kurz vorher in seine Dienste genommen und bald darauf zum obersten Feldherrn seines Heeres befördert hatte, dieses erfuhr, erkühnte er sich, dem von Theodosius gemachten Versprechen zum Trotze, die Braut des Constantius aus dem Schlosse, auf welchem sie lebte, gewaltsam zu entführen und mit einem seiner Freunde zu vermählen. Zenon stand nicht nur bei Theodosius in sehr großem Ansehen, sondern er hatte auch Mittel zu finden gewußt, sich demselben furchtbar zu machen. Der schwache Kaiser wagte es also nicht, den Frevel seines Feldherrn zu bestrafen. Aber Constantius beklagte sich bei seinem Herrn, dem Attila, und dieser ließ nun Theodosius sagen, daß er die seinem Geheimschreiber erzeigte Beschimpfung als eine grobe Beleidigung seiner eigenen Person betrachte. Es wäre für einen Monarchen eine Schande, sein gegebenes Wort nicht zu halten; und da die Frechheit des Zenon ungeahndet geblieben wäre; so müßte er den Kaiser entweder als einen Mitschuldigen desselben betrachten oder ihn für zu ohnmächtig halten, den Übermuth eines frechen Unterthanen zu bestrafen; in dem letztern Falle sey er bereit, ihm zu Hülfe zu kommen und dem Zenon die Ehrerbietung zu lehren, die er seinem Oberherrn schuldig wäre; übrigens müsse durchaus Constantius durch eine andere, der erstern in allen Verhältnissen gleichkommende Verbindung, schadlos gehalten werden. Wie gewöhnlich, mußte Theodosius auch diese demüthigende Lection schweigend anhören und dem Constantius eine andere junge, schöne und reiche Frau zu verschaffen suchen. Um aber doch zu zeigen, daß er Herr sey, ließ er das ganze Vermögen der unschuldigen, gegen ihren Willen entführten und verheiratheten Tochter des Saturninus für den kaiserlichen Fiscus einziehen, und suchte auf diese Weise, wie Tillemont richtig bemerkt, seine Feigheit oder Schwäche

hinter einer noch mehr Aufsehen machenden Ungerechtigkeit zu verbergen.

4. Es wäre ein in der Geschichte noch nie erhörter Fall gewesen, wenn Theodosius durch die vielen erduldeten Demüthigungen und durch völlige Aufopferung der Ehre seiner Krone, seinem Reiche endlich dennoch eine dauerhafte und sichere Ruhe hätte erkaufen können. Aber dies geschah nicht. Die schlaffe und immer schlaffer werdende Nachgiebigkeit des kaiserlichen Hofes reizte den stolzen Gegner nur zu immer größern Beleidigungen und, bei der sichern Hoffnung leichter Eroberungen und noch reicherer Beute, endlich gar zu einem neuen Kriege. Dieser brach nun wirklich in dem Jahre 447 wieder aus. Was die Ursache, oder vielmehr der Vorwand dazu gewesen seyn mag, wissen wir nicht. Mit seiner ganzen ungeheuern Kriegsmacht fiel Attila in das römische Gebiet. Aber jetzt ermannte sich auch Theodosius. Drei römische Armeen wurden in aller Eile zusammengezogen und dem Attila entgegen gesandt. Die erste unter der Anführung des Anegisiles, des nämlichen, der auf Anstiften des Chrysaphas vor einigen Jahren Johann den Vandalen ermordet hatte, stieß schon an den Ufern des Utis auf den Feind. Ein blutiges Treffen ward geliefert. Anegisiles war des Krieges nicht unkundig und ein äußerst braver Soldat. Lange schwankte der Sieg. Anegisiles that Wunder der Tapferkeit, erschlug mit eigener Hand eine Menge Feinde, stürzte aber unglücklicher Weise vom Pferde, ward umringt, getödtet und sein Heer darauf in die Flucht geschlagen. Ein zweites Treffen ward unter den Mauern von Marcionopolis geliefert. Dasselbe war nicht minder blutig, aber für die Römer auch eben so unglücklich, als das erstere. In dem Chersoneß, nicht ferne von Gallipoli ward endlich die dritte entscheidende Schlacht geliefert und

auch hier das Heer der Römer nicht nur geschlagen, sondern völlig vernichtet.

5. Durch den Verlust von drei Schlachten und die Vernichtung seines letzten Heeres war das morgenländische Reich den Hunnen jetzt Preis gegeben. Die ganze über fünfhundert Meilen vom Euxin bis an das adriatische Meer sich erstreckende Breite von Europa, ward von den zahllosen Schwärmen der Barbaren des Attila überschwemmt, besetzt und verwüstet. Unaufhaltsam drangen die siegenden Horden immer weiter vor. Einen Feind hatten sie nicht mehr zu besiegen. Rauben, Morden, Brennen und von Grund aus zerstören war jetzt ihr einziges Geschäft. Zwei und siebzig, und zum Theil große und volkreiche Städte, nebst einer Menge Schlösser, Burgen, Dörfer und Flecken gingen in Flammen auf. Der Greul der Verwüstung ging über alle Vorstellung und erstreckte sich schon bis an die Engpässe von Thermopilä und die Vorstädte von Constantinopel.

6. Theodosius sah nun ein, oder vielmehr glaubte nun einzusehen, daß der Römer Macht solchen Feinden nicht widerstehen könnte. Friede, und zwar Friede unter jeder Bedingung war daher der einmüthige Wunsch des Kaisers, seiner Räthe, des Senats und des ganzen römischen Volkes. Aber wie war jetzt ein Friede mit Attila möglich, ohne gleichsam das ganze Reich ihm auf Gnade oder Ungnade zu übergeben? Der Feldherr Anatolius, der durch den letzten mit den Persern abgeschlossenen, ehrenvollen Friedensschluß, sich den Ruf eines eben so geschickten als glücklichen Vermittlers erworben hatte, erhielt den Auftrag, dieses schwere Problem zu lösen. Anfänglich wollte der wilde Eroberer gar keine Vorschläge anhören, nicht einmal die Gesandten vor sich lassen; aber zuletzt gelang es doch dem Anatolius, ihn etwas zu sänftigen und auf mildere Gesinnungen zu führen; und so kam dann

endlich der Friede unter folgenden Bedingungen zu Stande.

1. Theodosius mußte — ob stillschweigend oder ausdrücklich, dies kann nicht bestimmt angegeben werden — dem ganzen, eben so wichtigen als ausgebreiteten Stücke Landes, welches sich längs der südlichen Ufer der Donau, von Singiduum (dem heutigen Belgrad) bis Nová in der Diöces von Thracien erstreckte, auf immer entsagen *). Der unter dem Namen Hülfsgelder bisher bezahlte jährliche Tribut von sieben hundert fünfzig Pfund Goldes ward auf zwei tausend ein hundert Pfund erhöhet. 3. Alle in dem Kriege in Gefangenschaft gerathene Hunnen mußten ohne Lösegeld frei gegeben, für jeden von den Hunnen gefangen genommenen und durch Flucht der Gefangenschaft entsprungenen Römer aber sogleich zwölf Goldstücke erlegt werden. 4. Mußte der Kaiser versprechen, die Kriegsunkosten, welche Attila auf 6000 Pfund Goldes anschlug, sogleich zu ersetzen. 5. Endlich sollten nicht nur alle hunnische Überläufer, sondern auch alle Barbaren, welche, weil sie in dem römischen Gebiete sich niedergelassen hatten, der Fahne des Attila nicht gefolgt waren, unverzüglich der Gerechtigkeit desselben überliefert werden **). Dieser letzten

*) Die Breite dieser Länderstrecke wurde durch die äußerst schwankende, nothwendig zu Streitigkeiten neuen Stoff darbietende Angabe von fünfzehen Tagreisen bestimmt. Da bei Attila wahrscheinlich alle Tagreisen sehr stark waren, so zog derselbe nachher sogar auch die, freilich jetzt eingeäscherte Stadt Naissus, den Geburtsort des großen Constantins, in die Grenzen seiner neuen Besitzungen.

**) Die Artikel des Friedensschlusses findet man bei Priscus; aber nicht in der Chronik des Grafen Marcellinus, welcher über diesen Frieden sich damit zu trösten sucht,

Foderung lag nicht bloße Rachsucht von Seiten des Attila zum Grunde. Er wollte dadurch mehr noch die Römer demüthigen, sie ganz isoliren, ihnen für die Zukunft jede Unterstützung, jede Hülfe von außen entziehen; denn welches barbarische Volk, welcher Hunne oder Scythe konnte jetzt noch den mindesten Werth in die Freundschaft oder den Schutz der Römer legen, die das demüthigende Bekenntniß ihrer gänzlichen Ohnmacht, diejenigen zu schützen, welche ihre Zuflucht zu ihnen genommen hatten, nun selbst so laut und gleichsam im Angesicht aller barbarischen Völker ablegen mußten? Unter den Unglücklichen, welche die Römer jetzt dem Attila ausliefern sollten, befanden sich auch zwei barbarische Prinzen, welche seit langer Zeit schon in dem römischen Reiche wohnten. Diese setzten sich aber zur Wehr und wollten lieber durch das Schwerdt der Römer umkommen, als in die Hände eines eben so grausamen als unerbittlichen Oberherrn fallen.

7. So unbedeutend für ein großes Reich die zum Ersatz der Kriegsunkosten bestimmte Summe von 6000 Pfund Goldes auch seyn mochte; so waren doch die kaiserlichen Kassen, theils durch schlechte Finanzverwaltung, theils durch die in den vorigen Jahren an Attila und seine Hunnen verschwendeten Geschenke so sehr erschöpft, daß sogar diese mäßige Summe durchaus nicht gleich konnte herbeigeschafft werden. Mit seinem gewöhnlichen Trotz bestand indessen Attila auf schleuniger Herbeischaffung des Geldes; und nun blieb dem byzantinischen Hofe kein anderer Ausweg, als zu einer persönlichen, jedoch mit vieler Willkühr und Strenge auferlegten Beisteuer aller Mitglieder des

daß um die nämliche Zeit die Indier dem Theodosius einen ungemein schönen und zahmen Tyger zum Geschenk gemacht hätten.

Senats seine Zuflucht zu nehmen. Aber dem äußern Glanz eines Hauses entsprach nicht immer dessen innerer, reeller Wohlstand; und so geschah es nun, daß viele Adeligen ihre verfallenen, nothdürftigen Umstände durch den öffentlichen Verkauf des Schmuckes ihrer Weiber und aller ererbten Kostbarkeiten ihrer Palläste mußten kundbar werden lassen. Eine solche Auktion des zur Mode gewordenen Luxus konnte nicht anders als höchst ergiebig seyn; denn so beschränkt auch die Vermögensumstände einer adeligen Familie seyn mochten; so gehörte es doch zu den nothwendigen Erfordernissen jener Zeit, daß jedes Haus, wenn es nur einigermaßen auf Wohlstand Anspruch machen wollte, wenigstens einen halbrunden Tisch von gediegenem Silber, welchen zwei Menschen kaum in die Höhe heben konnten, besitzen mußte; dazu gehörte ferner noch eine 40 Pfund schwere Schale von gutem Gold, und endlich auch eine gewisse Anzahl von Bechern, Tellern und andern Tischgeräthschaften von dem nämlichen edeln Metall.

8. Nichts beschämte in diesem Kriege die Kleinmüthigkeit des Kaisers, die Unweisheit seiner Maßregeln und die Ungeschicklichkeit seiner Feldherrn so sehr, als das edle Benehmen der Einwohner von Assemontium. Diese kleine aber feste Stadt in Thracien war so unbedeutend, daß keiner der alten Geographen ihrer erwähnt und ihr Name daher ohne das heldenmüthige Betragen ihrer Einwohner nie auf die Nachwelt gekommen seyn würde.

9. Als Attila die größten Städte wie Vogelnester nahm, nirgends Widerstand fand und alles vor ihm floh oder sich ihm unterwarf, war Assemontium die einzige Stadt, welche ihre Thore dem Sieger schloß. Fest entschlossen, sich unter den Trümmern ihrer Stadt begraben zu lassen, wollten die Einwohner nicht einmal die Annäherung der Hunnen ruhig abwarten.

Sie wählten aus ihrer Mitte einige taugliche Anführer, machten häufige und glückliche Ausfälle, überfielen einzelne herumschwärmende feindliche Haufen, hieben sie zusammen, machten viele Gefangene und nahmen ihnen die gemachte Beute wieder ab. Durch solche Erfolge noch mehr ermuthiget und durch Überläufer verstärkt, wurden sie immer noch kühner in ihren Unternehmungen. Attila sah sich endlich gezwungen, die Stadt förmlich zu belagern. Die Einwohner leisteten tapfern Widerstand, schlugen die Stürme der Barbaren zurück, machten Ausfälle und waren glücklich in allen ihren Unternehmungen. Die Hunnen hoben endlich die Belagerung auf und Attila schien von dem unbedeutenden Reste gar keine Kunde mehr nehmen zu wollen. Aber kaum bemerkten die braven Assemuntier, daß die Feinde sich zurückzogen, als sie sogleich wieder einen allgemeinen Ausfall wagten, die nachziehenden feindlichen Haufen angriffen, sie schlugen, viele Gefangene machten und mit reicher Beute beladen innerhalb ihrer Mauern wieder ankamen. Als nach beendigtem Feldzug der Friede sollte abgeschlossen werden, foderte Attila, daß auch die Assemuntier alle gefangenen Hunnen ohne Lösegeld frei geben und die Überläufer und Flüchtlinge ihm ausliefern sollten. Die Einwohner von Assemuntium, welche sich nicht für besiegt hielten, weigerten sich dieser Foderung. Attila drohete nun den Römern, die angefangenen und schon zur Reife gebrachten Unterhandlungen wieder abzubrechen. Aber die römischen Gesandten erklärten, daß sie über eine Stadt, welche im Augenblicke der Gefahr, sich selbst überlassen und ohne der Römer Hülfe, das Leben und die Freiheit ihrer Einwohner zu schützen gewußt hätte, keine fernern Rechte mehr hätten. Attila, dem das beispiellose, heldenmüthige Betragen der Assemuntier gefiel, ließ sich nun herab, mit der kleinen Stadt, die es allein gewagt hatte, sei-

ner Übermacht zu trotzen, in besondere Unterhandlungen zu treten. Da die Bürger von Assemuntium sich nicht entschließen konnten, diejenigen, welche bei ihnen Schutz gesucht, denselben gefunden, ja sogar ihnen wesentliche Dienste geleistet hätten, nun einem sichern Tod zu überliefern; so gaben sie vor, daß zwei Hirten aus der Stadt mit ihren Heerden von den Hunnen wären überfallen und gefangen genommen worden; würden diese ihnen zuerst zurückgegeben, dann wollten sie auch die in der Stadt befindlichen Hunnen gleichfalls herausgeben. Attila gestattete ihnen, in seinem Lager eine genaue Nachforschung nach diesen Hirten anzustellen. Natürlicher Weise wurden dieselben nirgends gefunden und die Hunnen sahen sich genöthiget, eidlich zu erklären, daß keine der Stadt zugehörigen Gefangenen sich in ihren Händen befänden. Die Assemuntier schickten darauf zwei gefangene Hunnen unentgeldlich zurück und erklärten auch ihrer Seits mit einem Eide, daß keine andern Gefangenen oder Flüchtlinge und Überläufer sich mehr in der Stadt befänden; die erstern hätten sie gewöhnlich getödtet und in Ansehung der andern sich es stets zum Gesetze gemacht, dieselben so bald als möglich wieder aus ihrer Stadt zu entlassen. Attila, obgleich die List der Assemuntier ihm nicht entging, nahm doch den Schein an, der Aussage derselben zu glauben, gab sich daher zufrieden und der Vertrag ward unter den oben angegebenen Bedingungen mit den Römern abgeschlossen. — Schade, daß ein falscher Eid, welchen keine nur immer gedenkbaren Umstände nicht einmal entschuldigen, vielweniger rechtfertigen können, den Heldenmuth der Assemuntier so schändlich beflecken mußte. Sicher würden sie, auch ohne diesen Frevel zu begehen, unter dem Schutz Desjenigen, Dessen allmächtiger Arm so sichtbar für sie

strikt, ihren an sich so edelmüthigen und lobenswürdigen Zweck erreicht haben.

XLIII.

1. Es war nicht, wie Prosper Tyro fälschlich zu glauben scheint, eine Folge der schelsüchtigen Politik des west-römischen Hofes, daß dieser dem Theodosius keine Hülfe in seinen Kriegen gegen Attila gesandt hatte. Das abendländische Reich genoß zwar jetzt einiger Ruhe, aber dieselbe war nur scheinbar. Von allen Seiten von barbarischen Völkern umgeben, warteten diese mit lauernder Aufmerksamkeit nur auf einen günstigen Augenblick, um ihre Anfälle auf das römische Gebiet auf das neue zu beginnen. Genserichs Verbindung mit Attila war dem Hofe von Ravenna nicht unbekannt, und die immer furchtbarer werdende Seemacht der Vandalen, die jetzt anfingen, förmliche Seeräuber zu werden, bedroheten in jedem Jahre alle Küstenländer des abendländischen Reiches. Übrigens hatte man im Abendlande, wie es aus einigen zwischen den Jahren 42 und 46 gegebenen Gesetzen erhellt, die Hoffnung zur Wiedereroberung Afrikas bei weitem noch nicht aufgegeben. Endlich fesselten auch die Bewegungen der Gothen, Franken und Sueven unaufhörlich die Aufmerksamkeit des Aetius, der sich größtentheils in Gallien aufhielt, durch seine Gegenwart den unruhigen Ehrgeiz der Barbaren zurückhielt, oder die wiederholten Empörungen der Armoriker, so wie die öftern Aufstände der Bagauden durch kräftige Masregeln zu unterdrücken wußte.

2. Valentinian oder vielmehr Placidia erließ indessen sehr viele, wahrhaft weise und den Bedürfnissen des Reiches wie der Kirche angemessene Ge-

der Achtung, und unter den nämlichen Bedingungen, welche der Kaiser seinen Gesandten vorzuschlagen befohlen hatte, ward der Friede nun geschlossen. Worin diese Bedingungen bestanden, wird uns nirgends gemeldet; aber Idatius versichert, daß sie für das römische Reich eben so ehrenvoll als vortheilhaft gewesen wären. Rechiar zog sich hierauf in seine Staaten zurück, welche Gallicien, Lusitanien und Bätica in sich begriffen. Hier blieb er ruhig bis nach dem Tode des Valentinians, wo er, wie wir sehen werden, die in dem römischen Reiche entstandene Verwirrung auf alle Art zu seinem Vortheil zu benutzen suchte.

4. Sowohl Staatsinteresse als eigenes Gefühl der Dankbarkeit für die bei den Hunnen gefundene Hülfe und Gastfreundschaft hatten den Aetius bis jetzt bewogen, seine Verbindung mit denselben so sorgfältig als möglich zu unterhalten. Während seines Aufenthaltes in den Zelten der Hunnen unter der Regierung des Rougilas hatte Aetius, in traulichen Verhältnissen mit dem Prinzen Attila gelebt, und als dieser zur Regierung kam, ward die persönliche oder militärische Freundschaft zwischen beiden durch öftere Gesandtschaften und gegenseitige Geschenke, wo nicht fester geknüpft, doch sorgsam unterhalten. Selbst Carpilio, Aetius Sohn, ward, um ihm eine kriegerische Bildung zu geben, einige Jahre an dem Hofe des Attila erzogen. Begünstiget durch diese Verhältnisse, war es dem Aetius bisher oft schon gelungen, den Foderungen des Attila sich mit Gewandheit zu entziehen. Sah er sich auch bisweilen genöthiget, dieselben zu erfüllen; so konnte man doch diese Nachgiebigkeit, wenigstens dem äußern Scheine nach, mehr der zwischen beiden bestehenden Freundschaft, als der Furcht des Aetius vor der Macht des Attila zuschreiben. Indessen war

mit Gewißheit vorauszusehen, daß Aetius mit aller seiner Staatsklugheit den Frieden zwischen beiden Reichen höchstens noch um einige Jahre würde verlängern können; denn daß Attila das west-römische Reich nicht minder als das morgenländische bedrohe, dies lag offenbar am Tage, und welchen Namen man auch den Geldsummen geben mochte, welche jährlich von Ravenna aus in die Kassen des Attila flossen, so waren sie im ganzen doch nichts als ein Tribut, welchen auch Valentinian, eben so gut wie Theodosius, dem Hunnen-Könige entrichten mußte.

5. Jetzt da durch zwei äußerst unglückliche Kriege Theodosius gedemüthiget und die Macht des morgenländischen Reiches auf lange Zeit gebrochen zu seyn schien, ward die Gefahr für das abendländische Reich immer drohender; besonders da zu gleicher Zeit nun auch das gute Vernehmen zwischen Aetius und Attila durch ein, der Politik des Letztern nichts weniger als gleichgültiges Ereigniß gewaltig gestört ward. Clodio, König der Franken, war in dem Jahre 448 gestorben und dessen jüngerer Sohn Merovâus, durch die Gunst des Aetius und der Römer, ihm in der Herrschaft über den bei weitem größten Theil seiner Länder gefolgt. Clodebald, der ältere Bruder, floh nun in das Lager der Hunnen, flehete um Hülfe gegen seinen Bruder und erhielt von dem König die Zusage seines Schutzes. Wem Attila diesen versprochen hatte, ward nie von demselben verlassen. Aber eben so wenig konnten auch die Römer einen Bundesgenossen aufgeben, von dessen Anhänglichkeit sie überzeugt waren und den sie vermöge der Lage seiner Staaten als das stärkste Bollwerk gegen die Einfälle der Hunnen betrachten mußten. Von jetzt an standen Attila und Aetius in feindlicher Stellung einander gegenüber.

6. Außerdem hatte Attila auch eine persönliche Beschwerde, die, so lächerlich und ungegründet sie auch an sich war, dennoch einem Eroberer, wie Attila, einen hinreichenden Vorwand zu einem Kriege geben konnte. Als nämlich in dem ersten Kriege des Attila gegen Theodosius die Stadt Sirmium von den Hunnen belagert ward, sandte der Bischof des Ortes einem gewissen Constantius, einem Gallier von Geburt und Geheimschreiber des Attila und Bleda, mehrere heilige Gefäße von ganz vorzüglicher, auserlesener Arbeit. Die Absicht des Bischofes war, daß Constantius die Gefäße, nach aufgehobener Belagerung, der Kirche von Sirmium wieder zurückgeben; wenn die Stadt aber durch Sturm würde erobert werden, ihn, den Bischof selbst und noch andere Gefangenen von der Knechtschaft der Hunnen damit loskaufen sollte. Die Stadt ward erobert und der Bischof von den Hunnen getödtet. Constantius behielt nun die Gefäße für sich, und verpfändete sie, bei einer Reise nach Rom, an einen römischen Banquier, Namens Sylvanus, welcher gegen Erlegung des Pfandschillings sie nachher der Kirche von Rom wieder zurückgab. Bald darauf ward Constantius, wegen gegründeten oder ungegründeten Verdachts der Verrätherei, auf Befehl des Attila und Bleda an das Kreuz geschlagen. Wahrscheinlich ward bei dieser Gelegenheit der Hergang mit den Gefäßen bekannt. Attila konnte diesen Verlust nicht verschmerzen und nun fiel es ihm ein, jene Gefäße durch abgeschickte Gesandten förmlich von Valentinian zurückbegehren zu lassen. Um seiner Foderung doch einen Schein von Gerechtigkeit zu unterlegen, gab er vor, daß Sylvanus die Gefäße gestohlen habe, und foderte daher, daß ihm entweder die Gefäße oder Sylvanus zur gerechten Bestrafung seines Diebstahls müßten ausgeliefert

werden. Unmöglich konnten die Römer sich ent-
schließen, den Sylvanus, einen ganz schuldlosen,
rechtlichen Mann, einem gewissen, wahrscheinlich
schmachvollen Tod zu überliefern. Aber eben so
wenig wollten sie sich erlauben, heilige Gefäße, die
zur Feier der erhabensten Geheimnisse bestimmt wa-
ren, zu entweihen und die Habsucht eines heidni-
schen Fürsten damit zu befriedigen. Valentinian
ordnete also den Promotus, Statthalter von No-
rikum und den Comes Romulus an Attila ab, um
ihm Vorstellungen über die Unzulässigkeit seiner Fo-
derung, jedoch zugleich auch den Vorschlag zu ma-
chen, den ganzen Werth der Gefäße ihm in Geld
zu ersetzen. Man versprach sich von dieser Gesandt-
schaft einen um so sichern Erfolg, als die Tochter
des Romulus an Orestes, einen gebornen Römer
und damals einer der ersten Günstlinge und Hof-
beamten des Attila verheirathet war. Wie gewöhn-
lich, wenn er Widerspruch vermuthete, fuhr Attila
die Gesandten zornig an, überhäufte sie und ihren
Herrn mit Drohungen und Vorwürfen. Aber we-
der Romulus noch Promotus ließen sich dadurch
abschrecken, stellten ihm mit Nachdruck die Ungerech-
tigkeit seiner Foderung vor, und wußten durch ihre
würdevolle Haltung und die Stärke ihrer Gründe
ihn wieder ganz zu besänftigen. Attila behandelte
sie nun mit Güte, gab ihnen Merkmale seiner Aus-
zeichnung und zog sie an seine Tafel: Der Gegen-
stand der Unterhandlung rückte aber deswegen um
nichts weiter vor. Auf alle ihre fernern Vorstel-
lungen und Anträge gab Attila, jedoch mit aller
Gelassenheit, ihnen stets blos zur Antwort, daß er
entweder die Gefäße oder den Sylvanus haben
müsse, widrigenfalls er den Krieg erklären würde.
Bei dieser Antwort hatte es indessen sein Bewen-
den. Der Krieg ward nicht erklärt und das abend-

ländische Reich hatte sich noch der Vortheile eines dreijährigen, ununterbrochenen Friedens mit Attila zu erfreuen.

XLIV.

1. Der zwischen Theodosius und Attila geschlossene Friede gab nun auch auf das neue wieder häufige Veranlassung zu mehrern Gesandtschaften zwischen dem König der Hunnen und dem Hofe von Constantinopel. Schon im Anfange des Jahres 449 schickte Attila zwei Gesandten an den Theodosius. Der eine war Edekon, Fürst oder geborner Anführer eines Stammes der Scirren und zugleich Befehlshaber der Leibwache des Attila, der andere der nämliche Orest, von welchem schon in dem vorigen Abschnitte die Rede gewesen war. Beide hatten den Auftrag, im Namen ihres Herrn sich zu beschweren, daß noch nicht alle hunnische Überläufer ausgeliefert, noch nicht alle an Attila abgetretene Länder von den Römern geräumt worden wären. Attila machte jetzt Anspruch auf die ganze Länderstrecke von den Ufern der Donau bis nach Nová, zog, wie schon bemerkt worden, das von ihm zerstörte Naissus in die Grenzen seiner neuen Besitzungen und foderte daher, daß der beyden Nationen gemeinschaftliche, vor dem Ausbruch des letzten Krieges an den Ufern der Donau gehaltene Markt nun hieher verlegt werden sollte. Um alle diese Angelegenheiten zu ordnen, wünschte Attila — und Attila's Wünsche waren Befehle — daß Theodosius einige seiner vornehmsten Hofbeamten, Männer von consularischer Würde als Gesandte an ihn schicken möchte. Um Ehre mit Ehre zu erwiedern, versprach er, ihnen mit seinem ganzen Hofe bis nach Sardika entgegen zu gehen.

2. Drei den Römern feindliche, unter der Regierung Valentinians I. und seines Bruders Valens meuchelmörderischer Weise aus dem Wege geräumte Könige hatten die römische Politik mit der schönen, feigen Seelen so willkommenen Theorie des Meuchelmordes bereichert, und Chrysaphas dachte seit dem letzten, unglücklichen Kriege nun mit allem Ernste daran, dieselbe auch auf den furchtbaren Attila in Anwendung zu bringen. Da das Gefühl der Ohnmacht nie drückender ist, als wenn diese sich noch von einem gewissen äußern Schein von Kraft umgeben sieht; so kostete es dem Kämmerling wenig Mühe, die Einwilligung des Theodosius dazu zu erhalten, und es kam jetzt blos darauf noch an, auch ein zu dem Bubenstück taugliches Werkzeug zu finden.

3. Edekon, Attilas Gesandte, hatte Constantinopel noch nie gesehen. Alles, was jetzt seinen Blicken begegnete, setzte ihn in grenzenloses Erstaunen. Er glaubte sich im Mittelpunkte aller Reichthümer der Welt; und die Schimmerscenen der üppigen Hauptstadt, ihre ihm vorsätzlich zur Schau gestellten Reichthümer und der alle seine Begriffe weit übersteigende Glanz des Hofes schienen den blos an Zelten und Lager, an hölzerne Häuser und unabsehbare, menschenleere Ebenen gewöhnten Barbaren gleichsam in eine noch nie geahndete Zauberwelt zu versetzen. Ein gewisser Vigilius, ein kühner, zu Allem entschlossener Mann und welcher als Dolmetscher die Gesandten des Theodosius schon öfters an den Hof des Attila begleitet hatte, war in der nämlichen Eigenschaft auch dem Edekon in Constantinopel beigegeben worden. Diesem Vigilius entgingen die tiefen Eindrücke nicht, welche die prachtvolle Kaiserstadt auf den hunnischen Gesandten machte. Er theilte also seine Bemerkungen dem Chrysaphas

mit, und dieser, der für die Menschen keinen andern Masstaab hatte, als den seiner eigenen Niederträchtigkeit, glaubte nun schon, an Edekon seinen Mann gefunden zu haben. Durch das Organ des Dolmetschers ließ er ihm also förmlich den Antrag machen, den Attila, seinen Herrn zu ermorden. Die Dankbarkeit des Kaisers würde alsdann alle seine Erwartungen übertreffen, allen seinen Wünschen entgegen kommen, ihn in den Besitz unermeßlicher Reichthümer setzen und das bequeme, in Überfluß und allen sinnlichen Genüssen schwelgende Leben der reichen Römer, welches ihm jetzt so beneidenswerth scheine, die sichere Belohnung seines geleisteten Dienstes werden. Kurz, alles was nur immer ein Gegenstand des Verlangens eines Barbaren seyn konnte, wurde in ein so blendendes Licht gesetzt, daß es den Chrysaphas gar nicht befremdete, als Edekon ihn sogleich seiner vollkommenen Bereitwilligkeit zu dem ihm angetragenen Mordanschlag versichern ließ. Zu Erleichterung seines Vorhabens begehrte er blos fünfhundert Pfund Gold, um einige Soldaten der Leibwache des Attila, welche er zu seinen Gehülfen wählen würde, damit zu bestechen. Man wollte ihm das Geld sogleich zustellen; aber Edekon bemerkte, daß er eine solche Summe vor seinen Begleitern nicht wohl würde verbergen können; auch habe er ja dasselbe für jetzt noch nicht nothwendig.

4. Zwischen Chrysaphas, Vigilius und Edekon ward nun beschlossen, daß Theodosius unverzüglich an Attila eine Gesandschaft schicken müsse. Die Gesandten des Theodosius würden mit jenen des Attila zu gleicher Zeit von Constantinopel abreisen, und in dem Gefolge der erstern sollte Vigilius wieder als Dolmetscher sich einfinden. Angekommen bei Attila würde Edekon nach Bewandniß der Umstände und so wie er die Lage der Dinge fände,

seinen Plan festsetzen, die Zeit der Ausführung bestimmen und das Weitere mit Vigilius verabreden. Dieser müßte aber alsdann unter irgend einem Vorwand sogleich nach Constantinopel zurückreisen, den Kaiser und dessen Minister Chrysaphas von allem in Kenntniß setzen und hierauf, mit den nöthigen Instruktionen und dem bestimmten Gelde versehen, so schnell als möglich zu Edekon an das Hoflager des Attila zurückkehren. An die Spitze der Gesandtschaft ward Maximinus gestellt, einer der vornehmsten Hofbeamten des Kaisers. Da derselbe aber nicht nur am Hofe und in der Hauptstadt, sondern auch im ganzen Reiche als ein Mann von unbestechbarer Redlichkeit bekannt war; so hielten es weder Theodosius noch Chrysaphas für rathsam, ihn in das schändliche Geheimniß einzuweihen. Man war überzeugt, daß er jeden Antrag dieser Art mit Abscheu zurückweisen würde. Außer dem Theodosius, Chrysaphas, Vigilius und Edekon wußte also niemand etwas von dem schändlichen Complott.

5. Dem Maximinus übergab nun Theodosius ein Schreiben an den Attila, in welchem er ihn versicherte, daß Maximinus, der Überbringer desselben ein Mann von hoher Geburt und großem Verdienst sey. Attila möchte seine Foderungen auf die ihm abgetretene Länderstrecke nicht zu weit ausdehnen und keine Ansprüche machen, die dem abgeschlossenen Traktat offenbar zuwiderliefen. Was die Überläuber betreffe, so habe man sie alle schon ausgeliefert, bis auf siebzehen, welche man nun ebenfalls unverzüglich zurückschicken würde. Mündlich aber hatte Maximinus den Auftrag, dem Attila zu verstehen zu geben, daß man den Königen, seinen Vorfahren, nie einen Beamten vom ersten Range geschickt habe und der geringste römische Kriegs- oder Civil-Beamte vornehm genug wäre, um mit

einem Könige der Scythen zu unterhandeln. Daß endlich Sardika, in Betrachtung seines gegenwärtigen, ganz verödeten Zustandes gar nicht zu einer Zusammenkunft zwischen Attila und einem Römer von consularischer Würde geeignet sey, und es daher weit zweckmäßiger wäre, wenn Attila den Onegeses mit den nöthigen Vollmachten nach Constantinopel schicken wollte. Mit diesem würde alsdann der kaiserliche Hof die noch vorschwebenden Grenzstreitigkeiten zu beiderseitiger Zufriedenheit zu berichtigen suchen. Dieser Onegeses war ein Bruder des Scotta und stand bei Attila, der ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, in dem größten Ansehen. — Bald darauf ging die Gesandtschaft ab. Die Römer machten diese Reise in Gesellschaft der Hunnen; indem Attila's Gesandten, Edekon und Orestes zu gleicher Zeit mit Maximinus aus Constantinopel abgereist waren. In dem Gefolge des Maximinus befand sich auch dessen Freund, der Geschichtschreiber Priscus; und den auf uns gekommenen Fragmenten desselben haben wir die eben so schätzbaren als unterhaltenden Nachrichten zu danken, welche er von dem häuslichen Leben und Charakter des Attila, von dessen Hofe und den allda herrschenden Sitten und Gebräuchen in seiner Beschreibung dieser Gesandtschaft zusammen getragen hat.

6. Die Gesandten beider Reiche hielten ihren ersten Ruhetag in Sardika, ungefähr dreihundert fünfzig römische Meilen, oder dreizehen Tagreisen von Constantinopel. Da diese nunmehr völlig zerstörte Stadt noch innerhalb der Grenzen des römischen Gebietes lag; so kam es den Römern zu, die Hunnen, während ihres Aufenthaltes an diesem Orte, zu bewirthen. Mit Hülfe der Einwohner brachten sie eine hinreichende Anzahl von Schafen, Ochsen und noch andern Eßwaaren zusammen und luden nun die Hunnen zu einem festlichen und glänzenden Mahle ein. Aber

es dauerte nicht lange, so ward durch die Anmaßungen einiger der Anwesenden das gute Vernehmen an der Tafel gewaltig gestört. Die Römer nämlich verbreiteten sich mit großer Redseligkeit und in Ausdrücken, welche ihren Gästen mißfallen mußten, über die Macht ihres Kaisers und die Größe seines Reiches. Die Hunnen, darüber empfindlich, stritten nun mit gleicher Wärme für die bei weitem größern Vorzüge ihres siegreichen Beherrschers. Als aber endlich gar Vigilius, durch eine übel angebrachte Schmeichelei, ihnen erklären wollte, daß durchaus kein anderer Sterblicher mit dem göttlichen Theodosius dürfte und könnte verglichen werden, da verloren sie alle Geduld und der Streit würde sicher sehr bedenkliche Folgen gehabt haben, wenn es nicht dem Maximinus und Priscus mit vieler Mühe endlich gelungen wäre, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und die erhitzten Gemüther ihrer Gäste wieder zu besänftigen. Als man von Tische aufgestanden war, überreichten die Gesandten des Theodosius dem Edekon und Orestes reiche Geschenke von seidenen Kleidern und kostbaren indianischen Perlen. Mit Dank wurden von Beiden die Geschenke angenommen; aber Orestes benutzte diese Gelegenheiten, um einige leise Klagen zu äußern über die Zurücksetzung, welche er, in Vergleich mit seinem Collegen, in Constantinopel hätte erfahren müssen. Man habe ihm, bemerkte er, den Unterschied zwischen seiner Geburt und der erblichen Würde des Edekon auf eine zu empfindliche Weise fühlen lassen. Von diesem Augenblicke an mußten die Römer befürchten, sich den Orestes zu einem erklärten Feind und den Edekon vielleicht doch nur zu einem sehr zweideutigen Freunde gemacht zu haben.

7. Am folgenden Tage ging die Reise weiter von Sardika nach Naissus. Von dieser einst so blühenden Stadt, dem Geburtsorte des großen Constantins, sah



man jetzt kaum noch einige traurige Spuren. Die Einwohner waren ermordet worden; mit den Gebeinen der Erschlagenen war noch der Boden bedeckt und der Anblick einiger abgezehrten, Gespenster ähnlichen Gestalten, welchen man erlaubt hatte, unter den Trümmern der ehemaligen Kirchen, ihr armseliges Leben herumzuschleppen, erhöhete nur noch mehr das Schauderhafte dieses schrecklichen Gemäldes. Um in die ebenen und sumpfigen Gegenden der niedern Donau zu kommen, mußten die Reisenden nun den Weg gegen Nordwesten, über die Gebirge des heutigen Serviens nehmen. Als sie an den Ufern des Flusses ankamen, stießen sie auf mehrere hunnische Heerhaufen, welche Attila vorausgeschickt hatte, um sogleich in das römische Gebiet einzufallen, wenn man in Constantinopel seinen Foderungen nicht Genüge leisten würde. Die Hunnen waren jetzt Herren der Donau. Zu ihrer Schiffahrt auf diesem reißenden Strom bedienten sie sich großer, aus dem ausgehöhlten Stamme eines einzigen Baumes gefertigter Kähne. In solchen Fahrzeugen setzten nun auch die römischen Gesandten über den Fluß und erreichten glücklich das entgegengesetzte Ufer. Als das beiderseitige Gefolg an das Land gestiegen war, nahmen die Hunnen von den Römern Abschied und eilten in das ganz in der Nähe aufgeschlagene Lager des Attila.

8. Schon am andern Tage wurden die Römer in das Lager des Attila geführt. Als sie aber ihre Zelte auf einer anmuthigen Anhöhe aufschlagen wollten, erhielten sie den Befehl, dieselben sogleich wieder abzubrechen und an dem Fuße des Hügels aufzuschlagen. Das königliche Zelt, sagte man ihnen, stünde in der Ebene, und es wäre daher gegen die ihrem Beherrscher gebührende Ehrfurcht, wenn die Römer in Zelten wohnen wollten, welche über jenen des Königes hervorragten. Bald darauf kamen Edekon, Orestes, Scotta

und noch andere hunnische Herren und fragten im Namen ihres Herrn die Römer, welchen Auftrag sie von Theodosius an Attila erhalten hätten. Maximin antwortete, daß er denselben blos dem König selbst eröffnen könnte. Dieses sey ein allen Gesandten zustehendes Recht, welches ihnen um so weniger unbekannt seyn könnte, als auch ihre Gesandten in Constantinopel auf gleichem Fuße behandelt würden. Unzufrieden mit dieser Antwort, kehrten die Hunnen zu Attila zurück, kamen aber bald wieder und sagten nun dem Maximin Wort für Wort, sowohl den Inhalt des von Theodosius an Attila mitgebrachten Schreibens, als auch dasjenige, was er, ihrem König mündlich zu sagen, von seinem Kaiser den Auftrag erhalten hätte; wobei sie endlich noch bemerkten, daß wenn seine Instruktionen nichts Weiteres enthielten, er nur so bald als möglich wieder zurückreisen möchte. Maximin, obschon sehr erstaunt, die Hunnen von dem, was in dem Staatsrath des Kaisers in Constantinopel verhandelt würde, so wohl unterrichtet zu sehen, beantwortete diese schnöde Botschaft mit vieler Würde. Was auch immer, sagte er, der Inhalt des kaiserlichen Schreibens oder der ihm ertheilten Aufträge seyn möchte; so würde er dieselben doch nie einem andern, als dem Könige selbst mittheilen. Da er sich in keine weitere Erläuterungen einlassen wollte; so erhielt er den bestimmten Befehl, das Lager des Attila unverzüglich zu verlassen.

9. Maximin machte nun Anstalten zur Abreise. Dieser widersetzte sich Vigilius aus allen Kräften. Seine Meinung war, man müsse durch ausweichende Antworten die Hunnen hinzuhalten und Zeit zu gewinnen suchen. Diesen Rath gab der Dolmetscher jedoch blos deswegen, weil er sich noch immer in der süßen Hoffnung wiegte, daß Edekon wohl bald einen schicklichen Augenblick zu Ausführung der verabredeten Er-

mordung finden und dadurch der Lage der Gesandt- schaft eine ganz andere Wendung geben könnte. Aber Edekon, sey es, daß er entweder die ganze Zeit über den Chrysaphas und Vigilius nur hatte täuschen wollen, oder daß er jetzt vor der mit einer so kühnen That verbundenen Gefahr zurückbebte, hatte das ganze Complott mit allen Haupt- und Nebenumständen dem Attila entdeckt, und dieser auch schon, zu Bestrafung dieser Verrätherei, einen ganz eigenen, seiner Schlauheit wahrhaft Ehre machenden Plan entworfen. Maximin, der, wie der Leser weiß, von dem abscheulichen Geheimniß gar nichts wußte, beharrte also auf schleuniger Abreise, welche er schon bei einbrechender Nacht antreten wollte. Aber nun erschien wieder ein Officier des Attila und brachte den Römern die Erlaubniß, die Nacht über noch in dem königlichen Lager bleiben zu dürfen. Zugleich war derselbe auch Überbringer eines Geschenkes, welches in einem Ochsen und mehrern Fischen aus der Donau bestand. Diese Aufmerksamkeit des Attila erregte bei Maximin wieder neue Hoffnung; aber am folgenden Tage ward der Befehl erneuert, ohne fernern Verzug das königliche Lager nun zu verlassen. Maximin war darüber bestürzt; aber Priscus, ohne seinem Freunde etwas von seinem Vorhaben zu sagen, ging gerades Weges zu Scotta, dem Bruder des Onegeses. Diesem sagte er, Maximin habe über verschiedene Punkte noch geheime Instructionen, welche dem Interesse des hunnischen Reiches vollkommen angemessen wären; auch sey sein Bruder Onegeses persönlich dabei interessirt; indem Theodosius ihn als bevollmächtigten Gesandten ausdrücklich von Attila verlange. Alle nach Constantinopel geschickte Gesandten wären bisher stets reichlich beschenkt worden. Er könne sich daher leicht vorstellen, daß Onegeses, der Günstling und Vertraute des Attila, nicht anders, als mit den kostbarsten Geschenken beladen, Constantinopel

verlassen würde. Zwar sey es jetzt ein äußerst unangenehmer Incidentfall, daß Onegeses gerade abwesend wäre; aber Er (Scotta) würde wahrscheinlich bei Attila nicht minder in Gunsten stehen als sein Bruder; wollte er also ihnen jetzt, durch seinen Credit am Hofe, eine Audienz verschaffen; so könnte er versichert seyn, daß die Dankbarkeit der Römer ihm reichlich für diesen Dienst lohnen würde. Scotta, dessen Ehrgeiz sich durch die Reden des Priscus geschmeichelt fühlte und der nun zeigen wollte, daß er wirklich nicht ohne Einfluß bei Hofe sey, stieg sogleich zu Pferde, um zu Attila zu gehen und sich für die Sache der römischen Gesandten zu verwenden.

10. Maximin war über den von Priscus gethanen Schritt ungemein erfreut; auch entsprach der Erfolg vollkommen ihren beiderseitigen Erwartungen. Eine Stunde war kaum verflossen, als Scotta schon bei Maximin in das Zelt trat und ihm einen königlichen Befehl vorzeigte, ihn sogleich zur Audienz zu dem König zu begleiten. Als sie bei dem Zelte des Attila ankamen, fanden sie dasselbe von einer zahlreichen Leibwache umgeben. Attila selbst saß auf einem hölzernen Stuhle. Mit Ehrfurcht nahete sich ihm Maximin, überreichte das kaiserliche Schreiben und begrüßte ihn mit den Worten: „die Kaiser, unsere Herren, wünschen Attila Heil und langes Wohlergehen." — „Und Ich," fiel Attila mit Heftigkeit ein, „wünsche den Römern alles, was ich weiß, daß auch sie mir wünschen." In dem nämlichen Augenblicke warf er einen wüthenden Blick auf Vigilius. „Wie," redete er ihn an, „darfst Du es wagen, mir unter die Augen zu treten; Du, der Du doch dem Anatolius als Dolmetscher beigegeben warest, und daher wissen mußt, daß damals ausdrücklich festgesetzt ward, daß die Römer mir keine Gesandten schicken dürften, bevor sie nicht alle hunni-

sche Überläufer ausgeliefert hätten." Vigilius erwiederte, daß dieses geschehen wäre, und keiner derselben sich mehr auf römischem Gebiete befinde. Jetzt ward Attila noch wüthender. „Ehrte ich nicht das Völkerrecht," donnerte er ihm mit fürchterlicher Stimme entgegen, „so ließ ich dich für deine freche Lüge auf der Stelle an das Kreuz schlagen und deinen Leib von den Raben verzehren." Auf einen Wink des Attila ward nun eine lange Liste abgelesen, worauf alle bei den Römern noch verborgene Überläufer namentlich aufgezeichnet waren. Vigilius erhielt Befehl, ohne Verzug in Begleitung eines hunnischen Kriegsbeamten, Namens Eslav, nach Constantinopel zu reisen und dem Theodosius zu sagen, daß alle diese Überläufer noch ausgeliefert werden müssen. Wo nicht, so sey der Krieg auf das neue erklärt. „Nie werde ich zugeben," fügte Attila hinzu, „daß meine Sclaven die Waffen gegen mich führen, obschon ich die Dienste gar nicht fürchte, die sie Demjenigen, der sie gerne schützen möchte, gegen mich leisten könnten; denn giebt es in euerm ganzen Reiche eine Stadt oder ein festes Schloß, die nicht sogleich in Trümmern zusammenstürzen, sobald Attila will, daß sie von der Erde vertilget seyn sollen?" Dem Maximin befahl er, die für ihn mitgebrachten Geschenke ihm jetzt zu übergeben und alsdann den Brief abzuwarten, den er in Antwort auf das von Theodosius erhaltene Schreiben ihm zustellen würde. Die kaiserlichen Geschenke wurden demnach sogleich überreicht; worauf Maximin und sein Gefolg das königliche Zelt verließen und sich nach dem in dem Lager ihnen angewiesenen Platz wieder zurückzogen.

11. Natürlicher Weise konnte Maximin sich durch die Art, wie er von Attila war empfangen worden, nicht sehr geschmeichelt fühlen. Vigilius glaubte, daß man den unerwarteten Empfang blos einer übeln Laune des Königes zuschreiben müsse; vielleicht auch den

gehässigen Eingebungen des Orestes, der seit jener in Constantinopel erlittenen Zurücksetzung, wohl schwerlich je wieder den Römern bei seinem Herrn einen guten Dienst erzeigen würde. Daß Edekon den Mordanschlag entdeckt haben könnte, dieß kam dem Vigilius gar nicht in Sinn; seiner Ansicht nach mußte jede Entdeckung dieser Art, selbst für den Entdecker, mit den größten Gefahren verknüpft seyn. Während er sich noch mit diesen Gedanken beschäftigte, trat Edekon in das Zelt, zog den Vigilius bei Seite und sagte ihm ganz leise, er habe jetzt die nöthigen Masregeln getroffen, alles sey bereit, nur von der Wirkung des Goldes hange jetzt der entscheidende Schlag noch ab. Er möchte also nur seine Abreise beschleunigen, so bald als möglich wieder kommen und ja nicht vergessen, die besprochenen fünfhundert Pfund Goldes mitzubringen. Edekon weilte nicht lange bei Maximin; aber kaum war er fort, so erschienen einige andere Officiere des Attila und überbrachten dem Maximin einen königlichen Befehl, welchem zu Folge es weder ihm, noch dem Vigilius oder einem andern Römer erlaubt seyn sollte, in dem Lager oder den hunnischen Dörfern auch nur das Mindeste einzukaufen. Diesen sonderbaren Befehl setzte nun wirklich Maximin auf Rechnung einer der gewöhnlichen Launen des Königes. Aber hierin irrte er sich sehr. Attila hatte mit großer Schlauheit diesen Befehl blos deswegen erlassen, damit er zu seiner Zeit dem Vigilius, wenn er mit den fünfhundert Pfund Goldes zurückgekommen seyn würde, desto leichter zum Geständniß seiner Verrätherei bringen könnte, indem derselbe alsdann durchaus nichts würde angeben können, wozu er eine so bedeutende Geldsumme hätte verwenden wollen.

12. Sobald Eslav und Vigilius abgereist waren, ward auch das königliche Lager abgebrochen. Attila wollte die Ufer der Donau verlassen und sich etwas tie-

ser in das Innere seines Reiches, nach dem Ort seiner gewöhnlichen Residenz, zurückziehen. Maximin hatte den für Theodosius bestimmten Brief noch nicht erhalten. Die Römer waren also gezwungen, dem königlichen Lager zu folgen. Auf der Reise wurden ihnen hunnische Führer zugeordnet, deren eigensinnigen Launen sie aber gänzlich überlassen blieben. Wollten diese ruhen, so mußten auch die Römer stille liegen; beliebte es jenen, die Reise weiter fortzusetzen, so mußten auch die Gesandten wieder aufbrechen; und die Stärke der Tagreisen, die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Marsches, die Wahl der Straßen und Lagerplätze, kurz alles hing von dem oft drolligen Wohlgefallen der hunnischen Führer ab. Über die schiffbaren Flüsse, welche die Römer unter Weges antrafen, wurden sie in Kähnen oder tragbaren Fahrzeugen übergesetzt. Der nöthige Vorrath von Lebensmiteln war jedesmal aus den benachbarten Dörfern reichlich herbeigeschafft. Diese waren meistens von überwundenen Gothen bewohnt, welche vorzüglich sich des Ackerbaues befleißigten, während die Hunnen, gleich allen nomadischen Völkern, nur den Krieg und das Bild des Kriegs, die Jagd für würdige Beschäftigungen hielten, daher die Arbeiten des angesessenen Landmannes eben so sehr vernachlässigten, als sie dieselben verachteten. Auf eine Tafel, wie sie solche in Constantinopel gewohnt waren, mußten die Römer jetzt freilich verzichten. Statt des Weines erhielten sie Meth, oder ein anderes aus Gersten verfertigtes Getränk, welches Kamus hieß und dem Bier nicht unähnlich seyn mochte; endlich vertrat auch Hirse die Stelle des Brodes. Übrigens fanden sie überall eine gefällige und gastfreie Aufnahme. Einst hatten die Römer ihre Lagerstätte an dem Rande eines großen Sumpfes aufgeschlagen. In der Nacht riß ein mit gewaltigem Regen, Donner und Blitz begleiteter Sturm ihre Zelten aus dem Boden, warf ihr Gepäck

und ihre Geräthschaften in das Wasser und zerstreute die geschreckten, halb schlaftrunkenen Wanderer nach allen Seiten. Der Wege unkundig und unbekannte Gefahren fürchtend, irrten die Römer nun in der Gegend umher. Aber auf das Geschrei, welches sie erhoben, wurden die Einwohner eines nahen Dorfes aufgeweckt. Mit wohlwollender Dienstfertigkeit liefen diese mit brennenden Fackeln herbei. In einem Augenblicke war die ganze Umgegend erleuchtet; die ganz durchnäßten, halb erstarrten Römer konnten sich wieder sammeln und die gutmüthigen Einwohner bereiteten ihnen ein erwärmendes Feuer von Schilfrohr. Indessen war auch die Besitzerin des Dorfes, eine Wittwe des ermordeten Königs Bleda, durch das Geschrei aus dem Schlafe geweckt worden. Sie ließ nach der Ursache des Lärmens fragen, und als sie dieselbe erfahren hätte, schickte sie noch in der Nacht mehrere ihrer Diener mit allerlei Viktualien an die Römer, dazu auch noch andere Geschenke und unter diesen ein ganzes Dutzend junger hunnischer Mädchen. Mit Dank nahmen die Römer alles an, was ihre gütige Wohlthäterin ihnen geschickt hatte, bis auf die hunnischen Schönheiten, welche sie mit der Bemerkung wieder zurücksandten, daß die Gesetze ihrer Religion ihnen nicht erlaubten, von diesem Geschenk Gebrauch zu machen. Eine höchst beschwerliche Tagreise, auf welche eine äußerst stürmische, unruhige und schlaflose Nacht gefolgt war, in Verbindung mit der Heiterkeit des anbrechenden Morgens, bestimmten die Römer und ihre Führer, diesen Tag der Ruhe und Erholung zu widmen. Erst am andern Tage setzten sie ihre Reise fort; bevor sie jedoch aufbrachen, machten sie der königlichen Wittwe, welche ihnen so große und wohlwollende Theilnahme gezeigt hatte, ihre Aufwartung. Die feinen, abgeschliffenen Manieren der Römer und die Art, wie sie ihr Dankgefühl ausdrückten, schienen der hun-

nischen Fürstin ungemein zu gefallen; eben so auch die Geschenke, welche Maximin und Priscus ihr nun überreichten und die in silbernen Trinkschalen, rother Wolle, getrockneten Früchten, indianischem Pfeffer und noch andern kleinern Luxusartikeln bestanden. Bald nach diesem Vorfall erreichten die Römer wieder den Zug des Attila, von welchem sie die ganze Zeit über getrennt waren.

13. Nach einer Reise von 7—8 Tagen kamen die römischen Gesandten endlich in der Hauptstadt — wenn man anders dem Hauptsitze des scythischen Eroberers diesen Namen geben darf — des hunnischen Reiches an, eines Reiches, das in dem Umfange von mehrern tausend geographischen Meilen keine andere, als diese einzige Stadt aufzuweisen hatte. So viel sich aus der dunkeln und verworrenen Länderbeschreibung der Römer schließen läßt, lag dieser Wohnsitz des Attila in den Ebenen von Ober-Ungarn, zwischen der Donau, der Teyß und den karpathischen Gebirgen. Herr von Büat glaubt in der Nachbarschaft von Tokay; der gelehrte Oterkosky aber in der Nähe von Jazberin, einem ungefähr sechs und dreißig Meilen westwärts von Buda gelegenen Ort. Wahrscheinlich war es ursprünglich blos ein zufälliger Lagerplatz, der aber bei dem öftern und längern Aufenthalt des Attila, durch die vielen ihn umgebenden Kriegs- und Civilbeamten, durch die zahlreiche Dienerschaft und die den König überall hin begleitenden Heerhaufen, nach und nach zu einem großen Dorf angewachsen war. Indessen fand man kein einziges steinernes Gebäude darin, mit Ausnahme jedoch der Bäder des Onegeses, welche von einem römischen Baumeister herrührten und wozu man die Materialien aus Pannonien hatte herbeischaffen müssen. Die Häuser der vornehmen Hunnen waren von Holz, jene der Geringern aus Stroh, Lehmen oder grober Leinwand errichtet. Die erstern waren

sehr geräumig, dabei auf mancherlei Art geschmückt, und es fehlte ihnen überhaupt nicht an einer Art von Pracht, die auf die Würde und den Reichthum des Besitzers berechnet war. Sogar in der Anlegung der Straßen bemerkte man Ordnung und ein gewisses Ebenmaß; und die größere oder mindere Entfernung eines Hauses von der Wohnung des Monarchen stand im Verhältniß mit der höhern oder niedern Würde des Eigenthümers. Der Pallast des Attila, der an Größe und Höhe alle andere Wohnungen in seinem ganzen Reiche übertreffen mußte, war ganz aus Holz erbaut und nahm einen ungeheuren Raum ein. Von außen umgab ihn ein hoher Wall, oder vielmehr eine Reihe glatter, viereckiger Pfähle, zwischen welchen in abgemessenen Entfernungen hohe Thürme hervorragten, die jedoch mehr zur Zierde als zur Vertheidigung bestimmt zu seyn schienen. Dieser Wall, der sich um den Abhang eines Hügels herumzog, begriff eine Menge in Form und Bauart verschiedener, zum Behuf der königlichen Hofhaltung angelegter Gebäude in sich. Eine jede der zahlreichen Gemahlinnen des Attila hatte ihre eigene Wohnung. Hier genossen sie, der Sitte des Landes gemäß, in Beziehung auf das gesellschaftliche Leben, einer beinahe unbeschränkten Freiheit. Sie nahmen die Besuche der römischen Abgesandten mit Freundlichkeit an, zogen dieselben an ihre Tafel und erlaubten ihnen sogar, sie beim Kommen wie beim Hinweggehen zu umarmen. Eine an sich zwar unschuldige und unbedeutende Ceremonie, die aber mit der bekannten, allen andern asiatischen Völkern eigenen Eifersucht in einem nicht wenig auffallenden Widerspruch steht. Krecha war, wie schon bemerkt worden, die vornehmste und geliebteste unter den Weibern des Attila. Als Maximin dieser Königin seine erste Aufwartung machte, war er ganz erstaunt über die ausgezeichnete, nichts weniger als völlig geschmacklose Bauart

ihrer Wohnung; und die Höhe der runden Säulen, die Größe und Schönheit des Holzes, die Kunst, mit welcher dasselbe geformt, gedrechselt, geglättet und geschnitzt war, so wie überhaupt das in allen Theilen und Verhältnissen beobachtete Ebenmaß verdienten wirklich in mancher Hinsicht die Bewunderung der Römer. Nachdem die Gesandten durch die vor dem Thore aufgestellten Wachen hindurch gegangen waren, wurden sie in das gewöhnliche Wohnzimmer der Krecha geführt. Attila's Gemahlin saß oder lag vielmehr auf einem reichen, schön geschmückten Ruhebette. Der Fußboden des Zimmers war mit einem Teppiche bedeckt. Zu den Füßen der Königin saßen ihre Jungfrauen, sich beschäftigend mit Verfertigung allerlei Stickereien, womit die Krieger ihren Anzug schmückten und in welche sie gewöhnlich einen sehr großen Werth zu setzen pflegten. Im Kreise um die Königin herum stand ihre ganze Dienerschaft. Maximin überreichte jetzt seine mitgebrachten Geschenke. Krecha empfing sie mit Anstand, war überhaupt sehr artig gegen die Römer, unterhielt sich mit ihnen lange und mit vieler Anmuth, und zog sie auch nachher noch einigemal an ihre Tafel.

14. Hier in dem Sitze der Regierung des ungeheuern hunnischen Reiches war es auch, wo die Gesandten des Theodosius den Gesandten des Valentinianus begegneten. Die Veranlassung und der Zweck dieser Gesandtschaft ist in dem vorigen Abschnitte erzählt worden. Der Stolz des Eroberers fühlte sich ungemein geschmeichelt, die Gesandten Constantinopels und Roms zu gleicher Zeit an seinem Hofe zu sehen und durch sie, gleichsam im Angesicht aller ihm unterworfenen Völker, die Huldigungen beider Römer-Reiche zu empfangen.

15. Attila's siegreicher Einzug in seinen königlichen Wohnsitz hatte jetzt mit allen bei solchen Gelegen-

heiten üblichen Feierlichkeiten Statt. Zahlreiche Abtheilungen von Männern und Frauen gingen, festlich geschmückt, ihrem Helden und König entgegen. Die Frauen, in langen Reihen geordnet, zogen vor ihm her. In ihren Händen hatten sie sehr lange, aus der feinsten Leinwand verfertigte Schleier, deren Ende von den Frauen der gegenseitigen Reihe gefaßt und hoch emporgehoben, nun eine Art Thronhimmel bildeten, unter welchem wechselnde Chöre weißgekleideter Jungfrauen auf ihren großen und siegreichen Beherrscher Hymnen und Loblieder sangen. Als der Zug bei der Wohnung des Onegeses ankam, hielt Attila stille. Die Gattin seines ersten Günstlings, in der Mitte zahlreicher Begleiterinnen und Dienerinnen, stand vor dem Thore ihrer Wohnung und bewillkommte den König nach der Sitte des Landes, indem sie ihn ehrfurchtsvoll bat, von dem Weine und den Speisen etwas zu genießen, die sie für ihn bereitet hätte. Ein freundliches Kopfnicken des Königes sagte der hunnischen Dame, daß ihre Bitte ihr gewährt sey. Attila stieg jedoch nicht von dem Pferde ab, sondern einige Diener traten hinzu und hoben einen kleinen silbernen Tisch zu einer verhältnißmäßigen Höhe empor. Attila nahm den darauf stehenden, mit Wein gefüllten Becher, berührte ihn mit den Lippen, machte hierauf der Gattin des Onegeses seinen Gegengruß und setzte hierauf seinen Zug weiter fort.

16. Auch im Frieden überließ Attila sich nie einer trägen Ruhe. Stets wohl unterrichtet von allem, was in seinen ungeheuern Staaten und den dieselben begrenzenden Reichen vorging, versammelte er öfters seinen Staatsrath, gab den Gesandten fremder Nationen Audienz, und sprach seinen Unterthanen öffentlich das Recht. Dies letztere geschah zu bestimmten Zeiten und nach morgenländischer Sitte vor dem Hauptthor seines Pallastes. So viel Stolz auch Attila in Behauptung

seiner königlichen Würde zeigte; so entzog er sich doch nie dem Anblick seiner Völker und seine Person war jedem seiner Unterthanen zugänglich. Mit Gelassenheit hörte er ihre Anliegen an, forschte mit Verstand nach jedem Umstande, und seine Entscheidungen hatten dann stets in dem in jedes Herz von Gott eingegossenen Gefühle des Rechts und der Billigkeit ihren Grund. Wissenschaftliche Cultur ist dem Barbaren fremd; aber da seinen gesunden, starken und daher feinern Organen nicht leicht etwas entgehet, so findet er auch mehr Vergleichungspunkte, an welchen sein natürlicher Verstand sich übet, schärft und nicht selten erweitert; und dieser, in Verbindung mit einem eben so gesunden und noch eben so wenig verdorbenen natürlichen Gefühle, gelangt alsdann gewöhnlich zu einer weit klarern Anschauung des praktischen Lebens, als der Philosoph mit dem ganzen Wust seiner mühsam zusammen getragenen Theoremen, welche, wie es nur gar zu oft die Erfahrung beweißt, selbst die einfachsten und natürlichsten Verhältnisse, statt sie aufzuklären, blos umnebeln und noch mehr verfinstern. Attila's Unterthanen fanden sich daher weit glücklicher als jene des auf der höchsten Stufe der Ausbildung stehenden römischen Reiches. Der Geschichtschreiber Priscus ward eines Tages an dem Hoflager des Attila von einem Fremden in griechischer Spache angeredet. Der Accent und die Leichtigkeit, mit der er sich ausdrückte, verriethen einen gebornen Ost-Römer, aber sein Anzug und äußeres Ansehen einen wohlhabenden Scythen. Zwischen beiden entspann sich nun ein Gespräch. Priscus erfuhr, daß der Fremde wirklich ein geborner Römer sey. Bei der Belagerung und Eroberung von Viminiakum hatte er sein Vermögen und seine Freiheit verloren, war ein Sclave des Onegeses geworden; aber seine treuen Dienste hatten ihm bald wieder seine Freiheit und nachher selbst in dem Heere des Attila eine militärische Eh-

renstelle verschafft. Durch die in den Kriegen gegen die Römer und Acacyren gemachte Beute war er reicher geworden, als er es je vorher gewesen war. Attila schätzte ihn als einen treuen, brauchbaren Diener, Onegeses, sein voriger Herr, zog ihn öfters an seine Tafel, und eine Gattin, die ihm schon einige Kinder geboren hatte, knüpfte ihn unauflöslich an sein neues Vaterland. Jetzt segnete er die Stunde, in welcher er in die Gefangenschaft gerathen war und welche, wie er sagte, aus einem gedrückten, vielseitig geplagten Römer ihn zu einem freien, glücklichen Scythen gemacht hätte. Mit Wahrheit und Freimüthigkeit rügte er nun die ungeheuern Gebrechen des sinkenden Römer-Reiches und in der Vergleichung, die er zwischen der Verfassung, den Gesetzen, der Verwaltung, den Sitten und Gebräuchen und allen gesellschaftlichen Verhältnissen der Hunnen und Römer anstellte, sank die Wagschale sehr tief zum Vortheil seiner neuen Landesleute. Natürlicher Weise wollte Priscus die Antwort nicht schuldig bleiben, und seine Beredtsamkeit hatte endlich die Wirkung, daß in dem ehemaligen Römer das angeborne Gefühl der Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden mit seiner ganzen Stärke erwachte und er nun die unseligen Folgen jener allzugroßen Verfeinerung und Überbildung bitter beweinte, welchen allein, wie er glaubte, nicht blos eine Verletzung, sondern völlige Umkehrung der heilsamsten Einrichtungen weiserer Vorfahren zuzuschreiben sey. Aber in einen Strom von Thränen brach er aus, als er zu gestehen gezwungen war, daß trotz seines irdischen Glückes und Wohlstandes er dennoch jetzt der Tröstungen einer Religion entbehren müßte, die demjenigen, der von ihrem Geiste beseelt wäre, selbst die Sclavenkette in eine Rosenguirlande verwandeln könnte.

17. Indessen war Onegeses von seiner Reise in das Land der Acacyren wieder zurückgekommen. Mai

rimin und Priscus säumten nicht, ihn von der Lage ihrer Angelegenheiten in Kenntniß zu setzen. Durch die glänzendsten Versprechungen suchten sie ihn zu überreden, sich von seinem Herrn die Gesandtschaft nach Constantinopel zu erbitten. Nicht anders, als mit den kostbarsten Geschenken beladen, würde er wieder von Constantinopel zurück kommen, die Freigebigkeit des Kaisers allen seinen Wünschen zuvorkommen, alle seine Erwartungen übertreffen. Lange hatte ihnen Onegeses mit Geduld zugehört, endlich sagte er ihnen: „Glaubt Ihr denn, daß alle Schätze des Morgenlandes, wenn sie auch mein Eigenthum werden könnten, hinreichend wären, mich zu bestechen, meine Treue wankend zu machen? Ich fühle mich mehr geehrt, ein Sclave des Attila, als der Vornehmste an Euerm Hofe zu seyn. Bestehet also nicht darauf, mich nach Constantinopel ziehen zu wollen. Auch könnte ich Euch dort von wenigem, wahrscheinlich von gar keinem Nutzen seyn; denn meine, den Römern günstige Berichte würden, statt die erwünschte Wirkung hervorzubringen, nur mich selbst bei meinem Herrn verdächtig machen. Glaubt mir, nur wenn ich die Gesandtschaft ausschlage und an dem Hofe des Attila bleibe, wird es mir vielleicht möglich werden, Euch einige Dienste zu leisten und meinem Herrn nach und nach mildere und friedlichere Gesinnungen gegen die Römer einzuflößen.“ Onegeses eröffnete ihnen hierauf, daß Attila durchaus darauf bestehe, daß Theodosius eine, aus Männern von consularischer Würde bestehende Gesandtschaft an ihn schicken müsse. Namentlich bezeichnete er den Anatolius und Nomus, welche sein Herr unter diesen Gesandten an seinem Hofe zu sehen wünsche. Maximin erklärte diese Foderung für unzulässig und ihre Erfüllung daher für unmöglich. „Nun gut,“ erwiederte Onegeses, „so rüstet Euch nur gleich zu einem neuen Kriege.“

17. Der bis jetzt noch um keinen Schritt vorgerückten Negociationen unerachtet wurden dennoch die Gesandten des Theodosius, wie auch jene des Valentinians zu einem feierlichen Gastmahle eingeladen, welches Attila den Fürsten und Großen seines Reiches geben wollte. Bei dieser Gelegenheit fanden die Römer wieder neuen Stoff der Beobachtung in Beziehung auf die Sitten und Gebräuche der Hunnen und die Tafelergötzungen ihres Beherrschers. Als an dem Tage des Gastmahles die Römer in dem königlichen Pallast angekommen waren, wurden sie von mehreren Hofbeamten bis an den Speisesaal geführt. Die Thüren des Saals standen offen; aber die Römer durften noch nicht hineintreten. Man brachte ihnen jetzt einen großen, mit Wein gefüllten Becher, mit dem Bedeuten, daß dieser vorher auf das Wohl des Königs müste geleert werden. Erst als diese feierliche Libation vorüber war, wurden sie in den Saal geführt und ihre Sitze ihnen angewiesen. Der um einige Stufen erhöhte Boden, auf welchem in der Mitte des Saales die kleine, königliche Tafel stand, so wie diese selbst waren mit kostbaren Teppichen und feiner Leinwand bedeckt. Nach der Einfachheit, welche Attila in allem, was seine Person betraf, vorzüglich zu lieben schien, war auch dessen Tafel ungleich sparsamer und frugaler besetzt, als jene der übrigen Gäste. Unmittelbar mit Attila und an seinem Tische speißten blos sein Sohn, ein Oheim des Königes, und einer der vorzüglichst begünstigten von den unterworfenen Königen. Unter diesen zeichneten sich merkbar aus in der Gunst des Attila der Gepiden König Ardarich und der edele Walamir, König der Ostgothen; jener durch seine Treue und seinen unerschrockenen Geist, dieser durch gleiche Treue und die milden und bescheidenen Tugenden eines sanften Charakters. Zu beiden Seiten der königlichen Tafel standen zwei Reihen etwas

kleinerer Tische. An jedem derselben hatten abwechselnd drei oder vier Personen Platz. Die rechte Seite ward für die ehrenvollere gehalten; aber nicht an dieser, sondern an der linken wurden den Römern ihre Plätze angewiesen und Berich, ein zwar unbekanntes, aber geborenes Oberhaupt eines gothischen Volksstammes, erhielt über den Repräsentanten des Theodosius und Valentinianus den Vorsitz. Die Speisen wurden in drei Gängen aufgetragen; jeder Gang bestand in zahllosen Schüsseln. Attila aß blos Fleisch; den Genuß des Brodes hielt er für zu leckerhaft und verschmähete es daher nach seiner Weise. Nach jedem Gang brachte der Mundschenk dem König einen mit Wein gefüllten Becher, den Attila auf die Gesundheit Eines der Anwesenden austrank. Der, welchem diese Ehre geschah, mußte sogleich von seinem Sitze aufstehen, gleiche Wünsche für das Wohl des Königs ausdrücken und hierauf ebenfalls seinen Becher leeren. Diese Ceremonie ward oft wiederholt, denn Attila, obgleich mit dem Vornehmsten anfangend, trank nach und nach auf die Gesundheit aller seiner Gäste, wobei er jedoch den Rang der Geladenen stets genau zu beobachten pflegte. Das Essen dauerte lange Zeit. Als endlich die Speisen wieder abgetragen wurden, ward auf das neue Wein herbeigebracht. Von allem Zwang entbunden, überließen die Hunnen sich nun gänzlich den rauschenden Freuden des Bechers. Bevor jedoch das Bachanal so recht seinen Anfang nahm, stellten zwei scythische Barden sich vor den Tisch des Attila und stimmten Gesänge an, welche sie zum Preis seiner Tapferkeit und seiner Siege verfertiget hatten. Tiefes Stillschweigen herrschte in dem ganzen Saal. Der Gesang, weniger seiner Harmonie als seines Inhaltes wegen, fesselte die Aufmerksamkeit aller Gäste. Ihr kriegerischer Muth ward geweckt. Das Andenken an ihre Thaten schwellte auf das neue ihre

Brust, und während die jüngern noch kraftvollen Krieger mit funkelnden Augen sich jetzt nach dem Schlachtgetümmel sehnten, zeugten die von den Wangen der Alten herabrollenden Thränen von dem edeln Unmuth, den sie fühlten, nun nicht mehr an dem Ruhm ihres Königes und an den Gefahren ihrer Commilitonen im Felde Theil nehmen zu können *). Auf diese ernste, dem kriegerischen Geiste der Nation angemessene Unterhaltung folgte nun bald eine andere fröhlicherer Art. Scythische und maurische Possenreiser erschienen in dem Saale. Durch ihre häßliche Gestalt, lächerliche Kleidung, seltsamen Geberden, noch abgeschmacktern Reden und vorzüglich durch ein kauderwälsches Gemisch der lateinischen, gothischen und griechischen Sprache, suchten sie ihre Zuschauer zum Lachen zu reizen und jeden Augenblick ertönte nun der geräumige Saal von dem wilden und weitschallenden Gelächter der durch den übermäßigen Genuß des Weines nun noch wilder und ausgelassener gewordenen Gesellschaft. Nur Attila allein behielt, unter dem allgemeinen immer lauter werdenden Jubel, seine gewöhnliche Ernsthaftigkeit bei. Keine seiner Mienen verzog sich auch nicht einmal zu einem kleinen Lächeln; blos beim Eintritt seines jüngsten Sohns, des Prinzen Hernack, entwölkte sich seine ernste Stirne. Mit ungewöhnlicher Freundlichkeit blickte er auf den Knaben, streichelte ihm sanft die Wange; umarmte ihn öfters mit väterlicher Zärtlichkeit und zeigte alle Merkmale einer ganz besondern Zuneigung zu diesem Kinde. Als die Fröhlichkeit der Barbaren endlich über alle Grenzen des bei civili-

*) Schon die alten Scythen, wie Plutarch erzählt, pflegten, bei ihren feierlichen Gastmahlen, ihren durch den Genuß der Speisen und des Weines erschlafften Muth, durch die kriegerische Harmonie des Anschlages ihrer Bogen-Sehnen wieder zu erwecken.

sirten Völkern beobachteten Anstandes hinüber zu schweifen anfing, zogen sich die Gesandten der beiden Reiche ganz in der Stille zurück und verließen das nächtliche Fest.

18. Einige Tage nachher erhielten die Gesandten eine zweite Einladung, und hatten diesmal mehr als je Ursache, mit der gastfreundlichen Höflichkeit des Attila zufrieden zu seyn. Der König ließ sich mit Maximin in eine lange und vertraute Unterredung ein, in die sich jedoch bisweilen einige harte Ausdrücke und übermüthige Vorwürfe mischten. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß Attila wieder der, in einem der vorigen Abschnitte schon erzählten, persönlichen Angelegenheit des Constantins erwähnte. „Der Kaiser,“ sagte er, „hat meinem Geheimschreiber längst schon eine reiche Frau versprochen. Constantius darf nicht leer ausgehen und ein römischer Kaiser sollte sich nicht den Namen eines Lügners zuziehen.“ Am andern Tage wurden die Gesandten entlassen. Auf ihr Bitten ward ihnen gegen ein mäßiges Lösegeld die Freiheit mehrerer Gefangenen zugestanden; unter diesen befand sich auch eine römische Dame, welche bei der Einnahme von Retiarium sammt ihren Kindern in hunnische Gefangenschaft gerathen war. Die Kinder ließ Attila ohne Lösegeld der Mutter folgen.

Außer den königlichen Geschenken, welche die Gesandten erhielten, ermunterte Attila auch noch die Vornehmsten seines Hofes, die Römer ebenfalls durch Geschenke zu ehren. Diese bestanden nun in der ehrenvollen Überreichung ausgesucht schöner Pferde, künstlich gearbeiteter Waffen oder auch andern kostbaren Waffengeräthes, worauf die Hunnen einen großen Werth legten und die sie gewöhnlich mit Gold und den edelsten Steinen zu schmücken pflegten. Wenn man sich erinnert, daß Attila von dem, mit Vorwissen und Genehmigung des Theodosius gegen ihn geschmiedeten

Mordanschlag längst schon unterrichtet war; so wird man gestehen müssen, daß sein Betragen gegen die Gesandten eben dieses Monarchen unstreitig die gerechtesten Lobsprüche verdient. Attila ehrte die Gesetze des Völkerrechts und der Gastfreiheit, welche beide Theodosius offenbar theils verletzt, theils mißbraucht hatte. Er ehrte ferner die Tugend des Maximin, von dessen Unschuld er überzeugt war; wußte also, den Schuldigen von dem Unschuldigen zu unterscheiden, seinen Zorn zu mäßigen und in dem Gefühle seiner Überlegenheit die niederträchtigen Ränke ohnmächtiger Feinde zu verachten. Auch waren Beschämung und Demüthigung die einzige Strafe, worunter er jene, wie wir sogleich sehen werden, für ihre schändliche Verrätherei wollte büßen lassen.

19. Maximin und Priscus gingen nun wieder nach Constantinopel zurück. Nicht sehr fern von der Hauptstadt begegneten sie dem Vigilius, der auf seiner Rückreise nach dem Hoflager des Attila begriffen war. Er hatte diesmal seinen Sohn bei sich, und wie es sich von selbst versteht, auch den Beutel mit Gold, womit, seiner Meinung nach, Edekon die Leibwache des Königes bestechen wollte. Unstreitig würde die Kühnheit des Vigilius unsere Bewunderung verdienen, wenn das Vorhaben, das ihr zum Grunde lag, nicht zu den niederträchtigsten gehörte, womit noch je eine feige Seele ihre eigene Schande zur Schau gestellt hat.

20. Sobald der Dollmetscher an dem Hoflager des Königs angekommen war, ward er sogleich ergriffen, genau durchsucht, der Beutel mit dem Golde gefunden, und der Verbrecher nebst dem Beweise seines Verbrechens vor den Richterstuhl des Attila geführt. Mit vieler Festigkeit behauptete anfänglich Vigilius seine Unschuld. Als man aber in ihn drang, den Gebrauch anzugeben, welchen er von dem Golde habe machen wollen, und derselbe demungeachtet

immer durch neue Ausflüchte einer bestimmten Antwort auszuweichen suchte, ward Attilla zornig, und befahl, den Sohn des Vigilius unverzüglich vor den Augen des Vaters zu enthaupten. Jetzt stürzte dieser zu den Füßen des Königs, bekannte das ganze Verbrechen, erklärte sich selbst des Todes schuldig, und flehete blos um Schonung für seinen Sohn, der ja an dem Verbrechen des Vaters keinen Antheil hätte. Attila schenkte dem Verbrecher das Leben; denn ein so unedles Blut zu vergießen, sagte er, sey unter seiner Würde. Aber in Bande ließ er ihn legen, und befahl dem jungen Vigilius, auf der Stelle nach Constantinopel zu reisen, und mit hundert Pfund Goldes, als dem Lösegeld für Beyde wieder zurück zukommen.

21. Attilas gerechter Zorn, wendete sich jetzt gegen einen größern, seiner würdigern Gegenstand, nämlich gegen den Kaiser und dessen ersten Minister Chrysaphas. Zwei Gesandte, Eslav und Orestes, wurden an Theodosius abeordnet. Mit der Tochter des Erstern hatte Attila unlängst die Zahl seiner Gemahlinnen vermehrt. Dem Throne hiedurch um so viel näher gerückt, besaß er das Zutrauen des Königs und stand in großem Ansehen bey Hofe, wie bei der ganzen Nation. Seinen beiden Gesandten hatte Attila selbst ihre Lection gemacht. Es war ihnen nicht nur wörtlich vorgeschrieben, was sie sagen, sondern auch wie sie es sagen sollten, und Beyde eilten nun nach Constantinopel in der vollen Überzeugung, daß ungleich weniger Gefahr damit verbunden wäre, ihren sonderbaren, unerhörten Auftrag genau zu erfüllen, als nur im Geringsten demselben zuwider zu handeln.

22. Kaum in der Hauptstadt des morgenländischen Reiches angekommen, begehrten Eslav und Orestes, und zwar bevor sie noch irgend einem der

höhern Staatsbeamten einen Besuch gemacht hatten, sogleich vor den Kaiser geführt zu werden. Ihr Gesuch ward ihnen gewährt. Stolz und mit Kühnheit traten Beide in den kaiserlichen Audienzsaal. Aber an seinem Hals hatte Orestes den unseligen, von Chrysaphas dem Vigilius zugestellten Goldbeutel an einer goldenen Kette herabhangen, und ohne den Kaiser zu begrüßen, wandte er sich sogleich zu dem an der Seite des Thrones stehenden Minister, ihn fragend, ob er diesen Beweis seines schändlichen Verbrechens noch kenne. Ohne die Antwort des beinahe aller Besinnung beraubten Eunuchen abzuwarten, nahm Eslav das Wort, das er unmittelbar an den Kaiser selbst richtete. „Theodosius," sprach er, „ist der Sohn eines berühmten und achtungswürdigen Vaters; auch Attila ist einem edeln Geschlecht entsprossen, und hat die von seinem Vater Mundtschuck ererbte Würde durch seine Thaten rühmlichst behauptet. Nicht so Theodosius, dieser hat durch die Bereitwilligkeit, Tribut zu bezahlen, seinen väterlichen Ruhm verwirkt, und sich zu einem Sclaven des Attila herabgewürdiget. Ihm käme es also zu, den Mann zu ehren, den Glück und persönliches Verdienst so weit über ihn erhoben haben, aber nicht, gleich einem nichtswürdigen Sclaven, einer Verschwörung gegen das Leben seines Herrn beizutreten; und nur dann wird Theodosius von Attila Verzeihung zu hoffen haben, wenn er unverzüglich den Eunuchen Chrysaphas, zur gerechten Bestrafung dessen unerhörten Frevels, ausliefert." — Noch nie war je ein Monarch verurtheilt worden, von der Höhe seines Thrones herab und im Angesichte des ganzen Hofgesindes eine solche Anrede hören zu müßen. Der Enkel des großen Theodosius verstummte, aber die Blässe seiner Gesichtsfarbe zeugte, daß er dem zermalmenden Gefühle seiner tiefsten Erniedrigung sich diesmal nicht

habe entziehen können. Die Rollen der Gesandten waren jetzt ausgespielt, und nach einer stummen Verbeugung verließen Beide den Thronsaal.

23. Theodosius war von seinem Minister so bezaubert, daß selbst der Abgrund von Schmach, in welchen ihn die Niederträchtigkeit und der Unverstand des Evnuchen gestürzt hatten, ihm doch nicht die Augen öffnen konnte. Die Höflinge, überzeugt von der Unerschütterlichkeit der Gunst des Kaisers gegen den Chrysaphas, dachten also gar nicht daran, sich jenes scandalösen, in der Geschichte beyspiellosen Auftrittes zum Sturz des Ministers bedienen zu wollen. Im Gegentheil drängten sich nun alle um den Chrysaphas, boten ihm ihre Dienste an, setzten in seine Erhaltung das Heil und die Wohlfahrt des Reiches. Nomus der Schazmeister, ein Mann von consularischer Würde, und vieler Erfahrung in den Geschäften, machte freiwillig das Anerbieten, sich dem gefährlichen Auftrage einer Gesandtschaft an Attila zu unterziehen, und Anatolius, Feldherr des morgenländischen Heeres, weigerte sich ebenfalls nicht, den Nomus dahin zu begleiten; und da man wußte, daß Attila mit Vergnügen Beide an seinem Hofe als Gesandte sehen würde; so fieng man nun auch schon an das Geschehene zu vergessen; und über Theodosius und Chrysaphas gieng auf das neue wieder ein Strahl der Hoffnung und des Lebens auf.

24. Mit unumschränkter Vollmacht und den reichsten und kostbarsten Geschenken versehen, verließ die feierlichste Gesandtschaft, die man noch je einem fremden Beherrscher geschickt hatte, die Hauptstadt des Reiches. Attila, geschmeichelt durch die Wahl der Männer, welche man an ihn sandte, kam ihnen bis an die Ufer des Dranko entgegen. Es war dies ein hoher Beweiß seiner Achtung, auch ersparte er ihnen dadurch einen Weg von mehrern beschwerlichen Tag-

reisen. Düster, stolz und dräuend, war anfänglich das Aussehen und ganze Betragen des Attila. In dem Ton eines Gebieters, sprach er mit den Römern, und in der Gestalt demüthiger Supplicanten blickten diese, die Stellvertreter des morgenländischen Kaisers, zu Attila hinauf. Die römische Beredsamkeit und die funkelnden Geschenke, sänftigten jedoch bald den Grimm des erzürnten Königs. Attila ließ sich herab, dem Theodosius, Chrysaphas und dem Dollmetscher Vigilius zu verzeihen. Aber jetzt sollte der Stolz des Attila, ein Stolz, so wie er nur in der hochherzigen Brust eines wilden Zöglings der Natur sich formen kann, gleichsam sich selbst übertreffen. Wie noch keinen Monarchen, hatte Attila den Kaiser des Morgenlandes gedemüthiget und beschämt. Jetzt wollte er die Überlegenheit seines Geistes, wie seiner Macht seinen schwachen Gegner auch durch Edelmuth noch fühlen lassen. Gegen alle Erwartungen und Hoffnungen der Römer schenkte er zahllosen Gefangenen ohne Lösegeld ihre Freiheit; verzichtete auf die Auslieferung aller in dem römischen Reiche noch verborgenen hunnischen Überläufer und Flüchtlinge, erlaubte diesen, des Schutzes der Römer, die er nun als Freunde betrachtete, sich ruhig zu erfreuen; trat — was man auch nicht einmal von weitem zu hoffen, sich hätte erlauben können — ein ansehnliches Stück Landes südwärts an der Donau dem römischen Reiche wieder ab, und verband sich durch einen Eid, den nun festgesetzten Friedensbedingungen getreu, nie mehr das Reich des Theodosius mit einem neuen Kriege zu überziehen. Mit Geschenken von Attila und seinem Hofe überhäuft, traten Anatolius und Nomus ihre Rückreise nach Constantinopel an. Aber mit dahin mußten sie auch nehmen den heirathslustigen Constantius. Die demselben versprochene Frau hatte Attila noch nicht vergessen; und da er sich nun einmal der Sache ange-

nommen hatte; so war sie ihm auch eine Staatsangelegenheit vom ersten Range. Daß dieser Punkt keine großen Schwierigkeiten finden konnte, versteht sich von selbst, und wirklich ward auch bald darauf in Constantinopel eine eben so junge und schöne, als reiche römische Dame, Namens Armantia, und welche ihren ersten Gemahl vor einigen Jahren in Afrika verlohren hatte, nun die beglückte Gattin des Geheimschreibers des Attila.

So endigte sich dieser merkwürdige, persönliche Handel zwischen Attila und Theodosius. Zum unvergänglichen Ruhm des Erstern und zur unaustilgbaren Schande des Letztern, welcher selbst nach aller ausgestandenen Beschämung und allen erduldeten Demüthigungen nicht einmal das Glück hatte, sich dadurch von einem Chrysaphas befreit zu sehen.

XLV.

1. Wenn der Hingang eines Heiligen in sein wahres Vaterland ein Grund der Trauer für die Kirche seyn könnte; so hätte sie gegen das Ende des Jahres 440 den Tod ihres bisherigen obersten Hirten zu beweinen gehabt. Am 18 August dieses Jahres starb der heilige Pabst Sixtus III., nachdem er mit Kraft und in Weisheit der über den Erdkreis verbreiteten Gemeinde Jesu 8 Jahre und 19 Tage vorgestanden hatte. (Prosp. Chr.) Eine seiner letzten Regentenhandlungen war eine abermalige Verdammung des berüchtigten Julianus, ehemaligen Bischofes von Eclana. Obgleich schon seit länger als 20 Jahren seines bischöflichen Amtes entsetzt, konnte dieser Erzpelagianer dennoch den Verlust seiner Würde und seines Bisthums nicht verschmerzen; aber Stolz und Unlauterkeit des Herzens erlaubten ihm eben so wenig,

seinem Irrthum aufrichtig zu entsagen. Durch ein erkünsteltes dem Anscheine nach rechtgläubiges, aber zahllosen Ausflüchten und Verdrehungen Raum gebendes Glaubensbekenntniß suchte er sich den Schein eines Bekehrten zu geben, den heiligen Pabst zu täuschen, und auf diese Weise die Kirchengemeinschaft mit den Bischöfen, so wie seinen ehemaligen Sitz wieder zu erschleichen. Aber Sixtus, aufmerksam darauf gemacht durch Leo, seinen damaligen Diacon, entdeckte die verborgene Schalkheit, und schleuderte auf das neue einen Bannfluch gegen Julian und dessen ketzerische Lehre. Dieser Mensch war in allen Kirchen des Abendlandes so sehr verabscheuet und sein streitsüchtiger, unruhiger Sektengeist so sehr gefürchtet, daß das Urtheil des heiligen Pabstes alle Rechtgläubige mit eben so hohem Jubel erfüllte, als wenn es der erste Sieg gewesen wäre, welchen die reine Lehre über den pelagianischen Irrthum erkämpft hätte.

2. Wenn der Pater Garnier die Meinung aufstellt, daß Sixtus vor seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl sich zu dem Pelagianismus hingeneiget, nachher aber diese Verirrung durch ein unter dem Titel Hypognosticon gegen die Pelagianer geschriebenes Buch wieder habe gut machen wollen; so ist diese Behauptung offenbar grundlos. Nach bekannter Ketzerart suchten zwar anfänglich die Pelagianer in Afrika, das Gerücht zu verbreiten, daß der in großem Ansehen bey der römischen Kirche stehende Priester Sixtus ihrer Lehre nicht abhold sey; daher auch der heilige Augustin damals schrieb: *Fama jactabat*. Aber dieses elende Gerücht widerlegte sich bald von selbst; den Sixtus war der erste, welcher, sobald der Pabst Zosimus den Pelagianern das Urtheil gesprochen hatte, ebenfalls dieser Irrlehre und ihren Anhängern das Anathema

sprach; worauf der heilige Augustinus ihm in zwei Briefen, im Namen aller Rechtgläubigen, für seinen erleuchteten, in Vertheidigung der reinen Lehre bewiesenen Eifer öffentlich dankte.

3. Es ist daher ein grober, handgreiflicher Irrthum, wenn man die in der Sammlung der Schriften der Väter (bibliotheca patrum) unter dem Namen Sixtus III. enthaltene drei Schriften diesem Pabste zuschreiben will. Alle drei sind so voll des pelagianischen Sauerteiges, daß, wenn Sixtus wirklich der Verfasser derselben gewesen wäre, der heilige Augustinus unmöglich hätte schreiben können: *Fama jactabat.* Von einem blosen Gerüchte würde nicht mehr die Rede gewesen seyn; denn jene 3 Schriften hätten ja dem heiligen Augustinus, so wie der ganzen rechtglaubigen Welt die vollständigsten, keinem Zweifel mehr Raum gebenden Beweise von den Verirrungen des Sixtus geliefert; und endlich würde wohl dieser dem Urtheilsspruch des Pabstes Zosimus so schnell, so laut und so feierlich beigetreten seyn, wenn er kurz vorher noch in mehrern Schriften sich öffentlich zum Vertheidiger jener Irrthümer aufgeworfen hätte?

Bibl. Pat. t. 5.

4. Auch das gegen den Pelagianismus geschriebene Buch, Hypognosticon kann man nicht mit Bestimmtheit auf die Rechnung des Pabstes Sixtus setzen. Der Verfasser dieses Buches ist unbekannt; aber eben weil man ihn nicht kennt, hat man sich allerlei Muthmaßungen erlaubt. Einige schreiben es dem Pabste Sixtus, andere dem Marius Mercator zu. Die gelehrten Diplomatiker, die Benediktaner erklärten sich für die letztere Meinung, obschon sie eingestehen musten, daß man den Styl und die Schlußweise des Mercators darin vermisse. Einzig in ihrer Art ist hierin die Logik des Pater Garnier. Um zu beweisen, daß das Buch Hypognosticon von

dem Pabst Sixtus sey, zählt er alle Personen auf, von welchen er glaubt, daß dieses Buch hätte seyn können, und nachdem er ferner zu beweisen gesucht hat, daß es jedoch von keinem der von ihm angeführten Männer wirklich wäre; so schließt er hieraus, daß es nothwendig den Pabst Sixtus zum Verfasser haben müße. Schwerlich wird wohl jemand anderm, als dem Pater Garnier selbst, diese sonderbare Beweisart einleuchten wollen. Sagen, daß die Kirche den Pabst Sixtus III. den Heiligen zugezählt hat, heißt alles erschöpfen, was nur immer zum Lobe eines großen Pabstes oder gottesfürchtigen Bischofes gesagt werden kann. Aber ohne die vollgültigsten Zeugnisse, ja sogar ohne alle hinreichende Beweise, einem von allen Kirchen anerkannten Heiligen ein Buch zuschreiben wollen, das unter vielem trefflichen auch manche von der Lehre des heiligen Augustinus, mithin von der Lehre der Kirche abweichende Sätze enthält, ist — um mich des milderndsten Ausdrucks zu bedienen — unverzeihlicher Leichtsinn, wo nicht gar schnöde Anmaßung vermessener, gelehrter Rechthaberei.

5. Eine von einem vornehmen Römer, Namens Bassus, gegen Sixtus III. im 18. Monate seines Pabstthums gerichtete, schändliche Beschuldigung, so wie das dießfalls zusammenberufene Concilium, in welchem der Pabst von zwei und fünfzig Bischöfen frei gesprochen, Bassus aber mit dem Kirchenbann belegt worden, sind beide nichts, als ein abgeschmacktes Mährchen. Baronius, dessen ungeheure Belesenheit alles ohne Unterschied umfaßte, und verschlang, führt zwar dieses Histörchen an; gesteht jedoch selbst, daß die vorgeblichen Acten dieses Conciliums, so wie der Brief, den Sixtus bei dieser Gelegenheit an die Orientalen geschrieben haben soll, ein so erbärmliches Gewebe von Albernheit und Unverschämt-

Till mem. t. 14. art. Sixte III.

heit sey, daß man unmöglich irgend eine historische Thatsache darauf begründen könne. Indessen glaubte doch der gelehrte Cardinal, in dem Pontifical des Anastasius bessere und glaubwürdigere Zeugnisse dafür gefunden zu haben. Aber bekanntlich ist eben dieses Pontifical eine historische Quelle, welche nicht selten äußerst trübe fließt, ja sogar bisweilen in einen stehenden, schlammigen Pfuhl sich verwandelt. Der sicherste und überzeugendste Beweis, daß die ganze Geschichte nichts als eine einer spätern Zeit angehörende Klatscherei sey, liegt wohl darin, daß, als am Ende des fünften, oder im Anfange des sechsten Jahrhunderts gegen den Pabst Symachus eine Anklage gleicher Art erhoben ward, und man bey dieser Gelegenheit auf alle nur von weitem ähnliche Fälle in der Kirchengeschichte zurück gehen, und selbst die, über das von Eulalius gegen Bonifacius erregte Schisma, vorhandenen Acten, welche doch mit dem vorliegenden Fall beinahe in gar keiner Verbindung standen, befragen zu müßen glaubte, dennoch jenes vorgeblichen, offenbar erdichteten Prozesses gegen Sixtus keine Erwähnung geschah, auch davon weder in dem römischen Archiv, noch irgend anderswo, obschon doch seit dem Tode des Pabstes Sixtus bis zur Erhebung des Symmachus kaum fünfzig Jahre verflossen waren, nicht die mindeste Spur, auch nicht die leiseste Anzeige gefunden werden konnte.

6. Sixtus verwendete während der Führung seines obersten Hirten-Amtes ungeheure Summen zum Bau und zur Verschönerung mehrerer Kirchen in Rom. Jene, welche damals die Kirche des Liberius genannt wurde und dem Einsturz nahe war, ließ er auf das neue aufbauen, und weihete sie der Mutter des Erlösers. Baronius führt die frommen und schönen Verse an, mit welchen Sixtus den Haupteingang derselben zierte. Es ist die heute zu Tage

sogenannte Kirche Maria Maggiore, und mehrere sprechende Denkmäler, welchen man darin begegnet, schreiben die Ehre und das Verdienst ihrer Erbauung Sixtus dem dritten zu. Auch die Kirche des heiligen Laurentius in Lucinia verdankt ihren größern Glanz diesem heiligen Pabst; denn durch seine Vorstellungen wurden Valentinian und Placidia bewogen, diese Kirche mit den reichsten und kostbarsten Tempelgaben zu beschenken; und hier war es auch endlich, wo die entseelte Hülle Sixtus III.; und zwar neben dem Grabe des heiligen Priesters und Märtyrers, ihre Ruhestätte fand.

XLVI.

1. Sixtus dem dritten folgte auf dem Stuhle des heiligen Petrus Leo, ein Diacon der römischen Kirche. Derselbe war ein geborner Römer. Ob er aus einem edeln oder bürgerlichen Geschlechte entsprossen und welches der Name seiner Familie oder seines Vaters gewesen sey: darüber läßt sich nichts Gewisses sagen. Was wir aber mit Bestimmtheit wissen, ist, daß die Kraft Gottes in vorzüglichem Maße auf Ihm ruhete, und daß die Kirche Jesu, die er 21 Jahre hindurch verherrlichte, und die Stadt Rom, die er dreimal dem Verderben entriß, und endlich die Geschichte, die seine Großthaten aufzeichnete, ihm einstimmig den Beinamen des Großen beilegten. Schon die Art, wie er gewählt ward, und die seine Wahl begleitenden Umstände zeugen von seinem höhern Verdienst, so wie von dem bey der Wahl eines obersten Hirten der Kirche nicht selten sichtbar wirkenden Einfluß des heiligen Geistes.

2. Nach Aetius war der Feldherr Albinus damals einer der mächtigsten und angesehensten Män-

ner im Reiche. Aber beide bedeutende Männer hatten sich entzweiet und ihre gegenseitige, immer noch zunehmende Abneigung konnte für das Reich die gefährlichsten Folgen herbeiführen. Placidia, welche die damals so gefährdete Lage des Reiches einsah, mithin das Bedürfniß großer und treuer Staatsdiener nun mehr als je fühlte, lag daher nichts so sehr am Herzen, als diese beiden Feldherren wieder mit einander zu versöhnen. Zu diesem, die zarteste Behandlung und eine ungemeine Welt- und Menschenkenntniß erfordernden Geschäfte schien ihr mit Recht niemand tauglicher, als gerade der Mann, der wegen hervorleuchtender Heiligkeit des Wandels, und wegen seiner gründlichen, alles umfassenden Gelehrsamkeit und hinreissenden Beredtsamkeit schon damals für den ersten und größten Mann seines Jahrhunderts galt.

3. Aber Aetius und Albinus befanden sich beide in Gallien. Dahin reiste also auch jetzt Leo auf dringendes Begehren des Hofes von Ravenna. Während seiner Abwesenheit war Sixtus III. gestorben. Das Bild des Abwesenden, welches höhere Verdienst ihn auch zieren mag, schwebt dennoch gewöhnlich nur auf mattem Hintergrunde in dem Gedächtniß der Zurückgebliebenen; auch hatte die römische Kirche nichts weniger als Mangel an erleuchteten und verdienstvollen Männern. Aber wie von einem Geiste beseelt, wählte die gesammte Geistlichkeit den abwesenden Diacon Leo zum Nachfolger des verstorbenen Pabstes. Rom und die ganze Christenheit jubelten bey der Nachricht von der getroffenen Wahl. Man ordnete sogleich eine Deputation nach Gallien, um den Neugewählten zu bitten, unverzüglich nach Rom zurückzukehren, wo nun Alles mit der größten Sehnsucht ihn erwartete. Aber das Geschäft, welchem Leo sich unterzogen, war nicht beendigt und die Kirche

blieb noch einige Wochen ohne Oberhaupt. Stolz und Selbstsucht sind Pflanzen, die auf jedem Boden keimen, mit ihren giftigen Ranken Alles, das Hohe wie das Niedere, das Edle wie das Gemeine umschlingen. Das erstemal würde es also nicht gewesen seyn, wenn auch jetzt irgend ein ehrgeitziger Priester, die Erledigung des römischen Stuhles und das Interregnum benutzend, selbstsüchtige Plane geschmiedet, ein Schisma veranlaßt, nach dem ersten Sitze der Christenheit auf unerlaubten Wegen gestrebt hätte. Aber der erhabene Stuhl, welchen Leo zu besteigen berufen war, schien außer dem Bereich der Wünsche und Hoffnungen eines jeden andern, und der Friede und die Eintracht der Kirche wurden die ganze Zeit über nicht im mindesten getrübt.

4. Durch Leos Vermittelung hatten Aetius und Albinus sich wieder ausgesöhnt, waren wie vorhin wieder Freunde geworden. Ohne zu säumen, trat also jener jetzt seine Rückreise nach Italien an. Als man in Rom seine Annäherung erfuhr, eilten die gesammte Geistlichkeit, der ganze römische Adel, eine Menge Einwohner der Stadt und zahllose Volkshaufen aus der umliegenden Gegend ihm in festlicher Kleidung auf mehrere Meilen entgegen. Im Triumpfe hielt er seinen Einzug in Rom und die Feierlichkeit seiner Erhebung hatte sogleich am darauf folgenden Sonntag, den neun und zwanzigsten des Monats September statt.

XLVII.

1. Die Tugend ist still, nur das Laster ist laut, und was daher die Geschichte von den Menschen zu erzählen hat, ist selten das Beste. Aber so wie jene Perioden, welche gleichsam Lücken in der Weltgeschichte

te bilden, stets für die Völker die glücklichsten waren, eben so zeugen auch die Zeitläufe, von welchen die Kirchengeschichte wenig oder nichts in ihren Jahrbüchern aufzuzeichnen hat, am kräftigsten für die Ruhe und den blühenden Zustand der mit ihren mütterlichen Flügeln den Erdkreis beschattenden Kirche Jesu.

2. Auch von den ersten drei Jahren der Regierung Leos des Großen gibt es wenig zu erzählen und selbst in der Sammlung der vielen auf uns gekommenen Briefe dieses Pabstes findet sich keiner, welcher den Jahren 440, 441 und 442 angehören könnte. Wie zu jeder Zeit lag zwar die Welt auch damals im Argen. Bey erkalteter Liebe erkaltete der Glaube; und die Sitten der Christen waren überall nicht die besten. Aber die Kirche, das eigentliche Erbtheil des Herrn, dieses in sich geschlossene, von Jesu Christo selbst gegründete Reich, prangte überall mit den seltensten und köstlichsten Früchten einer höhern Welt. In dem harten Kampfe mit der pelagianischen und nestorianischen Ketzerei hatte sie alles Unlautere ausgegohren, alles was ihr nicht angehörte, von sich getrennt, allen falschen Brüdern die Larve von dem Angesicht gerissen; und vom Aufgang bis zum Niedergang flammte jetzt überall wieder das Licht der reinen Lehre mit erhellendem und belebendem Strahl. Von dem Stuhle des heiligen Petrus, besetzt von einem des hohen Apostelamtes so würdigen Nachfolger, ging eine lange, jedem andern Jahrhundert fremde Reihe ungewöhnlicher, von der Kirche nachher den Heiligen zugezählter Bischöfe aus. Der heilige Germanus, Bischof von Auxerre, der heilige Hilarius von Arles, der heilige Peter Chrysologus von Ravenna, der heilige Rusticus von Narbonne, der wegen seiner Demuth von Gott so wunderbar verherrlichte heilige Maximus von Riez, der heilige Namacius von Clermont, der heilige Mari=

mus von Turin, der heilige Eucherius von Lyon, der heilige Lupus von Troies, der heilige Petronius von Bologna, der heilige Briccius von Tours, der heilige Pätrizius von Irland; und in dem Morgenlande der heilige Proclus von Constantinopel, der heilige Flavian, und der große heilige Patriarch und erleuchtete Kirchenlehrer, Cyrillus von Alexandrien.

3. An diesen heiligen Reigen schloß sich nun in nicht minder langen Chören eine eben so große Anzahl heiliger Äbte, Priester, Doktoren, Ordensmänner Einsiedler und Gott geweihter Jungfrauen an. Wir erwähnen hier nur des heiligen Isidors, Vorstehers eines Klosters bey Pelusium, des heiligen Romanus, des heiligen Lupicinus, des heiligen Marcellus, Priors der Acemeten und des heiligen Auxentius, Abtes eines Klosters in Bithynien.

4. Eine Menge ehrwürdiger Kirchenlehrer, Männer von Oben erleuchtet, und mit dem Chrysam des Geistes gesalbt, strebten mit vereinten Kräften, über alle Theile des Erdkreises das Reich der Wahrheit zu verbreiten. Wir führen hier nur die vorzüglichsten derselben an. Den heiligen Prosper, den heiligen Eucherius, den heiligen Hesychius, Doktor und Priester der Kirche von Jerusalem, *) das große, schon oft erwähnte, seinen Glanz weit umher verbreitende Kirchenlicht auf dem hehren Leuchter von Alexandrien; ferner den gottesfürchtigen,

*) Man muß den heiligen Hesychius, von welchem hier die Rede ist, weder mit dem Hesychius, Bischofe von Salone, welcher ein Zeitgenosse des Pabstes Zosimus und des heiligen Augustinus war, noch auch mit einem andern spätern Hesychius, welcher Patriarch von Jerusalem war, verwechseln. Letzterer blühete gegen das Ende des 6sten Jahrhunderts.

durch seltene Gelehrsamkeit ausgezeichneten und von der Kirche nachher selig gesprochenen Theodoret von Cyrhus und endlich den zwar den Heiligen nicht beigezählten, aber für Wahrheit nicht minder rüstig kämpfenden, gelehrten Marius Mercator. Vieler anderer gar nicht zu gedenken, die, bey der damaligen Menge und Fülle heiliger Männer, klein und unbemerkt, jedoch in jedem andern Jahrhundert vielleicht der Stolz ihrer Zeitgenossen gewesen wären. Von dem Licht der göttlichen Wahrheit bestrahlt und das Herz glühend von Liebe zu Gott und den Menschen, suchten jene heiligen Kirchenlehrer, die Welt wahrhaft aufzuklären, das heißt, das Reich der wahren Erkenntniß, nämlich der Erkenntniß Gottes unter allen Menschen zu verbreiten. Um die Rechtgläubigen bildeten sie eine Art von festem Schild, an welchem alle Pfeile des Wahns und der Irrlehre abstumpften und, indem sie den ewig unruhigen, unlautern, den Verstand verwirrenden und das Herz ertödtenden Sektengeist ihres Zeitalters mit Kraft und Würde bekämpften, wirkten sie nicht nur heilsam für ihre Zeitgenossen, sondern selbst auch für uns und die späteste Nachwelt. *)

---

*) Von den, über der Kirche seines von Ewigkeit erzeugten Sohnes, stets sichtbar schwebenden Erbarmungen Gottes war es gewiß keine der kleinsten, daß gegen dieselbe gleich in den frühesten Jahrhunderten, mithin in den Zeiten ihrer vollen Kraft und schönsten Blüthe, alle nur gedenkbare Ketzereien, alle nur mögliche Arten und Abarten des Irrwahns und Aberwitzes ihr Haupt erheben durften In ihrem Schooße hatte damals die Kirche noch eine Fülle von Männern, voll Kraft und Salbung, unbekannt mit Accommodationssystemen, glühend für Wahrheit und bereit, jeden Augenblick lieber ihre bischöflichen Stühle, ihr Vaterland, ihre Freiheit, ja selbst ihr Leben

5. Unbekannt der Welt, aber von dem Auge des Allsehenden bemerkt, und durch mancherlei Wun-

---

zu verlassen, als mit dem Irrthum zu unterhandeln, sich mit ihm zu vergleichen oder gar noch schändlichere Verträge mit ihm zu schließen. Damals kannte man noch nicht jene Toleranz, welche den Irrthum neben der Wahrheit duldet, dem Irrthum neben der Wahrheit sich zu verbreiten und diese immer mehr und mehr zu untergraben erlaubt. Eine Toleranz, welche gewisse Leute in das heuchlerische Gewand der Liebe zu verlarven suchen, während sie doch nichts ist, als ein schamloses, freches und freies Bekenntniß, daß es gar keine Wahrheit gäbe, es mithin gleichgültig sey, welche Art des Truges gelehrt, welche Art des Gaukelspiels den Völkern vorgespiegelt werde. Wie zwischen der Tugend und dem Laster, herrscht auch zwischen Wahrheit und Lüge eine ewige heilige Feindschaft, ein ewiger heiliger Haß. Den Verirrten, den Verstockten, ja selbst den Bösewicht und ruchlosesten Sünder nicht nur zu dulden, sondern als einen unglücklichen, bejammernswerthen Bruder ihn zu lieben, ihm jede mögliche leibliche und geistige Pflege zu erweisen: dies gebietet uns das Evangelium; aber diesem Gebote kann volle Genüge geleistet werden, ohne dabey das Laster zu beschönigen, dem Irrthum zu huldigen und die Lüge eine Schwester der Wahrheit zu nennen.

Da nun in jenen glücklichen Zeiten der Feind aller Wahrheit gleichsam die ganze ungeheure Vorrathskammer alles teuflischen und menschlichen Wahns erschöpfte, um die Lehren der Kirche zu trüben, den Glauben zu zerstören und die heiligsten Wahrheiten aus den Herzen der Völker zu vertilgen; alle seine Waffen, seine Pfeile und Wurfspiese aber an dem undurchdringlichen Schild zahlloser heiliger Bischöfe und großer Kirchenlehrer zersplitterten; diese erhabenen Männer im Gegentheil jedes neue Gewebe des Truges mit erleuchteter Weisheit auseinander falteten, die Bosheit und Arglist, die es webten, in ihrer scheuslichen Blöse darstellten, und so die Wahrheit nur in einem noch hellern Glanze jedesmal wieder strahlen ließen; so gaben sie durch diese

der schon von Gott verherrlichet, blühete auch um die nämliche Zeit die heilige Genoveva in Paris.

---

ihre rastlosen Kämpfe und ihre in unsterblichen Schriften niedergelegten Widerlegungen auch für die spätern und spätesten Zeiten und wann einst nichts als laue Lüfte wehen würden, jedem, der davon Gebrauch machen will, Spieß und Schild gegen die Anfälle aller künftigen Religionsfeinde, gegen alle ihre längst abgenutzten Einwurfe, lüftigen Lehrgebäude, ephemerischen Systeme und alle übrige Künste und Sophismen, womit schon in den Zeiten der Porphyre und Juliane der Unglaube die Lehren der Kirche fruchtlos zu entkräften, zu entstellen, oder zu zerstören suchte; denn gewiß und wahrhaftig, alles was jezt, oder auch in der entferntesten Zukunft nur immer noch hervorgebracht und wieder ausgekramt werden kann, ist blos die alte, schon vor vielen Jahrhunderten entlarvte Lüge, blos die alte Schalkheit nur in neuem Gewande, blos der alte, längst schon modernde Schlamm nur mit dünnem, modischen Firniß übergleckst.

Es war unstreitig eine heilsame und, weil von wahrer Liebe zu Gott und den Menschen erzeugt, auch heilige Strenge, wenn die Kirche in den frühern und fruchtbareren Zeiten jedes Glied, das sie nicht für das ihrige erkannte, sogleich von sich absonderte. Wer gegen irgend eine Lehre der Kirche eine freche Stirn erhob, mochte er Bischof, Erzbischof oder Patriarch, Priester oder Doktor, ein Ordensgeistlicher oder ein Laie, oder selbst einer der Mächtigen dieser Erde seyn, der ward von der Kirche getrennt, von ihr ausgestoßen, ihm und seinem stolzen Wahn das Anathema gesprochen. War dieses einmal geschehen, dann war von solchen Feinden nichts mehr zu befürchten. „Was bekümmern uns" sagt Paulus „jene, welche draußen sind." Aber die, welche die Kirche in ihrem eigenen Schooße nährt und pflegt, die ihre Farbe tragen, ihre Sprache in ihrem gleisnerischen Munde führen und nun zu ihren feindseligen, gottlosen Zwecken sich aller Künste der Verrätherei bedienen können: nur diese sind zu fürchten; denn ungestört und obschon lang-

Es blüheten bald nachher in Gallien die heilige Pusinne, die heilige Lutreude, die heilige Othilde, die heilige Ame. Wahre Muster und Vorbilder jungfräulicher Reinheit; aus Millionen gewählt, um dem Lamme zu folgen, wohin es geht.

6. Auch der Orient, das heißt, Aegypten, Syrien und Palästina waren von heiligen Einsiedlern und ihren zahllosen frommen Schülern damals gleichsam übervölkert. Die Thebaide, die Wüste von Seete, der Gipfel von Sinai und die Einöden und Gebirge von Judäa erschallten Tag und Nacht von dem Lobe des Allerhöchsten. Wer kennt nicht den großen Heiligen, den durch übermenschliche Selbstverläugnung und die beispielloseste Demuth von Gott so hoch begnadigten heiligen Arsenius? Wer nicht den heiligen Pemen, den heiligen Anubus, den heiligen Nesteros, den heiligen Abt Moyses, die vielen frommen Bewohner von Sinai? Wer nicht den heiligen Euthymius, den heiligen Theodistes, den heiligen Domitianus — von Gott verherrlichet während des hochheiligen Meßopfers an der Seite des heiligen Euthymius — die drei heiligen Brüder, Cosmus, Chysippus und Gabriel, und endlich den großen Büßenden auf der Säule, den heiligen Simon Stylites? Alle diese großen und heiligen Männer — freilich unserer jetzi-

---

sam, doch mit desto größerem Erfolge können sie ihre eigene Mutter zerfleischen, mit grausamen Händen in ihren heiligen Eingeweiden wühlen. Wann solche Zeiten einst eintreten, oder gar schon eingetreten wären, wo die Kirche von solchen innern Feinden entweihet, verfolgt und zerrissen würde, dann möchte es auch Zeit seyn, daß die kleine, gefährdete katholische Gemeinde unaufhörlich wache und bete, denn der Augenblick wäre da, wo auch die Heiligen, wenn es möglich wäre, zum Abfall verführt werden könnten.

gen Welt eine fremde, unerklärbare Erscheinung — waren die ältern oder jüngern Zeitgenossen des außerordentlichen Mannes, welcher jetzt den päpstlichen Thron bestiegen hatte. Ihr ganzes Daseyn war ein ununterbrochenes Wunder. In Büßungen und Abtödtungen, welche alle menschliche Kräfte übersteigen, brachten sie alle ihre Tage hin. Das Gebet war der Athemzug ihres Lebens und ganz mit Gott vereint, ganz in den grenzenlosen Ocean göttlicher Weisheit und Liebe versenkt, verschwanden vor ihnen Raum und Zeit und alle einengende Schranken der Sinnenwelt. Solche höhere Wesen waren es, welche damals Tag und Nacht und stets unter Vergießung eines Stroms heiliger Thränen *), unaufhörlich zu dem Allerbarmer fleheten für das Wohl und die Erhöhung der Kirche, für das Heil der Christen, für die Bekehrung der Sünder und die Erleuchtung der Verirrten und Ungläubigen. Von Gott selbst bewährt, von ihm besiegelt und mit allen Gaben des heiligen Geistes geschmückt, heilten sie Kranke, trieben Teufel aus, sagten künftige Ereignisse vorher, erkannten die geheimsten Gedanken der Menschen und durchblickten die verborgensten Falten des menschlichen Herzens. — So war die innere Verfassung, so die innere Beschaffenheit der Kirche, als Leo der Große sein hehres Apostelamt antrat. Sichtbar schwebte über jener der Geist Gottes. An den von heiligem Laube schwellenden Früchten erkannte man die Heiligkeit des Baums, den Jesus Christus selbst gepflanzt, mit seiner unendlichen Liebe gepflogen und mit seinem kostbaren Blute gedüngt hatte. Man verliert sich in anbetendes Staunen, wenn man jene zahl-

*) Von den häufigen Thränen, welche der heilige Arsenius während seines oft viele Stunden lang anhaltenden Gebetes vergoß, waren demselben die Augen erkrankt und alle Haare an den Augenliedern ausgefallen.

.pat. 1 5.
c. 25.

reichen heiligen Haufen überschaut, die zusammengedrängt in einem einzigen schmalen Zeitlaufe, damals gleichsam den Himmel auf die Erde herabzogen und diese schon zu einem Wohnsitze der Seligen machten. Unstreitig wäre es ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn man wähnen sollte, daß der überschwängliche Segen, welchen so viele gleichzeitige Heiligen über die Menschen verbreiten konnten, auch die Welt zu einem Schauplatz der Gottesfurcht, der Frömmigkeit, und aller höhern Tugenden des Evangeliums müßte gemacht haben. Leider hat die Profangeschichte dieser Periode uns das Gegentheil gezeigt; leider wird sie noch in jedem Jahrhundert uns das Gegentheil zeigen. Klagen und staunen wir nicht darüber; erinnern wir uns vielmehr, daß Jesus Christus, als er, vor seinem Hingang zu seinem himmlischen Vater, sein göttliches, holdseliges Herz in einem von Liebe — wie nur die ewige Liebe lieben kann — glühenden Gebet ausgoß, nicht für die Welt, sondern blos für die Seinigen betete. — Wer möchte nicht zu diesen Letztern gehören; wer nicht gerne auf alle Herrlichkeiten der Welt verzichten, nicht mit freudigem Geiste Schmach, Hohn und jede Verfolgung dulden, um ja nicht den Stempel zu tragen, den die Welt den Ihrigen und ihren Lieblingen aufdrückt.

XLVIII.

1. Noch immer war der Tag, an welchem das Osterfest sollte gefeiert werden, ein Gegenstand des Mißverständnisses zwischen der römischen und griechischen Kirche. Nach dem alexandrinischen, von Theophilus herausgegebenen Cyclus fiel die Osterfeier in dem Jahr 444 auf den 23. April; nach dem römischen aber auf den 26. März. Der alexandrinischen Berechnung folgten alle Provinzen des Morgenlandes;

der römischen nicht einmal alle Kirchen des Abendlandes. Leo, dem nichts so sehr, als die Einheit aller Kirchen auch in außerwesentlichen Sachen am Herzen lag, suchte diese Verschiedenheit, welche nicht selten Murren und Unzufriedenheit zur Folge hatte, auszugleichen. Ohne die Meinung und das Gutachten sachkundiger Bischöfe wollte er jedoch darin nicht entscheiden. Er schrieb also an Cyrillus von Alexandrien und an Pascasinus, Bischof von Lilybäum in Sicilien. Mit einem einfältigen, wahrhaft frommen Herzen verband dieser Letztere große Geistesgaben und ausgebreitete Kenntnisse. Vorzügliche Kunde besaß er in der Mathematik. Erst unlängst war er aus der dreijährigen Gefangenschaft, in welcher Genserich ihn gehalten hatte, nach seinem bischöflichen Sitze wieder zurückgekehrt. Von den Vandalen rein ausgeplündert und in seiner harten Gefangenschaft aller Unterstützung der Rechtgläubigen beraubt, war er in die drückendste Armuth gerathen. Durch ein ansehnliches Geschenk in Gelde machte Leo dieser nun ein Ende und gab bei dieser Gelegenheit dem ehrwürdigen Bischofe den Auftrag, durch eine neu anzustellende Berechnung den wahren Tag der österlichen Feier auszumitteln. In einem gründlichen, wohl motivirten Gutachten gab Pascasinus dem alexandrischen Cyclus vor dem römischen den Vorzug und bewieß mit überzeugenden Gründen, daß die Berechnung des Theophilus die wahre sey. Pabst Leo ward überzeugt, und das Fest der Auferstehung des Herrn nun in dem darauf folgenden Jahre 444 in allen Kirchen des Morgen-, wie des Abendlandes an einem und demselben Tage gefeiert. Das von den alten kirchlichen Schriftstellern häufig angeführte Gutachten des Pascasinus wurde hierauf in dem römischen Archiv niedergelegt.

Leo.ep.I.e.1. 2. Im Gefolge der lange anhaltenden Kriege mit den Vandalen in Afrika hatten sich sehr große Unord-

nungen in den Kirchen der den Römern gebliebenen mauritanischen Provinzen eingeschlichen. Durch Reisende war Leo davon benachrichtigt worden. Er gab also dem Potentius, einem afrikanischen Bischofe und welcher gerade im Begriffe stand, von Rom nach seinem bischöflichen Sitz zurückzukehren, den Auftrag, von Allem genaue Kunde einzuziehen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Potentius entledigte sich des päbstlichen Auftrages mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit. Sein Bericht bezog sich vorzüglich auf die oft scandalösen Unregelmäßigkeiten, die man sich seit einiger Zeit bei der Wahl der afrikanischen Bischöfe erlaubt hatte. Größtentheils hatte man blose Laien, ohne dieselben vorher der so nothwendigen Prüfung zu unterwerfen, auf die bischöflichen Stühle erhoben. Durch Intriguen, durch Umtriebe mancherlei Art, oft auch durch tumultuarischen Volksauflauf waren sie zu ihren Sitzen gelangt. Mehrere derselben standen, als sie gewählt wurden, schon in zweiter Ehe. Einige davon hatten sogar zwei Weiber zu gleicher Zeit. Von der einen nämlich geschieden, hatten sie, während diese noch lebte, schon wieder mit einer andern sich verheirathet. Endlich befanden sich unter den Bischöfen auch einige, welche erst unlängst von einer von der Kirche getrennten Sekte herüber getreten waren und denen man, ohne die von der Kirche vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, die bischöfliche Würde ertheilt hatte.

3. Tief kränkten diese Unordnungen das Herz des heiligen Vaters. Der Brief, den er an die mauritanischen Bischöfe schrieb, ist voll hoher Salbung und ganz eines Nachfolgers des großen Apostels Petrus würdig. Er gebot, daß alle, welche in dem Falle der Bigamie wären, ihrer Stühle sollten entsetzt werden. Nicht nur der bischöflichen Würde, auch des Priesterthums und des Diaconats erklärte er sie für

3. n. Ch. G. 443.

unfähig. In die Klasse der Biganien ordnete er auch jene, welche, obgleich zum erstenmale verheirathet, jedoch Wittwen geehligt hätten. Was die unmittelbar aus dem Stande der Laien zur bischöflichen Würde erhobenen Bischöfe betraf; so ließ er sie zwar im Besitze ihrer Kirchen, bemerkte aber ausdrücklich, daß dieses blose Ausnahmen wären und daraus also für die Zukunft keine, seine wegen dieses Gegenstandes schon erlassenen, oder noch zu erlassenden Decretalen, entkräftigenden Folgen könnten hergeleitet werden. Den Donatus, einen ehemaligen Bischof der Novatianer, der aber mit seiner ganzen Gemeinde zu der katholischen Kirche übergetreten war, wie auch den Maximus, einen bekehrten Donatisten bestätigte er auf ihren Stühlen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß beide ihr schriftliches Glaubensbekenntniß ihm einreichen sollten. Was den Agatus und Tiberianus betraf, welche beide unmittelbar aus dem Stande der Laien, auf gewaltthätige Weise und durch aufrührische Volksbewegungen zu der bischöflichen Würde gelangt waren; so überließ er es den Bischöfen der Provinz, die Sache in einem Concilium zu untersuchen und darin zu sprechen, wobei er sich jedoch die Bestätigung oder Entkräftung des ausgesprochenen Urtheils vorbehielt.

4. Ungefähr um die nämliche Zeit schickte auch der heilige Rusticus, welcher in dem Jahre 427 auf den bischöflichen Stuhl war erhoben worden, seinen Archidiacon Hermes mit einem Schreiben nach Rom, in welchem er dem Pabste verschiedene die Kirchenzucht betreffende Fragen vorlegte. Aus dem hierauf von Leo an den Bischof von Narbonne erlassenen Decretale ersehen wir, von was in jenem Schreiben die Rede war *). In Gallien trieben sich hie und da Bischöfe

*) Da das Antwortschreiben des heiligen Leo über verschiedene Disciplinargegenstände der damaligen Gallicani-

herum, die weder vom Volke, noch von der Geistlichkeit gewählt, noch auch mit Zustimmung des Metropolitan-Bischofes geweihet worden waren. Der heilige Rusticus befragt den Pabst, wie es mit solchen Bischöfen zu halten sey. Leo entschied, daß sie eigentlich nach dem kirchlichen Recht nicht als Bischöfe könnten angesehen werden; da sie jedoch, obschon auf unerlaubte Weise, durch Handauflegung die geistigen Kräfte eines Bischofes empfangen hätten; so wären auch die Weihen, welche sie den Clerikern, mit Genehmigung des Bischofes der Kirche, welcher diese Geistlichen angehörten, ertheilt hätten, als gültig zu betrachten.

5. In eben diesem Decretale entscheidet auch der heilige Leo, daß alle Diener des Altars, welche einen höhern Grad, als jenen eines Lektors hätten, dem Gesetze der Enthaltsamkeit, gleich den Bischöfen und Priestern, unterworfen wären. Die vor erhaltener Weihe Verheiratheten dürften indessen ihre Frauen nicht von sich entfernen, sollten aber mit ihnen leben, als wenn sie nicht ihre Frauen wären.

6. Unter den Gott geweiheten Jungfrauen gab es damals zwei Klassen. Beide hatten zwar durch feierliches Gelübde sich zu ewiger, jungfräulicher Enthaltsamkeit verbunden, den jungfräulichen Schleier

---

schen Kirche ein sehr willkommenes Licht verbreitet; so glaubten wir, den Inhalt desselben hier nicht übergehen zu dürfen. In welches Jahr das Schreiben des heiligen Pabstes zu ordnen sey, darüber sind die Meinungen getheilt, welche Verschiedenheit der Ansichten jedoch dem Wesentlichen der Sache keinen Abbruch thut. Wir führen dasselbe blos deswegen jetzt schon an, weil die nun bald eintretenden, ungleich wichtigern und folgeschwerern Ereignisse es uns zum Gesetze machen werden, ihre Erzählung alsdann so wenig als möglich zu unterbrechen.

empfangen und waren darauf entweder in ein Kloster gegangen, oder hatten sich auch vorbehalten, in dem Hause ihrer Eltern oder im Kreise ihrer Verwandten, in stiller Abgeschiedenheit von der Welt zu leben. Da solche Jungfrauen indessen, zu Folge kirchlicher Verordnung erst in einem gewissen Alter und an gewissen Festtagen von dem Bischofe oder Chorbischofe eingeweihet werden durften; so gab es ihrer nun, welche schon eingeweihet, und wieder andere, welche noch nicht eingeweihet waren. Der Pabst erklärte jetzt, daß wenn eine Jungfrau, bevor sie eingeweihet worden, den Schleier wieder ablegte und sich verheirathete, sie zwar als eine Sünderin zu betrachten, jedoch minder schuldig wäre, als jene, welche nach der Einweihung sich diesen Schritt erlaubte. Um jedoch diesem letztern größern Ärgerniß zuvorzukommen, verordnete Leo, daß die Ceremonie der Einweihung erst nach zurückgelegtem 40sten Jahre statt haben sollte.

7. Die Geistlichen, auch jene, welche selbst darum angestanden hätten, verbot Leo, der öffentlichen Kirchenbuße zu unterwerfen. Wollten sie Buße thun, so müßte es, um Ärgerniß zu vermeiden, im Stillen geschehen. Die Mönche aber, welche ihr Kloster verlassen und sich verheirathet hätten, sollten, bevor sie wieder in die Kirchengemeinschaft mit den übrigen Laien aufgenommen würden, mit strenger, öffentlicher Kirchenbuße belegt werden.

8. In dem nämlichen Schreiben belehrt auch Leo den heiligen Rusticus und die übrigen Bischöfe Galliens, daß man die Sünder nie verlassen müsse. Alle sollten, und zwar zu jeder Zeit, zur Kirchenbuße zugelassen werden, sobald sie, unter der erforderlichen Vorbereitung, darum angesucht hätten; sogar auch diejenigen, welche, nachdem man sie auf ihr Flehen schon unter die Büßenden aufgenommen, auf das neue wieder ihren Sinn geändert, und der Buße sich nicht un-

terworfen hätten. Was jedoch jene beträfe, welche ganz nahe am Ende ihres Lebens sich zur Buße gemeldet, aber von dem Tode überrascht, nicht durch Darreichung der heiligen Eucharistie die vollkommene Lossprechung erhalten hätten, so müsse man solche dem Urtheil und der Barmherzigkeit Gottes überlassen, aber nicht für dieselben beten. — Es versteht sich von selbst, daß der Pabst hier blos von der Lossprechung von dem Kirchenbanne, und von dem öffentlichen Gebete spricht, welches, einer weisen und mehr streng scheinenden, als wirklich strengen Kirchenzucht zu Folge, für jene, welche außer der Kirchengemeinschaft gestorben waren, in den Kirchen nicht statt haben durfte. Die Büßenden unterwirft indessen Leo einer etwas größern, als bisher üblichen Zurückgezogenheit von allen Welthändeln. Er findet für gut, daß sie sich auch von manchem an sich Erlaubten enthalten möchten. So z. B. sollen sie während ihrer Bußezeit keine Prozesse führen, nicht vor den weltlichen Gerichten erscheinen, in dringenden Fällen eher zur Vermittelung der Geistlichen als zum Ausspruch der weltlichen Obrigkeit ihre Zuflucht nehmen, in keine Kriegsdienste treten und nicht zur Ehe schreiten.

9. Da sich unter den aus Afrika nach Gallien gekommenen Flüchtlingen viele befanden, welche zwar sehr wohl wußten, daß sie wären getauft worden, jedoch nicht bestimmt angeben konnten, ob sie die heilige Taufe von einem katholischen Priester, oder dem Vorsteher irgend einer von der Kirche getrennten Sekte erhalten hätten; so entscheidet der Pabst, daß, da sie wenigstens der Form nach wären getaufet worden, es nun hinreichend sey, durch Händeauflegung unter Anrufung des heiligen Geistes, die ihnen ertheilte Taufe zu validiren. Solche aber, welche zwar von christlichen Eltern geboren, jedoch von denselben schon in ihrer zartesten Kindheit wären getrennt worden,

und daher nicht wüßten, ob sie die heilige Taufe schon erhalten hätten, sollten ohne Anstand getauft werden. Eine Entheiligung des Sacraments, durch Wiederholung desselben, sey dabei gar nicht zu befürchten.

10. Der heilige Rusticus hatte endlich von dem Pabste auch eine Weisung begehrt, wie er sich gegen jene Christen zu verhalten habe, die in ihrer frühesten Jugend von heidnischen Feinden als Gefangene hinweggeführt, während ihrer Gefangenschaft den Götzen geopfert und sich der Unzucht und allen unter den Heiden herrschenden Lastern überlassen hätten. Leo verordnete, daß diese, wenn sie blos vom Opferfleische gegessen, durch Handauflegung könnten gereiniget werden; hätten sie aber selbst den Götzen geopfert, Mord, Unzucht oder andere dergleichen Laster begangen; so müßten sie zur öffentlichen Buße angehalten und erst, wenn sie als wahrhaft Büßende sich erwießen, nach erhaltener Losssprechung, in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden.

11. Durch alle diese Entscheidungen bestätigte Leo größtentheils auch die Beschlüsse des, ein paar Jahre früher, nämlich in dem Jahre 441 gehaltenen Conciliums von Orange (concilium Aurasicanum). Unter dem Vorsitze des heiligen Hilarius waren allda siebzehn gallische Bischöfe zusammengetreten. Die 30 Canons, welche sie machten, betrafen blos kirchliche Disciplinar-Gegenstände. Sie sind aber meistens so dunkel abgefaßt, daß der oft durchaus unverständliche Text mancherlei Auslegungen herbeiführte, wovon jedoch keine ohne Widersprüche ist und zum Theil auch mit den alten, in allen Kirchen längst eingeführten Gebräuchen in offenbarem Widerspruch steht.

12. Gegen das Ende eben dieses Jahres (443) erkämpfte Leo gegen die schändlichste aller Sekten, nämlich gegen die Sekte der Manichäer einen weit entscheidendern Sieg, als bis jetzt noch die Kirche, trotz aller

ihrer Anstrengungen, über diesen abscheulichen, wahrhaft teufelischen Aberwitz hatte erringen können. Der heilige Prosper versichert uns in seiner Chronik, daß Leo in dieser wichtigen Angelegenheit durch eine besondere göttliche Eingebung sey geleitet worden. — Von den Vandalen vertrieben und verfolgt, hatten die Manichäer in zahlreichen Haufen sich nach Italien geflüchtet, selbst in die Hauptstadt der Christenheit sich eingeschlichen. Um den von den Kaisern gegen sie erlassenen Gesetzen zu entgehen, bekannten sie sich dem Äussern nach zu den Rechtglaubigen, besuchten die Kirchen der Katholiken und hatten sogar die Ruchlosigkeit, sich mit denselben zu dem gesegneten Tische des Herrn zu drängen, durch ihre Gegenwart und Theilnahme an den heiligsten Mysterien, dieselben zu entweihen. Dieses konnten sie um so leichter thun, als es damals den Rechtgläubigen von der Kirche schon freigestellt war, die heilige Communion unter einerlei oder beiderlei Gestalten zu empfangen. Um alle ihre Gräuel im Verborgenen desto sicherer üben zu können, nahmen sie den äußern Schein einer ganz vorzüglichen Enthaltsamkeit an; giengen mit blassen Gesichtern und niedergeschlagenen Augen umher, waren ärmlich gekleidet und beobachteten ein weit strengeres Fasten, als die Katholiken. Den Aposteln und selbst Jesu Christo schrieben sie eine Menge Bücher zu, welche sie mit sich herumschleppten, voll der aberwitzigsten Erdichtungen und abgeschmacktesten Fabeln, aber ganz geeignet, die Phantasie zu erhitzen und durch solche Täuschungen bei den Schwachen ihren gottlosen Lehren Eingang zu verschaffen. Durch geheuchelte Demuth, und erlogene Lauterkeit des Herzens, durch ein gewisses erkünsteltes sanftes Wesen, verbunden mit Einschmeichelungen jeder Art, wußten sie die schwachen Gemüther in ihre Schlingen zu ziehen, immer fester an sich zu fesseln und hatten oft die Seele des Unglücklichen, der in ihre

Prosp. Chron. Leon. serm. 15. 33. 41.

Hände gefallen war, schon gemordet, bevor derselbe noch Zeit gehabt hatte, zur Besinnung zu kommen. Zwar beobachteten sie manche Gebräuche, an welchen es vielleicht leicht gewesen wäre, sie zu erkennen. So z. B. fasteten sie an jedem Sonntage, an welchem doch zu keiner Zeit und in keiner Kirche je von den Katholiken gefastet ward, und an welchem selbst die heiligsten, ein ununterbrochen büßendes Leben führenden Einsiedler von ihrem gewöhnlichen strengen Fasten etwas nachließen. Wegen ihrer abergläubischen Verehrung der Sonne richteten sie, so oft sie beteten, ihr Angesicht gegen den Aufgang *). Auch der Mond war ein Gegenstand ihrer abgöttischen Verehrung und ihm zu Ehren fasteten sie abermals jeden Montag in der Woche. Der Genuß des Weines war ihnen untersagt, und endlich waren sie auch ausgezeichnet durch ihr ganzes äußerliches Benehmen, durch ihre heuchlerischen Gebärden, ihren Gang, ihre Kleidung und die aberwitzigen Sprüche, die sie gewöhnlich in ihre Reden einfließen ließen. In dem großen, volkreichen Rom konnten sie indessen mit Grunde hoffen, noch lange verborgen zu bleiben, in ihren nächtlichen Schlupfhöhlen ihre abscheulichen Mysterien zu feiern, die Schwachen zu bethören und die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren.

13. Aber dem erleuchteten Eifer und der unermüdeten Wachsamkeit des heiligen Leo konnte diese im Stillen immer mehr um sich greifende Pest nicht lange

*) Wegen dieses abergläubischen, auf die Verehrung der Sonne sich beziehenden Gebrauches der Manichäer ward das alte Herkommen, dem zu Folge man bei Erbauung der Kirchen den Chor stets nach Sonnenaufgang wendete, abgeschafft, so daß man von dieser Zeit an die Kirchen nach allen Lagen und Richtungen zu erbauen anfieng.

entgehen. Er entdeckte den Ort ihrer Zusammenkünfte; er entdeckte viele von denen, welche sie Auserwählte nannten und endlich auch jenen, den sie als ihren Bischof betrachteten. Alle diese wurden auf einmal verhaftet. Aber wie schauderte der Pabst nicht zurück, als von den Verhafteten sogleich mehrere ein freies Bekenntniß aller bisher noch unbekannten Abscheulichkeiten ihrer Sekte ablegten. Die größten Gottlosigkeiten, und welche man in den andern zahllosen Sekten nur zerstreut hätte finden können, waren in dieser einzigen Sekte alle vereint. Der abgeschmackteste Aberglaube der Heiden, die Bosheit und Verblendung fleischlich gesinnter Juden, die ärgsten Gotteslästerungen aller Feinde des Christenthums, und endlich die tiefste, unbegreiflichste Immoralität der verworfensten, in einem Schlund von Lastern völlig versunkener Götzendiener. Was sie ihren Gottesdienst nannten, war ein wahrer Dienst des Satans, ohne dessen Eingebung und thätige Mitwirkung ein solches monstruöses Gewebe der unerhörtesten Abscheulichkeiten nie hätte zu Stande kommen können.

14. Um diese Gelage des Satans auf immer zu zerstören, die ruchlose Sekte völlig zu entlarven, sie in ihrer ganzen scheuslichen, jedes menschliche Gemüth zurückstoßenden Gestalt den Augen seiner Gemeinde darzustellen, und auf diese Art sie für jeden Menschen zu einem Gegenstand des Abscheues zu machen, beschloß Leo, den von einigen Auserwählten ihm gemachten Bekenntnissen die möglichst größte Publicität zu ertheilen. Er berief daher eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen, Priestern, Senatoren und vornehmen Reichsbeamten, zu welcher auch noch eine Menge der angesehensten Männer aus dem Bürgerstande zugezogen ward. Vor diese zahlreiche und ehrwürdige Versammlung wurden nun die Verhafteten geführt. Es erschien vor derselben ein Mädchen, kaum zehen Jahre

alt; es erschienen die beiden Weiber, welche dasselbe zum Laster unterrichtet, zur schändlichsten aller Handlungen vorbereitet hatten; es erschien der Jüngling, welcher sie hatte schänden müssen und endlich auch der sogenannte manichäische Bischof, welcher der Schandthat beigewohnt, dabei den Vorsitz gehabt und alles selbst dabei geordnet und vorgeschrieben hatte. Einzeln bekannten sie nun alle öffentlich den gotteslästerlichen Aberwitz ihrer Lehre, die Greuel ihres Gottesdienstes und die unerhört schandbaren Ceremonien, mit welchen die Feier ihrer abscheulichen Mysterien verknüpft war. Bekenntnisse wurden jetzt gemacht, welche selbst ein unkeusches Ohr nicht anhören konnte, und wobei auch die schamloseste Wange sich mit einer Schamröthe überziehen mußte. Alle Aussagen dieser Auserwählten wurden zu Protokoll genommen. Der manichäische Bischof reichte sein Bekenntniß sogar schriftlich ein. Sämmtliche Akten der Verhandlung wurden der weltlichen Obrigkeit nun mitgetheilt, einem jeden Andern, auf dessen Begehren, zur Einsicht vorgelegt, und der Inhalt davon, in so weit Zucht, Ehrbarkeit und Bescheidenheit es erlaubten, von dem Pabste selbst von der Kanzel herab, dem römischen Volke bekannt gemacht.

15. Der nun allgemein erregte Abscheu gegen die Sekte und die ungemeine Schmach, mit der sie sich bedeckt sah, wirkten vielen ihrer Anhänger zum Heile. Diese bereueten ihren gottlosen Wahn, sagten sich von ihrem bisherigen Anhange los, wurden von dem Pabste in den Stand der Büßenden versetzt, dem Gebete aller Kirchen anempfohlen, und nach strenger Buße und langer Prüfung in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen aufgenommen. Alle übrige aber, welche, in unbegreiflicher Verstockung und Herzensverhärtung, bei ihrer abscheulichen Lehre beharrten, wurden den schon bestehenden Gesetzen zu Folge aus ganz Italien verbannt.

16. Da man von den in Rom verhafteten Auserwählten, und welche in alle geheime Verhältnisse der Gesellschaft eingeweihet waren, nun auch die Namen aller Häupter dieser Sekte, der Vornehmsten ihrer Anhänger, die Städte, wo sie sich aufhielten und die Örter, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten, erfahren hatte; so ward jetzt auch nicht blos an die abendländischen, sondern auch an alle morgenländischen Bischöfe geschrieben, ihnen Abschriften von den Verhandlungen gegen die Manichäer in Rom geschickt und sie zu ähnlicher Wachsamkeit und gleicher heilsamer Strenge ermuntert. Überall ward diese teufelische Brut nun mit leichter Mühe entdeckt, überall zerstreut, verbannt und als eine, mit unheilbarem Aussatz geschlagene Mißgeburt aus der menschlichen Gesellschaft hinausgestoßen. Leo gab dieser unnatürlichen Sekte einen tödtlichen Stoß. Konnte auch das höllische Unkraut noch nicht völlig und mit der Wurzel vertilget werden; so konnte es sich doch wenigstens nicht mehr weiter verbreiten. Die Anzahl der überall verabscheuten, verfolgten und verjagten Manichäer ward immer geringer, und wenn auch einige davon noch immer ihrer verkehrten, Verstand, Herz und sittliches Gefühl empörenden Lehre treu blieben; so sahen sie sich doch gezwungen, den äußern Schein zu meiden und ihr Unwesen blos in den geheimen Schlupfwinkeln schmachvoller Verborgenheit zu treiben *). Wurden sie erkannt; so wurden sie so-

*) Da die Manichäer von dieser Zeit an sich äußerst verborgen halten und sorgfältig alles meiden mußten, was sie als Anhänger der Sekte hätte verrathen können, daher überall, wo sie waren, dem Scheine nach sich den Katholiken gleichstellten und ihre Kirchen besuchten; so erließ Pabst Gelasius, um die sacrilegischen Communionen dieser Elenden zu verhindern, im Jahre 490 an alle Rechtgläubige den Befehl, das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten zu empfangen.

gleich auch versagt, und in beiden Reichen stand diesen Elenden keine einzige Freistätte mehr offen. Theodoret von Cyrhus zählt Leo's, mit so vielem Eifer, so vieler Weisheit und Klugheit, gegen die Manichäer eingeleitetes Verfahren, unter die glänzendsten und der Kirche erspriesslichsten Handlungen dieses heiligen, für das Wohl der ihm anvertrauten grossen Heerde rastlos wirkenden Pabstes.

Als Valentinian in dem darauf folgendeu Jahre nach Rom kam und von diesem ganzen Hergange Kunde erhielt, erneuerte er nicht nur alle sowohl von heidnischen als christlichen Kaisern gegen die Manichäer schon erlassene Gesetze, sondern gab diesen noch eine grössere und schärfere Ausdehnung. Er befahl, daß man sie als offenbare Gotteslästerer behandeln, nirgends, weder in den Städten noch auf dem Lande sie dulden, im Gegentheil, sobald man sie entdeckte, sogleich der weltlichen Obrigkeit überantworten sollte. Er erklärte sie für ehrlos, unfähig vor Gericht ein Zeugniß abzulegen, ein Testament zu machen oder Kraft eines Testaments irgend eine Erbschaft anzutreten. Kurz, die nun äußerst geschärften Gesetze schlossen sie nicht nur von allen Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern selbst von allem Verbande staatsgesellschaftlicher Verhältnisse auf immer aus.

XLIX.

1. Während der heilige Leo in Rom, durch Vernichtung einer hassenswürdigen Sekte, alle abendländischen Kirchen erfreute, warf in Alexandrien der Tod des heiligen Cyrillus einen allgemeinen Trauerflor über alle Kirchen des Morgenlandes. Der Sterbetag dieses großen Heiligen läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die griechische Kirche feiert sein Andenken am 6. Junius; die lateinische, seit länger, als 800 Jahre,

Till. mem. t. 14. St. Cyr. art. 151. et suiv.

am 28. Jänner. Wahrscheinlich war der Heilige am 27. Junius 444 in die Freude seines Herrn eingegangen.

2. Ein und dreißig Jahre, acht Monate und einige Tage hatte Cyrillus auf dem erhabenen Stuhl von Alexandrien gesessen, mit heiliger Obhut alle, seinem ausgedehnten patriarchalischen Wirkungskreise angehörende Kirchen bewacht und durch zahllose, oft unter dem fühlbaren Einfluß des Geistes Gottes verfaßte Schriften die Kirche verherrlichet und die Welt erleuchtet. Er war ein unermüdeter, rastlos thätiger Bischof, ein liebevoller Oberhirt, ein erleuchteter Kirchenlehrer, ein heiliger Priester und vielleicht der erste und größte Mann seines Zeitalters. Wie die Saiten einer Leier, war in ihm Alles zu der reinsten und vollkommensten Harmonie gestimmt. Mit den ungewöhnlichsten Geistesgaben verband er eine gründliche, beinahe alles umfassende Gelehrsamkeit; mit kraftvoller Festigkeit des Charakters eine zuvorkommende Nachgiebigkeit und ungemeine Beugsamkeit des Willens, sobald es nur nicht auf die Ehre Gottes oder die heiligen Wahrheiten des Glaubens ankam; und endlich mit einem durchgreifenden, apostolischen Feuereifer einen sanften, wahrhaft evangelischen Sinn.

3. Es ist keine Vermessenheit von mir, wenn ich zu behaupten wage, daß, in einem Ausfluß seiner unendlichen Erbarmungen, Gott den heiligen Cyrillus unmittelbar erwählt und erweckt habe, um das hohe Geheimniß der Menschwerdung in einer Zeit zu vertheidigen und den Glauben daran zu befestigen, wo die Irrlehre, ausgerüstet mit allen Waffen und Künsten der Hölle, dieses unerforschliche Geheimniß unerforschlicher Liebe Gottes aus allen Kräften zu vernichten suchte. Von dem lebendigsten Glauben durchdrungen, war die öftere Betrachtung dieses unergründlichen Geheimnisses, so wie jenes des allerheiligsten Altarsakra-

ments für Cyrillus stets eine unversiegbare Quelle der heiligsten Begeisterung. Hingestreckt vor dem Bilde des Gekreuzigten, oder auch knieend an den Stufen des Altars und in Anbetung und Betrachtung dieser heiligen Geheimnisse versunken, zuckte jede Nerve in ihm zum feurigsten Dank, zur glühendsten Liebe gegen seinen göttlichen Erlöser empor, und sein beschauender Geist verlor sich dann jedesmal in einem gestadelosen Ocean von Wonne, Liebe und Licht *). In allen

*) Wäre die öffentliche Aussetzung des allerhochwürdigsten Gutes schon in jenen Zeiten in den Kirchen eingeführt gewesen, schwerlich möchte wohl der erleuchtete Kirchenlehrer, der heilige Cyrillus der Meinung beigetreten seyn, welche man seit einiger Zeit auch in manchen Kirchen Deutschlands aufzustellen für gut befunden hat. Um, wie es heißt, das allerheiligste Altarsacrament nicht zu gemein zu machen und die Ehrerbietung gegen dasselbe in dem Herzen des Volkes lebendig zu erhalten, wird es nun leider in vielen Kirchen Deutschlands oft Monate lang gleichsam hermetisch verschlossen, den suchenden und sehnenden Blicken der Andächtigen entzogen und so das fromme, einfältige aber gläubige und von Liebe glühende Herz seines süßesten, himmlischsten Labsals beraubt. — Wollen die Herren, die diese Strenge für nothwendig erachten, consequent seyn, so müssen sie nun auch eilen, bald möglichst darauf anzutragen, daß das heilige Meßopfer, welches doch wahrhaftig auch nicht gemein gemacht werden darf, ebenfalls nur zu gewissen Zeiten, an gewissen Tagen und an gewissen Kirchen dargebracht werde. Indessen wird diese hochheilige Handlung, schon seit vielen Jahrhunderten, alle Tage des Jahres, in allen Kirchen und zwar oft an mehreren Altären zugleich begangen, auch gewöhnlich die ganze erste Hälfte des Tages hindurch ununterbrochen wiederholt; und dennoch ist es noch niemand eingefallen, die Besorgniß zu äußern, daß diese tägliche und jeden Tag vielmal wiederholte Feier der heiligen Mysterien den Glauben bei dem Volk erschlaffe, dessen Andacht vermindere und die dieser hochheiligen Handlung schuldige Ehrerbietung nach und nach erkalte.

seinen Schriften ermuntert daher Cyrillus unaufhörlich die Glaubigen zu ununterbrochener Anbetung und

---

Wenn bei der Erhebung der consecrirten heiligen Hostie das gesammte Volk auf die Erde stürzt, ein jeder mit sichtbarer Selbstvernichtung an seine Brust schlägt und selbst der leichtsinnigste Weltling sich in diesem hehren Momente auf einige Augenblicke zu sammeln scheint; so ist nicht einzusehen, warum bei der öffentlichen Aussetzung des Allerheiligsten nicht jedesmal auch gleiche heilige Gefühle die Brust der Anwesenden schwellen, und ihr Glaube, ihre Hoffnung, ihre Liebe, ihr anbetender Dank, kurz alles, worin die Andacht besteht, einen höhern und feierlichern Schwung nehmen sollten. Beweise für das Gegentheil würde man schwerlich aus der Erfahrung herleiten können, und sollte man solche auch hie und da gefunden zu haben glauben; so würden sie dennoch nichts anderes beweisen, als daß es dem Volke an Unterricht gebricht. Aber wie viele Mittel der Belehrung, und zwar einer Belehrung, die nicht nur den Verstand erhellt, sondern auch das Herz erwärmt, stehen nicht dem eifrigen, für das Heil seiner Mitmenschen thätig besorgten Priester zu Gebote? Sie stehen ihm zu Gebote bei dem Unterricht der zarteren Jugend, bei dem öftern Catechisiren in der Kirche, welchem an vielen Orten nicht nur die reifere Jugend, sondern auch das schon erwachsene Alter beiwohnen; sie stehen ihm endlich zu Gebote auf der Kanzel und am vorzüglichsten und wirksamsten in dem Beichtstuhle. Aber freilich wenn das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Vorabende einiger wenigen Feste, alle Beichtstühle in einer Kirche leer, müßig und langweilend einander angähnen, und gleichsam als herrenlos zum Verpachten schon bestimmt zu seyn scheinen; und alsdann an den so seltenen Tagen, an welchen sie besetzt sind, ganze Heerden des Volkes in unabsehbaren Reihen sich herandrängen, und dem Priester, wenn er in den Beichtstuhl geht, der Anblick des zahllosen, ihn nun belagernden Heeres schon den kalten Angstschweis auf die Stirne treibt, mithin derselbe sich es jetzt zur Pflicht machen zu müssen glaubt, einen jeden so geschwind als möglich abzufertigen, damit auch dem

öfterem Empfang dieses allerheiligsten Sacraments; zur Anbetung Desjenigen, den seine Liebe von der

---

folgenden der schöne Vortheil einer nicht selten äußerst mangelhaften, unzureichenden, ja selbst ungültigen und daher nutzlosen, das Sacrament der Buße nur entweihenden Beicht zu Theil werde: ja dann und wo die Sachen so bestellt sind, ist freilich weder an eine ernste, züchtigende Zurechtweisung von Seiten des Priesters, noch auch an Belehrung, Trost, Rath oder geistige Hülfe zu denken. Ob dieses hier Worte der Wahrheit, das heißt Worte zu rechter Zeit gesprochen, sind; darüber mag jeder entscheiden, der schon Zeuge solcher Gebrechen war und von dem heiligen, so trostvollen Sacramente der Beicht, dem Sacramente der Versöhnung und der grenzenlosen Langmuth und Barmherzigkeit Gottes einen richtigen, durch lebendigen Glauben geläuterten Begriff hat, der also in dem beichtsitzenden Priester den Stellvertreter des Weltrichters erblickt und demnach, wenn er nicht nur seine Kniee, sondern auch sein Herz vor ihm beugt und, sich selbst vernichtend, ihm zu Füßen fällt, auch in ihm den nämlichen gütigen Vater zu finden hofft, der einst dem verlornen, reumüthig rückkehrenden Sohne seine hülfreiche Hand darbot, ihn aufrichtete, tröstete und wieder mit dem neuen glänzenden Gewand der Unschuld bekleidete. — — —

Der blose Anblick einer ehernen Schlange heilte einst Israels Nachkommenschaft von einem leiblichen Übel. O, wie viele noch ungleich unheilbarere Krankheiten der Seele vermag nicht ein einziger, auch nur halbgläubiger Blick auf das allerheiligste Altarsacrament zu heilen! Daß der seit Urban IV. in den Kirchen förmlich eingeführte und sanktionirte Gebrauch, das hochwürdigste Gut zur allgemeinen Anbetung öffentlich auszustellen, Gott wohlgefällig sey, dies hat der Allmächtige ja schon so oft durch offenbare Wunder erklärt. Ohne hier die Geschichte zu Hülfe nehmen zu wollen, erinnern wir unsere Leser nur an die allgemein bekannte, vor einigen Jahren in Mastrich blos durch zufällige Begegnung des, in einem feierlichen Umgange, getragenen Allerheiligsten, in einem jüdischen Rabinen

Seite seines himmlischen Vaters zu seinen Menschen herabzieht, der in einer sichtbaren, obschon demüthi-

---

wunderbar bewirkte Bekehrung; und endlich welcher, mit vollem Glauben und in Demuth und Einfalt des Herzens, wahrhaft Anbetende ward nicht schon oft in einer solchen seligen Stunde von unmittelbaren, göttlichen Gnadenerweisungen heimgesucht und überschwänglich getröstet? die Quelle göttlicher Liebe und Erbarmung ist unversiegbar. Dieser ewige Born wird nie erschöpft und seine lebendigen Wasser strömen immer nur noch stärker und stärker. O, möchten doch diejenigen, denen es am wenigsten ansteht, — weil Liebe ihr Beruf ist — nicht so leicht und unberufen sich zu kargen, knickischen Oeconomen der göttlichen Gnadenschätze aufdringen wollen! Und wie reimt sich dies auch zu dem liebevollen Mutterherzen der Kirche, die ja so gerne den Armen mittheilt, und je mehr sie mittheilt, immer noch mehr mitzutheilen bereit ist.

In den gesegneten Provinzen des Mittel- und Niederrheins wird an manchen Orten und in sehr vielen Kirchen das Allerheiligste sogar an jedem Wochentage, nämlich in der täglichen Abendandacht ausgesetzt. Es wird ausgesetzt beinahe an allen Sonn- und Feiertagen, und zwar von der ersten Frühmesse an bis zur letzten, zum Beschluß des vormittägen Gottesdienstes dargebrachten Danksagung. Der Ausnahmemachenden Sonntage sind es nur wenige; aber auch an diesen findet doch stets bei dem nachmittägigen Gottesdienst die Adoration des öffentlichen ausgesetzten allerheiligsten Altarsacramentes statt. Hiezu kömmt noch das, nach einer gewissen Ordnung, in allen Kirchen eingeführte 40stündige Gebet. Es kommen noch hinzu mehrere andere, jeder Kirche eigenen Fest- und Erinnerungstage, an welchen ebenfalls das zur Anbetung ausgestellte hochwürdigste Gut die versammelte Gemeinde erfreuet, tröstet und zu größerer, inbrünstigerer Andacht oft unwillkührlich dahinzieht. Und dennoch wird, bei dieser beinahe an Verschwendung gränzenden Freigebigkeit jener Kirchen, noch niemand eine die hier gerügte Strenge rechtfertigende Bemerkung gemacht haben. Es ist jedesmal ein freudiger, herzerhe-

gen Gestalt unter seinen Menschen weilen, ja nicht blos weilen, sondern innigst mit ihnen sich vereinigen will. „Dieses hochheilige Sacrament," sagt er, „heilt alle Krankheiten unserer Seele; es stärkt gegen jede Versuchung, es dämpft die Glut jeder Begierde; es vereiniget uns mit unserm Erlöser und wandelt unsern Leib in einen mystischen Leib mit Jesu."

4. Eine unmittelbare, nothwendige Folge seiner ununterbrochenen, anbetenden Betrachtung dieser heiligen Geheimnisse war eine nicht minder zärtliche, nicht minder innige, nicht minder feurige Verehrung der hochbegnadigten, von Gott über alle seine Werke erhobenen, jungfräulichen Mutter des

---

bender Anblick, wenn man sieht, wie das stets zahlreich versammelte Volk, ohne Unterschied der Stände und Verhältnisse, so bald die Priester in ihrem Ornate vor den Altar treten, wie von einem einzigen Gefühle ergriffen, zur Erde stürzt, wie alle äußere es umgebende Gegenstände ihm nun plötzlich entschwinden; wie es, den sehnsuchtsvollen Blick unverwandt auf den in fremder Gestalt verborgenen, aber mit seiner Gottheit und Menschheit lebendig gegenwärtigen Gottmenschen gerichtet, seine frommen, glühenden Empfindungen in einem von Orgelspiel begleiteten heiligen Lobgesang ergießt; wie jedes Herz, gleich den am Altar aufsteigenden Wolken des Weihrauchs, sich immer höher und höher zu dem Throne des von Ewigkeit gewürgten Lammes emporschwingt; und wie endlich, wenn der Priester mit dem hochwürdigsten Gut seine Hände segnend erhebt, ein allgemeines Vorgefühl himmlischer Wonne sich über alle Anwesende verbreitet und in allen Gesichtszügen sprechend hervortritt! — — Möge doch die Aufklärung, welcher ja so vieles, ja wohl Alles überlassen bleibt, sich mit ihrem ungeheuern Reiche begnügen und nie mehr das ihr ewig fremde Gebiet der Religion und Kirche betreten. Hier braucht man ja keine Öhllampe. Wir begnügen uns mit der ewigen, nie untergehenden, stets in ihrem vollen Glanze strahlenden Mittagssonne.

Erlösers. „Holde, huldvolle, glorreiche Himmelskönigin," seufzte er oft im Stillen, „könnte doch ein Mensch Dich nur nach Würde preisen!" — — Mit eben so sichtbarer, als frommer Freude haschte er daher in allen seinen Werken nach jeder Gelegenheit, um in den ewigen, unverwelklichen Kranz der Holdseligsten aller Mütter stets einige neue himmlisch duftende Blumen zu flechten. „Sey von mir gegrüßt, Maria," dies sind seine eigenen Worte, „Mutter meines Gottes, verehrungswürdigste „Beschützerin der ganzen Christenheit, Leuchte, die „nie erlischt, glänzende Krone aller seligen Chöre, „hellleuchtender Stern der Wahrheit und wahren „Lehre. . . . Sey von mir gegrüßt Maria, Du, „die du in deinem reinen, jungfräulichen Schooße „den Unendlichen, den Unbegreiflichen trugest; Du, durch Die allein der allerheiligsten Dreifaltigkeit wahre Ehre und Anbethung zu Theil „ward; *) durch die das kostbare Kreuz der Er-

*) In dieser Stelle liegt eine tiefe, aber große und heilige Wahrheit. Bevor das ewige Wort des ewigen Vaters Fleisch geworden war, konnte der dreieinige Gott auf keine Seiner würdigen Weise weder verehrt noch angebetet werden. Daher auch der bei der Geburt Jesu den Hirten auf dem Felde erscheinender himmlischer Chöre Lobgesang: Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und unter den Menschen Gnade! Aus dem Munde dieser himmlischen Boten wurden wir also belehrt, daß Jesus Christus erst Mensch werden und sich selbst zum Anbeter seines ewigen Vaters machen mußte, damit wir durch Ihn und in Ihm gleichfalls seinen himmlischen Vater, auf eine Art, die Seiner würdig wäre, zu ehren und anzubeten fähig würden. Durch die Mutter Gottes, durch die Mutter Jesu, unsers Herrn und Heilandes ward also wirklich dem dreieinigen Gott erst Ehre und wahre Anbetung von den Menschen.

„Lösung über dem ganzen Erdkreise prangt; durch „die die Himmel triumphiren, die Engel frohlocken, „das Antlitz der Erde sich erneuet, die höllischen „Geister erschrecken, der Versucher entflieht, das „gefallene Geschlecht Adams sich wieder zum Him„mel erhebt und die Sonne der Gerechtigkeit und „Wahrheit über den Gräbern des Götzenthums „wieder aufgeht. Sey mir gegrüßt Maria, durch „Die die Gläubigen der Taufe theilhaftig und mit „dem Öhle der Freude gesalbt werden; durch Die „alle Kirchen gegründet und alle Völker zur Buße „und zum Heile geführt wurden. Sey mir ge„grüßt, Maria, durch Die der einzige Sohn Got„tes, das wahre und einzige Licht der Welt, Je„ne, welche in den Schatten des Todes saßen, „erleuchtet hat. — — Wer könnte Dich, du na„menlose, heilige Jungfrau, wer könnte Dich nach „Würde loben?"

...rnnad. de ...ript. ecc. — ...hot. bibl. Du ...in. bibl. — ...ll. mem. ecc.

5. Von den vielen Schriften des heiligen Cyrillus haben wir schon öfters in diesem Bande, bei sich darbietender Gelegenheit gesprochen. Alle seine Bücher standen bey dem grauen, christlichen Alterthum in dem größten Ansehen. Einige seiner Briefe wurden sogar von der griechischen Kirche unter die Zahl der canonischen Schriften aufgenommen. Große Päbste, heilige Bischöfe, ja ganze Concilien ertheilten ihnen die größten Lobsprüche, und sein zweiter Brief an Nestorius, so wie jener an die Orientalen wurden von jeher von der Kirche als eine Richtschnur ihrer Lehren betrachtet. Der heilige Pabst Sixtus III. giebt dem Patriarchen von Alexandrien das Zeugniß, daß durch seine erleuchtete Weisheit er Alle und in Allem übertreffe, daß aber, so groß auch Cyrillus wäre, dennoch die Verdienste, die er sich um die allgemeine Kirche erworben, noch viel größer, als er selbst wären. Auf dem

Concilium von Chalcedon wurden die in dem Schreiben des Pabstes Leo enthaltenen Grundsätze für übereinstimmend mit der Lehre des heiligen Cyrillus erklärt; und als sich über etliche Stellen in dem päbstlichen Breve einige Schwierigkeiten erhoben, wurden dieselben ganz allein durch andere aus den Schriften des heiligen Cyrillus ausgezogene Stellen wieder gerechtfertiget. Und endlich von den vielen Homilien des großen Patriarchen erzählt uns Gennadius, daß lange Zeit die morgenländischen Bischöfe sie auswendig gelernt und wörtlich von der Kanzel herab ihren Zuhörern vorgetragen hätten, in der festesten Überzeugung, daß über die größten und wichtigsten Wahrheiten der Religion niemand den Völkern etwas Gründlicheres, Erleuchteteres und Heiligeres vorzutragen im Stande seyn könnte.

6. Von den Schriften des Cyrillus, den herrlichen Früchten eines langen, heiligen, stets über göttliche Dinge meditirenden Lebens sind nachfolgende auf uns gekonmmen:

1. Eine Abhandlung über die Anbethung im Geiste und in der Wahrheit. Sie ist in zwei Bücher abgetheilt und eine bildliche und moralische Erklärung einiger abgerissenen Stücke des Pentateuchs, wobei jedoch der heil. Cyrillus sich an die von Moyses in seiner Erzählung beobachtete Ordnung keinesweges gebunden hat.

2. Eine bildliche Erklärung der in dem Pentateuch mit größerer Ausdehnung erzählten Geschichten. Die Erklärungen füllen dreizehn Bücher unter dem Titel: die Glaphyrsche, das heißt, die Tiefen. Unter den erzählten Geschichten, wählte Cyrillus vorzüglich jene, welche eine nähere mehr auffallende Beziehung auf Jesus haben.

3. Kommentare über Isaias und die zwölf kleinern Propheten.

4. Kommentar über das Evangelium des heiligen Johannes. Er war in zwölf Bücher abgetheilt, wovon aber nur zehn vollständig auf uns gekommen sind. Von den beiden übrigen haben wir nur Bruchstücke, welche jedoch von andern nach den Schriften anderer heiligen Väter ergänzt wurden. Der heilige Cyrillus erklärt in diesem Kommentar den buchstäblichen und geistigen Sinn der Schrift, und widerlegt mit seiner ihm gewöhnlichen siegenden Kraft die Manichäer, Eunomianer und andere Irrlehrer. Vorzüglich schätzbar ist dieses Buch wegen der von dem großen Kirchenlehrer mit der größten Deutlichkeit und Bestimmtheit darin vorgetragenen Lehre von der Transsubstantiation.

5. Das Buch: der Schatz. Wegen der großen darin enthaltenen Wahrheiten entspricht der Inhalt dieses Buches vollkommen seinem Titel. Es zerfällt in fünf und dreisig Abschnitte. Es ist vorzüglich gegen das gottlose Lehrgebäude der Arianer gerichtet, welches Cyrillus durch eine Menge, aus der heiligen Schrift genommener Stellen völlig zu Boden wirft, und durch die kräftigsten und unwiderlegbarsten Beweise die Gottheit Jesu Christi, so wie auch die Gottheit des heiligen Geistes darthut. Das Letztere geschieht in dem drei und dreisigsten und fünf und dreisigsten Abschnitte.

6. Das Buch über die gleiche Wesenheit der heiligen Dreieinigkeit. In der Form eines Dialoges enthält es sieben, die gleiche Wesenheit des Wortes beweisende Abhandlungen. Diesen Dialogen fügte Cyrillus noch zwei andere über die Menschwerdung bei, worin er vorzüglich die Widerlegung der nestorianischen Irrthümer bezweckte. Nestorius ist darin nicht genannt, welches zu der Vermuthung berechtiget, daß der hei-

lige Verfasser dieses Buch schrieb, bevor noch die Ketzerei des Nestorius förmlich von der Kirche war verdammt worden. Über den nämlichen Gegenstand sind diesen Dialogen noch Scholien und Erläuterung nebst einer kleinen Abhandlung angehängt, worin erwiesen wird, daß der so hochbegnadigten Mutter unsers Herrn der Titel Mutter Gottes gebühre, weil Jesus Christus zugleich Gott und Mensch sey.

7. Drei Abhandlungen über den Glauben, in Ephesus verfaßt und theils an den Kaiser Theodosius, theils an dessen Schwestern, nämlich die Augusta Pulcheria und die beiden Prinzessinen Arcadia und Merina gerichtet. Cyrillus entwickelt darin die verschiedenen Ketzereien, welche sich bis zu dieser Epoche gegen die Lehre der Kirche von der Menschwerdung erhoben hatten, als jene des Manes, Cerinthus, Photinus, Apollinaris und Nestorius. Alle werden darin widerlegt, vorzüglich die Irrthümer des Nestorius bekämpft und alle und jede Einwürfe der Irrlehrer und ihrer Anhänger vernichtet.

8. Die fünf Bücher gegen Nestorius. Eine Widerlegung der von dem Heresiarchen in seinen Homilien ausgesprochenen Gotteslästerungen. Vor den andern Schriften des heiligen Cyrillus zeichnen diese fünf Bücher sich aus durch eine größere Klarheit und reinere Diktion.

9. Die zwölf Anathematismen gegen die Lehre des Nestorius; schon hinreichend bekannt durch das, was in den erstern Abschnitten dieses Bandes von denselben gesagt worden.

10. Apologien dieser Anathematismen; veranlaßt durch die von den orientalischen Bischöfen und vorzüglich dem gelehrten Theodoret, gemachten falschen Interpretationen der cyrillischen Anathema-

tismen. In den Apologien wird nun das entstandene Mißverständniß und welches, wie der Leser weiß, den Frieden in der Kirche einige Zeit verzögerte, völlig gehoben.

11. Das Buch gegen die Anthropomorphiten. Obschon es das Ansehen haben könnte, als wenn die Bekämpfung der nestorianischen Irrlehren alle Kräfte so wie die ganze Zeit des heiligen Cyrillus in Anspruch genommen hätte; so fand er dennoch Muße, sich auch jedem andern Irrwahn, der sich in der Kirche verbreiten wollte, mit Nachdruck zu widersetzen. Wir haben schon gesehen, wie er die reine Lehre gegen die Arianer, Eumonianer, Macedonianer rc. in mehreren Schriften vertheidigte. Nun sah er sich auch gezwungen, gegen jene zu schreiben, welche lehrten, Gott habe, gleich den Menschen, einen Leib und denen man daher den Namen Anthropomorphiten beilegte. Einige unwissende und daher freche und unruhige Mönche von dem Gebirge Calamon in Ägypten hegten jetzt wieder auf das neue diesen Wahn, welcher doch längst schon und zwar gleich bei seiner Entstehung von der Kirche war verdammt worden. Nicht zufrieden, für ihre Person allein sich solche alberne Vorstellungen und Begriffe zu machen, wollten sie auch andern ihre verkehrten Ansichten aufdringen, erregten allerlei unheiliges Gezänk und veranlaßten Unruhe und grobe Unordnungen unter den Mönchen. Da die Mönche von Calamon zu dem Kirchsprengel von Arsinoë gehörten; so ließ der heilige Cyrillus seinem Buch einen als Vorrede dienenden Brief an Calosyrius, Bischof von Arsinoë vorangehen. Diesem gab er den Auftrag, die Unwissenden zu belehren. Vor allem aber sollte er ihnen zuerst Stillschweigen auferlegen, welches denjenigen ja vorzüglich anstünde, welche selbst der Lehre und

des Unterrichts noch so bedürftig wären. In demselben Buch widerlegt Cyrillus auch noch einen andern Irrthum, welcher darin bestand, daß einige andere, nicht minder unwissende Mönche die Meinung äußerten, die heilige Eucharistie verliere ihre Consecration, wenn sie auf den folgenden Tag aufbewahrt werde.

12. Die zehen Bücher gegen Julian den Abtrünnigen. Bekanntlich hatte dieser eben so fanatische als phantastische Feind des Christenthums ein in drei Bücher abgetheiltes Werk gegen die heiligen Evangelien geschrieben. Obschon dasselbe nichts als die längst bekannten, längst widerlegten und in ihrer ganzen Blöße dargestellten Einwürfe des Celsus und Porphyrius enthielten; so wurde es doch noch gelesen und konnte auf jene, welchen die Schriften des Origenes, Eusebius und noch vieler Andern unbekannt waren, immerhin auch noch einen übeln Eindruck machen. Um diesem Gift ein Gegengift zu bereiten, schrieb Cyrillus die obigen zehen Bücher. In dem Ersten beweißt er die Wahrheit der mosaischen Erzählung hinsichtlich der Weltschöpfung. In dem Zweyten stellt er eine Vergleichung an zwischen der mosaischen Erzählung und den Träumereien eines Pythagoras, Thales, Anaxagoras ꝛc., von welchen Julian sich doch stets als einen eben so lächerlichen als schwärmerischen Bewunderer gezeiget hatte. In dem Dritten übernimmt er die Vertheidigung der geschichtlichen Wahrheit von der Schlange und dem Falle Adams; einer Geschichte, welche, wie der heilige Cyrillus sagt, ein ungleich reineres Gepräg der Wahrheit trägt, als Alles, was z. B. Hesiod von dem Ursprung seiner vorgeblichen Götter geträumt und gefaselt hat. In dem Vierten wird gezeigt, wie sehr es eine, Gottes ganz unwürdige Vorstellung

wäre, wenn man glaubte, daß derselbe zur Regierung des Weltalls untergeordneter Gottheiten bedürfte. Das Fünfte beschäftiget sich mit der Einheit Gottes und der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Vorschriften des Dekalogs. In dem Sechsten stellt Cyrillus die höhern Tugenden der Propheten und anderer Heiligen unserer Kirche den schändlichen Lastern nicht nur der heidnischen Gottheiten, sondern auch einer Menge der alten heidnischen Philosophen entgegen. Er rechtfertiget und lobet darauf den gleich von den allerersten Zeiten an bei den Christen eingeführten Gebrauch, ihre Stirne, ja selbst ihre Häuser mit dem Zeichen des Kreuzes zu bezeichnen, und beweißt endlich, daß nach der Geburt Jesu Christi, welcher die Macht der Hölle und Tyrannei der Teufel zerstörte, alle Orakel verstummt wären. In dem Siebenten zieht er eine Parallele zwischen den berühmtesten Helden der heidnischen Jahrhunderte und den Helden des Christenthums, stellt die blos dem Stolz und der Selbstsucht entsprossenen Scheintugenden der Ersteren in ihrer Gehaltlosigkeit und ihrem moralischen Unwerth dar und zeiget, wie sehr sie von den Letztern an Stärke, Selbstbeherrschung, glorreichen Thaten und wahrer Größe übertroffen würden. In dem Achten und Neunten handelt er wieder von den Propheten und zeiget, daß Jesus Christus von denselben sey verkündet und vorher gesagt worden, und daß beide Testamente, da der Glaube an Jesum Christum der Mittelpunkt wäre, um welche beide, wie die Welt um ihre Pole, sich dreheten, auch der Hauptsache nach nicht verschieden wären. In dem letzten Buch führt er alle die Zeugnisse an, welche der heilige Johannes und die andern Evangelisten der Gottheit Jesu geben und beschließt endlich das ganze Werk damit, daß er den Unter-

schied darthut zwischen eigentlicher Anbetung, welche nur Gott allein gebühre, und der Verehrung, welche die Kirche den Märtyrern und andern Heiligen darbringe.

13. Die Homilien über die Ostern. Das Concilium von Nicäa hatte festgesetzt, daß der Bischof von Alexandrien, wo das Studium aller Zweige der reinen und angewandten Mathematik am meisten blühete, stets acht haben sollte, auf welchen Tag die jedesmalige Feier des Osterfestes falle. Den benachbarten Bischöfen und vorzüglich jenem von Rom müßte er es alsdann bekannt machen, damit dieser alle Kirchen des Abendlandes davon in Kenntniß setzen könne. Der heilige Cyrillus war sehr pünktlich in Erfüllung dieses seinem Stuhle gegebenen Auftrages. Von diesen, so wie auch von den bei andern Gelegenheiten verfaßten Homilien sind indessen bei weitem nicht alle auf uns gekommen. Neun und zwanzig davon sind gedruckt; aber noch viele sollen im Manuscript in der Bibliothek des Vatikans aufbewahrt werden. Wie diesem nun auch seyn mag; so ist es gewiß, daß auch unter den gedruckten sich verschiedene befinden, gegen welche die Kritik gerechte Zweifel erhebt und sie andern, von dem Patriarchen ganz verschiedenen Cyrillussen zuschreibt. In den Homilien über die Osterfeier bemerkt der heilige Cyrillus stets den Anfang der Fasten, den Montag und Samstag der Charwoche und den Ostersonntag. Alle diese Homilien enthalten treffliche Belehrungen über alle Gegenstände der christlichen Moral.

14. Die Briefe des heiligen Cyrillus. Entwickelung und Darstellung katholischer Glaubenslehren und kirchliche Angelegenheiten machen den Innhalt derselben aus. Man hat sie alle in einem Bande zusammengetragen; aber der Pater Lupus

hat noch verschiedene andere, in dieser Sammlung nicht enthaltene, in seinem Synodikon geliefert und welche, wie es scheint, weder dem Johannes Aubert, noch dem Pater Labbe bekannt gewesen waren. Die alten lateinischen Übersetzungen der Schriften des heiligen Cyrillus strotzen von Fehlern und taugen daher wenig oder nichts. Der so eben erwähnte Johannes Aubert, Kanonikus von Laon gab im Jahre 1638 die Werke dieses Kirchenlehrers, griechisch und lateinisch in sieben Foliobänden heraus.

15. Auch als Gelehrter war Cyrillus eines der größten Genies seiner Zeit. Jeder Art der Forschung war sein Geist gewachsen und die abstraktesten, sublimsten Gegenstände der Methaphysik und Dialektik behandelte er mit der größten, nur ihm allein eigenen Leichtigkeit.

16. Durch Zierlichkeit der Sprache, glückliche Wahl des Ausdruckes und Gefälligkeit des Vortrages zeichnen sich zwar des heiligen Cyrillus Schriften nicht aus. Was denselben aber einen hohen, in jedem christlichen Jahrhundert ihnen bleibenden Werth ertheilt, sind Gründlichkeit, Fülle und Reichthum der Gedanken und eine nur den göttlichen Wahrheiten eigene Beweiskraft, welche unwiderstehlich einen jeden zu gleicher Überzeugung dahinreisset. Possevin erzählt, selbst aus dem Munde Johannes, Königs von Schweden gehört zu haben, daß, nachdem dieser Monarch einige Schriften des heiligen Cyrillus, und welche wahrhaftig durch Eleganz des Vortrages sich nicht sehr empfehlen konnten, gelesen hatte, ihm Calvins und Luthers Schriften so anekelten, daß er gar nichts mehr von ihnen hören wollte. Dieser Johann war ein Sohn Gustavs Wasa und trat wirklich zu der alten Kirche wieder über. Blos dessen Bruder Carl, nachher noch König in Schweden, und die Stände des Reiches

waren Schuld, daß die katholische Religion nicht wieder in ganz Schweden eingeführt ward. Wenn in allen Geschichtbüchern modernen Zuschnittes behauptet wird, daß Johann, nur um die Krone von Polen zu erhalten, zu der katholischen Kirche übergetreten sey; so wird schwerlich einer unserer Leser sich sehr darob wundern; eben so wenig als auch darüber, daß der Charakter dieses Prinzen von Geschichtschreibern gewißer Art stets nur unter den widerlichsten und gehässigsten Farben gegeben wird. Übrigens kann man sich einen Begriff machen, wie tief unter unserm aufgeklärten Jahrhundert ein Zeitalter stehen mußte, in welchem Könige und Fürsten, in den Stunden, welche ihre Regentengeschäfte ihnen zu ihrer Erholung übrig ließen, nichts besseres zu thun wußten, als die Schriften heiliger Kirchenväter zu lesen!!

L.

1. Noch waren die Thränen der Kirche Aegyptens, über dem Sarge ihres bisherigen Patriarchen, nicht getrocknet, als schon die Wahl des Dioscorus, zum Nachfolger des heiligen Cyrillus auf dem Stuhle von Alexandrien, eine neue, lange nicht versiegende Quelle noch ungleich schmerzhafterer Thränen für dieselben ward. Bis jetzt hatte die Kirche von Alexandrien sich des Ruhmes zu erfreuen gehabt, seit den Zeiten des großen Athanasius, durch eine lange Reihe erleuchteter, oft heiliger Bischöfe, stets ein Fels der Wahrheit, stets eine der festesten Säulen in der Kirche des lebendigen Gottes gewesen zu seyn. Von ihrem Glauben, ihrer Standhaftigkeit, von ihrer Frömmigkeit und der Reinheit ihrer Lehre ward in der ganzen Welt gesprochen und alle Kirchen Ägyptens sonneten

Till. mem. ecc. t. 15. St. Leon. art. 9.

und erwärmten sich in dem reinen, fleckenlosen, noch nie getrübten Glanze der Kirche von Alexandrien.

2. Aber dieser helleuchtende Herd eines heiligen Ruhms sollte nun auf immer erlöschen, und es weder den folgenden Jahrhunderten, noch den vereinten Bemühungen heiliger Männer mehr gelingen, das üppig aufsprossende Unkraut wieder auszurotten, welches der Feind Gottes und der Menschen jetzt auf diesem, bisher mit so herrlichen Früchten prangenden Acker des Herrn überall zu säen sich erfrechte.

3. Keinen bischöflichen Sitz, am wenigsten den Stuhl des heiligen Marcus, hatte bis jetzt noch ein Bösewicht, wie dieser Dioscorus, entweihet. Stolz, habsüchtig, tückisch, gewaltthätig ohne Grenzen, wollüstig, ein Verächter aller göttlichen und menschlichen Gesetze, Mörder, Ehebrecher, Gotteslästerer, kurz ein Feind aller Wahrheit und Gerechtigkeit, war er in den Händen der Hölle ein ausgerüstetes Werkzeug, um die Kirchen zu verwirren, die Gerechten zu verfolgen, das Volk zu drücken, selbst die heiligsten, das Eigenthum der Bürger schützenden Gesetze mit Füßen zu treten, jeder Ketzerei, jedem Wahn und jeder Gottlosigkeit Thor und Thüre zu öffnen, und die Gläubigen durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel zur Sünde, zur Schande und zum Abfall zu verführen. Wollte man auch diesfalls den Zeugnissen glaubwürdiger Schriftsteller, ja selbst den Akten des Conciliums von Chalcedon keinen Glauben beimessen; so würde schon, wie wir sogleich in den folgenden Abschnitten sehen werden, das unerhörte, ruchlose Betragen des Dioscorus, auf dem Räuberconcilium von Ephesus, die Ähnlichkeit dieses gehässigen Gemäldes mit dem noch weit scheuslichern Original hinreichend beurkunden.

Theph. Chrgr. – Liber. brev. Evag. hist. ecc. – Con. post. edit. 4.

4. Sicher würde weder der heilige Cyrillus den Dioscorus zu seinem Archidiacon gewählt, noch die

Geistlichkeit von Alexandrien ihn auf den Patriarchenstuhl erhoben, noch auch der ehrwürdige Theodoret von Cyrhus ihm, bei seinem Antritte des heiligen Amtes, ein mit den größten Lobsprüchen gefülltes Glückwünschungsschreiben gesandt haben, wenn er nicht, so lange Cyrillus lebte, seinen teuflischen Charakter unter der Larve geheuchelter Frömmigkeit zu verbergen gewußt hätte. Aber einmal zum Patriarchen gewählt, zeigte er sich sogleich in seiner wahren Gestalt. Nur zu bald verschwand die Täuschung; und statt des vermeintlichen, frommen und erleuchteten Priesters, erblickten die Kirchen von Ägypten in ihrem Oberhirten nun einen wahren Apostel des Satans.

5. Den Anfang seiner bischöflichen Amtsführung begann Dioscorus mit einer eben so durchdachten als boshaften Verfolgung zuerst der Anverwandten und dann überhaupt aller Freunde seines großen Vorfahrers. Je näher einer dem Herzen des heiligen Cyrillus gestanden, durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, oder andere der Kirche geleistete wichtige Dienste, dessen Aufmerksamkeit erregt, dessen Gunst und Liebe sich erworben hatte, desto rastloser, unerbittlicher und grausamer ward derselbe nun von Dioscorus verfolgt.

6. Die Kirche gestattete damals noch nicht, daß die Bischöfe von den Einkünften ihrer Kirchen auch nur das Mindeste ihren Familien zuwendeten. Machte sich einer dieses Vergehens oder dieser Schwachheit schuldig; so war dessen Nachfolger berechtiget, Untersuchungen darüber anzustellen und die auf solche, den Canons zuwiderlaufende Weise beschenkten oder gar bereicherten Anverwandten des Verstorbenen, wo nicht zu völliger Wiedererstattung, doch zu einer Art von Entschädigung anzuhalten. So löblich an sich auch diese Einrichtung seyn mochte, so war sie doch auch nicht ohne Mißbrauch. Manche Familien verstorbener Bischöfe wurden unbedeutender Ursache wegen

bisweilen beunruhiget, sahen nicht selten sich allerley lästigen Plackereien ausgesetzt. Ohnehin wird die Liebe verletzt, so bald man das Seinige zu genau nachsucht, zu pünktlich mit dem Andern abrechnet; und es konnte also nicht fehlen, daß bey solchen Untersuchungen hie und da nicht auch kleine Ungerechtigkeiten mit unterliefen. Cyrillus war von sich sehr wohlhabend gewesen. Weit entfernt, seine Angehörigen durch die Einkünfte seines bischöflichen Stuhles zu bereichern, hatte er vielmehr einen Theil seines eigenen Vermögens zum Besten seiner Kirche verwendet. Aber um so mehr glaubte er sich nun auch berechtiget, wenigstens den andern Theil desselben nach seinem Tode seiner Familie zu überlassen. Um dieselbe indessen diesfalls gegen jede Unannehmlichkeit zu sichern, bestimmte er in seinem Testamente, für seinen Nachfolger, wer derselbe auch seyn würde, ein sehr bedeutendes Vermächtniß, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß derselbe unter keinem aus der Luft gegriffenen Vorwande seine zurückgelassenen Anverwandten beunruhigen, und keine lästigen, hier offenbar eben so unnöthigen als ungerechten Untersuchungen gegen sie anstellen sollte. Dioscorus setzte sich in Besitz der in dem Testament des Cyrillus dem neuen Patriarchen vermachten Summen, hielt sich aber keineswegs an die daran haftende Bedingung. Mit der schamlosesten Frechheit verfolgte er nun alle Glieder der Familie des Cyrillus, zog sie vor Gericht, suchte sie auf alle Weise zu erniedrigen und zu beschimpfen, erpreßte einmal über das andere ungeheure Summen von ihnen, die er mit dem elenden Chrysaphas in Constantinopel jedesmal theilte, und ruhete nicht, bis die ganze Familie seines Wohlthäters, seines ehemaligen heiligen Patriarchen und Bischofes in die tiefste Armuth versunken war. Blose Befriedigung seiner Raubsucht war indessen nicht

der einzige Zweck, den er dabei hatte. Er wollte auch das Andenken des Heiligen brandmarken. Mit einer Gleisnerei, der nur seine teuflische Arglist gleichkam, lieh er also die von den cyrillischen Anverwandten erpreßten Summen an Bäcker, Weinschenke, und andere Verkäufer von Viktualien. Von diesen nahm er nur sehr geringe Interessen, machte ihnen aber zu einer Bedingung des Darleihens, daß sie für die Zukunft besseres Brod backen, bessern Wein schenken oder die Lebensmittel, mit denen sie ihr Verkehr trieben, den Käufern in wohlfeilern Preisen überlassen müßten. Dadurch gewann Dioscorus auf kurze Zeit die Gunst des Volks; denn da dieses seinen Vortheil dabei sah, so gab es dem Patriarchen Beifall, rühmte ihn als einen Freund der Bedrückten und der falsche Verdacht, als wenn der heilige Cyrillus ein schlechter oder gar ungetreuer Verwalter der Einkünfte seiner Kirche gewesen wäre, faßte in den Herzen der ohnehin leicht gewandten Alexandriner immer tiefere und tiefere Wurzeln.

7. Aber diese Zuneigung und Gunst des Volkes, die er auf diese Art erschlichen hatte, waren von kurzer Dauer. Schon im zweiten Jahre seiner Amtsführung hatte er die Maske völlig abgelegt und die Alexandriner sahen nun mit Schrecken, daß sie in ihm nicht einen Bischof, nicht einen Patriarchen, sondern einen unumschränkten Herrn, einen durchaus gesetzlosen, willkührlichen, eigensinnigen und ungerechten Despoten hätten. Sich stützend auf den Schutz und die Freundschaft des am Hofe von Constantinopel alles vermögenden Chrysaphas, warf Dioscorus jetzt alle bestehende Ordnung über den Haufen, riß allein alle Gewalt an sich und höhnte bey jeder Gelegenheit öffentlich die weltlichen Behörden. Eigenmächtig ließ er eine Menge Leute verhaften, sie geiseln, verbannte sie aus der Stadt oder legte ihnen

unverhältnißmäßige Geldstrafen auf, die, weil sie mit der größten Strenge eingetrieben wurden, nicht selten jene, welche dazu verurtheilt waren, völlig zu Grunde richteten, und an den Bettelstab brachten.

8. Macarius, ein Senator von Alexandrien und würdiger Freund und Günstling des saubern Patriarchen, erfrechte sich, die Frau eines Bürgers, Namens Sophronius, am hellen Tage gewaltsam zu entführen. Der tiefgekränkte Ehemann klagte bey der Obrigkeit; aber Dioscorus schützte den Räuber und Ehebrecher, und Sophronius fand nirgends Gehör. Dieser reißt nun nach Constantinopel, klagt bei dem Kaiser und erhält von Theodosius einen kaiserlichen Befehl an die Behörden von Alexandrien, den Macarius unverzüglich vor Gericht zu ziehen. Damit der kaiserliche Befehl seinem ganzen Umfange nach in Vollzug gesetzt werde, erhielt ein kaiserlicher Beamte, Namens Theodorus, den Auftrag, den Sophronius nach Alexandrien zu begleiten. Als beide allda angekommen waren und Dioscorus den Inhalt des kaiserlichen Schreibens und den Zweck der Sendung des Theodorus erfahren hatte, schickte er sogleich unter der Anführung des Diacons Isidorus, eines der Werkzeuge seiner Gewaltthaten, einen Haufen Matrosen und und herrnlosen Gesindels nach der Wohnung des Sophronius. Der kaiserliche Beamte ward nun ohne weiters von diesem bewaffneten Gesindel zur Stadt hinausgejagt, den Sophronius wollte es gar todtschlagen; aber zum Glück gelang es diesem, sich zu verbergen und nachher durch schleunige Flucht sich zu retten. Da man ihn nicht finden konnte, ward seine Wohnung rein ausgeplündert, was man nicht rauben konnte oder wollte, in Stücken zerschlagen und der arme Mann um Hab und Gut gebracht.

9. Peristeria, eine sehr reiche und vornehme Dame war gestorben. In ihrem Testamente hatte sie

eine sehr bedeutende Summe an die Klöster, Spitäler, Krankenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten von Ägypten vermacht. Eigenmächtig warf sich nun Dioscorus zum Executor des Testamentes auf und bemächtigte sich des Geldes. Aber nicht einen Obol erhielten die Armen davon. Vergeudet ward es in Schmäußen und schwelgerischen Gelagen und der größte Theil davon von Dioscorus, scheu und schamlos, unter Comödianten, Luftspringern und Gauckelspielern vertheilt.

10. Lybien, dessen weite und öde Sandwüsten nur zu bekannt sind, war ein äusserst unproduktives, wenig Getreide erzeugendes Land. Zum Besten der Klöster und übrigen Armen Lybiens ließen also die Kaiser jährlich eine große Quantität Getreides austheilen. Diese kaiserlichen Spenden ließ Dioscorus nicht mehr zu, sondern kaufte selbst dieses Getreide an sich, speigerte es auf, und verkaufte es nachher, als Theurung eingetreten war, in ungeheueren Preisen zu seinem eigenen Vortheil. Es erhellt aus den Akten des Conciliums von Chalcedon, auf welchem endlich alle die Greuel des Dioscorus zur Sprache gebracht wurden, daß ohne das kräftige Dazwischenschreiten des Comes Theodorus, welcher Statthalter von Ägypten und ein sehr rechtlicher, dabei auch an dem Hofe von Constantinopel angesehener Mann war, der größte Theil der Einwohner von Alexandrien, um sich den Bedrückungen und Ungerechtigkeiten des Dioscorus zu entziehen die Stadt verlassen, und die unerhörten Gewaltthätigkeiten dieses unheiligen und unwürdigen Patriarchen das große, volkreiche Alexandrien bis zur Hälfte entvölkert haben würden *).

*) Wie weit sein Übermuth und seine bis an Wahnsinn grenzende Frechheit ging, davon gab Dioscorus einen, des Unsinnes wegen, merkwürdigen Beweis bei der

11. Nicht minder große Frevel erlaubte Dioscorus sich auch in der Kirche. Jeder fromme Priester, jeder gottselige Schüler oder Zögling des heiligen Cyrillus war ihm ein Dorn in den Augen. Nur Menschen seines Gleichen, schamlose Satelliten und gewissenlose Vollstrecker seiner noch gewissenlosern Befehle waren ihm angenehm, wurden von ihm zu geistlichen Würden befördert. Auf eine allen Canons und kirchlichen Verordnungen trotzende, ja dieselben öffentlich mit Füßen tretende Weise, wurden Diacone und Priester, unter andern Athanasius, ein Neffe des verstorbenen Cyrillus, Theodorus und Isquirion, ihrer Ämter entsetzt; und zwar ohne alle gerichtliche Form, ohne vorhergegangene Untersuchung und ohne daß weder Dioscorus noch ein anderer auch nur die mindeste Klage gegen sie vorgebracht hätten. Von Athanasius hatte er vorher schon die ungeheure Summe von vierzehn hundert Pfund Goldes erpreßt. Um dieses Geld dem Räuber im Patriarchenrock zu bezahlen, mußte jener zu Wuchern seine Zuflucht nehmen und mehrere Jahre hindurch wucherische, ihn ganz zu Grunde richtende Zinsen bezahlen; kurz Dioscorus ruhete abermals nicht, bis er auch den Athanasius, wie dessen Bruder Paul sammt Gattin und Kindern,

---

Thronerhebung des Marcians nach dem Tode des Theodosius. Als die kaiserlichen Boten in Alexandrien angekommen waren, um die Thronbesteigung Marcians kund zu thun und dem alten Herkommen nach das Bild des neu erwählten Kaisers, das sie mitbrachten, in der Stadt aufzustellen; so kam Dioscorus außer sich vor Zorn darüber, daß sie solches ohne seine Erlaubniß zu thun sich erkühnten; ließ demnach durch erkauftes Gesindel sie mißhandeln, zur Stadt hinaus jagen und ihnen dabei sagen, daß sie wissen müßten, daß er allein wahrer Kaiser und Herr von Alexandrien wäre, und niemand die Erhebung eines Andern zu dieser Würde ohne seine Genehmigung bekannt machen dürfte.

ebenfalls in das größte Elend und die drückendste Armuth gestürzt hatte.

12. Gleich allen ehemaligen arianischen Afterbischöfen und Afterpatriarchen war auch Dioscorus ein erklärter Feind der um diese Zeit in der Kirche Gottes mit Recht so berühmten Einsiedler und Mönche von Ägypten. Bald waren aber auch jetzt diese Gegenden von ihren bisherigen frommen Bewohnern völlig entvölkert. Ihre stillen Klöster und heiligen Zellen öffnete Dioscorus nun den zügellosen Banden unruhiger, verwegener, von eutychianischer Ketzerei angesteckter, gegen Kirche und Staat sich empörender Mönche. Da, wo bis jetzt blos das Lob Gottes auf Aller Lippen schwebte, Tag und Nacht erschallte, wo alles blos Einigkeit, Liebe und Demuth athmete, hörte und sah man nun nichts, als unheiliges Gewäsch, leidenschaftliches Gezänk, Lästerungen gegen die Kirche und tumultuarische, eben so frevelhafte, als ärgerliche Auftritte ohne Zahl; und wenn bis jetzt andächtige Seelen von allen Theilen der Welt nach Ägypten geeilet waren, um die vielen in tiefster Stille und Abgeschiedenheit dort lebenden heiligen Einsiedler zu begrüßen, aus ihrem Munde Worte des Heils zu hören, an ihrem heiligen Wandel sich zu erbauen und, durch ihren Segen und ihr Gebet gestärkt, auf der Bahn der Vollkommenheit eine höhere Stufe zu erreichen; so floh man von jetzt an diese ehemaligen stillen Wohnsitze der Frömmigkeit, des Friedens und der Einigkeit, gleich einer von der Pest verödeten Gegend, auf welcher der Fluch der Kirche lastete und wo jeder Rechtgläubige, so bald er nur den Boden berührte, schon an seinen Glauben Schiffbruch zu leiden befürchten mußte. — Es ist eine gewiß der Beachtung werthe Bemerkung, daß Gott den heiligen Arsenius und die übrigen durch ihre Heiligkeit so berühmten Anachoreten Ägyptens, wovon wir weiter oben ge-

sprochen, alle vor dem Jahre 450 zu sich nahm. Der Allerbarmer hätte sich ihrer erbarmt und nicht zugelassen, daß ihre Augen den Greul der Verwüstung sahen und ihr von Liebe glühendes, für das Wohl und die Einigkeit der Kirchen unaufhörlich besorgtes Herz, durch den Anblick der gottlosen Triumphe eines Dioscorus und Eutyches, grausam und blutig zerdrückt ward.

Dies sind ungefähr die Aussenlinien und allgemeinen Züge des Bildes, welches die Geschichte uns von Dioscorus entwirft. Noch näher werden wir ihn bald kennen lernen auf dem berüchtigten Raub- und Mordconcilium in Ephesus; denn hier war es, wo er der Wahrheit feierlich abschwor, an dem heiligen Glauben zum offenbaren Verräther ward, und wo sein falscher, tückischer, jeder Wahrheit wie jeder Gerechtigkeit längst völlig entfremdeter Charakter sich in seiner ganzen Schändlichkeit und Verworfenheit entfaltete.

LI.

1. „Auch Heilige," sagt der, für den Triumph der heiligen Wahrheiten unserer Religion, leider noch immer zu frühe verstorbene, edle und erleuchtete Graf Stolberg, — „auch Heilige tragen, so lange sie „auf Erden wallen, ihren Schatz stets noch in irdenen „Gefäßen." — Staunen wir also nicht, wenn wir auch die Heiligen bisweilen straucheln, auch die Heiligen bisweilen fallen sehen. Aber selbst durch ihren Fall wird Gott immer noch mehr verherrlichet; so wie sie selbst stets nur noch heiliger, Gott nur noch wohlgefälliger weil demüthiger, sich von ihrem auf schlüpferischer Bahn gethanen Fall wieder erheben.

2. Wäre es an sich nicht schon vermessener Frevel, sich zum Richter über zwei heilige Bischöfe aufwerfen zu wollen, die beide gleich groß und heilig, beide noch lebend schon von Gott durch Wunder verherrlichet, nun längst schon, mit dem Unendlichen vereint, aller Wonne des unmittelbaren Anschauens Gottes theilhaftig sind, und so viele Jahrhunderte hindurch, von der Kirche den Heiligen zugezählt, als Muster der Demuth, heiligen Wandels und erleuchteter Weisheit, allen Gläubigen zur Verehrung vorgestellt werden: wäre dieß, sage ich, an sich nicht schon vermessener Dünkel; so würden auch in geschichtlicher Hinsicht die auf uns gekommenen, dunkeln, unzureichenden, oft selbst im Widerspruch mit einander stehenden Nachrichten über das was gegen das Ende dieses Jahres (444.) zwischen dem heiligen Pabste Leo und dem heiligen Hilarius von Arles sich zugetragen, es uns wohl schwerlich erlauben, mit Bestimmtheit nun anzugeben, welcher von Beiden den ersten Anlaß zum Mißverständniß gegeben, oder auf welcher Seite das Recht oder Unrecht bald mehr bald minder gewesen seyn möchte.

3. Möge man auch immerhin annehmen, daß der heilige Hilarius vielleicht von dem Vorrange seiner Kirche etwas zu hohe Begriffe gehabt; möge er sogar, in Gemäßheit dieser etwas übertriebenen Vorstellung, sich alle Rechte des Primats über sämmtliche Kirchen Galliens zugeeignet haben; so beweißt doch die ganze Geschichte dieses Heiligen, sein schon frommer Wandel als Laie uud sein noch heiligeres Leben als Bischof, daß ganz gewiß weder Stolz noch Herrschsucht, noch irgend ein anderer weltlicher Zweck einer solchen, wenn man will, irrigen Ansicht zum Grunde liegen konnte.

4. Aber eben so müßte man auch von der andern Seite gestehen, daß, wenn der heilige Bischof von

Arles, wie der Pabst ihn anzuklagen scheint, dem römischen Stuhle wirklich das Recht hat bestreiten wollen, Appellationen anzunehmen und eine auf einem Provincialconcilium entschiedene Sache einer neuen Untersuchung und päbstlichen Entscheidung zu unterwerfen: derselbe unstreitig in einen sehr großen Irrthum gefallen wäre. Indessen fehlet noch sehr viel daran, daß auch dieses, wir wollen nicht sagen, hinreichend, sondern blos bis zu einem, selbst nur geringen Grade von Wahrscheinlichkeit könnte erwiesen werden. Nirgends findet man eine Spur weder einer mündlichen oder schriftlichen Erklärung des heiligen Hilarius, welche uns berechtigen könnte, denselben eines so verkehrten Grundsatzes zu beschuldigen. Selbst das päbstliche Schreiben, welches ihn anklagt, daß er dem Stuhl des heiligen Petrus sich nicht unterwerfen wolle, liefert hierüber nichts weniger, als einen genügenden Beweis und es ergiebt sich so ziemlich klar aus dem Text desselben, daß die Anklage nur auf einer Vermuthung beruhete, und wozu des heiligen Hilarius, vielleicht nicht ganz zu billigendes, ihm aber ganz gewiß zu sehr mißdeutetes Benehmen in Rom wahrscheinlich die erste Veranlassung gegeben haben mag *). — Lassen wir indessen dies alles auf

con M. p. 9.

*) Die Befugniß des Pabstes, über den Verhandlungen und Beschlüssen der Provinzial- oder auch National-concilien mit weiser Obhut zu wachen, sie zu durchsehen, zu reformiren, zu bestätigen oder zu verwerfen, ist nicht ein dem römischen Stuhle schon in den ältesten Zeiten von allen Kirchen blos zugestandenes, sondern vielmehr ein in den Attributen des obersten Hirtenamtes unmittelbar liegendes und von demselben gar nicht zu trennendes Recht, ward auch zu jeder Zeit, wie die Leser aus den vorhergehenden Bänden der Gesch. d. R. J. sich erinnern werden, von dem römischen Stuhle ausgeübt, und mußte nachher, jemehr

sich beruhen. Beide leben ja längst schon in ungetrübtem, himmlischem Frieden mit einander und Beide,

---

der Eifer unter den christlichen Gemeinden und ihren Hirten zu erkalten anfieng, auch desto öfters und strenger von demselben ausgeübt werden. Wie oft haben wir nicht in dem Laufe der Geschichte unserer heiligen Kirche sogar schon den Fall eintreten gesehen, daß die auf einem Concilium versammelten Bischöfe ein Schisma bildeten und in Partheien sich theilten, wovon jede die andere aus ihrer Kirchengemeinschaft ausschloß, mit Kirchencensuren belegte, ja selbst das Anathema über sie sprach. Welches Merkmal hätten da die Rechtgläubigen haben können, um zu wissen, auf welcher Seite Wahrheit und Recht und auf welcher Irrthum und Unlauterkeit waren? und an wen anders als an den Stuhl von Rom wendete sich jedesmal die wirklich oder vermeintlich unschuldig unterdrückte Parthei? war es nicht der große, vor allen Andern so weit hervorragende heilige Athanasius selbst, welcher von den arianischen Afterconcilien an den Pabst apellirte? Ja, haben wir nicht schon gesehen, daß selbst beide Partheien zugleich sich an den römischen Stuhl wendeten, und daß selbst jene, welche in ihrem eigenen Bewußtseyn schon die Überzeugung ihres Unrechts fanden, dennoch auf alle Art den Pabst zu beschleichen, irre zu leiten und zu gewinnen suchten, blos weil sie wußten, daß durch seinen Beitritt, durch seine Sanktion, ihrer Sache der letzte, völlig entscheidende Sieg zu Theil werden müßte? das Recht von den Concilien nach Rom zu apelliren ist eine, nicht nur durch graues, uraltes Herkommen, sondern auch durch innere in der Natur der Sache liegende Gründe, längst schon völlig entschiedene Sache. Und endlich hat es nicht schon Zeiten gegeben und wird es ihrer nicht noch geben, wo unheilige Bischöfe, wie z. B. jene, welche den Emserkongreß veranlaßten, zusammentreten könnten, um Einrichtungen zu treffen und Beschlüsse zu fassen, welche, wenn der römische Stuhl sie nicht sogleich mit dem Stempel der Verwerfung brandmarkte, ganz geeignet seyn würden, die Fundamente unserer Kirche zu erschüttern und nach und nach den durchaus erforderlichen Charak-

geschmückt mit der Krone, die dem Überwinder zu Theil wird, glänzen eben so lange schon als Sterne

---

ter der Einheit, dieses Merkmal ihrer Göttlichkeit, ganz daraus zu vertilgen? die den Kongreß in Ems veranlaßten, sammt allen ihren Genossen, Helfern und Helfershelfern sind längst schon, als wenn sie gar nicht da gewesen wären. Ihre Macht, ihr Ansehen, ihre Existenz und alle ihre Plane und Entwürfe zerstiebten an dem Felsen, der stets allen Wellen und Wogen stürmischer Jahrhunderte trotzte, ihnen noch trotzt und bis an das Ende der Tage, fest und unerschütterlich ihnen trotzen wird. — Durch eine natürliche Ideenverbindung müßen Untersuchungen dieser Art auf die damit ganz nahe verwandte Frage führen: ob nämlich ein allgemeines, ein öcumenisches Concilium über den Pabst, mithin dieser den Aussprüchen desselben unterworfen sey? Aber diese Frage ist bald beantwortet; denn sie ist sinnlos; weil es ohne das Oberhaupt der Kirche, welches entweder in Person, oder durch beglaubigte Abgeordnete gegenwärtig seyn, dabei das leitende Wort führen und die genommenen Beschlüsse bestätigen muß, gar kein öcumenisches Concilium gibt, noch geben kann; indem es ihm ja gerade an dem wesentlichen Carakter und wodurch es ein öcumenisches Concilium wird, völlig gebrechen würde. Ist aber auch ein solches von dem Oberhaupte der Kirche zusammenberufen worden und der Pabst bemerkt nachher, daß der größte, oder, durch Einmischung weltlicher Macht, vorherrschende Theil der Bischöfe, wie auf dem zweiten Concilium von Ephesus, nicht von dem Geiste Gottes, sondern blos von Leidenschaften und niedrigen Zwecken beseelt ist, dann macht er es, wie auch Pabst Leo der Große es gemacht haben würde; er lößt nämlich das saubere Concilium auf; und wenn alsdann noch widerspenstige Bischöfe dennoch versammelt bleiben und ein öcumenisches Concilium vorstellen wollen; so ist ihr Wahn so offenbar, und die Farce, die sie spielen möchten, so albern und abgeschmackt, daß sie sammt allen Einrichtungen, die sie machen, sammt allen Beschlüssen, die sie fassen könnten, dem Katholiken blos ein Gegenstand des Ekels, der Ärgerniß und des größten Scandals seyn würden. —

erster Größe über unserer heiligen Kirche. — Wir ergreifen jetzt wieder den Faden der Geschichte, um der traurigen und lästigen Pflicht zu genügen, Ereignisse zu erzählen, welche für den heiligen Hilarius jene Kränkung herbeiführten, welche der große Pabst Leo ihn in dem folgenden Jahre empfinden ließ, und solche ihn empfinden zu lassen, ohne allen Zweifel für gerecht und nothwendig erachtet haben mußte.

5. Längst schon war Hilarius, welcher im Jahre 428 den bischöflichen Stuhl von Arles bestiegen hatte, mit dem heiligen Germanus, Bischofe von Auxerre durch Bande heiliger Freundschaft innigst verbunden. Da er ihn bisweilen zu besuchen pflegte; so machte er ihm gegen das Ende des Jahres 444 abermals einen Besuch. Aber kaum war es in der Gegend ruchbar geworden, daß der Bischof von Arles wieder da wäre, als auch sogleich einige sehr achtungswürdige und angesehene Männer aus der Provinz zu den beiden Bischöfen kamen und eine sehr schwere Anklage gegen Chelidonius, Bischof, oder wie Marca behauptet, Metropolitanbischof von Besançon ihnen einreichten. Chelidonius ward beschuldigt, vor seiner Weihe eine Wittwe geheirathet, und auch als Laie, mit einem richterlichen Amte bekleidet, einige Verbrecher zum Tode verurtheilt zu haben. Die Wahl eines solchen Mannes zum Bischofe war durch die Canons verboten; Decretalen der

---

Aus dem, was auf den Concilien von Constanz und Basel geschehen ist, läßt sich gar nichts folgern; und die Geschichte dieser beiden Concilien, zu seiner Zeit so Gott will, in ihrer Reinheit und ihrem wahrem Lichte dargestellt, wird vollkommen im Stande seyn, alle Systeme, die man gegen das höchste Ansehen und die oberste Gewalt des Pabstes darauf begründen möchte, von selbst nicht nur zu widerlegen, sondern in ihrer ganzen Erbärmlichkeit darzustellen.

Päbste, vorzüglich ein Schreiben des Pabstes Siricius, erklärten sie für unzuläßig und ungültig.

6. Voll Eifer für die Erhaltung heiliger Zucht in der Kirche, versammelten Hilarius und Germanus sogleich ein Concilium unter dem Vorsitze des Bischofes von Arles. Die Namen der darauf anwesenden Bischöfe sind nicht bekannt; und eben so wenig läßt es sich mit Bestimmtheit angeben, warum der heilige Hilarius bei dem Concilium den Vorsitz hatte. Indessen läßt sich dieser hier gar nicht unwichtige Umstand doch so ziemlich befriedigend erklären. Wenn nämlich Besançon damals noch nicht der Sitz eines Metropoliten war, so gehörte es unter die Gerichtsbarkeit von Lyon, und in diesem Falle läßt sich alsdann mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der heilige Eucherius, um die Verdienste und hohen Tugenden des Hilarius zu ehren, ihm den Vorsitz auf diesem Concilium überlassen habe. Ist aber die Behauptung des Herrn von Marca gegründet und war demnach Chelidonius schon Metropolitanbischof von Besançon, dann konnte Hilarius sich immer noch berechtigt glauben, über ihn Gericht zu halten, und zwar entweder als ältester Metropolitanbischof von Gallien, oder vielleicht auch deswegen, weil dem Stuhle von Arles, welches letztere damals zugleich der Sitz des Präfektus Prätorio war, mithin nun als die Hauptstadt und der Sitz der Regierung des ganzen Landes betrachtet wurde, von dem größten Theile der gallischen Bischöfe ein gewisser Vorrang über alle übrigen Kirchen Galliens freiwillig war zugestanden worden.

7. Wie diesem jedoch auch seyn mag; gewiß ist es, daß der heilige Hilarius auf dem Concilium den Vorsitz hatte und daß Chelidonius, nachdem das Concilium die gegen ihn geführten Beschuldigungen gegründet gefunden hatte, seines bischöflichen

Amtes entsetzt ward; das heißt, das Concilium erklärte, daß Chelidonius, der vor seiner Weihe eine Wittwe geheirathet, die bischöfliche Würde nicht habe erhalten können, und er demnach dieselbe freiwillig niederlegen müße, indem die Canons, welche sich auf deutliche, in den heiligen Büchern enthaltene Vorschriften gründeten, seine Wahl ausdrücklich verboten hätten. Zum Nachfolger des Chelidonius ward unmittelbar darauf ein gewißer Jucundus geweihet.

8. Man will behaupten, daß Marcellus, damaliger Präfekt von Gallien und welchen kirchliche Schriftsteller einen sehr gottesfürchtigen Mann nennen, und selbst der mächtige Aetius, welcher sich gerade wieder in Gallien befand, höchst zufrieden mit dem Spruch des Conciliums und dem ganzen Verfahren des heiligen Hilarius, den letztern nach allen Kräften dabei unterstützt hätten.

9. Chelidonius ging nun nach Rom und apellirte von dem Spruch des Conciliums unmittelbar an den Pabst. Leo gab demselben Gehör, und soll ihn sogar in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen haben. Ist dieses geschehen; so wird der Pabst wohl sehr wichtige Beweggründe dazu gehabt haben. Immerhin war es eine Neuerung in dem, durch bestimmte Canons, in allen Kirchen eingeführten Gebrauch.

10. Sobald der Bischof von Arles erfuhr, daß Chelidonius an den Pabst apellirt habe und jetzt in Rom sey, machte er sich gleichfalls dahin auf den Weg. Bei seinen Reisen bediente sich Hilarius nie eines Fuhrwerkes oder eines Pferdes. Auch diese weite und beschwerliche Reise machte der Heilige, und zwar in der Mitte des strengsten Winters, zu Fuße. In Rom angekommen, besuchte Hilarius zuerst die Gräber der Apostel und Märtyrer, ging hierauf zu dem Pabste, bezeugte ihm seine Ehrfurcht, und bat ihn in den demüthigsten Ausdrücken, in Be-

handlung und Regulirung kirchlicher Angelegenheiten nach dem Herkommen und dem alten in den Kirchen eingeführten Gebrauch zu verfahren. Mit Erstaunen habe er in Rom an den Altären Leute gesehen, welche in Gallien gerechter Weise, und unter Beobachtung aller vorgeschriebenen, gerichtlichen Formen, von einem Concilium wären verdammt worden. Er sehe sich daher gezwungen, darüber bei ihm Beschwerde zu führen, und sollte der Pabst diese gegründet finden, so möchte er ganz in der Stille, durch einen geheimen Befehl, das, was jetzt geschehe, abstellen; wo nicht, so würde er ihn nicht weiter belästigen; indem er nicht nach Rom gekommen wäre, um als Kläger allda aufzutreten und einen Prozeß zu führen, sondern blos um dem Pabste seine Ehrfurcht zu bezeigen, ihn von dem, was vorgefallen wäre, in gehörige Kenntniß zu setzen, und zu bitten, daß er die in den Kirchen so nothwendig zu beobachtende Zucht und Ordnung aufrecht erhalten möchte.

11. Leo glaubte nicht, sich den Vorstellungen des heiligen Hilarius fügen zu müßen. Er versammelte daher ein kleines Conzilium von einigen in Rom anwesenden Bischöfen. Als Chelidonius auf demselben erschien, ward Hilarius, welcher sich ebenfalls unter den versammelten Bischöfen befand, von dem Pabste aufgefodert, die Anklage zu wiederholen, und die Schuld des Beklagten in dessen Gegenwart zu beweisen. Aber der Bischof von Arles wollte sich weder auf Anklage, noch Beweise einlassen, äusserte ziemlich auffallend seine Unzufriedenheit darüber, daß man eine Sache, von welcher er die Überzeugung hätte, daß sie ohne alle Übereilung, ohne Gunst oder Ungunst und auf die gerechteste Weise in einem Concilium ehrwürdiger Bischöfe wäre entschieden worden, auf das neue wieder einer Untersuchung unterwerfen

wollte, und erklärte, daß er an allen fernern Verhandlungen keinen Theil mehr nehmen würde.

12. Auf den Pabst, wie auf die anwesenden italiänischen Bischöfe machte das Betragen des Bischofes von Arles einen demselben höchst ungünstigen Eindruck. Da man indessen wünschte, daß er bis zum Ausgange der Sache in Rom bleiben möchte, so ward ihm eine Wache gegeben, welche, Falls er sich entfernen wollte, dessen Abreise verhindern sollte. Aber Hilarius wußte der Wachsamkeit seiner Aufseher zu entwischen und reißte von Rom ab, ohne sich bei dem Pabste zu beurlauben.

13. Es ist leicht einzusehen, daß die gegen Chelidonius erhobene Anklage von der Art war, daß ihr Grund oder Ungrund nirgends besser, sicherer und zuverlässiger konnte dargethan werden, als an Ort und Stelle selbst. Das unter dem Vorsitze des heiligen Hilarius versammelte Concilium hatte die Sache reiflich untersucht. Keinen der dabei gegenwärtigen Bischöfe konnte Chelidonius als einen persönlichen Feind bezeichnen. Unter seinen Richtern saßen Bischöfe von längst bewährter, anerkannter Heiligkeit; es saßen darunter der heilige Germanus, der heilige Hilarius, vielleicht auch der heilige Eucherius. Alle Zeugen, welche waren vernommen worden, waren Männer von Ansehen und unbescholtenem Rufe und endlich waren die vereinten Stimmen des Volkes und der Regierung auf Seite des Conciliums. — — Wie es also scheint, hatte man in Rom die Appellation des Chelidonius blos deswegen angenommen, weil man sie hat — annehmen wollen; denn diese Annahme nur einigermaßen zu motiviren, wäre, wie es Alles Ansehen hat, durchaus unmöglich gewesen. Aber das kirchliche Regiment, obschon völlig unumschränkt, ist doch nichts weniger als willkürlich. Die von dem heiligen Hi-

larius geäußerte Empfindlichkeit darf uns daher nicht sehr befremden, und eben so wenig demselben zum Vorwurf gereichen. Aber bei allem dem, wäre es nicht weit wünschenswerther, ja selbst dem Besten eben dieser kirchlichen, die Person des Chelidonius betreffenden Angelegenheit ersprieslicher gewesen, wenn der heilige Bischof auch diese seine gerechte Empfindlichkeit jetzt seiner schon so bewährten, bisher sich noch nie verleugnenden Demuth abermals zum Opfer gebracht hätte?

14. War man in Rom mit dem Betragen des Hilarius vorher schon höchst unzufrieden gewesen; so wurden die Gemüther durch dessen heimliche und unvermuthete Abreise nur noch mehr erbittert. Auch ohne den Bischof von Arles ward jetzt in der Sache des Chelidonius fortgeschritten. Derselbe legte mehrere seine Unschuld beweisende Zeugnisse vor, und da Hilarius, welcher dieselben vielleicht mehr, wie jeder andere, hätte entkräften können, nicht gegenwärtig war, sich auch keine andere anklagende Stimme gegen den Bischof von Besançon erhob, so glaubte das Concilium die Unschuld desselben hinlänglich erwiesen. Pabst Leo erklärte demnach das von dem, unter dem Vorsitze des Bischofes von Arles, versammelten Concilium gegen Chelidonius gefällte Urtheil für null und nichtig, sprach den Beklagten von aller Schuld und Anklage frei und stellte ihn auf seinem bischöflichen Stuhle wieder her.

15. Hilarius hatte viele und bedeutende Feinde; denn welcher Heilige wäre nicht von der Welt angefeindet worden; und kann derjenige wohl vielen Menschen gefallen, der ganz allein nur Jesu Christo gefallen, in Ihm allein nur ruhen und in Ihm, seinem Erlöser, allein nur sein einziges höchstes Gut, und den einzigen wahren Frieden seiner Seele suchen will? Kaum war es also in Gallien bekannt wor-

den, welche unerwartete und dem Bischofe von Arles ungünstige Wendung die Angelegenheit des Chelidonius in Rom genommen hatte, als auch sogleich alle Gegner des Erstern diese Gelegenheit zu benutzen suchten, um ihn, wo möglich völlig zu unterdrücken, ja sogar seines bischöflichen Stuhles zu berauben. Briefe über Briefe wurden nun an den Pabst und die römische Geistlichkeit geschrieben; alle voll der heftigsten Klagen und Beschwerden, das heißt, der schändlichsten und mitunter abgeschmacktesten Verläumdungen gegen den Bischof von Arles. Aber da Leidenschaft stets verblendet und der leidenschaftlich Handelnde, statt seinem Zwecke sich zu nähern, nur immer noch weiter sich von demselben entfernt; so waren auch jetzt die meisten Anklagen gegen den heiligen Hilarius von der Art, daß sie stärker und lauter für die Weisheit und Frömmigkeit desselben zeugten, als die ehrenvollsten, zu dessen Lob ausgefertigten Zeugnisse es hätten thun können. So z. B. ward er beschuldiget, daß er oft Bischöfe geweihet, die er gleichsam mit Gewalt zur Annahme der bischöflichen Würde gezwungen hätte und daß diese Männer alsdann gewöhnlich entweder gar Niemand, oder nur Wenigen aus dem Volke bekannt gewesen wären. — Aber hat der heilige Gregorius, der Wunderthäter, bei der Weihe des heiligen Alexanders von Comana nicht gerade eben so gehandelt? und endlich wer mag wohl des heiligen Amtes würdiger seyn: derjenige, der in dem demüthigen Gefühle seines Unwerthes und unter dem, der Eigenliebe so wenig schmeichelhaften Bekenntniß seiner Schwäche, sich der schweren, heiligen Bürde nicht gewachsen glaubt, mithin derselben zu entweichen sucht und dem man daher heilige Gewalt anthun muß, um ihn zur Annahme dieser, so schwere und heilige Pflichten auflegenden, wahrhaft furchtbaren Würde zu vermögen; oder allenfalls jener,

welcher von selbst und, wie man zu sagen pflegt, in dem stolzen Gefühle seiner Verdienste oder seiner Gelehrsamkeit, sich mit Ungestümm herbeidrängt, mit der Gewandtheit eines Weltlings nach dem heiligen Amte buhlet, die in seinem Herzen verborgenen Wünsche des Ehrgeizes für die innere Stimme Gottes hält und nicht selten gleichsam die Gaben des heiligen Geistes von der Gunst oder dem usurpirten Einfluß der weltlichen Macht bald zu erschleichen, bald zu erbetteln sucht? Daß Männer, welche um Jesu willen lieber verschmäht als hochgeehrt seyn wollen, keine grosse Celebrität haben können, mithin gewöhnlich in ihrer Stadt, in ihrer Provinz ganz unbekannt sind: dies erklärt sich von selbst. Es ist eine natürliche Folge ihrer wahren, ungeheuchelten Demuth, mithin ein Beweis ihrer Würdigkeit und die sicherste Bürgschaft einer künftigen, gewissenhaften, Gott, obschon nicht immer den Menschen, gefälligen Amtsführung.

16. So sehr auch Leo schon gegen den heiligen Hilarius eingenommen gewesen zu seyn scheint; so würden doch schwerlich alle diese Beschuldigungen und Anklagen den erleuchteten Pabst zu irgend einem entscheidenden Schritt gegen den Bischof von Arles vermocht haben, wenn nicht zu gleicher Zeit ein ungleich bedeutender Ankläger sich gegen denselben erhoben hätte. Projektus, Bischof in der zweiten Narbonnensis, klagte, in Verbindung mit mehrern Laien aus der Provinz, bei dem Pabste, daß, während er tödtlich krank gelegen, der Bischof von Arles, ohne abzuwarten, ob die Krankheit zum Leben oder Tode führen würde, sich sogleich an den Ort seines bischöflichen Sitzes verfüget und ohne die Zustimmung des Volkes und der Geistlichkeit einen neuen Bischof geweihet habe. Projektus und seine Verbündeten baten nun, daß die, schon bei Lebzeiten des Ersteren, von Hilarius eigenmächtig vorgenommene Wahl und Ordination eines demselben

zum Nachfolger bestimmten Bischofes für ungültig erklärt und dem Bischofe von Arles in Ausübung seiner vermeintlichen Rechte für die Zukunft engere Schranken gesetzt werden möchten.

17. Wer mit der Lebensgeschichte des heiligen Hilarius, mit dessen ganzer Denk- und Handlungsweise nur einigermaßen vertraut ist, wird sich vollkommen überzeugt fühlen, daß es durchaus unmöglich ist, daß diese Sache gerade so, und in der Art, wie sie von Projektus an den Pabst berichtet ward, sich zugetragen haben sollte. Es verdient bemerkt zu werden, daß Leo, in seinem gegen Hilarius an die Bischöfe Galliens gerichteten Breve, blos der, in dem Schreiben des Projektus und einiger Laien aus dessen Provinz, enthaltenen Anklage erwähnt; aber durchaus mit Stillschweigen übergeht, ob er auch nach dem Grunde oder Ungrunde dieser Anklage geforscht, den Hilarius darüber vernommen, dessen Vertheidigung gehört und überhaupt welche befriedigende und überzeugende Beweise er von der Schuldbarkeit des Bischofes von Arles erhalten habe.

18. Aber Leo glaubte nun einmal, jetzt mit Strenge gegen Hilarius verfahren zu müssen. In einem Concilium von einigen Bischöfen schloß er ihn von der römischen Kirchengemeinschaft aus, entzog seiner geistlichen Gerichtsbarkeit nicht nur die beiden Narbonnensis, sondern auch die Provinz von Vienne; verbot ihm in Zukunft einen Bischof zu weihen, ja sogar für seine Person je mehr einer bischöflichen Weihe beizuwohnen. Um denselben noch mehr zu demüthigen, erließ der Pabst an sämmtliche Bischöfe Galliens ein Schreiben, in welchem er ihnen seine gegen Hilarius erlassene Verordnungen bekannt macht, und dessen bisheriges Betragen in den strengsten und kränkendsten Ausdrücken rüget.

Leon.M. ep. 10.

19. Aber hiemit hatte die Prüfung, welche

Gott über den heiligen Hilarius hatte kommen lassen, noch nicht ein Ende. Auch die weltliche Macht erhob sich jetzt zürnend und drohend gegen den Bischof von Arles. Valentinian erließ ein an den Patricier Aetius gerichtetes Gesetz, in welchem Hilarius als ein unruhiger, aufrührischer Kopf, als ein Mann, der nicht nur das Ansehen des apostolischen Stuhles verkannt, sondern auch die Majestät des Kaisers beleidiget habe, auf das härteste behandelt wird. Nur der Milde und gewohnten Langmuth des apostolischen Stuhles in Rom, heißt es darin, habe es Hilarius zu verdanken, daß er nicht, wie er es verdient hätte, der bischöflichen Würde wäre entsetzt worden. Veranlaßt durch das, was zwischen dem römischen Stuhle und dem Stuhle von Arles war vorgefallen, verbot nun der Kaiser in eben diesem Gesetze auf das strengste, sich in Zukunft auch nur die mindesten Eingriffe in die in der Kirche bestehende Ordnung zu erlauben. Alles, was der römische Stuhl in seiner Weisheit schon beschlossen oder ferner noch beschließen würde, sollte von jetzt an überall gesetzliche Kraft haben. Ohne den Pabst um Rath zu fragen, oder dessen Genehmigung erhalten zu haben, sollten die Bischöfe, nicht nur in Gallien, sondern überhaupt in allen Provinzen des Reiches, in ihren Diözesen weder neue Einrichtungen treffen, noch auch sonst etwas unternehmen; und würde einer derselben, vor den Richterstuhl des Pabstes nach Rom berufen, allda zu erscheinen sich weigern wollen; so sollte der Statthalter der Provinz ihn mit Gewalt dazu nöthigen.

Baron. 445. §. 9.

20. Während dieses vorging, lag in Arles der heilige Hilarius krank darnieder. Die Krankheit konnte wohl die Kräfte seines Körpers, aber nicht jene seines Geistes oder seinen Eifer, in Erfüllung der heiligen Pflichten seines Amtes, schwächen. Ohne den

vermeintlichen oder wirklichen Rechten seiner Kirche zu
entsagen, suchte er nun mit Sanftmuth und gebühren-
der Demuth sie zu behaupten und den Pabst auf alle
Art wieder zu besänftigen. Er schickte zwei sehr ehr-
würdige Bischöfe, Namens Nectarius und Constantius,
nebst dem Ravennius, einem frommen Priester seiner
Kirche nach Rom. Der Letztere ward nachher sein
Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl und Leo ertheilte
der Frömmigkeit uud dem sanften Character desselben
große Lobsprüche. Durch diese Abgeordneten ließ Hi-
larius alle die Vorrechte der Kirche von Arles betref-
fende Urkunden dem Pabste überreichen; auch empfahl
er jetzt diese Sache dem Auxiliaris, einem durchaus
rechtschaffenen und gottesfürchtigen Manne, welcher
ehemals Präfekt in Gallien gewesen war und nun gleiche
Würde in Rom bekleidete. Wie es scheint, konnten
weder die Deputirten des Hilarius noch auch dessen
Freund Auxiliaris etwas von dem Pabste erhalten.
Ein so großer Verehrer der Tugenden des heiligen
Hilarius auch Auxiliaris war; so glaubte er doch dessen
Standhaftigkeit, die so leicht mißdeutet werden, auch
einen Schein von Eigensinn annehmen konnte, nicht
ganz billigen zu müssen. Von der Aufrichtigkeit und
Sitteneinfalt seines heiligen Freundes überzeugt, be-
schuldigte er ihn freilich nicht des Stolzes oder des
Starrsinnes. „Aber," bemerkte er ihm in einem
Schreiben, „diese Art Freimüthigkeit ist nicht nach
„Jedermanns Geschmack, kann selbst bisweilen miß-
„fallen, und das Ohr der römischen Geistlichkeit ist
„eben so fein und empfindlich, als es wachsam und
„auf alles aufmerksam ist. Machen Ew. Heiligkeit
„mir die Freude und richten sich ein wenig darnach;
„Sie werden gewiß viel dabei gewinnen."

21. Wahrscheinlich wird der heilige Bischof von
Arles den Rath seines würdigen Freundes befolgt ha-
ben. Aber die Lebensgeschichte des heiligen Hilarius

macht von der ganzen Sache keine weitere Erwähnung, so wie überhaupt der Biograph des heiligen Hilarius, der heilige Honoratus *) nämlich, über diesen ganzen Theil der Geschichte seines Heiligen, mit einer eben so weisen, als sichtbar absichtlichen, alles nur leicht und oberflächlich berührenden Flüchtigkeit dahin eilet. Derselbe gibt uns dadurch eine treffliche Lehre; und gewiß wird jeder, dem das Ehrwürdige ehrwürdig, das Große groß und das Heilige noch heilig ist, von Ereignissen, wobei die Persönlichkeit zweier Männer, wie Leo und Hilarius waren, sich so disharmonisch berührte und daher manche dem feinern Gefühle schmerzhafte Dissonanzen erzeugen muste, nie anders als mit größter Scheue, banger Zurückhaltung und, wenn immer möglich, lieber gar nicht davon sprechen. Indessen macht selbst der gelehrte Cardinal Baronius, der gewiß, sobald es auf Vertheidigung der heiligen Vorrechte des päbstlichen Stuhles ankömmt, sich stets in sehr vernehmlichen und kraftvollen Accenten ausdrückt, dennoch bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß, da jeder Mensch in Sachen, welche auf menschlichen Zeugnissen beruheten, sich sehr leicht irren könnte, es nun wohl möglich wäre, daß auch der heilige Pabst Leo von Andern falsch unterrichtet und gegen Hilarius eingenommen, sich in Beurtheilung und Würdigung desselben geirret haben könnte.

---

*) Nicht zu verwechseln mit Honoratus, Bischof von Arles, dem heiligen Freunde, Lehrer und geistigen Vater des heiligen Hilarius und welchem dieser auch unmittelbar auf dem Stuhle von Arles nachgefolgt war. Der Verfasser, der mit vieler Eleganz geschriebenen Lebensbeschreibung des heiligen Hilarius, ein anderer Honoratus, war der Zögling und Schüler des Heiligen, dessen Leben er so schön beschrieb. Er ward nachher Bischof von Marseille und von der Kirche, gleich dem Honoratus von Arles, ebenfalls den Heiligen zugezählt. Derselbe starb am Ende des fünften oder gleich im Anfange des sechsten Jahrhunderts.

22. Diese von Gott über ihn verhängte Prüfung überlebte der heilige Hilarius nicht sehr lange. Er starb einige Jahre nachher im 48sten Jahre seines Alters, und in dem 21sten seines, zur Erbauung und Heiligung der ihm anvertrauten Heerde geführten Oberhirtenamtes.

23. Entsprossen aus einem der edelsten Geschlechter Galliens, im Schoße des Reichthums und Überflusses geboren, unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer mit der größten Sorgfalt erzogen und durch seine Geburt mit den mächtigsten und einflußreichsten Familien des Landes verwandt, hatte Hilarius sich anfänglich dem Dienste der Welt geweihet, frühzeitig schon mehrere bedeutende Ämter im Staate bekleidet. Aber der heilige Honoratus, ein, obschon entfernter, Anverwandter seines Hauses, machte bei jeder Gelegenheit ihn aufmerksam auf die Hinfälligkeit alles Irdischen, ermahnte ihn ohne Unterlaß und oft unter vielen Thränen, doch endlich den Täuschungen der Welt zu entsagen, sich Gott ganz und ungetheilt zu schenken. In seinem Innern erschüttert durch die Worte des heiligen Honoratus, aber auf der andern Seite nicht minder angelockt von den Freuden und lachenden Aussichten, welche die Welt ihm darbot, hatte er jetzt, wie er nachher selbst bekannte, einen harten und schweren Kampf zu kämpfen. Aber die Gnade Gottes, der er sein Herz nicht verschloß, kam ihm zu Hülfe, und sein Sieg über alle Lockungen des Fleisches und der Welt war nun entschieden. Hilarius legte alle seine Ämter nieder. Sein ungeheures Vermögen ward ein Erbtheil der Armen. Er selbst ging zu den Einsiedlern von Lerins. Wie es scheint, ward er erst nach seiner Bekehrung getauft. Aber das glänzende Gewand der Unschuld, mit welchem er nach dem Bade der heiligen Taufe angethan ward, erhielt er von jetzt

ein auch rein und fleckenlos bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens.

24. Den höchsten Grad der Vollkommenheit, den der Mensch unter dem kräftigenden, alles vermögenden Einfluß der Gnade Gottes erreichen kann, hatte Hilarius sich zu seinem Ziele gesetzt; und immer mehr und mehr näherte er sich jetzt demselben mit jedem Tage. Forschen in den heiligen Büchern und Schriften der Väter, contemplatives Beschauen göttlicher Dinge, öfteres, lange anhaltendes Gebet, verbunden mit Abtödtungen und Busübungen jeder Art waren nun das einzige Geschäft, in welches alle Stunden seines Lebens, bei Tage, wie bei Nacht, sich theilten. Aber sein allersehnlichster Wunsch war unbekannt zu seyn, und so duftete für jetzt noch der Wohlgeruch seiner Frömmigkeit blos in der dürftigen und niedern Zelle, die er auf Lerins die seinige nannte.

25. Als in dem Jahre 426 Honoratus, sein Führer auf der Bahn des Heils und bisheriger Abt von Lerins, auf den bischöflichen Stuhl von Arles erhoben ward, folgte auch Hilarius ihm dahin. Aber wer einmal den himmlischen Frieden gekostet hat, der in dem lautern und einfältigen Herzen eines frommen Klostergeistlichen wohnt, kann in keinen Verhältnissen mit der Welt, wie unschuldig, ja selbst wie heilig sie auch seyn mögen, sich mehr sehr gefallen. Auch Hilarius sehnte sich nach den stillen Mauern von Lerins zurück und Honoratus ließ ihn wieder ziehen.

26. Indessen ward dem Bischofe von Arles eine Offenbarung, daß Hilarius sein Nachfolger seyn würde. Der bestimmt ausgedrückte göttliche Wille machte es dem Honoratus zum Gesetze, den Hilarius wieder nach Arles zu berufen. Aber durch Briefe sollte diese Zurückberufung nicht geschehen. Er selbst, der ehrwürdige Greis, der heilige Bischof ging nach Lerins und bat seinen, einst unter so vielen Thränen, im

Geiste erzeugten Sohn, ihn nicht mehr zu verlassen, mit ihm wieder zurück nach Arles zu gehen. Der bittenden Stimme eines solchen Vaters konnte und wollte Hilarius nicht widerstehen. Aber kaum in Arles angekommen, erkrankte Honoratus und wenige Tage nachher drückte Hilarius seinem heiligen Lehrer und Freunde das im Tode gebrochene Auge zu.

27. Der sterbende Greis hatte Hilarius als seinen Nachfolger bezeichnet, und mit dem Wunsche des verklärten Heiligen vereinten sich nun die Wünsche des Volkes und der Geistlichkeit der Kirche von Arles. Zwar war Hilarius nur wenigen aus den Einwohnern der Stadt bekannt; aber das Urtheil ihres sterbenden Bischofes war ihnen die sicherste Bürgschaft der vollkommenen Tauglichkeit des Hilarius zum heiligen Amte. Heftig erschrack dieser, als er hörte, was geschehen sollte. Heimlich und bei nächtlicher Weile entwich er aus der Stadt. Allgemein war die Bestürzung, als man die Flucht des Hilarius erfuhr. Viele Einwohner boten sich an, ihn in der Umgegend zu suchen, und Cassius, Befehlshaber der Truppen, schickte nach allen Seiten Soldaten aus, um den demüthigen Flüchtling wo möglich noch einzuholen. Neun Stunden von Arles, in der Nähe eines elenden Dorfes, welches Bollandus Lamanon nennt, ward Hilarius in einer Höhle entdeckt, aus welcher er nachher einen bösen Geist vertrieb und sie in eine dem Sohne Gottes geweihete Kapelle umwandelte. Die Soldaten kannten ihn nicht; zum Glücke waren einige Einwohner aus der Stadt bei ihnen, denen er bekannt war. Als Hilarius sah, daß er nicht mehr entrinnen könnte, erbat er sich nur einige Augenblicke, um in stillem Gebete den Willen Gottes zu erforschen. Aber aus der Tiefe seines geängsteten Herzens flehete jetzt Hilarius zu Gott, daß er ihn retten möge aus den Händen derer, die eine furchtbare, seine Kräfte weit überstei-

gende Würde ihm aufdringen wollten. Hilarius ward erhört; aber ganz anders, als er es erwartete. Während er betete, kam aus benachbarter Gegend eine Taube geflogen, schwebte einige Augenblicke in mäßiger Entfernung über ihm in der Luft, senkte sich dann sanft herab und ruhete auf seinem Haupt *). Alle Umstehende hielten dieses für ein Zeichen, daß Gott die Wahl genehmige. Hilarius selbst ward davon ergriffen und gab nun seine Zustimmung. Willig folgte er jetzt seinen Begleitern, ward von dem haufenweise ihm entgegenströmenden Volke im Triumph in die Stadt geführt und unmittelbar darauf in der Kirche feierlich zum Bischofe geweihet. — Als Hilarius den bischöflichen Thron der vornehmsten Kirche Galliens bestieg, hatte er sein acht und zwanzigstes Jahr noch nicht völlig vollendet.

27. Auch als Bischof änderte er nichts an der Lebensweise, die er als Bewohner von Lerins sich angeeignet hatte. Mit den Geistlichen seiner Kirche lebte er in Gemeinschaft. Jeder hatte seine Zelle, und jene des Hilarius war nicht besser, als die eines jeden Andern. Stets gieng er barfuß; machte selbst seine vielen und beschwerlichen Reisen nicht anders und trug das nämliche Kleid zu jeder Zeit im Jahr. Nach damaliger klösterlicher Sitte beschäftigte er sich auch mit Handarbeit und man sah ihn oft zu gleicher Zeit einen Brief diktiren, in einem Buche lesen und mit den Händen allerlei Strickwerk verfertigen. Er war es, der zuerst in seiner klösterlich-bischöflichen Wohnung die Sitte einführte, während des frugalen Mahles aus einem geistlichen Buche etwas vorzulesen. Von der Kirche von Arles ging dieser fromme Brauch auch zu den übrigen Kirchen Galliens über. Gleich nach

*) Dieses nämliche Zeichen geschah auch bei der Wahl des heiligen Pabstes Fabianus.

Antritt seines bischöflichen Amtes stiftete er eine geistliche Genossenschaft von Männern, und unternahm den Bau mehrerer Kirchen, für deren anständige, dem Zwecke entsprechende Einrichtung er stets äusserst besorgt war. Aber noch mehr, als die Kirchen lagen ihm die lebendigen Glieder Jesu, und zwar die kostbarsten Glieder desselben, nämlich die Armen am Herzen. Diesen war er stets ein zärtlicher, besorgter Vater, und wenn es die Noth erfoderte, schonte er selbst der heiligen Kirchengefäße nicht, sondern ließ sie verkaufen und verwendete den Ertrag zu leiblicher Pflege der Bedrängten, oder auch um Gefangene von der Knechtschaft damit loszukaufen.

29. Die Gabe der Beredtsamkeit besaß er im höchsten Grade. Indessen war sein Vortrag immer den Fähigkeiten derer angemessen, an welche derselbe gerichtet war. Hatte er es mit den Gelehrten oder Philosophen seiner Zeit zu thun; so drückte er sich stets mit ungemeiner Anmuth und einem, nur dem großen Redner eigenen Wohllaute aus. Mit Leuten aus der niedern und ungebildeten Volksklasse suchte er blos verständlich zu seyn; und er wußte alsdann die erhabensten Wahrheiten des Glaubens oder der Moral des Evangeliums in einer so einfachen, ungeschmückten, aber dabei so klaren und faßlichen Sprache vorzutragen, daß selbst der roheste oder beschränkteste Mensch sie begreifen konnte. Vorzügliche Salbung und sichtbarer Segen ruheten, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert, auf seinen Reden bei dem heiligen Sacramente der Beicht. Seine Worte durchdrangen das Mark und alle Gebeine des Sünders. Auch der frechste, verstockteste Frevler ward erschüttert, durch die furchtbaren Vorstellungen der unausbleiblichen Gerichte Gottes danieder gedonnert. Sah er aber einmal den zu seinen Füßen liegenden Sünder erweicht, durch die Drohungen des einst unerbitt-

lichen Weltrichters geschreckt und von Reue über seine Missethaten gefoltert; dann bot er ihm auch wieder eine väterliche, hülfreiche Hand, richtete den zu Boden Gedrückten wieder auf, heilte das zermalmte Herz und wußte es nun, durch die sichere Verheisung der über dem reuigen Sünder stets schwebenden, grenzenlosen Erbarmungen Gottes, nur mit einer noch feurigern Liebe zu dem Allerbarmer zu entflammen. Sichtbar wirkte bei Bekehrung der Sünder, wie der nämliche Schriftsteller bemerkt, die Gnade von oben stets mit dem heiligen Bischof.

29. So nachsichtig, sanft und väterlich er aber gegen Schwache, oder solche war, die nur einigermaßen eine Reue über ihr bisheriges, verkehrtes Leben zeigten *); so streng und unerbittlich war er auch gegen jene, deren Frechheit, bei notorischen Verbrechen und Lastern, dem allgemeinen Ärgerniß, das sie erregten, noch zu trotzen oder zu höhnen schien. Seine Strenge berücksichtigte alsdann weder zeitliche Verhältnisse noch Ansehen der Person. Sogar ein Präfektus Prätorio von Gallien mußte dieselbe empfinden. Dieser hohe, beinahe mit königlicher Gewalt ausgerüstete Beamte scheuete sich weder vor Gott noch den Menschen. Er beugte das Recht, drückte das Volk und verschlang das Mark der Wittwen und Waisen. Oft und lange hatte Hilarius ihn schon im Stillen gewarnet, ihn väterlich ermahnet, von seinem bösen Wesen abzulassen, der Stimme seines Gewissens zu folgen, auf den Wegen des Herrn und der Gerechtigkeit einher zu wandeln. Alle Bemühungen des sorgsamen Oberhirten blieben

*) Es wird erzählt, daß stets einige stille Thränen über die ehrwürdige Wange des Bischofes herabrollten, so oft derselbe sich in dem Falle sah, irgend jemand eine Kirchenbuße anzulegen.

fruchtlos. Einst hatte Hilarius so eben die Kanzel bestiegen, schon seine Predigt begonnen, als der Präfekt, begleitet von einer Menge ihm untergebener Kriegs- und Civilbeamten in die Kirche trat. Plötzlich brach der Heilige seine Rede ab. Alle Augen waren auf den Bischof geheftet. Eine Todtenstille herrschte in der ganzen Kirche. Jetzt nahm Hilarius wieder das Wort, richtete es aber an den so eben eingetretenen Präfekten, und mit dem Ernst und der Würde eines Bischofes, der in seinen geistlichen Amtsverrichtungen niemand, als Gott und die Kirche über sich erkannte, gebot er ihm nun die heilige Stäte nicht zu entweihen, die Versammlung frommer Christen sogleich zu verlassen. Ein Mann, der die Stimme seines Bischofes und seiner Kirche nicht mehr höre, sey auch nicht würdig, mit der lebendigmachenden Speise des Wortes Gottes genährt zu werden. Der stolze, in Gallien alles vermögende Minister mußte der Stimme des Bischofes gehorchen; aber statt in sich zu gehen und sich zu bessern, ward er nun dessen erklärtester, bitterster Feind. Um sich an ihm zu rächen, suchte er durch heimlich ausgeschickte Emissäre ihn aller Orten bei dem Volke zu verleumden, wo möglich zu offenbarem Aufruhr gegen ihn es zu reitzen. Ein Präfektus Prätorio war ein zu mächtiger Mann, als daß ein solches Vorhaben ihm nicht wenigstens zum Theil hätte gelingen sollen. Die Gemüther fingen an zu gähren. Bald kam es zu einem förmlichen Volksaufstand. Unter aufrührischem Geschrei trieb die bethörte Menge sich in der Gegend der Kirche und bischöflichen Wohnung herum, stieß Drohungen gegen Hilarius aus, schrie, daß sie ihn nicht mehr zum Bischofe haben wollte. Hilarius trat hervor, redete zu dem Volk, ermahnte es zur Ruhe und Ordnung, und unterließ nichts, um die erbit-

terten Gemüther wieder zu besänftigen. Aber seine Sanftmuth machte die Frechen nur noch frecher, die Wüthenden nur noch wüthender. In stillem Gebete nimmt jetzt Hilarius seine Zuflucht zu Gott. Plötzlich erschallen mehrere Stimmen, welche rufen, daß in einem nicht ferne gelegenen Theil der Stadt Feuer ausgebrochen sey. In dem nämlichen Augenblick sieht die bestürzte Menge auch schon die lodernden Flammen unter dichten Wolken von Dampf und Rauch an mehrern Orten empor steigen. Alles eilet nun der zerstörenden Gewalt des Feuers Einhalt zu thun. Aber umsonst. Das Feuer griff immer weiter um sich, und nach 24 Stunden lag ein nicht unbedeutender Theil der Stadt in Asche. Dieses Unglück brachte die Einwohner von Arles zur Besinnung. Sie hielten es für eine offenbare Strafe Gottes wegen ihres an ihrem Bischofe begangenen Frevels. Reumüthig gingen sie nun zu Hilarius, baten ihn um Verzeihung; und ihre Liebe und Ehrfurcht gegen ihren Bischof trotzten von nun an allen fernern, ähnlichen Versuchen seiner heimlichen oder offenkundigen Feinde.

30. Auch noch durch mancherlei andere äußere Krafterweisungen gab Gott der Heiligkeit seines Knechtes Zeugniß. Einer blinden Frau, welcher Hilarius die Hände auflegte, und zwar nicht um sie zu heilen, sondern ihr die Lossprechung zu ertheilen *), wurden plötzlich die Augen geöffnet. Über seinen tödtlich kranken Diacon Cyrillus machte Hilarius das Zeichen des heiligen Kreutzes, und sogleich genaß derselbe von seiner Krankheit. Aus mehreren Besessenen trieb er die unreinen Geister aus. Einer derselben rief an einem Sonntage, während des

*) Wahrscheinlich nachdem die Zeit einer ihr auferlegten öffentlichen Buße vorüber war.

Gottesdienstes, vor allem Volke dem Hilarius laut zu: „Heiliger Hilarius, warum quälst du mich?" Hilarius, dessen Demuth durch die Benennung eines Heiligen, die selbst einer der verworfenen Geister ihm jezt zitternd zu geben gezwungen war, verlezt und gekränkt ward, betete inbrünstig zu Gott, und als er fühlte, daß sein Gebet erhört worden, wandte er sich gegen den Besessenen, gebot im Namen Jesu dem Teufel, ihm nie wieder diesen Namen beizulegen, und jezt den Körper des Unglücklichen, den er so lange in seinen Banden gefesselt gehalten, so gleich zu verlassen. Der unreine Geist verstummte und der Besessene war von seinem Übel befreiet.

31. Mit allen gleichzeitigen heiligen Bischöfen, vorzüglich dem heiligen Germanus, heiligen Eucherius, Romanus, Lupicinus ꝛc. in heiliger Bruderliebe vereint; von seiner Gemeinde gleich einem Heiligen verehret, von Allen bewundert und geliebt und von Gott schon bei seinen Lebzeiten durch Wunder verherrlichet, starb Hilarius am 5. Mai 449 Abends um 5 Uhr; und an eben dem Tag ward auch nachher sein Andenken von der Kirche gefeiert. Durch seine vielen und ununterbrochenen apostolischen Arbeiten, waren in den letzten Jahren seines Lebens seine Kräfte völlig erschöpft, sein Körper gänzlich abgezehrt. Als er schon nahe an den Pforten der Ewigkeit stand, hatte er noch eine Erscheinung. Er sah sich nämlich angethan mit der hohenpriesterlichen Kleidung Aarons, und eine Stimme sagte ihm, daß der Priester Ravennius sein Nachfolger seyn würde. Dieses Gesicht erfüllte den Sterbenden mit himmlischer Freude, denn er war nun versichert, daß er das Ziel seiner mühsamen Laufbahn erreicht habe. In den Armen der von ihm gestifteten geistlichen Genossenschaft wollte er den Geist

aufgeben. An die versammelten Brüder hielt er eine äußerst rührende Abschieds- und Ermahnungs-Rede; er sagte ihnen vorher, daß schwere Leiden über die Stadt Arles kommen würden. Alle möchten sich daher mit Geduld waffnen, und die von Gott verhängten Prüfungen, als Mittel der Läuterung und Heiligung, dankbar aus der Hand des ewigen, allgütigen Vaters annehmen. Ein paar Jahre nachher ward Arles von den Gothen erobert, und die Vorhersagung des sterbenden Heiligen durch die damit verbundenen Ereignisse vollkommen bewährt. Die entseelte Hülle des heiligen Bischofes ward in der Kirche des heiligen Stephanus, der Cathedrale von Arles beigesetzt. Unabsehbare Reihen von Menschen aus naher und ferner Gegend bildeten den Leichenzug. Selbst die Juden schloßen sich demselben an, und sangen Psalmen in hebräischer Sprache. Als der Zug sich in Bewegung setzte, zerfloß Alles in Thränen. Aber auf einmal mußte der tief gefühlte Schmerz einem edeln Unmuth weichen. Wie mit einer Stimme schrie alles Volk: „jetzt ist der Tag erschienen, wo alle die ungerechten Vorwürfe, die man unserm heiligen Bischofe machte, auf immer verstummen müßen." — An dem Grabe des heiligen Hilarius geschahen nachher lange noch viele Wunder und wunderbare Heilungen unheilbarer Krankheiten.

32. Von den Schriften des heiligen Hilarius sind nur wenige auf uns gekommen und diese sind: 1. eine Auslegung des Symbolum und 2. seine Lobrede auf den heiligen Honoratus, seinen Vorfahrer auf dem bischöflichen Stuhl von Arles. Vor allen übrigen Schriften des heiligen Hilarius gaben seine Zeitgenossen dieser den Vorzug. Wirklich ist sie auch ein wahres Meisterstück und trägt durchaus das Gepräg des classischen Alterthums. Von

seinen Homilien besitzen wir nur wenige, und selbst von diesen ist es noch nicht vollkommen ausgemacht, daß sie von ihm sind. Schade, daß von den zahllosen Briefen, welche der heilige Hilarius in seinem Leben geschrieben, nur ein einziger, nämlich der von ihm an den heiligen Eucherius über die Institutionen des Cassians geschriebene Brief auf uns gekommen ist.

LII.

1. Nicht minder, als durch den Tod des heiligen Hilarius, wurden Gott und die Kirche Gottes auch durch den ein Jahr früher schon erfolgten glorreichen Tod des heiligen Germanus, Bischofes von Auxerre verherrlichet. Die früheren Thaten dieses großen Bischofes, sein von Gott dem heiligen Bischofe Amator unmittelbar geoffenbarter Beruf zum heiligen Amte; seine plötzliche, übernatürliche, blos durch die wirksamste Gnade Gottes erzeugte Umwandlung aus einem die Welt in ihre Verhältnisse liebenden Laien in einen erleuchteten, gottseligen mit allen Kräften des Evangeliums ausgerüsteten, mit allen höhern Tugenden desselben geschmückten Oberhirten unserer heiligen Kirche; endlich seine erste Reise nach England, seine allda zur Bekräftigung der Wahrheit in Gott gewirkten Wunder, sein Sieg über den Pelagianismus, so wie über ein, Britanien damals feindlich anfallendes Heer heidnischer Pikten: alles dieses ist dem Leser schon aus dem 15. Bande dieser Geschichte der Religion Jesu bekannt.

2. Nach seiner im Jahre 431 erfolgten Rückkehr aus Britanien, überließ sich Germanus mit verdoppeltem Eifer und, wo möglich, noch größerer Anstrengung als vorher, allen Arbeiten seines heili-

aufgeben. An die versammelten Brüder hielt er eine äußerst rührende Abschieds- und Ermahnungs-Rede; er sagte ihnen vorher, daß schwere Leiden über die Stadt Arles kommen würden. Alle möchten sich daher mit Geduld waffnen, und die von Gott verhängten Prüfungen, als Mittel der Läuterung und Heiligung, dankbar aus der Hand des ewigen, allgütigen Vaters annehmen. Ein paar Jahre nachher ward Arles von den Gothen erobert, und die Vorhersagung des sterbenden Heiligen durch die damit verbundenen Ereignisse vollkommen bewährt. Die entseelte Hülle des heiligen Bischofes ward in der Kirche des heiligen Stephanus, der Cathedrale von Arles beigesetzt. Unabsehbare Reihen von Menschen aus naher und ferner Gegend bildeten den Leichenzug. Selbst die Juden schloßen sich demselben an, und sangen Psalmen in hebräischer Sprache. Als der Zug sich in Bewegung setzte, zerfloß Alles in Thränen. Aber auf einmal mußte der tief gefühlte Schmerz einem edeln Unmuth weichen. Wie mit einer Stimme schrie alles Volk: „jetzt ist der Tag erschienen, wo alle die ungerechten Vorwürfe, die man unserm heiligen Bischofe machte, auf immer verstummen müßen." — An dem Grabe des heiligen Hilarius geschahen nachher lange noch viele Wunder und wunderbare Heilungen unheilbarer Krankheiten.

32. Von den Schriften des heiligen Hilarius sind nur wenige auf uns gekommen und diese sind: 1. eine Auslegung des Symbolum und 2. seine Lobrede auf den heiligen Honoratus, seinen Vorfahrer auf dem bischöflichen Stuhl von Arles. Vor allen übrigen Schriften des heiligen Hilarius gaben seine Zeitgenossen dieser den Vorzug. Wirklich ist sie auch ein wahres Meisterstück und trägt durchaus das Gepräg des classischen Alterthums. Von

seinen Homilien besitzen wir nur wenige, und selbst von diesen ist es noch nicht vollkommen ausgemacht, daß sie von ihm sind. Schade, daß von den zahllosen Briefen, welche der heilige Hilarius in seinem Leben geschrieben, nur ein einziger, nämlich der von ihm an den heiligen Eucherius über die Institutionen des Cassians geschriebene Brief auf uns gekommen ist.

LII.

1. Nicht minder, als durch den Tod des heiligen Hilarius, wurden Gott und die Kirche Gottes auch durch den ein Jahr früher schon erfolgten glorreichen Tod des heiligen Germanus, Bischofes von Auxerre verherrlichet. Die früheren Thaten dieses großen Bischofes, sein von Gott dem heiligen Bischofe Amator unmittelbar geoffenbarter Beruf zum heiligen Amte; seine plötzliche, übernatürliche, blos durch die wirksamste Gnade Gottes erzeugte Umwandlung aus einem die Welt in ihre Verhältnisse liebenden Laien in einen erleuchteten, gottseligen mit allen Kräften des Evangeliums ausgerüsteten, mit allen höhern Tugenden desselben geschmückten Oberhirten unserer heiligen Kirche; endlich seine erste Reise nach England, seine allda zur Bekräftigung der Wahrheit in Gott gewirkten Wunder, sein Sieg über den Pelagianismus, so wie über ein, Britanien damals feindlich anfallendes Heer heidnischer Pikten: alles dieses ist dem Leser schon aus dem 15. Bande dieser Geschichte der Religion Jesu bekannt.

2. Nach seiner im Jahre 431 erfolgten Rückkehr aus Britanien, überließ sich Germanus mit verdoppeltem Eifer und, wo möglich, noch größerer Anstrengung als vorher, allen Arbeiten seines heili-

gen Berufes. Gott krönte mit dem reichsten Segen alle seine Unternehmungen und unterließ nicht, das Wohlgefallen, welches Er an diesem von Ihm vorzüglich begnadigten Bischofe habe, von Zeit zu Zeit durch große und auffallende Wunder zu bekräftigen. Nicht allein das ewige Heil, auch das zeitliche, leibliche Wohl seiner Heerde lag ihm ungemein am Herzen. Jeder Bedrängte, jeder Hülfsbedürftige, jeder Verfolgte oder Gedrückte fand stets bei ihm Rath, Trost und Hülfe; und in öffentlichen allgemeinen Nöthen war Er es immer, an welchen Stadt und Land, und zwar nie ohne den seegenreichsten Erfolg, sich zu wenden pflegten. In den zeitlichen Angelegenheiten seiner Provinz machte er daher öfters weite und beschwerliche Reisen. Auf einer derselben und welche er zu dem hier schon erwähnten Auxiliaris, damaligen Präfektus Prätorio von Gallien, nach Arles unternommen hatte, um für die Einwohner von Auxerre eine Verminderung der unmäßigen, auf ihnen lastenden Steuern zu erbitten, heilte er die Gemahlin des Auxiliaris durch blose Handauflegung von einer sehr gefährlichen Krankheit. Da seine Foderungen stets in Gerechtigkeit und Liebe gegründet waren, so fiel es der weltlichen Macht nie ein, sich nur irgend einer seiner Bitten zu entziehen. Der Ruf seiner Heiligkeit und der vielen, ganz außerordentlichen Gnaden, welche Gott gleichsam in überströmender Fülle unaufhörlich über ihn ausgoß, hatte sich über das ganze Abendland verbreitet, und nicht nur der heilige Hilarius und die übrigen Bischöfe Galliens, sondern auch alle Bischöfe in Italien, Britannien, Spanien und Afrika verehrten ihn als ihren geistigen Vater und als ein Muster hoher, evangelischer Vollkommenheit.

3. In dem Jahre 447 erhielt der heilige Germanus abermals den Auftrag, als päbstlicher Legat

sich nach England zu begeben. Er machte diese zweite Reise in Begleitung des heiligen Severus, Bischofes von Trier. Als er durch Paris kam, erkundigte er sich sogleich nach der damals schon in aller Blüthe jungfräulicher Heiligkeit stehenden, heiligen Genoveva, und machte ihr einen, für sie in ihren damaligen Leiden, höchst trostvollen Besuch. Auf seiner ersten Reise nach Britannien hatte er, durch innere göttliche Offenbarung über ihren künftigen hohen Beruf belehrt, sie als ein siebenjähriges Kind in der Kirche von Nanterre vor allem Volke ausgezeichnet, durch Handauflegung ihr die erste vorbereitende Weihe ertheilt und ihren Eltern und dem versammelten Volke vorhergesagt, daß dieses hochbegnadigte Kind vor Gott einst groß und herrlich seyn würde. Bosheit und tückischer Neid hatten seit einiger Zeit eine Menge verläumderischer Gerüchte gegen Genoveva in Umlauf gesetzt, die Stimme beinahe aller Einwohner gegen sie erreget. Vieles hatte die Schuldlose indessen dulden müßen. Aber nur vor dem Allwissenden hatte sie ihr trauerndes Herz ausgegossen, nur Ihm ihre Noth geklagt, nur von Ihm Linderung oder das Ende ihrer unverdienten Leiden erwartet. Ihre Hoffnung war nicht zu Schanden worden; denn der heilige Germanus rechtfertigte sie jetzt öffentlich vor dem ganzen, zahlreich um ihn her versammelten Volk; und das Zeugniß des großen, heiligen Bischofes, den ausserordentliche Krafterweisungen beinahe auf allen seinen Wegen begleiteten, brachte das tückische, stets im finstern schleichende, alles wahrhaft Große und Ehrwürdige anfeindende und mit seinem giftigen Hauche befleckende Gezücht der Verläumder wenigstens auf einige Zeit wieder zum Schweigen.

4. Etliche geheime Anhänger des Pelagianismus unter der Geistlichkeit in England hatten auf das

neue wieder diese Irrlehre zu verbreiten gesucht, Unruhen erreget, durch zänkisches Gewäsch den Frieden und die Einigkeit der englischen Kirchen gestört. Die Gegenwart des heiligen Germanus machte diesem Unfug bald ein Ende. Der Pelagianismus war ohnehin schon auf der Insel beinahe gänzlich erloschen. Die wenigen noch übrigen Ruhestörer sahen entweder ihren Irrthum ein und kehrten in den Schooß der Kirche zurück, oder man schickte sie nach Gallien, um sich allda in der wahren Lehre unterrichten zu lassen und, wenn sie ihrem Wahn entsagt hätten, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Der Aufenthalt des heiligen Germanus in Britannien war diesmal nicht von langer Dauer. Er ging noch in dem nämlichen Jahre wieder nach Gallien zurück. Was Erich, ein Mönch von Auxerre, auf das Zeugniß älterer, englicher Schriftsteller, uns von den Thaten des heiligen Germanus, während seines zweiten Aufenthalts in England, erzählt, ist von der Art, daß wir sehr froh seyn und uns Glück wünschen dürfen, daß die Erzählungen jener englischen Schriftsteller längst schon verloren gegangen sind.

5. Kaum war Germanus in Gallien angekommen, als auch schon wieder in Auxerre eine Deputation der Einwohner von Armoricum eintraf. Diese Provinz hatte sich abermals empört und Aetius war entschlossen, sie diesmal für ihren wiederholten Ungehorsam strenge zu züchtigen. Eocarich, Fürst oder König jenes Stammes der Alanen, welche im Jahre 406 Ländereien in Gallien erhalten hatten, war ein warmer Freund der Römer. Der heilige Prosper sagt, daß er durch seine Thaten und seine treue Anhänglichkeit an das römische Reich sich große Verdienste erworben hätte. Des Krieges war er sehr kundig, übrigens aber ein Heide und von wilder rauher Gemüthsart. Diesem Eocarich hatte Aetius die Züch-

tigung der empörten Provinzen aufgetragen. Als die Armoriker den Anmarsch desselben erfuhren, entsank ihnen der Muth. Durch die Vermittelung des heiligen Germanus das Unglück eines feindlichen Einfalls von der Provinz abzuwenden, war also der Zweck der in Auxerre jetzt eingetroffenen Deputation. Germanus machte sich sogleich auf den Weg und reißte dem Eocarich entgegen. Anfänglich achtete der Alanen-Fürst wenig auf das Bitten des heiligen Bischofes und ohne dessen Vorstellungen lange Gehör zu geben, wollte er ohne weiters seinen Marsch fortsetzen. Aber der heilige Germanus faßte jetzt die Zügel seines Pferdes und geboth im Namen Jesu ihm und seinem Heere, keinen Schritt mehr weiter vorzurücken. Schrecken Gottes ergriffen den Eocarich; er glaubte eine höhere Erscheinung vor sich zu sehen. Mit sichtbarer Ehrfurcht behandelte er nun den heiligen Bischof, willigte in dessen Begehren und versprach, sich zurückzuziehen, jedoch unter der Bedingung, daß die Armoriker auch von Valentinian oder Aetius ihre Verzeihung erhalten müßten.

6. Der heilige Germanus fand das Begehren des Eocarichs nicht ungegründet, und um die zur Bedingung gemachte kaiserliche Verzeihung zu erwirken, entschloß er sich sogar zu der so weiten und beschwerlichen Reise an das Hoflager von Ravenna. Bei seiner Durchreise durch Alesia weilte er einige Tage bei einem alten, gottesfürchtigen Freunde, Namens Senator. Hier lösete er einem stummgebornen, schon 20 Jahre alten Mädchen die Zunge. Als er von seinem Freunde Abschied nahm, umarmte er ihn zärtlich; aber nur in der Ewigkeit, sagte er ihm, würde er ihn wiedersehen. Ein klarer Beweis, daß Germanus über seinen nahe bevorstehenden Tod durch göttliche Offenbarung schon belehrt war.

7. Auf dieser ganzen Reise hatte Germanus nur einen einzigen Diakon zu seiner Begleitung. Aber aus allen Städten und Burgen; durch welche sein Weg ihn führte, kamen ihm stets die Einwohner haufenweise entgegen, und begleiteten ihn dann gewöhnlich so weit, bis wieder andere aus andern Städten herbeieilende Verehrer des Heiligen sie ablößten; und die Ehrfurcht gegen den Bischof von Auxerre war im ganzen Lande so allgemein und so groß, daß man nachher überall, wo er einige Stunden geweilet, oder dem Gebet obgelegen hatte, große Bäume pflanzte, oder gar Kirchen und Kapellen errichtete. Der Mönch Erich erzählt, daß man noch zu seiner Zeit diese Bäume und diese Kapellen den Fremden gezeigt habe.

8. Als Germanus über die Alpen reißte, begegnete er einem Haufen öffentlicher Lastträger, wovon einige sehr schwere Lasten auf ihren Schultern zu tragen hatten. Unter ihnen befand sich auch ein Hinkender. Angekommen an dem Rande eines zwischen Abgründen wild dahin strömenden, sehr angeschwellten Gebirgesbaches, fing dieser an zu zagen, getraute sich nicht mehr seinen Weg fortzusetzen. Sogleich geht Germanus auf ihn los, bietet ihm seine Hülfe an, nimmt ihm die Last von den Schultern und trägt sie über den Bach, kömmt hierauf wieder zurück und trägt auch ihn selbst auf seinem Rücken über den Strom.

9. Gerade an dem Tage eines großen Kirchenfestes kam Germanus in Mailand an. Unbekannt war er angekommen, unbekannt wollte er bleiben. Aber ein Besoffener machte seine Gegenwart ruchbar. Vor allem Volke in der Kirche schrie dieser: „Germanus! bist du gekommen, uns auch in Italien aufzusuchen; kann es dir nicht genügen, daß du uns aus Gallien vertrieben hast?“ Das er-

staunte Volk erkundigte sich, wer dieser Germanus sey. Aber die Geistlichkeit kannte ihn schon dem Rufe nach. Alle anwesende Bischöfe, Prälaten und Priester gingen also jetzt auf ihn zu, überhäuften ihn mit Ehrenbezeigungen und ersuchten ihn, sich jenes Unglücklichen zu erbarmen. Germanus ließ den Besessenen in die Sacristei führen, betete über ihm und befreiete ihn von dem unreinen Geiste, der ihn bisher und so lange schon geplagt hatte.

10. Der heilige Petrus Chrisologus war damals Bischof von Ravenna. Um allen, seiner Demuth so lästigen, Ehrenbezeigungen sich zu entziehen, beschloß der heilige Germanus, des Nachts in die Stadt zu gehen. Aber das Gerücht der vielen auffallenden Wunder, womit Gott beinahe jeden Schritt seines treuen Knechtes bezeichnete, war ihm längst vorangeeilet. Alles sehnte sich, den heiligen Mann zu sehen. Alles harrte in gespannter Erwartung seiner Ankunft. Durch die getroffenen Maasregeln ward also seine Annäherung sogleich verrathen und anstatt, wie es sein demüthiger Wunsch gewesen war, ganz still und geräuschlos sich gleichsam in Ravenna einzuschleichen, ward er nun von der gesammten Geistlichkeit und vielen der angesehensten Männern des Hofes und der Stadt in feierlichem Zuge eingeholet und unter frommem Gesang und dem Segenszuruf zahlloser Stimmen gleichsam im Triumpfe in die Stadt eingeführt.

11. Valentinian und dessen Mutter Placidia waren äußerst erfreut, den großen, von Gott hienieden schon so hochbegnadigten Heiligen in ihrer Mitte zu besitzen. Letztere schickte ihm gleich am folgenden Tage ein großes, von massivem Silber gefertigtes Gefäß voll der köstlichsten Gerichte, jedoch ohne Beimischung irgend einer Fleischspeise. Germanus vertheilte Alles an die Umstehenden, schenkte das silberne Gefäß den Armen

und schickte der Kaiserin als Gegengeschenk ein Gerstenbrod auf einem hölzernen Teller. Placidia wußte das Geschenk zu würdigen. Den hölzernen Teller betrachtete sie als eine Reliquie, ließ ihn in Gold einfassen und mit mehreren kostbaren Steinen besetzen. Von dem Gerstenbrode wußte sie ebenfalls einen herrlichen Gebrauch zu machen; sie zerlegte dasselbe in eine Menge kleiner Stücke und heilte damit ungemein viele Krankheiten.

12. Hier in dem Mittelpunkte des weströmischen Reiches, unter den Augen der Weltbeherrscher, ihres Hofes und aller Großen und Gewaltigen, die ihren Thron umgaben, gefiel es Gott vorzüglich, die Demuth seines Dieners zu krönen und den heiligen Germanus, selbst durch jene außerordentlichen Kräfte, welche Er einst auf die Apostel und die größten Heiligen des alten Bundes ausgegossen hatte, vor aller Welt zu verherrlichen.

Sur. 31. Jul. §. 15.

13. Um den heiligen Bischof geziemend zu ehren, wurden ihm sechs Bischöfe beigegeben, welche während seines Aufenthalts an dem Hoflager seine steten Begleiter seyn sollten. Diese wurden nun die treuen und staunenden Zeugen der großen Thaten des heiligen Germanus in Ravenna. Aber mit welcher Ehrfurcht sie dadurch auch gegen den Heiligen erfüllt werden mußten; so war doch dessen übermenschliche, in allem seinem Thun und Lassen hervorschimmernde Selbstverläugnung für sie ein wo möglich noch größerer Gegenstand der Bewunderung. Von den vielen Wundern, durch welche es dem Allmächtigen gefiel, seine Erbarmungen, so wie die Heiligkeit seines Dieners der Welt zu offenbaren, wollen wir hier nur einige der auffallendsten erzählen.

Const. Vit. S. Germ. c. 16 — 18.

14. Ein Sohn des Volusianus lag an einem bösartigen Fieber tödtlich krank. Er war ein hoffnungsvoller Jüngling und damals Kanzler oder Geheim-

schreiber des Patriciers Sigisvult. Durch die ihn umgebenden Bischöfe erfuhr Germanus den Zustand des jungen Mannes, so wie die Wünsche der Familie und vieler der angesehensten Männer, welche für die Erhaltung des jungen Mannes sich interessirten und dabei vollkommen überzeugt waren, daß der aus Gallien gekommene heilige Bischof durch Handauflegung ihn wieder gesund machen könnte. Germanus fügte sich sogleich dem Begehren der Bischöfe. Sie waren schon ganz nahe an der Wohnung des Kranken, als ein Diener des Hauses ihnen entgegen kam und die traurige Kunde brachte, der junge Volusianus sey in der verflossenen Nacht gestorben. Auf Anhalten der Bischöfe setzte Germanus dennoch seinen Weg fort. In dem Sterbhause angekommen, betete er für die Seele des Gestorbenen, empfahl sie auch dem Gebete der Umstehenden und ging dann mit seiner Begleitung wieder fort. Aber das Volk, welches gehört hatte, daß Germanus da wäre, hatte sich indessen haufenweis in der Straße versammelt. Als es nun den heiligen Bischof wieder aus dem Hause heraustreten sah, fing es an zu schreien und zu bitten, Germanus, dem bei Gott nichts unmöglich sey, möchte den Todten wieder zum Leben erwecken, den vielversprechenden Jüngling seiner trauernden Familie wieder schenken. Lange sträubte sich die Demuth des Heiligen gegen dieses Ansinnen. Aber mit Standhaftigkeit beharrte das Volk bei seinem Rufen und Bitten, versperrte den Bischöfen den Weg, that dem Heiligen gleichsam Gewalt an. Germanus ward erweichet, und kehrte in das Gemach, wo der Todte lag, wieder zurück. Jetzt befahl er, daß man ihn bei der Leiche allein lassen sollte. Einen Strom von Thränen vergießend, flehete er nun mit heiliger Inbrunst zu dem Urheber alles Lebens. Noch hatte er nicht sehr lange gebetet, als er einen Funken wiederkehrenden Lebens in dem Todten zu bemerken glaubte. Mit ver-

doppelter Inbrunst fuhr nun der Heilige zu beten fort. Auf einmal bewegte Volusianus die eine Hand, bald darauf die andere, richtete sich endlich auf, kam nach und nach zu völligem Bewußtseyn und dem vollen Gefühle seiner Kraft zurück und ward nun von Germanus, lebend und gesund, den Händen seiner Gott dankenden und Gott preisenden Anverwandten übergeben.

Sur. §. 15. 15. Als der Heilige eines Tages mit den Bischöfen über einen öffentlichen Platz ging, hörten er und seine Begleiter plötzlich ein sehr heftiges, aber ungemein klägliches Geschrei einer Menge um Hülfe und Erbarmung flehender Stimmen. Germanus fragte nach der Ursache dieses jammervollen Getöses. Man sagte ihm, daß das öffentliche Gefängniß hier ganz in der Nähe wäre, und daß die Gefangenen, wovon wahrscheinlich ihn einige erkannt, von weitem erblickt hätten, nun seinen Beistand, und seine Barmherzigkeit anfleheten. Germanus, von Mitleiden gerührt, ging auf das Gefängniß zu. Blos um die Gefangenen zu trösten, zu ermahnen, wo möglich ihr Elend zu lindern, begehrte er eingelassen zu werden. Aber der Kerkermeister und die übrigen Aufseher der Gefangenen, schon ahndend was geschehen könnte, hatten sich, sobald sie seine Annäherung in der Ferne bemerkten, sogleich zerstreut und in verschiedenen Schlupfwinkeln verborgen. Da Niemand das Gefängniß ihm öffnen wollte oder konnte; so wendete sich Germanus wie gewöhnlich wieder an Gott. Plötzlich zerspringen jetzt Schlösser und Riegel; die ungemein schweren mit Eisen beschlagenen und knarrend und krachend in ihren Angeln sich drehenden Pforten öffnen sich von selbst und im Triumpfe führt nun der heilige Bischof die so wunderbar erlößten Gefangenen in die Hauptkirche von Ravenna. Alles staunt ob dem Wunder. Alles drängt sich in die Kirche. Man dankt Gott durch lautes Gebet und heiligen Psalmengesang; und Valentinian und

Placidia, an welche der Vorfall unverzüglich berichtet wurde, waren weit entfernt, diejenigen auf das neue wieder einkerkern zu lassen, welchen Gott selbst ihre Freiheit geschenkt hatte.

16. Aus Besessenen trieb er Teufel aus, sobald er jenen nur die Hand auflegte, oder mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes sie bezeichnete.

17. Es war mit Grunde zu erwarten, daß der heilige Germanus, welchem Valentinian und Placidia keine Bitte versagten, mit leichter Mühe auch die für die Einwohner Armorikums nachgesuchte Verzeihung erhalten würde. Wirklich war deren volle Begnadigung auch schon ausgesprochen; aber die unruhigen Armoriker vereitelten selbst die Vermittelung des heiligen Germanus; denn wenige Tage nachher trafen Eilboten in Ravenna mit der Nachricht an, daß Armorikum sich auf das neue empört und die Waffen wieder ergriffen habe.

18. In seinen Heiligen krönt Gott seine eigenen Gaben; und nun war die Zeit da, wo er auch jenen, mit welchen er den heiligen Germanus so hoch begnadiget hatte, die letzte, unverwelkliche Krone aufsetzen wollte. Eines Morgens, nachdem Germanus mit den Bischöfen die Laudes gebetet und einige Zeit sich von göttlichen Dingen mit ihnen unterhalten hatte, sagte er ihnen, daß er nun bald auf immer von ihnen Abschied nehmen werde. Durch göttliche Offenbarung sey er über seinen ganz nahe bevorstehenden Tod belehrt worden, denn in einem Gesichte habe er in der verflossenen Nacht während des Gebetes Jesum gesehen, welcher ihm einen Geleitsbrief dargereicht und zu ihm gesagt habe, daß er jetzt unverzüglich die Reise in sein Vaterland antreten werde. Wenige Tage darauf ward Germanus wirklich krank. Ganz Ravenna war bestürzt. Die Kaiserin glaubte ihrer Würde nichts zu vergeben, wenn sie ihn besuchte. Dem sterbenden

Const. Vit. S. Germ. c. 19. Sur. §. 19.

Heiligen gewährte sie gerne und ohne alle Einrede jede Bitte, die er noch an sie stellte; blos in eine einzige willigte sie nur mit Widerwillen und schwerem Herzen. Germanus hatte nämlich von ihr gefodert, ihm zu versprechen, daß nach seinem Tode sein Leichnam nach Auxerre möchte gebracht werden. Der heilige Germanus starb am 31. Julius des Jahres 448. Sieben Tage hatte seine Krankheit gedauert, und die ganze Zeit über war Tag und Nacht stets so viel Volk vor seiner Wohnung versammelt, daß man nur mit der größten Mühe in dieselbe hinein kommen konnte.

19. So groß und wahrhaft evangelisch auch die Armuth des heiligen Germanus gewesen war; so wollten doch jetzt alle Kirchen des Abendlandes, selbst der Kaiser, die Kaiserin, ja gleichsam das ganze römische Reich sich in dessen Verlassenschaft theilen. Placidia, welcher der sterbende Germanus nichts als seinen Segen vermacht hatte — ein Vermächtniß, das ihr gewiß auch in die andere Welt noch folgte — eignete sich dessen Reliquienkästchen zu. Der Erzbischof von Ravenna, der heilige Petrus Chrisologus nahm das härne Kleid. Einer der sechs Bischöfe den Mantel. Ein anderer den Gürtel und die übrigen das Oberkleid, welches sie unter sich theilten.

20. Dem Versprechen der Kaiserin zu Folge ward nun die entseelte Hülle des Heiligen nach Auxerre gebracht. In der nämlichen Nacht, in welcher Germanus verschieden war, hatte Saturnus, ein frommer Priester und Zögling des Heiligen eine Erscheinung gehabt, welche ihm den Tod des heiligen Bischofes kund that. Saturnus machte diese traurige Nachricht in der Kirche bekannt, und alles Volk ging nun dem Leichnam seines verstorbenen heiligen Bischofes bis an den Fuß der Alpen entgegen. Erich versichert, in der Kirche von Auxerre die alte marmorne Tafel selbst gesehen zu haben, in welcher die dem Saturnus gewordene Erschei-

Eric. seu Her. de mir. St. Ger. l. 1. c. 20.

nung in ganz alten, dem 5ten Jahrhundert angehörenden Schriftzügen eingegraben war.

21. Bei seiner Reise nach Ravenna war der heilige Germanus durch die Stadt Vienne gekommen. Hier lebte ein sehr gottseliger Priester, Namens Severus. Derselbe hatte nahe an dem Stadtthor eine neue Kirche erbauet. Der Bau war jetzt vollendet und Severus bat den heiligen Germanus, daß er bei seiner Rückreise die Feierlichkeit der Einweihung durch seine Gegenwart verherrlichen möchte. Germanus versprach es. Sey es nun, daß entweder der Bischof von Auxerre damals viel früher, als es nachher in jedem Falle möglich gewesen seyn würde, wieder zurückzukommen glaubte, oder auch daß andere Umstände die Einweihung der Kirche nicht lange aufzuschieben erlaubten; kurz Severus wollte die Ankunft des heiligen Germanus nicht länger mehr abwarten. Aber nun traf es sich, daß gerade an dem Tage der Einweihung und einige Augenblicke, bevor die heiligen Ceremonien begannen, der Leichenzug des heiligen Germanus in Vienne ankam und die Leiche desselben, da die neue nahe am Stadtthor erbaute Kirche die nächste war, auch sogleich bis zum weitern Aufbruch des Zuges dahin gebracht ward. Sein im Leben gegebenes Wort lößte der Heilige also selbst noch nach seinem Tode.

Adon. Chron. edit. Basil. 1568. p. 16

22. Nach einer Reise von sechzig Tagen kam der Trauerzug am 22. September in Auxerre an. Um dem Verlangen der Frommen, welche aus allen Gegenden herbeiströmten, zu genügen, ward die heilige Reliquie zehn Tage lang in der Cathedralkirche von Auxerre ausgesetzt und am 10., mithin am 1. Oktober in der vor der Stadt gegen Abend gelegenen, von dem heiligen Germanus erbaueten und nach dem heiligen Mauritius genannten Kapelle beigesetzt. Gott, der ihn in seinem Leben schon so sehr verherrlichet hatte, fuhr fort auch nach seinem Tode ihn noch zu verherr-

lichen. Viele und große Wunder geschahen lange Zeit an seinem Grabe; und da sie notorisch waren und von niemand geleugnet werden konnten; so bediente sich ihrer der heilige Nicetas von Trier als eines Beweises der Wahrheit der katholischen Lehre gegen die Ketzereien der Arianer und anderer von der Kirche abtrünniger Sekten.

23. Hier ruheten nun die Gebeine des Heiligen bis in das Jahr 841. Aber schon lange vorher, ungefähr in dem Jahre 522 hatte die heilige Clotildis die Kapelle in eine große und prächtige Kirche umgestaltet, und Heribald, Bischof von Auxerre fand es nun in dem Jahre 841 für zweckmäßig, die Überbleibsel des heiligen Germanus nach einem andern Theil der Kirche bringen zu lassen. Mehrere Zeichen und Wunder geschahen bei Eröffnung des Grabes. Aber wie erstaunten nicht der Bischof, dessen Geistlichkeit und alles versammelte Volk, als man sah, daß selbst nach vierhundert Jahren die Verwesung noch keine Macht über den entseelten, heiligen Körper erhalten hatte. Ganz unverweset und als wenn der Heilige erst gestorben wäre, lag er in dem Sarge und sogar das Gewand, welches man ihm nach seinem Tode angelegt hatte, war noch vollkommen wohl erhalten.

24. Unter der Regierung Carl des Kahlen in Frankreich, mußten die kostbaren Überreste des heiligen Germanus zum zweitenmale ihre Ruhestätte ändern. In ein Kloster, welchem die nachher so berühmte Benedictiner-Abtei bei Auxerre ihre Entstehung zu danken hatte, war die Kirche, worin der heilige Germanus lag, verwandelt und zu dem Kloster eine neue Kirche gebaut worden. An dem Tage ihrer Einweihung ward der Körper des Heiligen dahin gebracht und in dem untern Theile der Kirche beigesetzt. In ungestörter, heiliger Ruhe blieb er hier eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, bis auf die unseligen Zeiten des

Hugenottenkrieges in Frankreich. Als diese wilden Fanatiker die Abtei plünderten und was zerstörbar war, zerstörten, verbrannten sie auch den Körper des heiligen Germanus; so daß nichts mehr von ihm übrig war, als sein Grabmal und das seidene Tuch, welches die Kaiserin Placidia gegeben hatte, um den entseelten Leichnam des heiligen Germanus darin einzuwickeln. Wohl möglich, daß in der schrecklichen, zügellosen, an Wuth und Wahnsinn die Hugenottenzeiten noch weit übertreffenden, französischen Revolutionsperiode auch diese letzten ehrwürdigen Denkmäler des großen Heiligen mögen zerstört worden seyn. — Das Fest des heiligen Germanus wird in einigen Märtyrologien auf den 31. Juli, in andern auf den 22. September und wieder in andern auf den 1. October gesetzt. Dreißig Jahre und 25 Tage hatte er den Stuhl von Auxerre geschmückt, seine ihm anvertraute Heerde mit überschwänglichem Segen geweidet.

LIII.

1. Hat der vor Gott so glorreiche, die Kirche verherrlichende und die Wahrheit ihrer heiligen Lehre bekräftigende Tod des heiligen Germanus das Jahr 448 in der Kirchengeschichte schon merkwürdig gemacht; so zeichnet es sich auch überdies noch durch die beiden, in dem Laufe desselben, in Spanien gegen die Priscillianer gehaltenen Concilien zu Toledo und Braga aus. Diese Sekte war gegen das Ende der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts in Spanien entstanden und hatte wie es scheint die Grenzen dieses Landes nie weit überschritten. Sie lehrte, Christus habe nur dem Scheine nach gelitten, sey nur dem Scheine nach gestorben und begraben worden. Aber wie ein Irrthum dem andern, ein Wahn dem andern stets die Hand reicht; so ward auch das Lehrgebäude der Pris-

cillianer bald ein widerliches Gewebe der größten Albernheiten und frechsten Gotteslästerungen. Überdieß waren ihre Sitten unlauter und ihre Sittenlehre im offenbaren Widerspruch mit der heiligen Moral des Evangeliums.

2. Gegen den Willen und unter steter Mißbilligung der Kirche ward die Sekte anfänglich von der weltlichen Macht mit dem Schwerdte verfolgt. Die Milde und Schonung der, auf dem im Jahre 400 zu Toledo gehaltenen Concilium, gefaßten und von Innocenz I. bestätigten Beschlüsse würden jedoch von ungleich glücklicherm Erfolge gewesen seyn, wenn nicht bald darauf die zahllosen in Spanien eindringenden Horden von Barbaren das Land zu einem Schauplatz einer über alle religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse der unglücklichen Nation sich verbreitenden Verwirrung gemacht hätten. Unter dem Schutz der nun seit einem halben Jahrhundert beinahe ununterbrochen fortdauernden Kriege zwischen Vandalen, Alanen, Sueven, Gothen und Römern hatte die Sekte der Priscillianer wieder auf das neue, besonders in der Provinz Gallicien, ihr Haupt erhoben, ward durch die Schwäche und sträfliche Nachgiebigkeit mancher Bischöfe an vielen Orten öffentlich geduldet und suchte, benutzend die Verwirrung der Zeit und die Unmöglichkeit, in welcher die Bischöfe daher waren, sich in einem Nationalconcilium zu versammeln, das Gift ihrer verkehrten Lehre noch weiter zu verbreiten. Da sie sich aller Orten in die katholischen Kirchen drängten, dem Gottesdienste beiwohnten, sich mit den Rechtgläubigen vermischten, sich selbst den Schein der Rechtgläubigkeit gaben; so war es schon so weit gekommen, daß der Ungelehrte und Unkundige die Sektirer nicht mehr von den wahren Katholiken, den Priscillianischen Unsinn nicht mehr von der reinen Lehre der Kirche zu unterscheiden wußte.

Leo. epist. 15.

3. Der heilige Turibus, Bischof von Astorga, entschloß sich zuerst, diesem Unfug kräftig zu steuern. Er sammelte die theils albernen, theils gottlosen Grundsätze der Priscillianer in ein Buch, widerlegte dieselben mit jener Kraft, welche der Wahrheit eigen ist, schickte sein Buch an die Bischöfe Spaniens und zu gleicher Zeit auch, nebst einem umständlichen, den damaligen Zustand der spanischen Kirchen darstellenden Bericht, an den großen Pabst Leo nach Rom. In einem sehr langen an Turibus erlassenen päbstlichen Breve ertheilte Leo den von Ersterem in seinem Buch entwickelten Lehrsätzen die apostolische Sanktion des römischen Stuhles, bewies noch einmal sehr umständlich, und Artikel für Artikel, daß alles, was Turibus als wahre Lehre aufgestellt, wirklich die wahre Lehre der Kirche, und was derselbe als einen Irrthum bezeichnet, wirklich eine von der Kirche längst schon verdammte Ketzerei sey.

Leon. m. epist. 15.

4. Außer diesem Breve erließ der Pabst auch noch mehrere Schreiben an die Bischöfe in den Provinzen von Taragon, Carthagena, Lusitanien und Galicien; und durch die weisen Bemühungen des Pabstes, unterstützt von dem thätigen Eifer des heiligen Turibus, kam endlich zuerst zu Toledo und nachher in Galicien ein Concilium zusammen, auf welchem alle gottlosen Lehren der Priscillianer genau bezeichnet, entwickelt und anathematisirt, ihre Anhänger, denen man gleichfalls das Anathema sprach, von der Kirchengemeinschaft der Katholiken getrennt und die Rechtgläubigen, über diesen Gegenstand nun belehrt, vor den Irrlehrern hinreichend gewarnt und gegen ihre Umtriebe geschützt wurden.

Till. St. Leon. art. 19. §. 2.

5. War auch eine völlige Erlöschung dieser Sekte noch nicht eine unmittelbare Folge der Bemühungen des Pabstes, des heiligen Turibus und der auf jenen beiden Concilien versammelten Väter; so ward doch

ter Gregor dem siebenten auch in den abendländischen Kirchen eingeführt. Der Text dieses himmlischerhabenen Gesanges heißt: *Sanctus Deus, Sanctus Fortis, Sanctus Immortalis miserere Nostri!*

Joan. Damas. de fid. l. 3. c. 10. Joan Damas. de Trisagio. Theoph. — Cedren. — Nyceph. — Till. t. 14. St. procle p. 715 edit. Ven. 1732.

2. Eine fromme, jedoch auch auf sehr **ehrwürdige** Zeugnisse sich stützende **Sage** erzählt die Veranlassung zur Einführung dieses erhabenen Gesanges auf folgende Art. Als bei dem schrecklichen Erdbeben, welches beinahe über das ganze morgenländische Reich sich verbreitete, alle Einwohner Constantinopels, von dem Kaiserhaus an bis auf den dürftigsten Taglöhner, die Stadt verlassen hatten, und auf einer weiten Ebene, unter den Schrecknissen einer furchtbar erregten Natur, aus der Tiefe ihrer zagenden und geängsteten Gemüther, laut zu Gott um Schonung und Erbarmung fleheten, ward auf einmal, bei einem heftigen Stoß der schwankenden Erde, ein Knabe von kaum 10 oder 11 Jahren, unter den Augen des Proclus und einer zahllosen Menge, von einem Sturmwinde ergriffen und in eine dem Auge entschwindende Höhe hinweg geführt. Noch größer ward jetzt der Schrecken aller, die dieses sahen; noch ängstlicher, noch inbrünstiger ihr Klaggeschrei zu dem Allmächtigen. Aber nach einigen Stunden, und als die Erde sich wieder auf einige Augenblicke zu beruhigen schien, saß der nämliche Knabe auch wieder zu den Füßen des Patriarchen. Diesem sagte er nun, bewußtlos sey er in unermeßlichen Höhen angelangt, dann aber erwacht, und habe nun ein himmlisches, wie von Myriaden Chöre der Engel gesungenes Lied gehört. Zahllose Heerscharen seliger Geister hätten unaufhörlich gesungen: *Sanctus Deus, Sanctus Fortis, Sanctus Immortalis miserere Nostri!* Eine Stimme habe ihm hierauf befohlen, **dieses dem Bischofe Proclus zu melden.**

:rte hindurch bis an das Ende der Tage verkündiget
erden *).

2. Indessen erfodert doch ein nicht unmerkwürdi-
:s Ereigniß und welches gerade das letzte Jahr sei-
es Lebens bezeichnete, hier noch eine flüchtige Er-
ähnung. Unter dem heiligen Proclus nämlich wurde
is bekannte Trisagium zuerst in der Kirche von
onstantinopel, hierauf in den übrigen Kirchen des
Morgenlandes und endlich, obschon weit später, un-

*) Die Menäen und beinahe alle kirchliche Schriftsteller setzen den Tod des heiligen Proclus in das Jahr 446. Indessen glaubten wir demungeachtet Pater Petavius und Pater Garnier folgen zu müßen, welche beide das Jahr 447 als das Sterbjahr des heiligen Proclus angeben. Die Menäen der Griechen gerathen diesfalls in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst. Sie setzen den Tod des Proclus in das Jahr 446 und geben doch der Amtsführung seines Nachfolgers, des heiligen Flavianus blos eine Dauer von einem Jahre und zehn Monaten. Da es nun keinem Zweifel unterliegt, daß die Regierung des heiligen Flavians wirklich keine längere Dauer hatte, indem derselbe spätestens schon am achten August 449 wieder abgesetzt ward; so müßte, wenn der heilige Proclus schon in dem Jahre 446 gestorben wäre, der Patriarchenstuhl von Constantinopel ein ganzes Jahr hindurch erledigt geblieben sey. Eine Vermuthung, zu welcher man weder durch die Geschichte, noch auch durch die damalige Lage und übrigen Verhältnisse der Kirche wie des Staates auch nur von weitem sich berechtigt fühlen kann. Wenn Verschiedenheit der Meinung eintritt, dann kömmt es nicht so wohl auf die größere oder mindere Zahl derjenigen an, welche diese oder jene Meinung aufstellen, als vielmehr auf die Gründe, worauf jeder Theil seine Ansichten stützt. Sind jene bei der Minorität überwiegend, so kömmt die Mehrzahl als Mehrzahl gar nicht mehr in Anschlag. Das Wägen und nicht das Zählen ist alsdann die Pflicht des Geschichtsschreibers.

ter Gregor dem siebenten auch in den abendländischen Kirchen eingeführt. Der Text dieses himmlischerhabenen Gesanges heißt: *Sanctus Deus, Sanctus Fortis, Sanctus Immortalis miserere Nostri!*

Joan. Damas. de fid. l. 3. c. 10. Joan Damas. de Trisagio. Theoph. — Cedren. — Nyceph. — Till. t. 14. St. procle p. 715 edit. Ven. 1732.

2. Eine fromme, jedoch auch auf sehr ehrwürdige Zeugnisse sich stützende Sage erzählt die Veranlassung zur Einführung dieses erhabenen Gesanges auf folgende Art. Als bei dem schrecklichen Erdbeben, welches beinahe über das ganze morgenländische Reich sich verbreitete, alle Einwohner Constantinopels, von dem Kaiserhaus an bis auf den dürftigsten Taglöhner, die Stadt verlassen hatten, und auf einer weiten Ebene, unter den Schrecknissen einer furchtbar erregten Natur, aus der Tiefe ihrer zagenden und geängsteten Gemüther, laut zu Gott um Schonung und Erbarmung fleheten, ward auf einmal, bei einem heftigen Stoß der schwankenden Erde, ein Knabe von kaum 10 oder 11 Jahren, unter den Augen des Proclus und einer zahllosen Menge, von einem Sturmwinde ergriffen und in eine dem Auge entschwindende Höhe hinweg geführt. Noch größer ward jetzt der Schrecken aller, die dieses sahen; noch ängstlicher, noch inbrünstiger ihr Klagegeschrei zu dem Allmächtigen. Aber nach einigen Stunden, und als die Erde sich wieder auf einige Augenblicke zu beruhigen schien, saß der nämliche Knabe auch wieder zu den Füßen des Patriarchen. Diesem sagte er nun, bewußtlos sey er in unermeßlichen Höhen angelangt, dann aber erwacht, und habe nun ein himmlisches, wie von Myriaden Chöre der Engel gesungenes Lied gehört. Zahllose Heerscharen seliger Geister hätten unaufhörlich gesungen: *Sanctus Deus, Sanctus Fortis, Sanctus Immortalis miserere Nostri!* Eine Stimme habe ihm hierauf befohlen, dieses dem Bischofe Proclus zu melden.

Der Knabe starb sogleich, nachdem er sich seines Auftrages erlediget hatte.

3. Der Patriarch und alles Volk sang nun diesen heiligen Gesang. Das Erdbeben hörte auf und der Kaiser und die Einwohner von Constantinopel, ihren heiligen Bischof an ihrer Spitze, kehrten unter dem nämlichen heiligen Lobgesang in die ihnen von Gott gleichsam auf das neue geschenkte Stadt wieder zurück. Proclus machte das Wunder den übrigen morgenländischen Bischöfen bekannt und ein kaiserliches, das Rundschreiben des Patriarchen begleitendes Edikt des Theodosius befahl die Einführung des Trisagiums in allen Kirchen des morgenländischen Reiches. Lange ward nun dasselbe überall im Morgenlande täglich bei dem heiligen Opfer dreimal wiederholt, und auch jetzt noch ist dasselbe in den griechischen Kirchen in allen missis præsanctificatorum an Fasttagen gewöhnlich. Die lateinische Kirche macht von diesem Gesange nur am Charfreitage Gebrauch und läßt ihn vor der Adoration von zwei Chören griechisch und lateinisch intoniren. Ein vollständiger Beweis von dem grauen Alterthum, in welchem derselbe eingeführt ward *).

*) Wie es nun auch mit obiger, schon im grauesten Alterthum wurzelnden, frommen Sage beschaffen seyn mag; so ist doch gewiß, daß nur ein großes, ungewöhnliches Ereigniß die allgemeine Einführung jenes heiligen Gesanges, kann veranlaßt haben. Nicht ohne eine große, ungewöhnliche Veranlassung würde Proclus ihn allen morgenländischen Kirchen empfohlen, nicht ohne große, ungewöhnliche Veranlassung Theodosius durch ein kaiserliches Edikt die Einführung desselben verordnet und endlich alle griechische Kirchen nicht ohne eine solche ungewöhnliche Veranlassung, diesen Gesang sogleich überall eingeführt und täglich bei der Feier des hochheiligen Opfers dreimal, und zwar, wie einige

beiden Concilien frei gesprochen. Der große Theodoret von Cyrhus ward unter dem Vorwand, daß er die Ursache sey der vielen Concilien, welche die orientalischen Bischöfe hielten, nach Cyrhus verbannt, das heißt, er erhielt von Theodosius den Befehl, nie mehr den Ort seines bischöflichen Sitzes zu verlassen, sich in der Zukunft weder in Antiochien, noch irgend einer andern syrischen Stadt mehr erblicken zu lassen. Irenäus von Tyrus, ein ehemaliger warmer Freund des Nestorius, aber seit dem wiederhergestellten Frieden ein thätiger und unbescholtener Bischof, ward auf einen blosen Befehl des Kaisers von seinem Stuhle vertrieben und ihm in der Person des Photius sogleich ein Nachfolger gegeben. Da die orientalischen Bischöfe, wie sie auch vor zehn Jahren gethan hatten, sich der Verdammung der Schriften des Theodors von Mopsuesta standhaft widersetzten; so bedienten ihre Feinde, vorzüglich Dioscorus von Alexandrien, sich nun dieses Vorwandes, sie als Nestorianer auszuschreien. Überall, wo man konnte, suchte man die Laien gegen sie aufzuhetzen und es war an mehrern Orten schon so weit gekommen, daß das Volk, seine Bischöfe der nestorianischen Ketzerei beschuldigend, sich von der Kirchengemeinschaft derselben trennen wollte.

2. Diese Auftritte, so ärgerlich sie auch an sich seyn mochten, hatten indessen doch im Ganzen und in so ferne sie sich blos auf einige einzelne Kirchen und ihre Vorsteher beschränkten, weder den allgemeinen Frieden der Kirche und die Eintracht im Glauben der Katholiken in dem Morgenlande stören, noch irgend einen Theil derselben der Kirche in Rom, diesem Mittelpunkte göttlicher Wahrheit, feindlich gegen über stellen können. Erst jetzt ward es, nach den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes, dem Satan erlaubt, aus einer düstern Klosterzelle, durch das

Organ eines alten, abgelebten, an Geist und Körper gebrechlichen, eben so unwissenden, als anmaßungsvollen Mönches, einen Feuerbrand zu schleudern, der bald alle Kirchen des Morgenlandes auf das neue in Flammen setzen, überall Hader und Zwist verbreiten, zahllose Seelen in das Verderben stürzen und, in einer neu aufsprossenden Ketzerei, der menschlichen Verkehrtheit und Bosheit ein bleibendes, leider bis jetzt noch nicht vertilgtes Denkmal errichten sollte.

3. In der ganzen Geschichte menschlicher Thorheiten, Verirrungen, Narrheiten, Laster, Bosheit und Verdorbenheit gibt es keine widerlichere, ekelhaftere und empörendere Erscheinung, als wenn man sehen muß, wie Menschen, in deren Brust auch nie ein Funke der göttlichen Flamme der Religion Jesu glimmte; deren Geist, völlig unfähig ihre himmlischen Lehren zu fassen, auch noch nie von ihren beseligenden, entzückenden Schönheiten ergriffen ward; deren von Anmassung, Stolz und Selbstsucht verdorbenes Herz von jeher jedem Strahle des göttlichen Lichtes den Eingang verschloß: mit einem Worte, wenn man sehen muß, wie gott-, geist-, gefühl-, herz-, und ideenlose, erbärmliche, freche Klügler die erhabensten Wahrheiten unserer heiligen Religion zum Gegenstand des elendesten abgeschmacktesten Schulgezänks herabwürdigen; wie sie das heilige Dunkel, das unsere Mysterien umgiebt, in welches es selbst dem Seraph einzuschauen gelüstet, mit ihrer kaum spannenlangen Vernunft aufhellen zu wollen sich erfrechen; wie sie die erhabensten Wahrheiten, von denen man nie anders, als mit gebeugtem Knie und gefaltenen Händen reden sollte, nun in dem Schlamm aller Albernheiten einer aberwitzigen Dialektik herumwälzen, das Heiligste durch unheiliges Gewäsch entheiligen, es durch den Ekel, den

letzteres nothwendig erregen muß, nun gleichfalls zu einem Gegenstand des Ekels für den gelehrten und des Spottes für den vornehmen Pöbel machen; wie sie sich vermessen, die Geschichte der unendlichen Erbarmungen Gottes, in deren Abgrund die höchsten und seligsten Geister sich anbetend versenken, ihren verkehrten, unsinnigen Systemen und Lehrgebäuden als Grundlage unterzuschieben, oder als Mittel zu selbsüchtigen, ärmlichen Zwecken, besonders zu Erreichung einer unseligen, gleich Rauch, dahinschwindenden Celebrität von Gelehrsamkeit und Genialität zu mißbrauchen; und wie sie endlich, nachdem sie den Frieden der Kirche, die Gewissensruhe ihrer Mitmenschen und das Heil so vieler Seelen, ihrem Dünkel, ihrem Stolz und ihrer zänkischen Rechthaberei zum Opfer gebracht haben, nun gar, um in der getäuschten, misleiteten, stets mißbrauchten weltlichen Macht eine Stütze zu finden, mit den schlechtesten, aber mächtigen Menschen, wie z. B. hier, mit einem Chrysaphas, mit einem Troß von Kämmerlingen, Verschnittenen und andern jedes ernsten Gedankens unfähigen Höflingen in Bund treten, diesem losen Gesindel das Schiedsrichteramt über den Glauben und die heilige Lehre aufdringen, und so, in dem eigentlichsten Sinne des Wortes, die edelsten und kostbarsten Perlen des Himmels den Säuen vorwerfen. — Vollenden wir hier nicht dies unwürdige, scheusliche Gemälde; die Original- und Grundzüge dazu finden sich in der Geschichte aller Ketzereien, aller Volksverführer und aller Irrlehrer durch alle Jahrhunderte.

4. Der Heresiarch, der als solcher, gegen das Ende des Jahres 448, mit der gewöhnlichen, eisernen Heresiarchenstirne, den Schauplatz öffentlich betrat, hieß Eutyches. Frühzeitig war derselbe in ein Kloster gegangen und stand jetzt schon seit vielen Jahren, als Abt einem nahe bei Constantinopel gelegenen

Mönchskloster vor. Sein schleichendes, gleissendes Wesen galt für Demuth, die unbändige Wuth, mit welcher er gegen Nestorius gedonnert hatte, für heiligen Eifer. Beides hatte ihm einen Namen verschafft, den man selbst in Rom nannte; und es fehlte nur wenig, so hätte die öffentliche Meinung, oder vielmehr das allgemeine Vorurtheil ihn schon lebend den Heiligen zugezählt. Große Männer, z. B. der heilige Cyrillus, Theodoret von Cyrhus rc. hatten ihn öfters schon mit ihren Briefen beehrt, aber eben dadurch auch leider seinen Dünkel noch mehr genährt, seinen verborgenen Hochmuth noch mehr gereizt, in seinen lächerlichen, wie eigensinnigen Anmaßungen ihn noch mehr bestärkt *). Von jetzt an hielt er sich selbst für einen großen, von oben erleuchteten Denker, für einen zu Auflösung der schwersten und verwickeltesten theologischen Fragen vorzüglich fähigen Kopf. Auf die Kirchenväter blickte er mit Geringschätzung herab und mit

*) Petavius nennt ihn einen sehr beschränkten und dabei völlig verschrobenen Kopf, der weder natürliche Anlage noch erworbene Kenntniß besessen habe. Der Pabst Leo glaubte anfänglich, daß man die Ketzereien des Eutyches mehr dessen schwachem Verstande als einem verdorbenen Herzen zuschreiben müsse. Wie er sehe, sagt der Pabst, sey Eutyches sogar in den ersten Anfangsgründen der Glaubenslehre nur sehr unvollkommen unterrichtet. — Man sieht, wie leicht es auch schon damals war und wie wenig es erfoderte, zu einer großen Celebrität zu gelangen. Bevor Eutyches sich selbst entlarvt hatte, galt er überall, in der Kirche, wie bei den Weltleuten, für ein hochflammendes, weit leuchtendes Licht. — Eben so mißlich steht es auch oft mit einem zu großen Rufe der Frömmigkeit. Wahre Frömmigkeit ist indessen doch leicht zu erkennen; denn sie trägt ihren eigenen Stempel und dieser ist Demuth. Verfälschen läßt sich derselbe nicht; denn auch das ungeübteste Auge würde das ächte von dem nachgemachten Gepräge leicht unterscheiden.

Leon. epis 24. 25.

den Entscheidungen der Concilien war er nur in so weit einverstanden, als sie mit seiner eigenen Meinung übereinstimmten *).

5. Die in alle Verzweigungen einer Irrlehre eingehende Entwickelung derselben, nebst allen daraus fließenden Folgerungen und Grundsätze, mithin eine in allen ihren Theilen vollständige Darstellung des Lehrgebäudes einer von dem wahren Glauben der Kirche abweichenden Sekte gehört offenbar nur in das Gebiet der Theologie. Das Geschäft des Geschichtschreibers ist blos, in leichten, allgemeinen Umrissen das Wesentlichste des Charakters einer solchen Sekte, nebst den Hauptmomenten derselben anzugeben.

6. Die Ketzerei des Eutyches betraf wieder das unerforschliche Geheimniß der Menschwerdung Jesu. In Causalverbindung stand sie mit dem gotteslästerlichen Irrthum des Nestorius; denn indem Eutyches diesen zu bekämpfen suchte, fiel er selbst in einen andern, jenem zwar gerade entgegengesetzten, aber nicht minder gottlosen Wahn. Nestorius leugnete die Gottheit Jesu, Eutyches Dessen hochgeheiligte Menschheit. Nestorius trennte gänzlich die beiden Naturen in Christo. Eutyches nahm nur eine einzige Natur in Jesu an; behauptete, daß das Fleisch gewordene Wort aus beiden Naturen nur eine einzige Natur, nur eine einzige Substanz gemacht, daß Jesus blos Gott, nur dem Scheine, aber nicht der Wirklichkeit nach einen menschlichen Körper angenommen habe, mithin der Leib Jesu Christi nicht von gleicher Substanz mit einem gewöhnlichen

*) Auch Eutyches berief sich nachher stets blos auf die heilige Schrift, welche aber weder die römische Kirche, noch das Concilium von Constantinopel, noch auch die heiligen Kirchenväter, sondern er ganz allein richtig zu erklären wußte.

menschlichen Leib gewesen sey. Nestorius wollte nicht, daß man Maria Mutter Gottes nennen sollte, weil Der, den sie geboren, nicht Gott gewesen sey. Auch Eutyches wollte nicht, daß man Ihr diese Benennung beilege, indem Jesus, ganz Gott, blos durch sie in der Welt erschienen sey, aber nichts von ihrem Fleisch angenommen habe. Das Fleisch gewordene Wort habe sich selbst zu Fleisch gemacht durch eine Umwandlung ohne Veränderung. — Doch genug des Gott lästernden Unsinnes des halb verrückten, geistig kranken, schreckbar delirirenden Greises!

7. Beschränkt, wie Eutyches war, sah er vielleicht die schrecklichen Folgen seines Wahnes selbst nicht ein, fühlte nicht, daß wenn er die menschliche Natur in Jesu leugne, er Ihm auch die Eigenschaft eines Mittlers abspreche, und daß, da leiden, sterben und wieder von den Todten auferstehen blos der menschlichen Natur angehören, er durch seine Lehre auch die Wirklichkeit und Wahrheit des Leidens, des Todes und der Auferstehung Jesu zerstöre. Hat aber das ewige Wort des ewigen Vaters nicht unsere Natur, nicht unser Fleisch angenommen; so können auch Dessen Verdienste nicht die unserigen werden; an seinem Sieg über die Sünde, den Tod und die Hölle haben wir keinen Antheil; durch seinen Sieg über die Sünde, den Tod und die Hölle könnten wir weder von der Herrschaft der Sünde, noch jener des Teufels befreiet werden. Alle Irrthümer der Marcioniten, Valentinianer, Apolinaristen, Arianer, Pelagianer rc. waren in der eutychianischen Irrlehre vereint.

8. Durch die Scheintugenden des Eutyches getäuscht, war Eusebius von Dorylâum vor mehreren Jahren schon dessen aufrichtiger und warmer Freund geworden. Eusebius war ein eben so frommer, als erleuchteter Bischof, hatte schon als Laie seine Liebe

zur Wahrheit gegen den damals noch alles vermögenden Nestorius mit eben so viel Muth als Klugheit beurkundet. Eutyches, dem es an Menschenkunde, wie an jeder andern, soliden Kenntniß gebrach, glaubte in dem Bischof von Doryläum einen folgsamen Schüler seiner neuen Lehre zu finden, trug daher in mehreren Unterredungen ihm ungescheuet seine verkehrten Grundsätze vor. Eusebius erschrack nicht wenig, als er seinen vermeintlichen Freund mit strauchelndem Fuße an dem Rande eines solchen Abgrundes erblickte. Alles, was nur Liebe und Freundschaft ihm eingeben konnten, ward nun von dem frommen Bischofe versucht, um den Eutyches wieder auf den Pfad der reinen Lehre zurückzuführen. Aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos. Der eigensinnige, von sich und seiner Weisheit eingenommene Alte beharrte starrsinnig bei seinem Wahne, suchte sogar ihn in seinem Kloster, in welchem nicht weniger als 300 Mönche lebten, je mehr und mehr zu verbreiten; und da Eusebius noch überdies befürchten mußte, daß wegen des falschen Rufes von Frömmigkeit, in welchem Eutyches stand, dessen Irrlehre nicht nur bei den ihm untergebenen Mönchen, sondern auch bei den vielen Laien, welche das Kloster besuchten, leicht Eingang finden könnte, so entschloß er sich, den Patriarchen von Constantinopel darauf aufmerksam zu machen, und selbst als Ankläger gegen Eutyches aufzutreten. Hiezu war nun freilich der damalige Zeitpunkt nichts weniger als günstig. Eutyches war der Pathe des allmächtigen Chrysaphas, und dieser, dem heiligen Flavian ohnehin sehr abhold, hatte längst schon den Entschluß gefaßt, wo möglich diesen zu vertreiben und den Eutyches auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel zu erheben *). Aber Euse-

*) Die Feindschaft des Chrysaphas gegen den heiligen Flavian nahm schon gleich nach der Wahl des Letztern

bius war nicht ein Bischof, wie es leider zu allen Zeiten Bischöfe gab und daher auch jetzt noch giebt, ein Bischof nämlich, den weltliche Rücksichten einschüchtern konnten, sobald er den Glauben, die heilige Lehre und die eben so heilige als heilsame Zucht in der Kirche gefährtet sah.

9. Wegen Angelegenheiten einiger Bischöfe in Lybien hatte der heilige Flavian am 8. November 448 ein Concilium in Constantinopel versammelt. Auch Eusebius befand sich unter den dabei gegenwärtigen Bischöfen. Als die Sache der lybischen Bischöfe, und weil unbedeutend, schon in der ersten Sitzung entschieden war, trat der Bischof von Dorylaum auf und überreichte dem Concilium eine förmliche, von ihm unterzeichnete Klagschrift gegen den Abt Eutyches. Flavian, dessen sanfte Gemüthsart nichts mehr als die Einigkeit und den Frieden liebte, bat den Eusebius, seine Klagschrift wieder zurückzunehmen, vor allem erst den liebvollern Weg freundschaftlicher Belehrung zu versuchen. Eusebius betheuerte, daß auf diesem Wege, auf welchen sein eigenes Herz ihn schon geführt hätte, nichts zu hoffen wäre. Er beschwor die versammelten Väter, diese Sache nicht als eine

---

zum Patriarchen von Constantinopel ihren Anfang. Dem Herkommen gemäß hatte der neu gewählte Patriarch dem Kaiser Theodosius Eulogien geschickt, welche in benedicirten Broden bestanden. Chrysaphas schickte diese dem Flavian wieder zurück, mit dem Bemerken, daß die Eulogien für den Kaiser von Gold seyn müßten. Flavian ließ es dabei bewenden. Als aber Chrysaphas nicht ruhete, und wegen der goldenen Eulogien endlich zudringlich ward; dann ließ ihm der Patriarch sagen, daß das Gold und Silber der Kirche von Constantinopel das Eigenthum der Armen, dieser vorzüglichen Glieder des Leibes Jesu Christi wären, daß er mithin darüber nicht willkührlich verfügen dürfe und ganz gewiß es auch niemals thun würde.

Kleinigkeit zu betrachten und brachte es endlich durch seine dringenden Vorstellungen dahin, daß Flavian und die übrigen Bischöfe den Beschluß faßten, den Abt Eutyches auf die nächste Sitzung, den Canons gemäß, vorladen zu lassen.

10. Eutyches, obgleich schon zweimal vorgeladen, weigerte sich vor dem Concilium zu erscheinen. Er habe, gab er dem an ihn von dem Concilium abgeordneten Priester Johannes zur Antwort, bei seinem Eintritt in das Kloster sich vorgenommen, die Mauern desselben nie mehr zu verlassen. So viele Jahre hindurch wäre er seinem Vorsatze treu geblieben, und sey daher auch jetzt noch nicht gesonnen, denselben zu brechen. Nach den Vorschriften der Canons hätte das Concilium, jetzt schon gegen den Eutyches mit Strenge verfahren können. Aber es wollte ihn mit Schonung behandeln, ihm noch Frist zur Reue, noch Zeit zur Besinnung lassen. Der heilige Flavian ließ ihm sogar sagen, er möchte ganz furchtlos und ohne alle Besorgniß zu dem Concilium kommen. Unter den versammelten Bischöfen würde er keine Richter, sondern nur zärtliche Väter, liebvolle Brüder finden. Wäre er in Glaubenssachen in einen Irrthum gerathen, so dürfte er sich deswegen nicht schämen. Die größten Männer hätten sich schon geirrt. Irren sey menschlich; nur halsstärrig bei dem Irrthum beharren sey sündhaft und bringe Schande.

11. Dem sanften und schonenden Verfahren des Conciliums setzte der aufgeblasene Mönch nichts, als Trotz und hochfahrende Anmaßung entgegen; und von der ihm gestatteten Frist wußte er keinen bessern Gebrauch zu machen, als daß er, gleich einem wahren Heresiarchen, sich nun eine Parthei zu verschaffen suchte. Seine Mönche sandte er gleichsam als Werber umher. Er selbst schickte an alle Klöster — und dieser gab es keine kleine Anzahl in Constantinopel — eine

Art Glaubensbekenntniß, das alle seine verkehrten Grundsätze enthielt, und welches nun, wie er foderte, alle Mönche und ihre Vorsteher unterzeichnen sollten. Man müsse, setzte er hinzu, jetzt gemeinschaftliche Sache gegen den Patriarchen von Constantinopel machen. Aus Herrschsucht wolle derselbe alle Klöster unterdrücken. Mit ihm mache Flavian jetzt den Anfang, und würde dieser demselben gelingen; so möchte sehr wohl auch bald die Reihe an sie kommen. — Die Mönche und ihre Vorsteher waren indessen weit verständiger, als Eutyches wohl mochte geglaubt haben. Sie weigerten sich daher der Unterzeichnung, schickten dem Heresiarchen seine Schrift wieder zurück und ließen ihm sagen, daß in Glaubenssachen es nicht ihnen, sondern blos den in einem Concilium versammelten Bischöfen, zu entscheiden zustünde.

12. So sehr auch Chrysaphas den Irrlehrer begünstigte; so sahen doch beide sich gezwungen, der Festigkeit der Bischöfe nachzugeben. Eutyches erklärte, vor dem Concilium sich stellen zu wollen. Unter dem lächerlichen Vorwande, daß sein Leben bedroht sey, gab ihm Chrysaphas von den Truppen, welche Silentiarier hießen, einen Befehlshaber, Namens Magnus, zur Seite, und nebst diesem noch eine Menge Soldaten und Offiziere von der prätorianischen Wache. Damit noch nicht zufrieden, begehrte Eutyches auch, daß einer der vornehmsten Beamten des Reiches dem Concilium beiwohnen und über die Regelmäßigkeit der Verhandlungen die oberste Aufsicht führen sollte. Auch dieses ward ihm zugestanden und der Patricier Florentius von dem Kaiser ernannt, als Beschützer des Glaubens den Verhandlungen des Conciliums beizuwohnen. Offenbar war dieses von Seite des Hofes ein vermessener Eingriff in die Rechte der Kirche, in die Verrichtungen der, unter der Leitung des Geistes Gottes, in einer heiligen Synode versammelten Bi-

schöfe. Nur mit sehr vieler Mühe gab daher auch der heilige Flavian in diesem Punkte nach. Übrigens war Florentius ein gottesfürchtiger Mann, von großer Einsicht und geprüfter Redlichkeit; und wahrscheinlich war es die bekannte Frömmigkeit dieses würdigen Mannes, welche den Patriarchen zu einer Nachgiebigkeit bewog, die im Ganzen nicht wohl als ein allgemein und zu jeder Zeit zu befolgendes Beispiel aufzustellen seyn möchte.

13. Mit einem zahlreichen Gefolge von Officieren und Soldaten und an welches sich auch noch eine große Anzahl seiner Mönche anschloß, kam endlich Eutyches am 22. November vor den Thoren des erzbischöflichen Palastes an. Sein Zug durch die Straßen von Constantinopel hatte Aufsehen erregt. Eine ungeheure Menge Volks war auf dem freien Platze vor dem bischöflichen Gebäude versammelt. Der den Eutyches begleitende Silentiarius foderte von dem Concilium eine Bürgschaft, daß der Beklagte nichts für sein Leben zu befürchten habe. Die eben so lächerliche als abgeschmackte Foderung ward zurückgewiesen, und Eutyches erschien nun vor den versammelten Vätern. Ihm gegenüber stand sein Ankläger, Eusebius von Doriläum.

14. Bis auf Eutyches hatte es noch keinem Heresiarchen weder an Verstand und Geistesgegenwart, noch an Gewandtheit und allen übrigen zu seiner Rolle nothwendigen Künsten gefehlt. Dem alten Mönch gebrach es an Allem. Ihn hatten blos Unverstand und Hochmuth, Eigensinn und ein gallichtes, bey dem geringsten Widerspruch in Bosheit aufsprudelndes Temperament zum Ketzer gemacht. Vor dem Concilium war sein Benehmen ohne alle Würde und ohne die mindeste Haltung. Inconsequent in Allem, was er that und sprach, äusserte er sich bald in Ausdrücken voll heuchlerischer Demuth, bald wieder voll des frechsten Trotzes. Was er jetzt zugestand,

Conc. post. ed. p. Lab.

nahm er in der folgenden Antwort wieder zurück. Auf die bestimmtesten Fragen gab er nur unbestimmte, divergirende Antworten. Auf eine höchst ungeschickte, linkische Weise suchte er jeder deutlichen, bestimmten Erklärung zu entschlüpfen; nahm zuletzt zu List und grober Täuschung seine Zuflucht, sagte, er sey nicht gekommen, um zu disputiren, habe aber sein Glaubensbekenntniß schriftlich mitgebracht; dieses möge das Concilium ablesen lassen. Man sagte ihm, daß er es selbst ablesen möchte; hiezu wollte er sich durchaus nicht verstehen; und man hatte nachher gute Gründe zu glauben, daß die Schrift, welche er dem Concilium unter diesem Vorwande hatte übergeben wollen, nichts weniger als ein Glaubensbekenntniß, sondern eine förmliche Protestation gegen das Verfahren des Conciliums und eine Appellation an den römischen Stuhl enthalten habe. Übrigens waren seine Reden bisweilen so sonderbar, daß man nicht wußte, ob er durch das alberne Zeug, das er vorbrachte, der versammelten Bischöfe höhnen wollte, oder ob man alles seiner Stupidität und ungemeinen Verstandsbeschränktheit zuschreiben müste.

15. Dem schon mehrere Stunden anhaltenden, höchst ärgerlichen Auftritt ward endlich dadurch ein Ende gemacht, daß die Bischöfe in Eutyches drangen, ohne alle Zweideutigkeit die beiden Naturen in Jesu, so wie die Consubstanzialität des Leibes Jesu mit unserm Leibe, öffentlich vor dem Concilium zu bekennen, und hierauf der entgegengesetzten Lehre das Anathema zu sprechen. Jetzt fällte Eutyches sich selbst sein Urtheil. Er weigerte sich der Forderung des Conciliums, und hatte noch die Frechheit zu sagen, daß, wenn er dasjenige thun wollte, was man von ihm begehrte, er dadurch auch den heiligen Vätern das Anathema sprechen würde. Voll gerechten Unwillens erhoben sich nun die versammelten Bischöfe

und sprachen dem Eutyches selbst das Anathema. Man schritt zur Stimmensammlung, und der halsstarrige Mönch ward einstimmig als ein Irrlehrer verdammt, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, seines Amtes als Abt entsetzt, jeder fernern klösterlichen Würde unfähig erklärt; auch allen Rechtgläubigen, sowohl Geistlichen, als Laien geboten, in geistlichen oder kirchlichen Angelegenheiten sich aller Gemeinschaft und alles Umganges mit Eutyches zu enthalten. Das Urtheil war von 29, nach Andern, von 32 in dem Concilium versammelten Bischöfen unterzeichnet.

16. Der heilige Flavian ließ das gegen Eutyches gefällte Urtheil in allen, seinem erzbischöflichen Stuhle, untergeordneten Kirchen bekannt machen. Auch an die in und bei Constantinopel liegenden Klöster ward dasselbe geschickt, und 28 Äbte, worunter der heilige Marcellus, Vorsteher der Acemeten, unterzeichneten es ohne Widerrede. Eben so auch die orientalischen und noch andere Bischöfe, denen es ebenfalls, nebst sämmtlichen Akten des Conciliums, mitgetheilt ward. Nur die dem Eutyches untergebenen Mönche empörten sich gegen den Spruch der Kirche. Durch den Priester Theodosius und noch einige andere Geistlichen seiner Kirche hatte Flavian sie auffodern lassen, in Gemäßheit der Beschlüsse des Conciliums sich von Eutyches zu trennen, ihn nicht mehr als ihren Abt zu betrachten, ja selbst nicht einmal mehr mit ihm zu sprechen. Aber die Mönche weigerten sich, den Befehlen des Patriarchen wie des Conciliums zu folgen, erklärten, daß sie sich nie von Eutyches, ihrem Abte, trennen würden. Flavian bedrohete sie mit der Excommunication. Die Drohung blieb ohne Wirkung. Flavian belegte sie endlich mit dem Bann und schloß sie von der Theilnahme an den heiligen Sacramen-

ten aus. Neun Monate lang wurden nun die heiligen Mysterien nicht mehr in der Kirche dieser Mönche gefeiert. Das Sacrament ward ihnen nicht gereicht, das geheimnißvolle Opfer sogar an Weihnachten und Ostern auf ihren Altären nicht mehr dargebracht. Einige aus denselben starben während der 9 Monate in diesem unseligen Zustand der Excommunication.

LVI.

1. Der Weg wahrer Buße und aufrichtiger Reue hätte den Verirrten leicht wieder in den Schoos der Kirche zurückgeführt. Nur unter vielen Thränen hatte der heilige Flavian das Urtheil unterzeichnet; und auch jetzt noch bot er ihm eine hülfreiche, ihn wieder auf die Bahn der Gerechtigkeit hinleitende Hand an. Aber von dem Strome des Verderbens ergriffen, ward Eutyches jetzt unaufhaltsam fortgerissen. Mit beispielloser Frechheit ließ er eine mit den größten Schmähungen und Lügen angefüllte Protestation an den Straßenecken von Constantinopel anschlagen; appellirte an ein Concilium römischer Bischöfe, gab deutlich zu verstehen, daß es eines öcumenischen Conciliums bedürfte, um in seiner Sache zu entscheiden.

2. Der Erste, den Eutyches nun mit seinen Briefen zu belästigen eilte, war der Pabst. Bey diesem beschwerte er sich über erduldetes Unrecht, bat um Hülfe und Abstellung seiner Beschwerden, beschuldigte das Concilium von Constantinopel, nicht nur in der Sache selbst gefehlet, sondern auch die von den Canons vorgeschriebenen Formen verletzt zu haben. Da Leo zu gleicher Zeit auch von Theodosius einen durch den Einfluß des elenden Chry-

saphas, für Eutyches sehr günstigen Brief erhielt; so entstand nun wirklich auf einige Augenblicke in ihm der Gedanke an die Möglichkeit irgend einer Irregularität von Seiten des Conciliums. Er schrieb also an Flavian. Dieser schickte ihm nicht nur einen vollständigen, alles erschöpfenden Bericht, sondern auch eine Abschrift aller Verhandlungen des Conciliums. Diese genügten dem Pabst, und Leo ward nun von der Ketzerei des Eutyches, von dessen starrsinniger Beharrung bei seinem Irrthum, dessen offenbarer Empörung gegen die Kirche, so wie von dem canonischen Verfahren des Conciliums und der Nothwendigkeit des gegen Eutyches gefällten Urtheils vollkommen überzeugt.

3. Das alte, bekannte Lied, das noch alle Heresiarchen unaufhörlich abzusingen pflegten, stimmte nun auch Eutyches auf das neue wieder an. Nach allen Gegenden der Welt nämlich schrieb er jetzt Briefe, klagte über geheime Feinde, über Bedrückung, über erduldete ungerechte Verfolgung, erhob seine Frömmigkeit, prieß seine der ganzen Welt bekannte Orthodoxie und appellirte an ein *neues, unparteiisches* Concilium. Auch an den heiligen Petrus Chrysologus, Erzbischof von Ravenna; hatte er geschrieben; wahrscheinlich in der Hoffnung, daß, wenn es ihm gelingen sollte, diesen zu beschleichen, er in ihm auch bei dem abendländischen Kaiserhause eine mächtige Stütze finden würde. Aber der heilige Erzbischof antwortete ihm, daß er nur mit dem größten Schmerzen seinen Brief gelesen und nun, um sein Zutrauen, zu erwiedern, ihm keinen bessern Rath geben könnte, als sich an den römischen Bischof zu wenden und von diesem in der wahren Lehre sich unterrichten zu lassen. In Rom, an dem Stuhle des Fürsten der Apostel entspringe die Quelle der Wahrheit. Allda könne jeder, der ihn suche, den wahren Glauben

onc. Calced. P. 1. c. 15.

erhalten. Er selbst (der Erzbischof von Ravenna) sey der erste, der dasjenige thue, was er ihm hier rathe, indem er sich nie erlauben werde, ein von einem andern Concilium erlassenes Urtheil seiner Prüfung und Untersuchung zu unterwerfen, bevor nicht der römische Bischof durch Weisung und ausdrücklichen Auftrag ihn dazu ermächtiget haben würde.

4. Zu Rom, Ravenna, Thessalonich und an noch mehrern andern Orten waren also die Plane des Eutyches gescheitert. Überall von den Bischöfen zurückgewiesen, fand er jedoch bei Dioscorus von Alexandrien und den aufrühreri schen, syrischen Mönchen eine nur noch desto willigere, freundlichere Aufnahme. Indessen würde das, wahrscheinlich aus einer geheimen Sympathie entstandene Wohlwollen des Patriarchen von Alexandrien dem Eutyches nur von geringem Nutzen gewesen seyn, wenn derselbe nicht auch in Chrysaphas eine noch ungleich mächtigere Stütze gehabt hätte.

5. Chrysaphas und Dioscorus kannten längst schon einander sehr genau. Jeder hatte ja in sich selbst den Maßstab des Werthes des Andern. Ganz unumwunden und ohne alle Umschweife schrieb also Chrysaphas dem Dioscorus, daß er einen besondern Freundschaftsdienst von ihm verlange; er müße nämlich unverzüglich jetzt an den Kaiser schreiben, diesem die Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums anrathen und alsdann auf diesem Concilium, es koste was es wolle, den Flavian absetzen und den Eutyches lossprechen. Was hätte nicht ein Mensch, wie Dioscorus gethan, um einem allgewaltigen Minister zu gefallen, unter dessen Schutz er alle seine Räubereien und Gewaltthätigkeiten sicher forttreiben konnte! wie einst Judas, würde er selbst Jesum Christum auf das neue wieder verrathen haben. Dioscorus war ohnehin ein erklärter Feind des Pa

Leon. M. epist. 43.

triarchen von Constantinopel. Es wäre überflüssig, der Ursache dieser Feindschaft nachzuforschen. Ein Bösewicht, wie Dioscorus, mußte der Feind eines Heiligen seyn, wie Flavian war. Übrigens mochte dieser durch den Schutz, welchen er den von Dioscorus verfolgten Anverwanden des heiligen Cyrillus angedeihen ließ, denselben auch leicht noch mehr gegen sich erbittert haben.

6. Um dem Chrysaphas seine bereitwillige Folgsamkeit zu dem angesonnenen Bubenstück zu beweisen, fieng Dioscorus, dem die ältesten Canons der Kirche nur Seifenblasen waren, damit an, daß er, bevor er noch wissen konnte, ob das Concilium wirklich zusammenkommen und welches das Resultat desselben seyn würde, den Eutyches ohne weiters* in seine Kirchengemeinschaft wieder aufnahm. An Theodosius erließ er sogleich das von Chrysaphas gefoderte Schreiben, in welchem er dem Kaiser dringend vorstellte, daß, nachdem die Ruhe und Einigkeit der Kirche durch Flavian wären gestört worden, es nun durchaus eines allgemeinen Conciliums bedürfte, um allen fernern noch schlimmern Folgen vorzubeugen und den Frieden in der Kirche wieder herzustellen.

Conc. t. 4. p. 423. edit. Lab.

7. Theodosius, durch Chrysaphas gegen den heiligen Flavian schon eingenommen, und von Eutyches unaufhörlich mit Denk- und Bittschriften bestürmt, in welchem dieser ein unpartheiisches Concilium begehrte, sich in den gehässigsten Ausdrücken über den Patriarchen beklagte und durch die schamlosesten Lügen alle Verhandlungen des Conciliums von Constantinopel ganz entstellte, ward durch den Brief des Patriarchen von Alexandrien nun völlig bethört. Indessen blieb es doch immer noch sein sehnlichster Wunsch, daß die Sache auf gütlichem Wege beigelegt und, wo möglich, auch ohne die

Dazwischenkunft eines neuen Conciliums der Friede in der Kirche erhalten werden möchte. Man muß es gestehen, Theodosius, wie schon sehr oft, meinte es auch jetzt wieder von ganzem Herzen gut. Aber leider, wozu das Gutmeinen bei Fürsten, die nie oder nur selten einer Meinung fähig sind?

8. Eutyches hatte dem Kaiser betheuert, daß das nicänische Glaubensbekenntniß, welches ja auch das letzte Concilium von Ephesus noch als allgemeine Richtschnur des Glaubens angenommen hätte, ebenfalls sein eigenes Glaubensbekenntniß sey, und daß er auf dem letzten Concilium von Constantinopel vor allen seinen Richtern sich laut dazu bekannt habe. Auf diese Versicherung hin, und welcher natürlicher Weise der in den Wegen Gottes erleuchtete Chrysaphas noch einen größern Nachdruck gab, ließ nun Theodosius den heiligen Flavian einigemal zu sich in den Pallast kommen, um ihn zu bereden, mit Eutyches, der ja erklärt habe und auch schriftlich zu erklären bereit sey, daß er von dem nicänischen Glaubensbekenntniß nicht abweiche, sich wieder auszusöhnen und ihm die Lossprechung zu ertheilen. Unmöglich konnte Flavian dieses unverständige Begehren des Kaisers erfüllen. Auch die Nestorianer und vor diesen noch andere Ketzer hatten stets das Glaubensbekenntniß von Nicäa zu ihrem Bollwerk gemacht, und, indem sie dasselbe nach ihrem eigenen verkehrten Sinne deuteten, sich zu demselben zu bekennen mit frecher Stirne behauptet. Flavian bemerkte dem Kaiser, daß Eutyches durchaus erst über die Lehre von dem Geheimniß der Menschwerdung sich deutlich und bestimmt erklären müße, und daß erst dann, wenn dessen Grundsätze hierüber mit dem Geiste und Sinne des nicänischen Glaubensbekenntnisses übereinstimmend würden befunden worden seyn, er ihn wieder in seine Kirchengemeinschaft aufnehmen

Kleinigkeit zu betrachten und brachte es endlich durch seine dringenden Vorstellungen dahin, daß Flavian und die übrigen Bischöfe den Beschluß faßten, den Abt Eutyches auf die nächste Sitzung, den Canons gemäß, vorladen zu lassen.

10. Eutyches, obgleich schon zweimal vorgeladen, weigerte sich vor dem Concilium zu erscheinen. Er habe, gab er dem an ihn von dem Concilium abgeordneten Priester Johannes zur Antwort, bei seinem Eintritt in das Kloster sich vorgenommen, die Mauern desselben nie mehr zu verlassen. So viele Jahre hindurch wäre er seinem Vorsatze treu geblieben, und sey daher auch jetzt noch nicht gesonnen, denselben zu brechen. Nach den Vorschriften der Canons hätte das Concilium, jetzt schon gegen den Eutyches mit Strenge verfahren können. Aber es wollte ihn mit Schonung behandeln, ihm noch Frist zur Reue, noch Zeit zur Besinnung lassen. Der heilige Flavian ließ ihm sogar sagen, er möchte ganz furchtlos und ohne alle Besorgniß zu dem Concilium kommen. Unter den versammelten Bischöfen würde er keine Richter, sondern nur zärtliche Väter, liebvolle Brüder finden. Wäre er in Glaubenssachen in einen Irrthum gerathen, so dürfte er sich deswegen nicht schämen. Die größten Männer hätten sich schon geirrt. Irren sey menschlich; nur halsstärrig bei dem Irrthum beharren sey sündhaft und bringe Schande.

11. Dem sanften und schonenden Verfahren des Conciliums setzte der aufgeblasene Mönch nichts, als Trotz und hochfahrende Anmaßung entgegen; und von der ihm gestatteten Frist wußte er keinen bessern Gebrauch zu machen, als daß er, gleich einem wahren Heresiarchen, sich nun eine Parthei zu verschaffen suchte. Seine Mönche sandte er gleichsam als Werber umher. Er selbst schickte an alle Klöster — und dieser gab es keine kleine Anzahl in Constantinopel — eine

Art Glaubensbekenntniß, das alle seine verkehrten Grundsätze enthielt, und welches nun, wie er foderte, alle Mönche und ihre Vorsteher unterzeichnen sollten. Man müsse, setzte er hinzu, jetzt gemeinschaftliche Sache gegen den Patriarchen von Constantinopel machen. Aus Herrschsucht wolle derselbe alle Klöster unterdrücken. Mit ihm mache Flavian jetzt den Anfang, und würde dieser demselben gelingen; so möchte sehr wohl auch bald die Reihe an sie kommen. — Die Mönche und ihre Vorsteher waren indessen weit verständiger, als Eutyches wohl mochte geglaubt haben. Sie weigerten sich daher der Unterzeichnung, schickten dem Heresiarchen seine Schrift wieder zurück und ließen ihm sagen, daß in Glaubenssachen es nicht ihnen, sondern blos den in einem Concilium versammelten Bischöfen, zu entscheiden zustünde.

12. So sehr auch Chrysaphas den Irrlehrer begünstigte; so sahen doch beide sich gezwungen, der Festigkeit der Bischöfe nachzugeben. Eutyches erklärte, vor dem Concilium sich stellen zu wollen. Unter dem lächerlichen Vorwande, daß sein Leben bedroht sey, gab ihm Chrysaphas von den Truppen, welche Silentiarier hießen, einen Befehlshaber, Namens Magnus, zur Seite, und nebst diesem noch eine Menge Soldaten und Offiziere von der prätorianischen Wache. Damit noch nicht zufrieden, begehrte Eutyches auch, daß einer der vornehmsten Beamten des Reiches dem Concilium beiwohnen und über die Regelmäßigkeit der Verhandlungen die oberste Aufsicht führen sollte. Auch dieses ward ihm zugestanden und der Patricier Florentius von dem Kaiser ernannt, als Beschützer des Glaubens den Verhandlungen des Conciliums beizuwohnen. Offenbar war dieses von Seite des Hofes ein vermessener Eingriff in die Rechte der Kirche, in die Verrichtungen der, unter der Leitung des Geistes Gottes, in einer heiligen Synode versammelten Bi-

schöfe. Nur mit sehr vieler Mühe gab daher auch der heilige Flavian in diesem Punkte nach. Übrigens war Florentius ein gottesfürchtiger Mann, von großer Einsicht und geprüfter Redlichkeit; und wahrscheinlich war es die bekannte Frömmigkeit dieses würdigen Mannes, welche den Patriarchen zu einer Nachgiebigkeit bewog, die im Ganzen nicht wohl als ein allgemein und zu jeder Zeit zu befolgendes Beispiel aufzustellen seyn möchte.

13. Mit einem zahlreichen Gefolge von Officieren und Soldaten und an welches sich auch noch eine große Anzahl seiner Mönche anschloß, kam endlich Eutyches am 22. November vor den Thoren des erzbischöflichen Palastes an. Sein Zug durch die Straßen von Constantinopel hatte Aufsehen erregt. Eine ungeheure Menge Volks war auf dem freien Platze vor dem bischöflichen Gebäude versammelt. Der den Eutyches begleitende Silentiarius foderte von dem Concilium eine Bürgschaft, daß der Beklagte nichts für sein Leben zu befürchten habe. Die eben so lächerliche als abgeschmackte Foderung ward zurückgewiesen, und Eutyches erschien nun vor den versammelten Vätern. Ihm gegenüber stand sein Ankläger, Eusebius von Doriläum.

14. Bis auf Eutyches hatte es noch keinem Heresiarchen weder an Verstand und Geistesgegenwart, noch an Gewandtheit und allen übrigen zu seiner Rolle nothwendigen Künsten gefehlt. Dem alten Mönch gebrach es an Allem. Ihn hatten blos Unverstand und Hochmuth, Eigensinn und ein gallichtes, bey dem geringsten Widerspruch in Bosheit aufsprudelndes Temperament zum Ketzer gemacht. Vor dem Concilium war sein Benehmen ohne alle Würde und ohne die mindeste Haltung. Inconsequent in Allem, was er that und sprach, äusserte er sich bald in Ausdrücken voll heuchlerischer Demuth, bald wieder voll des frechsten Trotzes. Was er jetzt zugestand,

Conc. post. ed. p. Lab.

nahm er in der folgenden Antwort wieder zurück. Auf die bestimmtesten Fragen gab er nur unbestimmte, divergirende Antworten. Auf eine höchst ungeschickte, linkische Weise suchte er jeder deutlichen, bestimmten Erklärung zu entschlüpfen; nahm zuletzt zu List und grober Täuschung seine Zuflucht, sagte, er sey nicht gekommen, um zu disputiren, habe aber sein Glaubensbekenntniß schriftlich mitgebracht; dieses möge das Concilium ablesen lassen. Man sagte ihm, daß er es selbst ablesen möchte; hiezu wollte er sich durchaus nicht verstehen; und man hatte nachher gute Gründe zu glauben, daß die Schrift, welche er dem Concilium unter diesem Vorwande hatte übergeben wollen, nichts weniger als ein Glaubensbekenntniß, sondern eine förmliche Protestation gegen das Verfahren des Conciliums und eine Appellation an den römischen Stuhl enthalten habe. Übrigens waren seine Reden bisweilen so sonderbar, daß man nicht wußte, ob er durch das alberne Zeug, das er vorbrachte, der versammelten Bischöfe höhnen wollte, oder ob man alles seiner Stupidität und ungemeinen Verstandsbeschränktheit zuschreiben müßte.

15. Dem schon mehrere Stunden anhaltenden, höchst ärgerlichen Auftritt ward endlich dadurch ein Ende gemacht, daß die Bischöfe in Eutyches drangen, ohne alle Zweideutigkeit die beiden Naturen in Jesu, so wie die Consubstanzialität des Leibes Jesu mit unserm Leibe, öffentlich vor dem Concilium zu bekennen, und hierauf der entgegengesetzten Lehre das Anathema zu sprechen. Jetzt fällte Eutyches sich selbst sein Urtheil. Er weigerte sich der Forderung des Conciliums, und hatte noch die Frechheit zu sagen, daß, wenn er dasjenige thun wollte, was man von ihm begehrte, er dadurch auch den heiligen Vätern das Anathema sprechen würde. Voll gerechten Unwillens erhoben sich nun die versammelten Bischöfe

Lände verbannt, und nach Antiochien, den Ort seiner Verbannung, abgeführt. Dafür ward aber, gegen alle Sitte und alles Herkommen in der Kirche, der berüchtigte Barsumas, Vorsteher eines syrischen Klosters, und welcher seit einiger Zeit sich in Constantinopel herumschlich, um seinen Bischof, gegen welchen er sich empört hatte, so viel möglich zu verleumden, als ein wegen seiner Frömmigkeit und großen Kenntnisse vorzüglicher Mann eingeladen, alle orientalischen Klöster auf dem Concilium mit Sitz und Stimme zu vertreten.

15. Das unbefugte Einmischen der weltlichen Macht in kirchliche Angelegenheiten, ihre Eingriffe in die Rechte der Kirche, ihre Verletzungen der Canons nebst allen übrigen Irregularitäten suchte man endlich dadurch zu verschleiern, daß man auch dem Pabste ein kaiserliches Schreiben sandte, in welchem man ihm die Zusammenberufung des Conciliums kund that und ihn selbst einlud, sich in Person nach Ephesus zu begeben, um die Leitung desselben zu übernehmen. Die Rathgeber des Kaisers konnten mit Zuversicht erwarten, daß Leo nicht gegen die Sitte und das Beispiel seiner Vorfahren, seinen Stuhl in Rom verlassen werde, um einem Concilium in dem Morgenlande beizuwohnen, welches er selbst mißrathen hatte, welches die Bedürfnisse der Kirche nicht erfoderten und das daher offenbar eben so unnöthig, als zweckwidrig war. Indessen benutzte der Pabst doch diese Gelegenheit, um dem Kaiser noch einmal seine Gedanken über das Concilium zu eröffnen, ihn wo möglich zu bereden, dasselbe, wenn es doch durchaus sollte gehalten werden, lieber nach Italien zu verlegen. Würde er dieses thun, schrieb Leo, so wollte er ihm dafür bürgen, daß alle strittigen Angelegenheiten leicht beendiget und der Friede und die Einigkeit in allen Kirchen seines Reiches bald wiederhergestellt seyn würden.

Leon. epist. 23. 32. 33.

16. Da der heilige Pabst jedoch voraussah, daß seine Ermahnungen schwerlich die erwünschte Wirkung hervorbringen würden; so entschloß er sich, drei Legaten, die er, wie Leo sich ausdrückte, *de latere suo* genommen, das heißt, die er aus den Geistlichen der ihm unmittelbar untergeordneten Kirche gewählt habe, nach Ephesus zu schicken. Dieser schöne bildliche Ausdruck und welcher hier zum erstenmal vorkömmt, sollte die Sorgsamkeit bezeichnen, mit welcher der Pabst bei Ernennung seiner Abgeordneten zu Werke gegangen; indem er dieselben aus den vertrautesten, ihm gleichsam zu Seite stehenden Geistlichen der, seiner unmittelbaren Leitung und Verwaltung anvertrauten Kirche gewählt habe und die mithin der Lehre des Heils, wie der kirchlichen Angelegenheiten und des ganzen Kirchenregiments am kundigsten seyn müßten. Wirklich war auch die Wahl des Pabstes vortrefflich. Die Legaten waren Julius, Bischof von Puzzeoli in Campanien, Rene, Priester (welcher aber unter Weges auf der Insel Delos starb), und Hilarius, ein Diakon der römischen Kirche; Männer von großer Frömmigkeit und Einsicht; streng und unerbittlich gegen den Irrthum, schonend und mild gegen den Verirrten und, von Natur aus sanftmüthig und friedfertig, auch jeden Augenblick bereit, dem Frieden jedes nur immer erlaubte Opfer zu bringen.

Leon. epist. 28.

17. Seinen Legaten gab Leo mehrere Briefe mit; nämlich an das Concilium überhaupt, an Julianus Bischof auf der Insel Cos, an noch andere einzelne Bischöfe, an die Vorsteher der Klöster von Constantinopel, an die Augusta Pulcheria, und endlich an den heiligen Flavian jenes berühmte, in der Kirche wie in der Geschichte ihrer heiligen Denkmäler so merkwürdige, unsterbliche Schreiben über das hochheilige

Baron. 449 §. 46.

Geheimniß der Menschwerdung Jesu *). In der unverwelklichen Krone, welche Leo, durch seine hohen Verdienste um die Kirche, sich erworben, ist dieses päbstliche Schreiben vielleicht die schönste, kostbarste Perle. Selbst der beiden Apostelfürsten nicht unwürdig, verbreitet es über dieses anbetungswürdige Geheimniß einen Strahl des göttlichen Lichtes, der nicht nur den Verstand erleuchtet, sondern den ganzen Menschen ergreift, ihn bis zur Tiefe des Abgrundes ewiger Weisheit, ewiger Liebe, ewiger Erbarmung führt. Höhere als blos menschliche Weisheit hat es verfaßt. Aus jeder Zeile wehet der, ewig über seiner Kirche, schwebende Geist Gottes. Pabst Gregor der Große erzählt, daß Leo, bevor er die Feder ergriffen, drei Tage hindurch mit Fasten und anhaltendem Gebete an den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus sich dazu vorbereitet habe. Die griechischen Menäen setzen hinzu, daß dieses apostolische Schreiben selbst einem offenbaren Wunder seine völlige Vollendung zu danken habe. Pabst Leo nämlich, nachdem er dasselbe mit zitternder Hand und in heiliger Furcht entworfen, habe es auf dem Grabe des heiligen Petrus niedergelegt, inbrünstig flehend zu dem Apostelfürsten, daß sein verklärter, an der Urquelle alles Lichtes, von der Sonne aller Wahrheit und Gerechtigkeit bestrahlter Geist dasjenige nun daran ersetzen möge, was demselben noch fehle, daß er ergänzen und in Worten ausdrücken möge, was menschliche Beschränktheit weder zu ergänzen noch auszudrücken im Stande wäre. Als nach langem Gebete der Pabst sich wieder erhoben und das entworfene

Joan. Morch. c. 147. Cotel. m. 9. t. 2.

---

*) Eigentlich war es ein, blos unter der Aufschrift an den heiligen Flavian, an alle Kirchen des Erdkreises gerichtetes Rundschreiben. Dergleichen Schreiben nannte man epistolas encyclicas.

Schreiben von dem Grabe zurückgenommen, habe er, von heiligem Schauer ergriffen, ganze Stellen in demselben völlig umgeändert gefunden. Aus dem Munde des Pabstes Gregorius des Großen, als derselbe noch Archidiaconus war, soll der heilige Eulogius von Alexandrien dieses wunderbare Ereigniß gehört und Gregor ihn versichert haben, daß er es in den Denkwürdigkeiten der römischen Kirche aufgezeichnet gefunden. — Lassen wir indessen auch diese Erzählung auf ihrem Werthe beruhen. Immerhin ist es historische Thatsache, daß, als dieses in hohem Apostelsinne entworfene und verfaßte Schreiben auf dem Concilium von Chalcedon vorgelesen ward, sämmtliche so zahlreich versammelte Väter, ganz durchdrungen von der mehr als menschlichen Weisheit dieses päbstlichen Sendschreibens, sich von ihren Sitzen erhoben und einstimmig erklärten, daß es vollkommen übereinstimmend mit den Lehren der heiligen Schrift, den Überlieferungen der Kirchen, und den Erklärungen der heiligen Väter, durchaus die einzige und wahre Richtschnur des Glaubens enthalte. Mit gleichem heiligen Enthusiasmus ward es auch noch auf mehreren der folgenden Concilien aufgenommen. In dem Concilium in Rom unter Gelasius ward jedem das Anathema gesprochen, der auch nur ein einziges Wort in diesem göttlichen Sendschreiben verwerfen würde. Das nämliche that auch Gregorius der Große; und die auf dem Concilium zu Apamea in dem Jahre 535 versammelten Väter nannten es eine Säule der Wahrheit und des heiligen Glaubens; und lange Zeit ward es in der Kirche von Rom und allen Kirchen des Abendlandes jedes Jahr die ganze Adventszeit hindurch den Gläubigen vorgelesen. Spätere Kirchenväter und ausgezeichnete kirchliche Schriftsteller sprachen von demselben mit einer Ehrfurcht, die, wie man glauben sollte, blos den in den Canons aufgenom-

menen heiligen Büchern gebühren könnte. Für Gennadius bedurfte es nur dieses einzigen Briefes, den man mit noch einigen andern dogmatischen Schriften des nämlichen Pabstes auch den Tomus des heiligen Leo zu nennen pflegte, um dem erhabenen Verfasser desselben eine der glänzendsten Stellen in der Reihe erleuchteter, heiliger Kirchenlehrer anzuweisen; und Cassiodorus endlich sagt, daß jedes Wort darin, gleich einem zückenden Blitz, die Nacht erleuchte und die Finsterniß zerstreue.

LVII.

1. Gleich in den ersten Tagen des Monats August waren auch schon sämmtliche, zu dem Concilium berufene Bischöfe in Ephesus angekommen. Ihre Anzahl belief sich auf 120 bis 130. Von den Angekommenen einer der ersten war Dioscorus von Alexandrien und zwar mit einem zahlreichen, seiner ganz würdigen Gefolge von alexandrinischen Parabolanten. Aus dem 14. Bande der Geschichte der Religion Jesu wird der Leser sich vielleicht erinnern, daß kurz vor den Zeiten des Theophilus, oder auch im Anfange der Amtsführung dieses Patriarchen, sich in Alexandrien eine Genossenschaft gebildet hatte, deren Glieder unter dem Vorwande, sich ganz dem Interesse der Kirche zu weihen, zu jeder, auch der kühnsten und gefahrvollsten That, so bald sie nur dem Dienste der Kirche ersprieslich seyn könnte, sich wechselseitig verpflichtet hatten. Aber diese heillosen Schwärmer erlaubten sich bald solchen Frevel und mit unter solche Greulthaten, daß der weltliche Arm endlich gezwungen ward, einzugreifen und die ganze saubere Verbrüderung aufzulösen. Dioscorus, der sich in Alexandrien alles erlauben durfte und der schon

wußte, wozu er solches loses Gesindel brauchen könnte, hatte diese beinahe ganz erloschene Gesellschaft, bald nach Antritt seines Amtes, wieder auf das neue in das Leben zurückgeführt und nun eine Menge dieser frechen, auf den Wink ihres unwürdigen Bischofes, zu jedem Frevel bereiten Menschen nach Ephesus mit gebracht.

2. Auch Eutyches und Barsumas säumten nicht sich an den Ort ihrer gegenwärtigen Bestimmung zu verfügen. Aber auch sie erschienen in Ephesus nicht anders als begleitet von einem Schwarm ungeschliffener, wilder Mönche und zwar um so wilder, als Einsamkeit, wenn nicht verbunden mit Heiligkeit des Wandels, frommer Beschauung und Forschen in den heiligen Schriften, den Menschen, indem sie ihn isolirt und seinen ungeregelten Trieben gleichsam wehrlos überläßt, nur roher macht, nur noch mehr verwildert und dem geselligen Leben feindselig gegenüber stellt.

3. Nur in der Begleitung einiger Priester und Diakonen war der heilige Flavian nach Ephesus gekommen. Erstere nahm der Bischof von Ephesus, dem nach damaliger Sitte der Bischöfe, Gastfreiheit eine heilige Pflicht war, zu sich in seine Wohnung auf. Aber schon am folgenden Tage erschienen der Comes Elpidius und der Tribun Eulogius mit einer Escorte von 300 Mann, theils Soldaten, theils eutychianische Mönche, in der bischöflichen Wohnung, fuhren den Bischof hart an, bedroheten ihn mit dem Tode und sagten ihm, daß sie ihn als einen Staatsverbrecher behandeln würden, weil er erklärte Feinde des Kaisers bei sich beherberge. „Haben diese Priester" antwortete der Bischof „ein Verbrechen begangen; so verfahre man gegen sie nach den Canons. Es zu untersuchen, steht mir nicht zu; wohl aber Gastfreiheit zu üben,

weil dies die Pflicht eines Bischofes ist.“ — Bedarf es noch eines fernern Beweises, daß dem heiligen Flavian schon das Urtheil gesprochen, dessen Absetzung und Untergang von der verbündeten Rotte schon beschlossen waren? Erklärte man die Priester und Diakone für Feinde des Kaisers, so mußte man um so mehr auch den Patriarchen selbst für einen Feind des Kaisers erklären.

4. Am 8. August ward das Concilium eröffnet. So wie bisher alles Geschehene nichts als Gewaltstreiche und Nullitäten waren; so ward auch in der Ordnung, nach welcher den Bischöfen ihre Plätze angewiesen wurden, weder Herkommen, noch der Rang ihrer Stühle beachtet. Dem Stolz und Weltsinn des Dioscorus schmeichelte ein, um eine Stufe erhöhter, unter einem Thronhimmel stehender Sitz.

5. Allen Bischöfen — jedoch mit Ausnahme des Basilius von Seleucia — welche als Richter des Eutyches dem Concilium von Constantinopel beigewohnt hatten, so wie auch mehreren syrischen Bischöfen, welche Barsumas und seine Mönche des Nestorianismus beschuldigten, ward nun auf Befehl des Kaisers bedeutet, daß sie während der Sitzungen des gegenwärtigen Conciliums zu einem ununterbrochenen Stillschweigen verurtheilt wären, an den Verhandlungen keinen Antheil nehmen und nur, wenn von Dioscorus oder dem Concilium dazu aufgefodert, den Mund öffnen und sprechen dürften. Die Anzahl dieser Bischöfe, denen eine auf unerhörte, scandalöse Weise usurpirte Gewalt den Mund schloß, belief sich auf 42.

Marc. conc. l. 5. c. 5.

6. Bisher war es auf den Concilien üblich gewesen, daß die Bischöfe, oder wenigstens viele derselben, Notarien oder Secretaire mitbrachten, welche das, was gesagt ward, niederschrieben. Bisweilen ward auch, nach dem Schluß einer Sitzung

jedem Bischofe das, was er gesagt hatte, vorgelesen und von ihm, wenn er es richtig fand, alsdann unterzeichnet. Auch hier hatten viele Bischöfe, unter andern der von Ephesus seine Notarien bei sich. Die mehrsten hatte Dioscorus. Da aber diese mit offenbarer Verfälschung der Protokolle umgingen, mithin nicht niederschrieben, was geredet ward, sondern blos, was der Arglist ihres Herrn und Meisters entsprechen konnte; so traf es sich, daß gleich im Anfange der Verhandlungen dasjenige, was sie zu Papier gebracht hatten, mit dem, was von den Notarien des Bischofes von Ephesus war aufgezeichnet worden, durchaus nicht übereinstimmte. Um die Varianten auszugleichen, erwählten die Notarien des Dioscorus die einfachste Methode. Sie fielen nämlich über die Notarien des Bischofes von Ephesus her, rissen ihnen die Griffel aus den Händen, zerbrachen einem davon einige Finger und zerrissen alles, was diese niedergeschrieben hatten; worauf endlich Dioscorus, um ferneren ähnlichen Mißverständnissen vorzubeugen, sämmtliche Notarien der anwesenden Bischöfe durch Soldaten fortschaffen ließ; so daß nun die seinigen, alles was ihnen gut dünkte, niederzuschreiben, freies und unbestrittenes Feld hatten.

7. Der Comes Elpidius und der Tribun Eulogius spielten Hauptrollen auf dem Concilium. Aber nicht nur sie allein; sondern auch ihre mitgebrachten Soldaten, die eutychianischen Mönche, die Mönche des Barsumas, die alexandrinischen Parambolanten und noch andere Haufen ähnlichen Gesindels. So oft sie wollten, kamen diese in die Kirche, erhoben tumultuarisches Geschrei, erfüllten die Bischöfe, welche noch Lust gehabt hätten, sich zu widersetzen, mit Furcht und Schrecken, sprachen von nichts Wenigerm als von Zerreissen und Verbrennen der Widersträu-

benden und zeigten ganz deutlich, daß sie auf den ersten Wink ihres Gebieters zu jeder Gewaltthätigkeit, zu jedem Frevel entschlossen wären.

8. Den Anfang der Verhandlungen machte das Ablesen des kaiserlichen Rescripts. Als dieses geschehen war, übergaben die Legaten das an das Concilium gerichtete päbstliche Breve, nebst einer Abschrift des erst erwähnten, berühmten Briefes an den heiligen Flavian über die Lehre von der Menschwerdung Jesu. Dioscorus nahm die päbstlichen Briefe, ließ aber dieselben nicht vorlesen. Die Legaten drangen mehrmals darauf. Jedesmal versprach es Dioscorus, brachte aber auch jedesmal eine Ursache vor, warum das Ablesen derselben für jetzt noch müßte aufgeschoben werden. Kurz, das so merkwürdige, so belehrende und salbungsvolle Schreiben des Pabstes, und welches selbst trotz aller Bemühungen der Hölle und ihrer Apostel dem Gange der Verhandlungen vielleicht noch eine andere Wendung hätte geben können, ward nicht einmal erbrochen, viel weniger den anwesenden Bischöfen vorgelesen.

9. Der päbstliche Legat und Thalassus von Cäsarea trugen darauf an, daß man mit dem Wichtigsten den Anfang machen, und sich vor Allem, um die reine Lehre zu befestigen, mit den bestrittenen Glaubenspunkten beschäftigen müße. Dioscorus widersetzte sich diesem Antrage. Der Glaube der Kirche, sagte er, sey bekannt, und die Beschlüsse der Concilien von Nicäa und Ephesus bedürften weder Erläuterung noch Zusätze. Auf Befehl des Kaisers habe das Concilium sich versammelt, um wegen des gegen Eutyches gefällten Urtheils Untersuchung anzustellen. Es käme also jetzt blos darauf an, zu untersuchen, ob Eutyches, in Gemäsheit der Decrete jener Concilien, mit Recht oder Unrecht verurtheilt worden sey. Mehrere laue

oder feige Bischöfe gaben dem Dioscorus Beifall und dieser befahl nun, den Eutyches vorzurufen.

10. Seines Sieges schon gewiß, trat der graue Sünder mit frecher Stirne vor die Bischöfe und überreichte dem Dioscorus eine Denkschrift, welche derselbe auch sogleich durch einen seiner Notarien vorlesen ließ. In dieser Schrift erklärte Eutyches, daß er sich zu dem Glaubensbekenntniß von Nicäa bekenne und, treu den Beschlüssen des Conciliums von Ephesus, alle Zusätze, die man zu demselben machen wolle, verwerfe. Er habe den Glauben der ganzen Kirche und wolle auch, wenn man es verlange, einem jeden das Anathema sprechen, der da lehren sollte, daß der Leib Jesu Christi vom Himmel gestiegen sey. Hier unterbrachen Basilius von Seleucia und Diogenes von Cyzicum den Notarius, welcher die Schrift des Eutyches ablaß, und fragten den letztern, auf welche Art er dann glaube, daß das Wort Fleisch geworden sey. Aber der tückische Mönch wollte sich auf die Beantwortung dieser Frage nicht einlassen, und Dioscorus und dessen Anhang erklärten, daß es unnöthig sey, sich jetzt in solche Erörterungen einzulassen. Man fuhr also mit dem Lesen der Denkschrift wieder fort, welche nun alles, was auf dem Concilium von Constantinopel in dieser Sache geschehen war, auf das gehässigste und lügenhafteste darstellte und endlich damit schloß, daß Eutyches das Concilium auffoderte, den heiligen Flavian sammt allen Bischöfen, die ihn in Constantinopel verdammt hätten, als die Urheber seiner unverschuldeten Leiden, den Canons gemäß, mit der größten Strenge zu bestrafen.

11. Der heilige Flavian wollte jetzt darauf antragen, daß man auch den Eusebius von Doriläum, den Ankläger des Eutyches vorrufen und vor dem hier versammelten Concilium hören müße. Aber

der Comes Elpidius erhob sich gegen den heiligen Patriarchen und gebot ihm zu schweigen, indem es ihm, dem kaiserlichen Befehle zu Folge, nur dann zu sprechen erlaubt sey, wenn er von Dioscorus oder dem Concilium dazu aufgefodert werde. Was den Eusebius betreffe, fügte der Comes hinzu; so habe derselbe in Constantinopel als Ankläger das Seinige gethan. Mit ihm habe man hier nichts mehr zu schaffen; sondern blos mit den Richtern, deren Urtheil nun geprüft werden müße, ob dasselbe nach Recht und Gerechtigkeit und den Vorschriften der Kirche gemäß gefällt worden sey, oder nicht. Dioscorus und die übrigen Bischöfe, wovon beinahe keiner sich mehr erkühnte, eine eigene Meinung zu haben, fanden die Ansichten des Comes vollkommen gegründet, und so ward nun beschlossen, unverzüglich zum Ablesen der Akten des gegen Eutyches in Constantinopel gehaltenen Conciliums zu schreiten.

12. Anfänglich gieng das Lesen der Akten so ziemlich von Statten. Als man aber an jene Stellen kam, wo die bei dem Concilium von Constantinopel anwesenden Bischöfe sich über die *beiden* Naturen in Christo erklärten, da erhoben Barsumas und seine Mönche und alle Mönche des Eutyches ein wildes, lange anhaltendes, mit den gräßlichsten Drohungen und Verwünschungen vermischtes Geschrei, wodurch alle Bischöfe so in Schrecken gesetzt wurden, daß, als man endlich an die Verhandlungen der siebenten Sitzung kam, in welcher Eusebius von Doriläum in den Eutyches drang, zwey Naturen in Jesu Christo anzunehmen, das ganze Concilium, in Gemeinschaft mit den zügellosen Mönchsbanden, laut aufschrie, man müße Eusebius, den Wolf im Schafspelze verbrennen, zerreissen müße man ihn, weil er auch Jesum Christum zerrissen hätte.

nc. p. 224.

13. Doch damit wollte Dioscorus sich noch nicht begnügen; sein Wunsch war, daß auch jeder Einzele ihm die Gotteslästerung nachsprechen möge. Er machte also den Antrag, oder vielmehr er befahl, daß jeder durch Emporhalten seiner Hand nun hier öffentlich erkläre, daß er denjenigen beitrete, welche der Lehre von den beiden Naturen in Christo das Anathema sprächen.

14. Dioscorus hatte kaum seinen Willen kund gethan, als auch — o, der nie zu vertilgenden Schande! — ein Bischof, nach dem andern die Hand in die Höhe hielt und die Worte aussprach: „Anathema der Lehre von den beiden Naturen in Christo! Verbannt, zerrissen, erwürgt müssen alle diejenigen werden, welche zwei Naturen in Jesu Christo lehren.“ — Einige der Bischöfe trieben ihre Feigheit, oder vielmehr ihre feige Verrätherei gar so weit, daß sie sich an die Notarien des Dioscorus mit der Bitte wendeten, in den Akten des Conciliums von Constantinopel alles auszustreichen und auszukratzen, was sie damals zu Bekräftigung der Lehre von den beiden Naturen gesagt hätten. Wieder andere suchten an ihren auf jenem Concilium gegebenen Erklärungen nun auf mancherlei alberne Weise zu deuteln, um solche mit ihren jetzigen Aeußerungen in Uebereinstimmung zu bringen und sich den Schein zu geben, mit Dioscorus und Eutyches stets in Gemeinschaft des Glaubens, wie der Lehre gestanden zu seyn.

Till. m. ecc. t. St. Lev. art. 65.

15. Nach diesem förmlichen Triumph der Ketzerei, und nachdem alle Bischöfe aus Furcht vor Dioscorus dem Glauben der allgemeinen Kirche das Anathema gesprochen hatten, konnte die Lossprechung des Eutyches keine weitere Schwierigkeiten mehr finden. Dioscorus fragte das Concilium um seine Meinung in Beziehung auf die Rechtgläubigkeit des Eutyches und dessen fer-

neres Schicksal. Juvenalis von Jerusalem stimmte zuerst, erklärte den Eutyches für völlig orthodox und daher würdig einem Kloster vorzustehen und in seiner vorigen priesterlichen Würde wiederhergestellt zu werden. Um ihren Antheil an dieser neuen Abscheulichkeit wenigstens um etwas zu verkleinern, waren viele Bischöfe entschlossen, dieser Meinung blos stillschweigend beizutreten. Aber Dioscorus wollte alle anwesende Bischöfe mit sich in gleiche Verdammniß hineinziehen. Wahrscheinlich war das Bewußtseyn, viele Genossen seiner Schandthaten zu haben, für ihn eine Erleichterung, vielleicht selbst ein neuer Genuß, ungefähr von der Art, wie er auch dem Teufel zu Theil wird, wenn es ihm gelingt, recht viele Seelen auf einmal in das Verderben zu stürzen. Dioscorus bestand also darauf, daß jeder Bischof einzeln seine Meinung sagen müßte, und rief nun auch sogar jene auf, welchen, ohne von ihm aufgefordert zu seyn, das Sprechen während der Verhandlungen nicht erlaubt war. Unter diesen befand sich Domnus, Patriarch von Antiochien. Derselbe hatte erst unlängst das Verdammungsurtheil des Eutyches unterschrieben; aber demungeachtet sprach er ihn jetzt frei und stimmte, wie Juvenalis, zu der Wiedereinsetzung des Irrlehrers in seine vorige klösterliche und priesterliche Würde. Nachdem Domnus sich so tief erniedriget hatte, nahmen die andern keinen Anstand mehr, diesem traurigen Beispiele zu folgen, und jeder, nur unter verschiedenen Ausdrücken und unter welchen einige das Schändliche der Handlung zu verschleiern suchten, vereinigte nun zur Lossprechung und Wiedereinsetzung des Eutyches seine Stimme mit jener des Dioscorus, Juvenalis und Domnus.

Mit den von Flavian mit dem Banne belegten Mönchen des Eutyches ward die Sache noch schneller entschieden. Dioscorus fragte sie blos, ob

sie mit ihrem Abte dem Eutyches gleichen Glauben hätten. Als sie dieses bejaheten, ertheilte er ihnen, und wie es sich von selbst versteht, mit allgemeiner Zustimmung des Conciliums die Lossprechung.

16. Durch den schändlichsten, gottlosesten Verrath an dem heiligen Glauben und an der Kirche des lebendigen Gottes, hatte Dioscorus sich nun des ersten Theiles seines von Chrysaphas erhaltenen Auftrages, entlediget. Jetzt kam es an den zweiten, nämlich an die Absetzung des heiligen Flavians. Da durch alles, was bisher geschehen war, die Bahn hiezu nun nicht nur gebrochen, sondern auch völlig geebnet war; so konnte auch Dioscorus bei diesem Bubenstücke nun ungleich rascher zu Werke gehen. Auf seinen Antrag, oder auf sein Geheiß wurden also die auf das nicänische Glaubensbekenntniß sich beziehenden Verhandlungen und Beschlüsse des Conciliums von Ephesus und durch welche unter strengen Strafen, irgend etwas dem Glaubensbekenntnisse von Nicäa hinzuzufügen, oder von demselben hinwegzunehmen, verboten war, den versammelten Bischöfen vorgelesen. Als man zu lesen anfieng, sagte sogleich Onesiphorus von Iconium ganz in der Stille zu dem neben ihm sitzenden Epiphanus von Perga: „Man ließt uns jetzt dies blos vor, weil „man den Flavian verdammen will.“— „Bei Gott!“ erwiederte dieser „an Flavian wird sich niemand wa„gen. Gegen Eusebius von Dorilaum mag es wohl „gerichtet seyn; aber gar den Flavian absetzen zu wol„len; dies kann auch dem Tollsten und Vermessensten „nicht in den Sinn kommen.“

17. Aus der Geschichte des Conciliums von Ephesus wird der Leser sich noch erinnern, aus welcher Veranlassung auf demselben die das nicänische Glaubensbekenntniß betreffenden Beschlüsse waren abgefaßt worden, und in welchem ganz klaren, sich von selbst darbietenden Sinne dieselben nothwendig verstanden

werden musten, ja unmöglich anders verstanden werden konnten.

18. Als man mit dem Ablesen dieser Akten fertig war, reassumirte Dioscorus alles in wenigen Worten und deutete die Beschlüsse jenes Conciliums auf die Weise, daß es durchaus nicht erlaubt wäre, über das nicänische Glaubensbekenntniß irgend noch etwas zu denken, zu sprechen oder zu schreiben, was nicht gerade in den nämlichen Worten und Ausdrücken darin enthalten wäre. Nach dieser boshaften und offenbar sinnlosen Deutung mußte nun nothwendig jeder strafbar seyn, welcher in dem Falle gewesen war, den Sinn und das wahre Verständniß des Glaubensbekenntnisses von Nicäa noch deutlicher erklären zu müßen; indem es ja schon in der Definition einer Erklärung liegt, daß man sich dabei noch mehrerer und oft ganz anderer Worte und Ausdrücke bedienen muß, als jene sind, durch welche das zu Erklärende ist dargestellt worden. Auf diese Art hätte man ebenfalls dem heiligen Cyrillus, den heiligen Päbsten Cölestinus und Sixtus und endlich einer Menge anderer Päbste und heiliger Kirchenlehrer das Urtheil sprechen können.

19. Sobald Dioscorus diese wahnsinnigen Prämissen vorausgeschickt hatte, fragte er sogleich sein feiges, eingeschüchtertes, vor ihm zitterndes Concilium, ob nicht derjenige, welcher gegen das Verbot des Conciliums von Ephesus gehandelt hätte, allen von eben dieser Synode verordneten Strafen zu unterwerfen wäre. Die Bischöfe, von welchen keiner den Muth hatte, dem Wüthenden zu widersprechen, suchten wieder größtentheils sich hinter allgemeine Ausdrücke zu verschanzen, und alle, einer nach dem andern, sprachen jedem das Anathema, der zu dem Glaubensbekenntnisse von Nicäa Zusätze zu machen sich erlaubt hätte.

20. Hilarius einer der päbstlichen Legaten, die längst schon die ganze Bosheit des tückischen Dioscorus durchschauet hatten, brachte nun abermals das an das Concilium gerichtete, bis jetzt noch nicht gelesene päbstliche Sendschreiben in Erinnerung. Beide Legaten drangen auf das neue darauf, daß dasselbe, bevor man weiter schreite, dem Concilium möchte vorgelesen werden.

21. Aber Dioscorus achtete nicht des Antrages der päbstlichen Legaten, sondern gab ein Zeichen, worauf seine Notarien vortraten und gegen den heiligen Flavian das Verdammungs- und Entsetzungs-Urtheil ablasen. — Allgemeines Entsetzen ergreift jetzt die ganze Versammlung. Die päbstlichen Legaten protestiren sogleich feierlich gegen die Gottlosigkeit dieses ungerechten Urtheils. Mehrere Bischöfe werfen sich dem Dioscorus zu Füßen, mit Thränen in den Augen zu ihm flehend, daß er doch ja wohl bedenken möge, was er zu thun nun im Begriffe stünde. Viele andere Bischöfe folgen diesem Beispiel. Alles ist in furchtbarer Bewegung und in wessen Herz noch ein Funke von Gerechtigkeit glimmte, lag jetzt zu den Füßen des stolzen, halb wahnsinnigen Tyrannen im Priesterrock. Aber wüthend erhebt sich nun auch dieser, tritt (wie die Akten sich ausdrücken) auf seiner Thronstufe hervor und donnert mit fürchterlicher Stimme den ihm zu Füßen liegenden Bischöfen entgegen: „Wie! Ihr erkühnt euch, einen Aufruhr hier zu erregen! Wo sind die beiden Comes?"

Till. St. Le art. 70.

22. Auf dieses Feldgeschrei springen Elpidius und Eulogius sogleich herbei. Aber in dem nämlichen Augenblicke öffnen sich auch die Thüren der Kirche. Eine Menge Soldaten, eutychianische Mönche, Mönche des Barsumas, Parambolanten und noch andere Haufen frecher Bösewichter, mit Ketten, Knütteln, Peitschen und allerlei Mordinstrumenten bewaffnet,

Lib. c. 12

dringen jetzt in die Kirche, erfüllten den Tempel Gottes mit heulendem Geschrei und bedrohen mit Absetzung und Tode jeden Bischof, der dem Dioscorus nicht gehorsamen würde. Alle Bischöfe, vor ihr Leben zitternd, fliehen auseinander. Einige verstecken sich in den verborgensten Winkeln der Kirche, andere unter die Tische, Stühle und Bänke. Über den heiligen Flavian, welcher von dem ungerechten Urtheilsspruch appellirt hatte, fallen nun Dioscorus und einige seiner Diaconen her, mishandeln ihn auf das gräulichste. Ersterer schlägt ihm mehrmals mit den Fäusten in das Gesicht; die andern reissen ihn auf die Erde. Mit Knütteln, Spiesen und Peitschen wird jetzt auf den zu Boden liegenden Flavian drein geschlagen; Dioscorus selbst gibt ihm mehrere Fußtritte auf den Magen, überhäuft ihn mit Schmähungen, läßt ihn endlich durch Soldaten fortschleppen; und mehr todt als lebend wankt nun der bluttriefende, unmenschlich mißhandelte Heilige, unter der Begleitung einer Wache, aus der schändlich entweiheten, in eine Räuberhöhle verwandelten Kirche hinaus. — Pabst Leo machte nachher dem gottlosen Dioscorus den Vorwurf, daß er nicht nur der Ketzerei gehuldiget, den Glauben verleugnet und die Wahrheit verdammt; sondern auch seine mörderischen Hände mit dem Blute eines schuldlosen, rechtgläubigen, wahrhaft heiligen Prälaten befleckt habe.

Evag. l. 2. — Nyceph. l. 14. — Zonar.

Leon. epist. 93.

12. Nachdem der heilige Flavianus durch Soldaten war hinweggeführt worden, wurden alle Thüren der Kirche sogleich verschlossen. Keinem der Bischöfe sollte es vergönnt seyn, durch Flucht sich einer neuen Schmach, einem neuen Verbrechen zu entziehen. Dioscorus bestieg wieder seinen Thron, gebot Stille durch ein Zeichen mit der Hand und sprach dann zu den Bischöfen: „Wer von Euch dem gegen Flavian gefällten Urtheil nicht beitreten will, der bedenke wohl,

was er thue; denn mit Mir wird er es zu thun haben." — Nirgends war jetzt mehr an Widerstand zu denken. Alle Bischöfe stimmten, wie Dioscorus es verlangte; und um die Geschichte ihrer Schande wie ihrer Niederträchtigkeit zu verewigen, sind selbst die Ausdrücke, deren sie sich dabei bedienten, auf uns gekommen. Juvenalis stimmte zuerst; nach ihm Domnus von Antiochien und diesem folgten alle Übrigen. Von den dem Dioscorus ohnehin anhängenden Bischöfen wetteiferten einige, durch Schlechtigkeit sich in der Gunst ihres Tyrannen noch mehr zn befestigen. So z. B. erklärte Uranus von Himera, daß Flavian nicht nur abgesetzt, sondern mit dem Tode bestraft zu werden verdient hätte und Theopemtus von Cabasa beschuldigte den Verurtheilten geradezu, ein Anhänger des Nestorius und dessen Ketzerei zu seyn.

13. Dieser mündliche Beitritt des Conciliums gab indessen dem gegen Flavian gefällten Urtheil noch nicht seine volle Gültigkeit. Es bedurfte noch der förmlichen Unterschrift sämmtlicher Bischöfe. Aber der zu unterzeichnende Akt war noch nicht ausgefertiget. Die Ausfertigung erfoderte Zeit, und der Tag war schon weit vorgerückt. Da jedoch Dioscorus die gegenwärtige, durch Schrecken und Gewaltthätigkeiten jeder Art, erzeugte Stimmung der Bischöfe benutzen wollte; so ward zwischen ihm und seinem Anhang — welche bei Seite getreten waren, um sich in der Stille zu bereden — beschlossen, den Bischöfen ein weißes, noch unbeschriebenes Papier zum Unterzeichnen vorzulegen.

14. Von einem Trupp Soldaten und Mönche begleitet, giengen nun Dioscorus und Juvenalis von einem Bischofe zu dem Andern und begehrten dessen Unterschrift. Wer nur ein wenig damit zu zögern schien, gegen den erhob sich sogleich wüthendes, drohendes Geschrei; und einige, welche blos durch ein

Zeichen mit der Hand zu verstehen gaben, daß man ihnen Gewalt anthue, wurden so lange geprügelt, bis sie unterzeichnet hatten. Da es endlich sehr späte ward, bevor noch alle Bischöfe hatten unterzeichnen können; so mußte der Bischof von Ephesus für die, deren Unterschriften noch fehlten, Bürgschaft leisten. Er versprach, sie mit sich nach seiner Wohnung zu nehmen und nicht eher zu entlassen, als bis sie ebenfalls unterzeichnet haben würden. Die ägyptischen Bischöfe waren schlau genug, erst nach den andern Bischöfen zu unterzeichnen, um hierin zu seiner Zeit einen Vorwand zu finden, sagen zu können, daß die andern mit ihrem Beispiele ihnen vorangegangen wären. So fühlte ein jeder die Niederträchtigkeit, Abscheulichkeit und Ungerechtigkeit der Handlung, und suchte also schon zum voraus einen Theil der Schuld wie der Schande auf einen andern hinüber zu wälzen.

Conc. t. 4. p. 113.

15. Mit dem, alles an Schändlichkeit übertreffenden, feigen Benehmen der Bischöfe bildete der wahrhaft christliche Heldenmuth der päbstlichen Legaten einen, zwar das Herz nicht beruhigenden, aber doch immer dasselbe einigermaßen wieder erquickenden, freundlichen Contrast. Schon während der Verhandlungen hatten sie sich allen Unternehmungen des Dioscorus mit Kraft und Nachdruck widersetzt, bei jedem ungerechten und unheiligen Beschluß laut erklärt, daß sie an demselben keinen Antheil nehmen könnten; und der große Theodoret sagte nachher von ihnen, daß die Standhaftigkeit, mit welcher sie für den heiligen Glauben gestritten, und die edle Kühnheit, mit der sie die Sache der verfolgten, unterdrückten und mißhandelten Unschuld vertheidiget hätten, der ganzen Welt bekannt wären, von der ganzen Welt bewundert würden. Sobald das Urtheil gegen den heiligen Flavian war abgelesen worden, hatten sie sogleich, wie wir schon erwähnten, feierlich gegen dasselbe protestirt. Aber auch jetzt

Vict. Tun. chr. Prosp. chr. Lab. ed.

Thdrt. epist. 116.

unter dem Getümmel der Soldaten und dem betäubenden Geschrei ganzer Schwärme frecher Mönche fuhren sie fort, mit Kraft und der ihnen, als apostolischen Legaten, zustehenden Würde, die Unschuld des ungerecht entsetzten, beispiellos mißhandelten, heiligen Patriarchen zu vertheidigen. Sie nannten den ganzen Akt eine unerhörte, alle Canons verletzende Gottlosigkeit. Die Sache des Flavians, sagten sie, sey die Sache der ganzen, über dem Erdkreise verbreiteten Kirche; und erklärten endlich, daß der apostolische Stuhl zu solchen Ungerechtigkeiten nie seine Zustimmung geben, solche offenbare, den heiligen Glauben, wie alle Grundsätze der Gerechtigkeit, Zucht und Ordnung in der Kirche, zerstörende Gottlosigkeiten niemals dulden würde.

16. Dioscorus fühlte wohl, daß, sollte sein Sieg vollständig seyn, er durchaus der Zustimmung der päbstlichen Legaten nicht entbehren könnte. Fest entschlossen, im äußersten Falle, jede, auch die größte Gewaltthätigkeit, selbst gegen die Freiheit und das Leben der Legaten sich zu erlauben, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß vielleicht an dem folgenden Tage, an welchem die zweite Sitzung sollte gehalten werden, es ihm gelingen würde, sie durch List oder Drohung ebenfalls seinem Willen zu unterwerfen. Aber die Legaten ahndeten die über ihnen schwebende Gefahr, reißten noch in der nämlichen Nacht, mit Zurücklassung alles ihres Gepäckes, von Ephesus ab, und suchten nun, auf verschiedenen Umwegen, von einander getrennt und oft verkleidet, die Gränzen des abendländischen Reiches bald möglichst zu erreichen.

Prosp. Chron. Lab. ed.

17. Als Hilarius, einer der Legaten und damals Diacon, nachher zur päbstlichen Würde erhoben ward, bauete er neben der Taufkapelle zu St. Lateran noch zwei andere Kapellen. Die eine weihete er dem heiligen Johannes dem Täufer, die andere dem heiligen

Baron. 449. §. 99 et 100.

Johannes dem Evangelisten. In der Inschrift nennt er diesen seinen Befreier. Ein Beweis von der großen Gefahr, in welcher Hilarius sich in Ephesus befand und daß er seine Rettung blos der Fürbitte des Schutzpatrons dieser Stadt, dessen Hülfe er angeflehet hatte, verdanken zu müssen sich gedrungen fühlte.

18. Nach der Absetzung des heiligen Flavians, welcher jene des Eusebius von Doriläum unmittelbar gefolgt war, konnte Dioscorus über alle andere bischöfliche Stühle nach Willkühr verfügen. Die Verhandlungen der beiden folgenden Sitzungen beschränkten sich also blos auf Absetzung aller Bischöfe, welche das Glück hatten, dem Dioscorus zu mißfallen. Dieses Loos traf nun größtentheils die orientalischen Bischöfe. Die mehrsten davon waren abwesend und jene, welche gegenwärtig waren, erfuhren nun, daß ihre niederträchtige, feige und blinde Folgeleistnng sie wohl mit Schmach bedecken, aber nicht auf ihren Stühlen hatte erhalten können. Die merkwürdigsten der jetzt abgesetzten Bischöfe waren: Ibas von Edessa, Sabinianus von Perrha, Biblos von Barbalissus, in der Euphratensis, Irenäus von Tyrus, Domnus von Antiochien und endlich gar der, wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Frömmigkeit und seines wahrhaft apostolischen Eifers, von allen morgenländischen und abendländischen Kirchen so allgemein verehrte Theodoret von Cyrrhus.

19. Bei der Verurtheilung dieser Bischöfe wurden, nach der Weise des Dioscorus, wieder alle Canons der Kirche, alle gerichtliche Formen schamlos verletzt. Keinem war sein Verbrechen bekannt gemacht, keiner darüber vernommen, von keinem dessen Vertheidigung gehört worden. Die mehrsten, wie wir schon sagten, waren abwesend. Ibas von Edessa z. B. befand sich auf kaiserlichen Befehl als Staatsgefangener in Antiochien. Irenäus von Tyrus war

lange schon vor dem Zusammentritt des Afterconciliums, kraft eines blosen kaiserlichen Rescriptes, von seiner Kirche vertrieben und in die Verbannung geschickt worden, und Theodoret endlich hatte ebenfalls eines kaiserlichen Befehles zu Folge die Stadt Cyrrhus nicht verlassen dürfen. Um das Maß voll zu machen, stellte Dioscorus mehrere, notorisch schlechte, und daher mit Recht abgesetzte Bischöfe auf ihren Stühlen wieder her; so wie er andere auf denselben erhielt, deren schlechte Sitten und ruchbar gewordene Verbrechen durchaus ihre Absetzung erfodert hätten. So z. B. ward Candidianus, ein Bischof aus Pissidien, öfters begangenen Ehebruchs und anderer groben Verbrechen wegen bei dem Concilium angeklagt. Aber Dioscorus nahm die Klage nicht an. „Habt Ihr," sagte er den Klägern, „dem Bischofe seines Glaubens wegen gegründete Vorwürfe zu machen; so wollen wir eure Klagschrift annehmen; aber Fälle des Ehebruchs und der Unlauterkeit zu untersuchen ist jetzt nicht unser Beruf;" — der schlechte Candidianus blieb also Bischof, so wie der noch weit schlechtere Dioscorus ebenfalls noch einige Zeit Patriarch von Alexandrien blieb.

Thdrt. add. J. Gar. 4. p. 70

20. Alles, was der heilige Euthymius dem Domnus vorhergesagt hatte, war jetzt in Erfüllung gegangen. Reumüthig kehrte dieser nun wieder nach Palästina in die Zelle seines ehemaligen, heiligen Lehrers zurück, begehrte auch nicht nachher auf dem Concilium von Chalcedon, wieder in den Besitz seiner Kirche gesetzt zu werden. In stiller Abgeschiedenheit von der Welt und ihrem Geräusche, und seinem frühern Berufe folgend, suchte er nun sein ganzes übriges Leben hindurch das Verbrechen seiner auf dem Afterconcilium bewiesenen, beinahe einem **Abfalle** gleich zu stellenden Feigheit, durch

Boll. 20. Jan. §. 57.

Thränen einer aufrichtigen Reue und Bußübungen jeder Art wieder zu tilgen. Auf den Antrag seines Nachfolgers, des Maximus von Antiochien, ward ihm von dem Concilium in Chalcedon ein mäßiges, seinen beschränkten Bedürfnissen entsprechendes, jährliches Gehalt angewiesen.

21. Theodoret zog sich in sein ehemaliges Kloster bei Apamea zurück. Viele, welche blos des gelehrten und frommen Bischofes wegen sich in Cyrrhus niedergelassen hatten, verließen nun ebenfalls diese Stadt. Einem von Theodosius erlassenen Edikt zu Folge ward Theodoret einem Geächteten gleich gestellt. Seine Schriften wurden gleich den nestorianischen Büchern zum Feuer verdammt und das Lesen und Aufbewahren derselben strenge verboten. Endlich ward auch noch unter Androhung harter Strafe einem jeden untersagt, dem abgesetzten Bischofe einen Aufenthalt bei sich zu gestatten, ihn zu beherbergen, ihm Nahrung oder irgend eine andere Nothwendigkeit des Lebens zu reichen. Aber die Edikte des zeitlichen Gesetzgebers können die unwiderruflichen Edikte des ewigen Gesetzgebers nicht aufheben und Theodoret fand in dem Herzen und den Gesinnungen seiner Gläubigen einen Schatz, der ihn gegen alle Bedürfnisse seines Lebens sicher stellte; und da er diese mit ungemeiner Selbstverläugnung zu beschränken wußte und sich nur das erlaubte, was die Natur gebieterisch von ihm forderte; so sah er sich in den Stand gesetzt, daß er alle, und oft auch bedeutende Summen, welche die Bischöfe, seine Freunde ihm schickten, dankbar ausschlagen und ihnen solche wieder zurücksenden konnte. Die Ungerechtigkeit, wie die Ungültigkeit seiner Absetzung ward so allgemein und so schmerzhaft empfunden, daß niemand daran dachte, ihm einen Nachfolger zu wählen; daher wir ihn auch auf dem Concilium von Chalcedon, trotz dem Widerspruche

einiger ägyptischen Bischöfe, bald wieder als Bischof von Cyrrhus unter den übrigen dort versammelten Vätern erblicken werden.

22. Das saubere Concilium hatte nun ein Ende. Traurig und beschämt und von ihrem Gewissen mit Vorwürfen überhäuft, schlichen die gut denkenden Bischöfe sich ganz im Stillen aus Ephesus fort. Aber triumphirend kehrten die ägyptischen Bischöfe nach ihren Kirchen zurück; und Dioscorus und Eutyches eilten beide mit einander nach Constantinopel, um bei Chrysaphas den verdienten Dank zu ernten und im Glanze des Kaiserhofes sich der Früchte ihres Sieges zu erfreuen.

LVII.

1. Der heilige Flavianus ward, nachdem man ihn halb todt aus der Kirche hinweggeschleppt hatte, in ein öffentliches Gefängniß gebracht und gleich am folgenden Tag nach dem Ort seiner Verbannung abgeführt. Aber Gott erlösete ihn aus den Händen seiner Verfolger; denn schon am dritten Tage nach seiner Absetzung (11. August) starb der Heilige an den Folgen der erlittenen, schrecklichen Mißhandlung, unter den Händen seiner Wächter, zu Epipus, einem zwei Tagreisen von Ephesus gelegenen, ganz unbekannten Dorf. Ob Epipus der Ort seiner Verbannung, oder blos auf dem Wege dahin gelegen war: dies dürfte höchst gleichgültig und daher die Verschiedenheit der Meinung, die darüber herrscht, kaum einer Erwähnung hier werth seyn.

2. Zu einer Zeit, wo blutige Verfolgung nicht mehr gedenkbar war, ward Flavianus von Gott der Märtyrerkrone gewürdiget. Ein Beweis der Reinheit seiner Lehre, der Heiligkeit seines Wan-

dels und des vorzüglichen Wohlgefallens, welches Gott an diesem, seinem Diener fand.

3. Die Kirche hat ihn heilig gesprochen. Alle auf dem Concilium von Chalcedon versammelten Väter waren voll seines Lobes und unter Marcian ward die Leiche des Heiligen, auf flehentliches Bitten sämmtlicher Einwohner von Constantinopel und welches den eignen Gesinnungen des Kaisers und der frommen Augusta so vollkommen entsprach, mit der größten Feierlichkeit und allem, bei einer solchen Gelegenheit nur immer möglichen Gepränge nach Constantinopel zurückgebracht, der allgemeinen Verehrung ausgesetzt und hierauf in der Kirche der heiligen Apostel begraben. In der griechischen, wie in der römischen Kirche wird sein Andenken am 18. Febr. jedes Jahres gefeiert.

4. Als Pabst Leo den ermordeten Flavian den Heiligen zuzählte, setzte er ihn nicht in die Reihe der Märtyrer, sondern in jene heiliger Bekenner. Leo wollte dadurch das Zartgefühl der erhabenen, in allen ihren Verhältnissen so liebenswürdigen Pulcheria schonen; denn war der heilige Flavian ein Märtyrer, so war auch Theodosius ein Tyrann; und auf ihm, der dem Dioscorus seine Herrschermacht geliehen hatte, mußte, wo nicht die ganze Blutschuld, doch der größte Theil derselben lasten. — Unstreitig machen diese schonenden Rücksichten dem Herzen wie der Einsicht des großen Pabstes Ehre. Aber bei allem dem wird auch wohl die päbstliche Bulle haben verhindern können, daß Flavians unschuldig vergossenes Blut nicht eben so sehr gegen Theodosius als gegen Dioscorus zum Himmel um Rache schrie? und daß es wirklich um Rache geschrien und der Rächer die Stimme des Anklägers gehört: dies macht Theodosius bald darauf

Leon. epist. 79.

erfolgter, plötzlicher und gewaltsamer Tod weit mehr als wahrscheinlich.

5. Mit einem Gemälde, welches die ganze Geschichte des Martyrthums des heiligen Flavians vorstellte, ließ Hilarius, der als Legat ein Zeuge dieser schauerlichen Scene hatte seyn müßen, nachdem er Pabst geworden war, eine Kapelle in Rom ausschmücken. Man erblickte hier den Heiligen von den wüthenden Satelliten des Dioscorus umringt; man sah, wie sie ihn zu Boden rissen, wie Dioscorus ihn mit den Füßen zertrat, wie Barsumas mit Fäusten, wie dessen schnaubende Mönche mit Knütteln auf ihn drein schlugen. Noch zu den Zeiten Pabstes Sixtus V. zeigte man dieses Gemälde; und das Bild, das auf die Wände der Kapelle gemalt war, verschwand erst dann, als Sixtus eben diese Kapelle hatte niederreißen lassen.

Baron. 449. §. 109.

6. Um von dem elenden Menschen, welcher den Namen Barsumas führte, nicht mehr sprechen zu müßen, wollen wir jetzt, obgleich nur ganz flüchtig daran vorübereilend, noch in aller Kürze bemerken, daß dieser ekelhafte, eben so unwissende als aufgeblasene Heuchler bald nachher selbst das Haupt einer neuen Sekte ward, welche leider bis auf den heutigen Tag sich unter dem Namen der Jacobiten in dem Orient erhalten hat. Diesen Namen erhielt sie indessen erst hundert Jahre nach dem Tode des Barsumas, nachdem ein gewisser Jacobus Baradäus, der Bischof von Edessa und ein eifriger Beschützer dieser Sekte war, für deren innern Bestand und weitere Verbreitung mit ungemeinem Erfolge gearbeitet hatte.

LVIII.

1. Den Beschlüssen seines Conciliums die kaiser-

liche Sanktion zu verschaffen, war die erste Sorge des Dioscorus, sobald er in Constantinopel angekommen war. Mit den Akten des Conciliums konnte er nun eben so eigenmächtig und mit der nämlichen Willkühr verfügen, mit welcher er auch das Concilium selbst und dessen Verhandlungen beherrscht hatte. Waren nun die Protokolle von seinen Notarien schon im Niederschreiben verfälscht worden; so war jetzt in den Abschriften beinahe kein einziges wahres Wort mehr zu finden. Was also dem Kaiser vorgelegt wurde — und was durfte man diesem nicht vorlegen! — war demnach nichts, als ein Gewebe von Lug, Trug, Verfälschung und Arglist. Theodosius, der unaufhörlich das Beste wollte und stets das Schlechteste that, nahm nun keinen Anstand ein Edikt zu erlassen, worin er Allem, was auf dem Concilium in Ephesus geschehen war, seine Sanktion ertheilte, die Beschlüsse desselben in Vollziehung zu setzen oder aufrecht zu erhalten gebot, und auf Eingebung des Chrysaphas oder Dioscorus, gegen die abgesetzten Bischöfe noch manche harte, ja wohl grausame Verordnung hinzufügte.

2. Flavian war als ein Märtyrer gestorben; mit seinem Blute hatte er für den heiligen Glauben gezeuget. Befremden dürfte es uns daher nicht, wenn bei seinem Tode sogleich irgend ein Zeichen oder Wunder geschehen wäre. Und wirklich geschah so etwas dergleichen. Dioscorus nämlich erschrack heftig bei der Nachricht von dem Tode des Heiligen; und was bisher noch nie geschehen war, geschah jetzt. Eine leichte Schamröthe überflog die schamlose, mit dem Griffel jedes Verbrechens gezeichnete Wange des schamlosesten aller Menschen. Dioscorus getraute sich nicht, die Nachricht sogleich bekannt zu machen. Er suchte im Gegentheil jetzt auf alle Weise, dieselbe noch einige Zeit geheim zu halten und that dieses

wirklich mit so gutem Erfolge, daß der Tod des heiligen Patriarchen erst gegen Ende des Novembers in Constantinopel bekannt ward.

3. Das ganze Volk von Constantinopel, der bei weitem größte Theil der Geistlichkeit, alle Klöster und ihre Vorsteher und selbst mehrere Großen am Hofe hingen mit Treue und Ergebenheit an ihrem ehemaligen, heiligen Patriarchen. Theodosius befürchtete einen Volksaufstand, und beschloß daher, den erledigten Patriarchenstuhl so schnell als möglich wieder zu besetzen. Er befahl also dem Dioscorus und den in der Hauptstadt anwesenden Bischöfen, mit Zuziehung der Geistlichkeit der Kirche von Constantinopel, unverzüglich zu der Wahl eines neuen Patriarchen zu schreiten. Aber unmöglich konnten zwei von einander ganz verschiedene Parteien sich so leicht über eine solche Wahl verstehen. Die Geistlichkeit von Constantinopel nämlich wollte durchaus einen solchen Patriarchen, von welchem sie überzeugt wäre, daß er den Verstorbenen geliebt hätte, dessen Asche noch ehrte und dessen Grundsätzen und Lehre nicht minder getreu bleiben würde. Dioscorus und seine Bischöfe im Gegentheil wünschten nur einen solchen auf den Patriarchenstuhl zu erheben, von welchem sie die Überzeugung hätten, daß er ihres Gelichters wäre, sie ihn mithin den Ihrigen zuzählen könnten. Da man sich nicht verstehen konnte, und doch, wie wenigstens der Kaiser glaubte, keine Zeit zu verlieren war; so befahl Theodosius, den neuen Patriarchen aus den fremden jetzt gerade in Constantinopel anwesenden Geistlichen zu wählen.

Cotel. p. 66. et 67.

4. Die Wahl fiel auf Anatolius, einen Priester der Kirche von Alexandrien; und Dioscorus mit Zuziehung einiger Bischöfe ertheilte ihm sogleich die bischöfliche Weihe. Daß Anatolius ein Priester der Kirche des Dioscorus war, und auch von diesem zum

Bischofe geweihet ward, dies konnte freilich weder für dessen Rechtgläubigket noch Heiligkeit ein sehr günstiges Zeugniß ablegen; auch gesellte sich zu der Einweihung des Anatolius noch der Unglück weissagende Umstand, daß Eutyches nicht nur bei derselben gegenwärtig war, sondern sogar, die Funktionen eines Priesters verrichtend, hülfreiche Hand dabei leistete. Indessen säumte der neue Patriarch keinen Augenblick seine Wahl dem Pabste Leo kund zu thun. Das nämliche thaten auch Theodosius, Dioscorus und noch einige andere Bischöfe. Da die Wahl des Anatolius den Canons gemäß geschehen war, auch dessen Person kein canonisches Hinderniß darbot; so wollte Leo nicht geradezu sich weigern, ihn zu seiner Kirchengemeinschaft zuzulassen; glaubte aber jedoch, damit nicht sehr eilen zu müßen; indem der neue Patriarch, der so eben erwähnten Umstände wegen, ihm nicht anders als höchst verdächtig scheinen konnte. Der Pabst verschob also seine Antwort auf eine gelegenere Zeit, das heißt, bis er von der Rechtgläubigkeit des Anatolius befriedigende und überzeugende Beweise würde erhalten haben.

Till. t. 15. St. L. art. 79.

5. Die erste, unmittelbare und nothwendige Folge der Verhandlungen des ephesischen Räuberconciliums war eine allgemeine Verwirrung aller Kirchen in dem Morgenlande. Von ihrem traurigen Zustande macht Liberatus in wenigen Worten eine schauerhafte Beschreibung. Noch nie, sagte er, hat bis jetzt ein Schisma, wie das gegenwärtige, die Kirchen so völlig von einander getrennt, sie so heftig erschüttert, so sehr sie zerrüttet und die Gewissensruhe der Gläubigen so tief verwundet. Die Kirchen von Thracien, Ägypten und Palästina schloßen sich an Dioscorus an, und huldigten wenigstens stillschweigend, dem Wahne und den Irrthümern des Eutyches. Die orientalischen Bischöfe und die Bischöfe von Asien und Pon-

Lib. cap. 12.

tus verwarfen das ungerechte, gegen Flavian gefällte Urtheil und blieben dessen Lehre wie dessen Andenken getreu. Aber keiner von allen diesen Bischöfen erkühnte sich, eine Stimme zu erheben. Alle beugten sich unter dem Willen des Dioscorus. Alle seufzten blos im Stillen. Nur der großherzige Theodoret machte eine ruhmvolle Ausnahme. Er appellirte an den Pabst, verwarf alle Beschlüsse des Mordconciliums, sandte selbst einige ihm ergebenen Geistlichen nach Rom, und suchte in seinen Briefen auf alle Art die muthlosen Bischöfe zu Vertheidigung des heiligen Glaubens und standhaftem Bekenntniß der heiligen Lehre zu entflammen. Nicht minder ehrwürdig zeigte sich auch ein Theil der Geistlichkeit von Constantinopel. Besonders waren es die frommen, eingezogenen, ihrem heiligen Berufe folgsamen Mönche von Constantinopel und ihre würdigen Vorsteher, welche durch ihr Betragen in dieser schwülen, drückenden Zeit, sich die gerechten und öffentlichen Lobsprüche des großen Pabstes zu verdienen wußten. Auch Pulcheria's höhere Einsichten und erleuchteter Geist beurkundeten sich wieder bei dieser Gelegenheit. Zwar hatte der Legat Hilarius, wegen seiner schnellen Flucht aus Ephesus ihr das Schreiben, welches der Pabst ihm an diese Fürstin mitgegeben hatte, nicht überreichen können. Aber demungeachtet konnte das Gaukelspiel des Dioscorus sie nicht bethören; sie erkannte in ihm den Schalk; durchschauete das nächtliche Gewebe. Von selbst also schrieb sie nun an den Pabst und bat ihn, sich wieder mit seiner gewöhnlichen, väterlichen Milde der erschütterten, verwirrten und zerrütteten Kirchen des Morgenlandes zu erbarmen.

6. Aber niemand entwickelte jetzt mehr Kraft, Weisheit und Thätigkeit, als der Pabst Leo der Große selbst. Ungefähr am 18. Septbr. waren seine Legaten

von Ephesus in Rom zurückgekommen. Hilarius einige Tage früher, als Julius von Puzzeoli. Mit blutendem Herzen hörte Leo den Bericht seiner Abgeordneten über alle die Greul, von welchen sie in Ephesus hatten Zeugen seyn müßen. Aber die Gefahren, welche jetzt der Kirche drohen, geben dem erhabenen Geiste Leos nur einen noch höhern Schwung. Der Anker aller seiner Hoffnungen sind die ewigen, untrüglichen Verheissungen des Sohnes Gottes; und stark in dem Glauben, daß selbst die Pforten der Hölle nichts gegen die Kirche vermögen werden, hat er nun keinen andern Gedanken, als das vom Sturm ergriffene, ihm anvertraute Schiff Petri, mit aller von Oben ihm ertheilten Kraft furchtlos mitten durch die tobenden Wogen hindurch zu führen.

7. Unverzüglich versammelte also jetzt Leo ein Concilium in Rom. Die Bischöfe fanden sich so zahlreich dabei ein, daß man es als ein allgemeines Concilium aller abendländischen Kirchen betrachten konnte. In dieser heiligen, unter der unmittelbaren Leitung des Oberhauptes der Kirche versammelten Synode werden nun alle Werke der Finsterniß des Conciliums von Ephesus zerstört. Mit der ungetheilten Zustimmung der hier so zahlreich versammelten Väter, cassirt und vernichtet Leo alle in Ephesus gemachten Beschlüsse, brandmarkt alle dort geschehenen Verhandlungen mit dem Stempel der Gottlosigkeit, schließt den Dioscorus und alle, welche das ungerechte Urtheil gegen Flavian unterzeichnet hatten, von der Gemeinschaft der römischen Kirche aus, und erklärt, daß diese ewig und unverbrüchlich nur mit Flavian (der Tod desselben war damals in Rom noch nicht bekannt) und den ihm treu gebliebenen Bischöfen in Gemeinschaft des Glaubens, wie der Liebe bleiben würde. Endlich ward auch von dem Pabste und den ihm umgebenden Bischöfen die

Nothwendigkeit eines unverzüglich zusammen zu berufenden öcumenischen Conciliums anerkannt und ausgesprochen *).

8. Ungesäumt wurden alle diese Beschlüsse des römischen Conciliums den abendländischen wie den morgenländischen Kirchen mitgetheilt. Aber Leo, dessen Eifer, statt abzunehmen, mit jedem Tage noch mehr erglühte, schrieb nun jetzt selbst eine Menge Briefe voll hoher apostolischer Salbung. Er schrieb an den Kaiser Theodosius, an die Augusta Pulcheria, an den heiligen Flavian (den der Pabst nur verbannt, aber immer noch lebend glaubte) an die Geistlichkeit und das Volk von Constantinopel, an Martinus, Faustus, Elias und die übrigen Äbte der Klöster von Constantinopel, an Theodoret von Cyrrhus, an Anastasius, den päbstlichen Vicarius von Thessalonich, an Julianus von Cos und noch an eine Menge anderer

*) Verschiedene der Herren protestantischen Kirchengeschichtschreiber haben das Befugniß, allgemeine Concilien, mithin um so mehr National- und Provinzial-Concilien, zusammen zu berufen, als ein den Kaisern oder der weltlichen Macht zustehendes Souverainetäts-Recht betrachten und diese ihre Ansicht vorzüglich auf Beispiele aus der Geschichte des constantinischen und theodosischen Hauses begründen wollen. Der Gegenstand scheint mir wichtig genug, um denselben in einer besondern Beilage zu dem 2. oder 17. Bande, näher und bestimmter zu erörtern. Nicht nur liegt es schon in der Natur der Sache, daß das Recht, allgemeine Concilien zusammen zu berufen, niemand, als dem Pabste zustehen kann; sondern es wird sich auch bei näherer Untersuchung, und zwar bis zur höchsten Evidenz, ergeben, daß alles, was man gegen dieses päbstliche Prärogativ aus der Geschichte anführen will, blos auf einer völlig falschen, historisch unrichtigen Ansicht der wahren Verhältnisse jener Kaiser zur Kirche und ihrem Oberhaupte, einzig und allein beruhet.

Bischöfe und bedeutender Männer. Grenzenlos war der von der Weisheit geleitete Eifer des heiligen Vaters. Hier lobte er, dort gab er Zurechtweisung, weckte den gesunkenen Muth des einen, bestrafte die Trägheit des andern; er bat, er ermahnte, belehrte, drohete, tröstete und kräftigte; kurz Allen ward er Alles, und einem jeden gerade das, was er ihm jetzt seyn mußte.

9. Man hätte sagen sollen, daß alles, was nur immer Wuth und blinde Leidenschaft einem Wahnsinnigen eingeben können, Dioscorus bis jetzt auch schon vollbracht habe. Aber nein! das Maß desselben war noch nicht ganz voll. Kaum in Alexandrien angekommen, entschloß er sich, schon wieder eine zweite Reise nach Constantinopel zu machen. In einem zahlreichen und glänzenden Gefolge von Bischöfen wollte er dort erscheinen. Aber viele von den ägyptischen Bischöfen fiengen jetzt an, über das, was in Ephesus vorgefallen war, nach und nach einige ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Nur zehn konnte Dioscorus finden, welche mit ihm nach Constantinopel reisen wollten. Als er mit diesen Nicäa erreicht hatte, erfuhr er allda, was der Pabst in dem Concilium in Rom gegen ihn beschlossen hatte. Gleich einem Rasenden verliert nun Dioscorus alle Besinnung, versammelt seine zehen Bischöfe zu einem Conciliabulum und er erfrecht sich, das Oberhaupt der Kirche, den Pabst Leo den Großen zu excommuniciren.

Conc. t. 4, p. 398.

10. Wenn die Kirche Gottes, der Grundpfeiler heiliger Wahrheit, erschüttert ward; dann verschwanden vor dem erhabenen Geiste Leo's alle andere äussern Verhältnisse; nur ein einziger Gedanke, nur eine einzige Empfindung beherrschten dann ganz und ungetheilt seine große Seele. Valentinian und dessen Gemahlin Eudoxia, nebst der Kaiserin Mutter, waren nach Rom gekommen, um bei den Gräbern der beiden hei-

ligen Apostel ihre Andacht zu verrichten. Mitten unter dem Gottesdienste entsteht in dem Pabst der Gedanke, daß vielleicht der Einfluß Valentinians und Placidiens bei Theodosius der Kirche von wesentlichem Nutzen seyn könnte. Plötzlich unterbricht jetzt Leo die heilige Handlung, verläßt die Stufen des Altars und geht, begleitet von einer lange Reihe ehrwürdiger Bischöfe gerade auf die kaiserliche Familie zu. Vor dem zahlreich versammelten Volk schildert nun Leo in den rührendsten Ausdrücken den traurigen Zustand der durch die Bosheit ihrer Feinde unterdrückten Kirche, den Triumph der Ketzerei und Ruchlosigkeit, die unerhörte Ungerechtigkeit, mit der man die rechtgläubigen Bischöfe in dem Morgenlande verfolgt, die Grausamkeit und Härte, mit der man die treuen Hirten schlägt, und die Heerden zu zerstreuen sucht. Wehmuth und Gram ersticken die Stimme des heiligen Vaters ... Viele der Anwesenden zerfließen in Thränen. Alles ist gerührt, und es würde schwer seyn, sich eine Vorstellung zu machen von dem tiefen Eindruck, den diese unerwartete, feierliche, wahrhaft heilige Scene in der kaiserlichen Familie, ihren Umgebungen und dem gesammten, in der Kirche anwesenden Volke jetzt hervorbrachte. Unter den Augen Gottes versprechen Valentinian und Placidia dem Pabste, daß sie alles thun würden, um ihrem kaiserlichen Anverwandten die Augen zu öffnen und ihn wieder zur Erkenntniß der Wahrheit zurückzuführen.

11. In lateinischer und griechischer Abschrift sind die dringenden, gemüthvollen, von Valentinian und Placidia, in dieser wichtigen Angelegenheit an Theodosius geschriebenen Briefe auf uns gekommen. Auch an Pulcherien schrieb die Kaiserin Placidia, jene bittend, zur Vertheidigung des alten, von dem römischen Stuhle ausgehenden, heiligen Glaubens der katholischen Kirche, ihre Kräfte mit den ihrigen zu vereinigen.

Thph. chrgr parisiis 1665 p.87. Libera c. 12. Cold p. 60.

12. Auf Theodosius, der nur mit den Augen seines Chrysaphas sah, nur mit den Ohren seines elenden Verschnittenen hörte, machten weder die Briefe des Pabstes, noch auch jene seiner eigenen Anverwandten einen besondern Eindruck. In ganz allgemeinen Ausdrücken antwortete er ihnen, daß er dem Glauben seiner Väter treu geblieben sey und gerade zu Erhaltung desselben das Concilium in Ephesus versammelt habe, auf welchem nur jene wären verdammt worden, welche Gerechtigkeit und Liebe zur Wahrheit durchaus zu verdammen geboten hätten. Was den Flavian beträfe; so sey derselbe mit Recht abgesetzt worden. Was er gelitten, habe er zu leiden verdient. Durch seine Verurtheilung wären die reine Lehre, der Friede und die Eintracht in allen Kirchen seines Reiches wieder hergestellt worden.

13. Welches furchtbare, alle Kirchen zerrüttende Schisma bedrohete jetzt, unter dem bethörten, aber mit Allmacht ausgerüsteten Kaiser, nicht die gesammte Christenheit? Welche namenlose Übel zeigten sich jetzt nicht in naher und ferner Perspektive? Aber wer sind jene, die gegen die Kirche des lebendigen Sohnes Gottes sich erheben, gegen Dessen sichtbaren Statthalter sich empören? ... Es sind Menschen. Aber Menschen, wie zahllose Nationen, was sind sie vor dem Ewigen, Unendlichen, Allmächtigen? Er hält seinen Athem zurück, und sie versinken in ihr Nichts ... sind, als wenn sie niemals da gewesen wären. Ein einziger Mensch jetzt weniger in der Welt; und die Kirche und ihre heilige Lehre triumphiren, die Finsterniß zerstreut sich und die Sonne der Gerechtigkeit erfreuet wieder mit ihren Alles belebenden Strahlen die Herzen aller Rechtgläubigen!

14. Theodosius war eben von einer Reise nach Ephesus zurückgekommen. Um sich mit der Jagd zu belustigen, besteigt er das Pferd; aber dieses wird



scheu, geht mit seinem Reiter durch, springt in den kleinen Fluß Lycus, wirft endlich den Kaiser ab, und Theodosius, der durch den Fall sich das Rückgrat zerbrach, ist wenige Stunden nachher **eine Leiche**.

15. Theodosius starb in dem 50sten Jahre seines Alters, in der Nacht vom 28. auf den 29. Julius des Jahres 450. Seit dem Tode seines Vaters Arcadius hatte zwei und vierzig Jahre und 3 Monate lang der kaiserliche Purpur ihn geschmückt. Ob er je regiert und mithin wie lange er regiert habe, dies ist schwer zu bestimmen. Seine Kindheit war die glänzendste Periode seines Lebens. Daß Er, wahrscheinlich nur zum Gehorchen und nicht zum Herrschen geboren, stets blos fremden Impulsionen folgte: dies möchte vielleicht ihm noch zu verzeihen seyn. Aber daß Er, dem eine holde Schwester, eine heilige, hoch erleuchtete Pulcheria und die in zartem, jungfräulichem Alter schon so große Proben ungewöhnlichen Regententalentes gegeben hatte, so nahe zur Seite stand, dennoch ein willenloses Werkzeug in den Händen elender Kämmerlinge und Verschnittenen ward: dies kann nur der **Allerbarmer** ihm verzeihen. — Als Privatmann waren seine Sitten rein und tadellos; aber als Regent gehört er zu den unbedeutendsten Fürsten des ohnehin an großen Männern so unfruchtbaren, byzantinischen Kaiserhauses; und namenlos und gleich einem Schatten, der nie eine Spur hinter sich zurückläßt, würde er durch das Leben geschritten seyn, wenn nicht seine eigene Schmach und Attila's Ruhm sein Andenken in der Geschichte verewiget hätten. Doch längst schon hat die Wage des Weltrichters ihn gewogen. Vierzehn Jahrhunderte stehen zwischen Ihm und Uns. Friede also mit seiner Asche und eine fromme Thräne des Mitleidens seinem Andenken!

---

liche Sanktion zu verschaffen, war die erste Sorge des Dioscorus, sobald er in Constantinopel angekommen war. Mit den Akten des Conciliums konnte er nun eben so eigenmächtig und mit der nämlichen Willkühr verfügen, mit welcher er auch das Concilium selbst und dessen Verhandlungen beherrscht hatte. Waren nun die Protokolle von seinen Notarien schon im Niederschreiben verfälscht worden; so war jetzt in den Abschriften beinahe kein einziges wahres Wort mehr zu finden. Was also dem Kaiser vorgelegt wurde — und was durfte man diesem nicht vorlegen! — war demnach nichts, als ein Gewebe von Lug, Trug, Verfälschung und Arglist. Theodosius, der unaufhörlich das Beste wollte und stets das Schlechteste that, nahm nun keinen Anstand ein Edikt zu erlassen, worin er Allem, was auf dem Concilium in Ephesus geschehen war, seine Sanktion ertheilte, die Beschlüsse desselben in Vollziehung zu setzen oder aufrecht zu erhalten gebot, und auf Eingebung des Chrysaphius oder Dioscorus, gegen die abgesetzten Bischöfe noch manche harte, ja wohl grausame Verordnung hinzufügte.

2. Flavian war als ein Märtyrer gestorben; mit seinem Blute hatte er für den heiligen Glauben gezeuget. Befremden dürfte es uns daher nicht, wenn bei seinem Tode sogleich irgend ein Zeichen oder Wunder geschehen wäre. Und wirklich geschah so etwas dergleichen. Dioscorus nämlich erschrack heftig bei der Nachricht von dem Tode des Heiligen; und was bisher noch nie geschehen war, geschah jetzt. Eine leichte Schamröthe überflog die schamlose, mit dem Griffel jedes Verbrechens gezeichnete Wange des schamlosesten aller Menschen. Dioscorus getraute sich nicht, die Nachricht sogleich bekannt zu machen. Er suchte im Gegentheil jetzt auf alle Weise, dieselbe noch einige Zeit geheim zu halten und that dieses

wirklich mit so gutem Erfolge, daß der Tod des heiligen Patriarchen erst gegen Ende des Novembers in Constantinopel bekannt ward.

3. Das ganze Volk von Constantinopel, der bei weitem größte Theil der Geistlichkeit, alle Klöster und ihre Vorsteher und selbst mehrere Großen am Hofe hingen mit Treue und Ergebenheit an ihrem ehemaligen, heiligen Patriarchen. Theodosius befürchtete einen Volksaufstand, und beschloß daher, den erledigten Patriarchenstuhl so schnell als möglich wieder zu besetzen. Er befahl also dem Dioscorus und den in der Hauptstadt anwesenden Bischöfen, mit Zuziehung der Geistlichkeit der Kirche von Constantinopel, unverzüglich zu der Wahl eines neuen Patriarchen zu schreiten. Aber unmöglich konnten zwei von einander ganz verschiedene Parteien sich so leicht über eine solche Wahl verstehen. Die Geistlichkeit von Constantinopel nämlich wollte durchaus einen solchen Patriarchen, von welchem sie überzeugt wäre, daß er den Verstorbenen geliebt hätte, dessen Asche noch ehrte und dessen Grundsätzen und Lehre nicht minder getreu bleiben würde. Dioscorus und seine Bischöfe im Gegentheil wünschten nur einen solchen auf den Patriarchenstuhl zu erheben, von welchem sie die Überzeugung hätten, daß er ihres Gelichters wäre, sie ihn mithin den Ihrigen zuzählen könnten. Da man sich nicht verstehen konnte, und doch, wie wenigstens der Kaiser glaubte, keine Zeit zu verlieren war; so befahl Theodosius, den neuen Patriarchen aus den fremden jetzt gerade in Constantinopel anwesenden Geistlichen zu wählen.

Coteh. p. 66. et 67.

4. Die Wahl fiel auf Anatolius, einen Priester der Kirche von Alexandrien; und Dioscorus mit Zuziehung einiger Bischöfe ertheilte ihm sogleich die bischöfliche Weihe. Daß Anatolius ein Priester der Kirche des Dioscorus war, und auch von diesem zum





